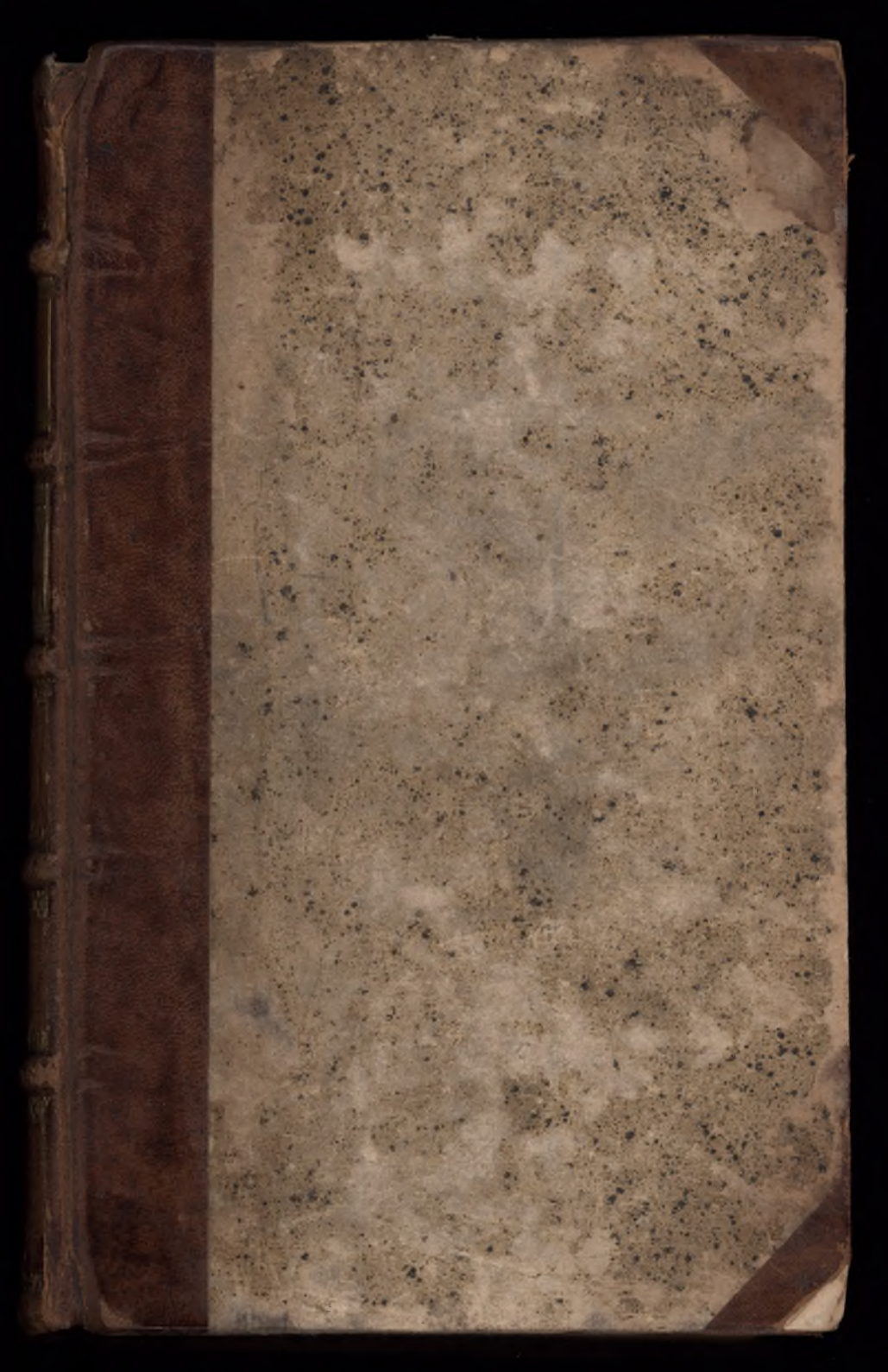
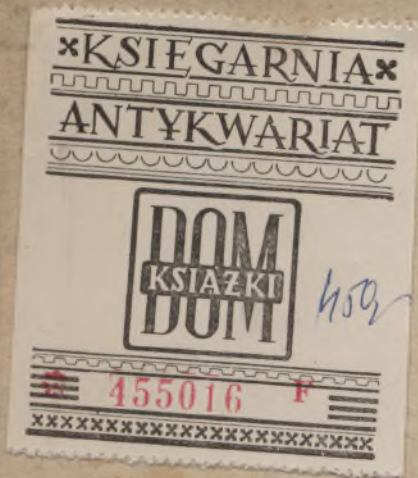






WIMBP
Opole
2236st

2180st/LXV



No. 522.

Magisford
gi Palschuan





J. Gundlach del.

J. Halle sculps. Berol. 1799.

Ökonomisch = technologische Encyclopädie,

oder
 allgemeines System

der
 Stats = Stadt = Haus = und Land = Wirthschaft,
 und der Kunst = Geschichte,
 in alphabetischer Ordnung;

von
 D. Johann Georg Krüniz,

der k. k. ökon. Gesellsch. in Krain, der russisch = kaiserl. freyen ökon. Gesellsch.
 zu St. Petersburg, und der kurf. mayn. Akad. der Wissensch. Mitglied, der märk.
 ischen ökon. Gesellsch. zu Potsd. Ehren = Mitglied u. Correspondent, der kön.
 preuß. gelehr. Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beyfizer, der Gött. deutsch. Gesellsch.
 der Oberlausitzer Bienenengesellschaft, und der kurfürstl. ökon. Soc. in Leipz.
 Ehren = Mitglied, wie auch der ökon. patriot. Soc. in Schles.
 ordentliches Mitglied und Correspondent.



Fünf und sechzigster Theil,
 von Lar bis Lauer.

Mit 23 Kupfertafeln auf 52 Bogen.

Mit Königl. Preussischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1794.

in der Buchhandl. des kön. preuß. geh. Commerzien = Rathes Pauli.



L. 2.

Lar, siehe Laren.

Lar, Laar, eine Stadt in Persien, in der Provinz Ohermes, von der sie sowohl, als der Provinz Laristan, die Hauptstadt ist. Sie liegt in einer Ebene, die mit Bergen umgeben, und mit vielen Bäumen, insonderheit Palmen, Pomeranzen, Citronen und Tamarinden ganz bedeckt ist, dergestalt, daß man sie von weitem für ein Dorf halten sollte, welchem sie auch, da sie offen (ohne Mauern) ist, ähnlicher sieht, als einer Stadt. Sie ist nicht groß, und auch nicht sonderlich gebauet; doch hat sie sehr schöne, breite, und mit großen, sehr ebenen Steinen gepflasterte und gut bedeckte Bazars. Sie wird von einem Citadell, welches auf einem steilen Felsen liegt, und zu dessen Thor nur ein einziger, in Fels gebauener, Weg führt, und welches zugleich auch die Verwahrung der Stats-Gefangenen ist, beschützt. Sie ist ein wichtiger Handels-Platz, wo viele Seiden-Manufacturen und die besten Feuer-Röhre in ganz Persien gemacht werden;
 Def. technol. Enc. LXV Th. A den;

den; auch wird, wie Thevenot versichert, daselbst gutes Schieß-Pulver gemacht. Hiernächst ist daselbst der gewöhnliche Sammel-Platz der Karavanen, die aus Persien und Caramanien, und von andern Orten nach Persien ziehen, deswegen finden sich auch in dieser Stadt sehr viele Kaufleute von verschiedenen Nationen, als: Persianer, Armenianer, Araber, Heiden, Benjanen und Juden, ein. Die Letztern sind insonderheit daselbst in großer Anzahl anzutreffen. Unter den europäischen Nationen haben die Holländer ein eigenes Haus und Comtoir daselbst, welches wohl gebauet ist. Nahe bey dieser Stadt ist ein Gebirge, aus welchem ein herrliches Oehl, oder ein köstlicher Balsam, durch eine kleine Alder ausschwißt, welcher die höchste Medicin wider alles Gift ist. Die Perser nennen diesen Balsam Mummy Kobas; siehe Mummie. Er wird im Junius, und zwar nur für den Schach, aufgesammelt, welcher auch eine starke Wache dabey hält, und bisweilen etlichen Personen, die er sehr werth hält, etwas davon zum Geschenk giebt.

Lar, Lari, Larin, eine Münze; s. Larin.

Lararium, s. Laren.

Lärche, (die) der Lärchenbaum (*), Lärbaum, Leerbaum, Leertanne, (weil der Stamm während des Winters von Blättern entblößt und leer ist.) Lierbaum, in Schlessen Lohrbaum, die Lerche, der Lerchenbaum, die Lerchtanne, Lorchbaum, Rothbaum, (wegen der rothen Farbe des Holzes,) Schönholz, Griech. Λαρίξ, L. Larix, im mittlern Lat.

Lare-

(*) Da der Name dieses Baumes mit der Lerche nichts gemein hat, (wiewohl Einige die Benennung Lärchenbaum von der gestreiften Farbe der jungen Stämme und Aeste, und von der Ähnlichkeit mit dem Kopfe einer jungen Lerche herleiten wollen,) so schreibt man ihn, wegen der Verwandtschaft mit den ältern Namen fremder Völker, billig mit einem L.

Lareus; Ital. Larice; Fr. Larege, Mélese, Meleze, Mesle, la Larche, la Lerche in der Franche Comté und dem an Frankreich gränzenden Theile der Schweiz; Engl. Larch-Tree; eine Art Tangel; oder Nadel-Holzes mit vielen unzählbaren Nadeln, welche wie ein Quast aus einem Puncte und aus einer Scheide wachsen, welches aber von den übrigen Nadel-Hölzern darin abweicht, daß es seine Nadeln im Herbst fallen läßt, und im Frühlinge andere treibt; auch sich von andern Nadel-Hölzern durch seine vorzügliche Festigkeit des Holzes, besonders zum Bauen, und wo man sonst recht zähes Holz nöthig hat, unterscheidet.

Daß Tournefort, und auch einige neuere Schriftsteller den Lärchenbaum als eine eigene Gattung vorgetragen, Andere aber mit Linné diesen mit der Fichte und Tanne vereinigt haben, und in wie fern diese Bäume mit einander übereinkommen, oder von einander unterschieden sind, habe ich bereits bey der Fichte, im XIII Th. S. 267, fgg. angemerkt. Ich wiederhole nur, wie die zwey bey einander liegenden Samen bey dem Lärchenbaume und der Tanne von einer zweyfachen, bey der Fichte aber nur von einer Schuppe bedeckt werden, und daher, wenn dieses Unterscheidungs-Zeichen, wie Trevis (*) anzurathen scheint, einige Achtung verdienen sollte, und man die Gattungen daraus bestimmen wollte, der Lärchenbaum mit der Tanne, Abies, vereinigt werden müßte, wie Böhmer in den Ludwigschen Definitionen

N 2

tionen

(*) CPH. JAC. TREW obs. sistens Cedri montis Libani characteres cum illis Laricis, Abietis, Pinique comparatos, R. n. e. R. T. in Nov. Act. phys. med. Acad. Caes. N. C. To. I. (Norimb. 1757, 4.) obs. 101, S. 409 — 437.

Eb. Dess. Cedrorum Libani historia, eorumque character botanicus cum illo laricis, abietis pinique comparatus, Norimb. 1757, 4.

tionen auch gethan hat. Hr. v. Haller hat in der ersten Ausgabe der schweizerischen Pflanzengeschichte die drey Tournefortischen Gattungen beygehalten, in der neuen aber ist er dem Linné gefolgt. In dem Verzeichnisse der göttingischen Pflanzen vereinigt er den Lärchenbaum mit der Tanne, und führt die Fichte besonders an. Wenn man den Unterschied der Gattungen nicht von der Blüthe und Frucht entlehnen müßte, würde der Lärchenbaum von den verwandten leicht abgesondert werden können, indem dieser nicht immergrünend, sondern den Winter über kahl ist, und in jedem Frühlinge neue Nadeln hervor treibt. Linné hat auch nur eine, Dill. Roi aber zwey, wirklich verschiedene Arten des eigentlich sogenannten Lärchenbaumes angeführt, nämlich: den gemeinen, und den nordamerikanischen so genannten schwarzen.

I. Der gemeine, oder der europäische Lärchenbaum, den man auch, wenn man ihn mit den Fichten-Arten vereinigen wollte, die Fichte mit abfallenden Blätterbüscheln nennen könnte, *Larix folio deciduo conifera J. Bauh. & Duham.* *Pinus Larix, foliis fascicularis obtusis Linn.* *Pinus foliis fascicularis deciduis Hall.* *Larix foliis deciduis, conis ovatis obtusis Mill.* *Abies foliis fascicularis obtusis Gmel.* Engl. Common Cone-bearing Larch-Tree, der König der Nadel-Hölzer, und nebst der Weiß-Tanne, unter den deutschen hohen Nadel-Hölzern, der ansehnlichste und schönste, auch zugleich der nützlichste Baum, wächst in Böhmen, Schlesien, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, der Schweiz auf Bergen von mittlerer Höhe, ferner in Frankreich, Ungarn auf den karpathischen Gebirgen, und in Sibirien, besonders auf erhabenen Gegenden dieser Länder, hingegen selten in der Ebene. Er treibt unter den Nadel-Hölzern, bey uns am stärksten und frühesten, nämlich im März, und seine Wurzel hat mit der Weißtanne:

Wur-

Wurzel viele, und fast die meisten Eigenschaften gemein; er treibt auch tief, und tiefer in den Grund, als die Weiß- und Roth-Tanne, daher er auch nicht leicht vom Winde umgeworfen wird. Der Stamm ist gerade, schlank, und wächst sehr geschwinde; ja, er kann, nach Beschaffenheit des Bodens, in einem einzigen Jahre öfters 4 bis 5 Fuß schießen, folglich ist er eben so schnellwüchsig, als Tannen, Fichten und Kiefern nur immer seyn mögen. Die Aeste hängen, wie bey den Fichten, über einander hin, und biegen sich etwas abwärts gegen die Erde. Die Rinde ist ziemlich stark und dick, braunroth, und bekommt, wenn der Wuchs stark ist, äußerlich viele Risse; sie ist der Rinde der gemeinen Kiefer sehr ähnlich. Das Holz ist hart, braunroth, oder auch rothgelblich, zuweilen weiß, obgleich Hr. v. Haller (*) solches nicht zugeben will. Gesundes Holz ist vielleicht niemals weiß; wenn es aber die harzigen Bestand-Theile verloren hat, kann es wohl eine fremde Farbe annehmen. In der Schwere hat ein Kubik-Fuß grünes Holz 41 Pfund 2 Quent; und ein Kubik-Fuß trocknes Holz, 26 Pfund 1 Loth und 2 Quent, und ist also schwerer als Fichten- und Kiefern-Holz. Der Splint ist weißlich. Die Blätter, oder Nadeln, 10, 12, auch mehrere, entspringen aus einem gemeinschaftlichen Punkte, machen unter sich ein Büschelchen, und dergleichen Büschel sitzen rund um die Zweige herum; sie sind hellgrün, ihrer Gestalt nach schmahl und zugespitzt, obgleich verschiedene Schriftsteller dieselben als stumpf beschreiben, und fallen gegen den Winter ab (**). Wenn diese Büschel im Frühlinge hervor brechen, haben sie einen sehr angeneh-

N 3

neh:

(*) Hist. Rarp. Helv. To. II.

(**) Der Lärchenbaum und die *Cupressus disticha Linn.* sind, so viel man weiß, die einzigen bekannten Nadelhölzer, welche im Herbst ihr Laub verlieren. Der Lärchenbaum, welcher

nehmen Geruch; und deswegen pflegen die Bewohner derjenigen Gegenden, wo er, wie z. B. in Ungarn, häufig anzutreffen ist, die Zweige in die Stuben zu setzen, so wie bey uns der Landmann diese für Förste schädliche Gewohnheit mit Birken-Stämmen oder sogenannten Mayen unternimmt.

Dieser Baum gehört, nach Linné, unter die Classe derjenigen, welche ihre männliche und weibliche Blüthen auf Einem Stamme tragen. Die männlichen Blumen sind in Gestalt eines kleinen zirkelförmigen Ballens an einem gemeinschaftlichen Stiele befestigt, und bestehen aus vielen kleinen Schuppen, deren jede zwey gelbliche Staubbeutel führt. Sie erscheinen zu Ende des März, oder im Anfange des Aprils, vor dem Ausbruche der Blätter aus den Augen der Blätterbüschel. Eben dieses gilt von den weiblichen Blumen, welche an denselben Zweigen neben einander als kleine, längliche, schuppige Zapfen sitzen, und theils gelblich, theils röthlich, theils purpurfarbig sind; sie bestehen ebenfalls aus kleinen Schuppen, davon die äußere länglich und mit drey Spitzen versehen ist, deren mittlere als ein feiner Faden hervor raget, die innere aber mehr rundlich ist. Ist die Befruchtung durch den Samenstaub gehörig geschehen, so werden die Frucht-Zapfen im October und Anfange des Novembers reif, und stehen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe. Ihre Größe beträgt in der Länge etwas über einen, und die Breite auf einen Zoll. Dexters, wenn der Trieb des Baumes stark ist, wachsen aus den Spitzen der Zapfen neue Zweige.

Ueber die sprossenden Früchte des Lärchenbaumes, findet man in dem vom Reg. Rath Lichtenberg zuerst her-

cher so viel harigen Saft enthält, dient zum Beweise, daß die Menge des Harzes nicht die Ursache des immerwährenden Grüneins seyn könne.

herausgegebenen, und vom Prof. Voigt zu Gotha fortges. Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgesch. 4 B. 2 St. (Gotha, 1787, 8.) S. 107, fgg. folgende Beobachtung von Hrn. Reygner.

Hr. Reygner ging zu Ausgang des Herbstes in einem englischen Garten im Geldernschen spazieren, und bemerkte, daß alle daselbst befindliche Lärchenbäume über ihren Früchten kleine Zweige hatten. Ueber diese Sonderbarkeit betroffen, pflückte er mehrere ab, und sahe, daß sie sprossend waren. Sie wichen in Absicht ihrer äußern Gestalt nicht von den gewöhnlichen ab, waren aber viel kleiner, und trugen keinen Samen. Ueber ihrer Spitze erhob sich ein kleiner Zweig von 4 bis 8 Zoll und drüber, hoch, sehr gut beblättert und frisch im Wachsthum. Dieser Zweig war eigentlich ein Fortsatz von der Axt des Zapfens, und hatte auch dieselbe Stärke. An seinem Fuße war er mit einer Art von Wulst umgeben, der aus nicht sonderlich entwickelten Schuppen bestand. Es hält schwer, diese Konfosität von einem Fehler des Fruchtknotens herzuleiten, weil alle Früchte der hier befindlichen Lärchenbäume sprossend waren. Man kennt nur zwey äußere Ursachen, welche Einfluß auf die Pflanzen haben können, nämlich: die Wirkungen der Elemente, und den Stich der Insecten; allein alle Auswüchse dieser letztern Art haben eine Art von Ungestaltlichkeit an sich. Der Lärchenbaum wächst ohne Unterschied in jedem Boden, zwischen den dürresten Felsen und auch im besten Erdbreich, im Moosgrunde und selbst in Sümpfen, wo er fast halb im Wasser steht; und allenthalben kommt er gut fort, ohne die obige Sonderbarkeit zu zeigen. Der Boden, wo der hier beobachtete wuchs, war sandig. Die Luft muß also wohl einen Aufschluß über die Erscheinung geben, da ihn die Erde versagt, so wie man überhaupt eine Menge Natur-Begebenheiten aus diesem Element erklärt hat, die vor der Entdeckung der künstlichen Luft-Arten völlig räthselhaft waren.

„Die fixe Luft begünstigt, wie man weiß, das Wachsthum der Pflanzen ungemein, und giebt ihnen eine ganz besondere Lebhaftigkeit. Diese Wirkung bringt sie vermuthlich in sofern bey ihnen hervor, als sie ihnen eine reichlichere und mit ungleichartigen Theilen weniger vermischte Nahrung darreicht. Diese Nahrung ist die Luft-

Säure, welche den Grundstoff aller Salze ausmacht, und sich in eben dem Maße kräftig erzeugt, in welchem sie von der Vermischung fremder Substanzen frey ist. Bey dieser Voraussetzung ist es nun nicht schwer zu begreifen, daß ein Alpen-Gewächs, welches in einer dünnen und von entzündbarer Luft weit mehr als von fixer, geschwängerten Atmosphäre zu Hause ist, und daher eine diesem Klima angemessene Beschaffenheit hat, allerdings einige Veränderung erleiden muß, wenn es in eine niedrigere und morastige Gegend kommt, wo die Atmosphäre mit einer sehr beträchtlichen Menge Luft-Säure gesättigt ist. Diese so überflüssige Nahrung wirkt denn unstreitig auf seine Organisation, und die Frucht, welche derjenige Theil ist, wo sie ihre größte Wirksamkeit äussert, wird der erste Gegenstand seyn, an welchem man jene Veränderung bemerkt. Hr. Reynnier giebt indeß diese Erklärung für nichts als eine bloße Vermuthung aus, die sich auf keine Versuche gründet, aber dabey doch nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist.“

Die äußerlichen Schuppen dieser Zapfen sind länglich, dreyspitzig, kürzer als die innern, und haben einen, aus der Mitte hervorragenden feinen Stachel, welcher den ganzen Zapfen rauh macht. Die innern Schuppen sind stumpf und sehr kurz; sie werden aber, fast bis zur Reife des Samens, immer größer, und erhalten eine grüne Farbe.

Unter jeder Schuppe eines solchen reif gewordenen braungelblichen Zapfens liegen zwey geflügelte Samenkörner, welche aber nicht groß, und gegen den Tannen- Fichten- und Kiefern-Samen gerechnet, klein sind; sie sind die leichtesten und kleinsten unter den Nadel-Hölzern, so daß von ihnen, nach den angestellten Proben, 76800 Körner auf ein Pfund-Gewicht gehen sollen. Im Geschmacke gleichen sie den Pinien, und werden deswegen von Vögeln, und vornehmlich den Meisen-Arten vorzüglich geliebet und aufgesuchet, welche letztere sie mit besonderer Geschicklichkeit zwischen den Schuppen heraus hohlen, indem sie die Zap-

Zapfen zwischen die schuppige Rinde des Stammes zwingen, und alsdann durch das öftere Hacken mit dem Schnabel die Schuppen lösen. Die Zapfen fallen nicht alle Jahre ab, und man findet also an Einem Aste alte und junge Zapfen, jene leer, diese mit Samenkörnern angefüllt. Sind die letztern noch im Frühlinge verschlossen und mit Samen versehen, so ist der Grund hiervon wohl in der abwechselnden Witterung zu suchen.

Wegen der weißen, rothen und röthlichen Blüthen, haben Einige verschiedene Sorten und Variationen dieses Lärchenbaumes annehmen, und behaupten wollen, wie solche beständig einerley Farbe zeigten; Andere haben solche für zufällig gehalten, und den Grund davon in der Stärke oder Schwäche des Baumes suchen wollen. Miller erwähnt Bäume mit weißen und rothen Blüthen, die sich nach der Farbe der Blätter voneinander unterscheiden, indem diese bey den weißen Blüthen heller, bey den rothen aber dunkler ausfallen. Bäume mit weißen Blüthen haben demselben auch niemahls so stark, als die übrigen, geschienen. Beckmann, in den Versuchen von der Holz-Saat, erwähnt einen weichen und harten Lärchen-Baum; bey jenem sollen die Blüthen anfangs roth und purpurfarbig seyn, endlich aber braun werden; bey diesem aber anfangs grün, und zuletzt gelblich erscheinen; der weiche soll auch die Nadeln zeitiger und schon im October, der harte aber erst in der Mitte des Novembers, fallen lassen. Hr. du Roi (*) ist auf diese Verschiedenheit besonders aufmerksam gewesen, und hat die weiblichen Blüthen oder sogenannten Zapfen bald weißgelblich, bald hellroth, bald purpurfarbig, bemerkt, und zugleich wahrgenommen, daß

U 5

die

(*) S. Dessen Farbliche wilde Baumzucht, 2 B. (Brschw. 1772, gr. 8.) S. 66, 199.

die Nadeln derjenigen Stämme, welche weißgelbliche Blüten trugen, in ihrem Bau feiner und von Farbe heller, als bey den übrigen beyden, ausfielen, und sowohl die Blüte als der reif gewordene Zapfen kleiner, als bey andern von gleichem Alter, war, dabey aber auch bemerkt, daß viele dergleichen Bäume nach etlichen Jahren abgestorben sind; daher Derselbe höchst wahrscheinlich urtheilt, daß die mehr schwache Farbe der Blüten und Nadeln eine Schwäche des Baumes anzeige. Es ist demnach diese Verschiedenheit der Blüte sowohl, als auch des Holzes, für unbeständig anzusehen, und die Vermuthung, daß durch den Samen, Bäume mit gleichfarbigen Blumen zu erhalten seyn, fällt folglich von selbst weg. Dñ Hamel will zwar bemerkt haben, daß in der Provence weißes und rothes Lärchen-Holz; beydes bey gesunden Stämmen angetroffen werde, und diese Verschiedenheit der Farbe von dem verschiedenen Alter der Bäume herleiten; Dñ Roi aber erinnert nicht unbillig, daß dieses mit gleichem Rechte von ihrer Schwäche hergeleitet werden könne, zumahl, nach Dñ Hamels Berichte, das rothe Holz viel harzreicher, als das weiße, gewesen ist.

Der vielfache Nutzen des Lärchenbaumes verdient alle Achtung, deswegen ist solcher auch bereits in verschiedenen Gegenden angebauet worden, und es wäre zu wünschen, daß der Anbau noch weiter vermehrt würde. Dieser Baum treibt bisweilen Schößlinge aus den Wurzeln; man schätzt aber diejenigen Bäume höher, die aus Samen kommen. Der Same, welcher zu Ende des Octobers reif ist, und mit dem Anfange des Novembers in seinen Zapfen eingesammelt werden muß, kommt zwar in allerley Arten von Erdräthe fort, und die daraus erzogenen Stämme wachsen ohne viele Wartung gedeihlich; doch ist in einem thonigen, kaltgründigen, insonderheit in nassem Boden,

den, das Wachsthum schlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermischten, allenfalls auch steinigem, Erdreiche. Daß er auch in dem letztern Wurzeln schlagen kann, beweiset, nach Dñ Roi Versicherung, der einige Zoll hoch mit grobem Gries (Grand) überfahrne harblesche Garten, in welchem noch jährlich aus den von den Bäumen abgefallenen Samen Körnern viele junge Pflanzen freiwillig entsprossen sind.

Beim Aussäen kommt es aber, um nicht Zeit zu verlieren, und die Mühe vergeblich anzuwenden, auf die Güte und Vollkommenheit des Samens hauptsächlich an, wenn man eine gehörige Anzahl junger Stämme erhalten will. Um hierin sicher zu gehen, ist die Erforschung durch das Wasser das bequemste und beste Mittel, und es wird schwerlich eine Hülfe, welche auf der Fläche desselben als ein leichterer Körper schwimmt, aufkeimen. Man verliert zwar dadurch etwas, und vielleicht zu einigen Zeiten ziemlich viel, da der Same alle Jahre nicht gleich gut gerathen kann, allan man kann nach der angegebenen Handlung seine Erwartungen gewisser befriedigt zu sehen hoffen, und zugleich eine unnöthige Bemühung und eine Stelle des Landes ersparen. Die Liebhaber haben hin und wider, jeder nach seiner Vorschrift, die Aussäung des Lärchenbaum-Samens versucht. Einigen sind ihre Versuche geglückt. Andern sind durch den schlechten Erfolg von weitem Proben abgeschreckt worden.

Zuförderst verdient die Art und Weise, die Samenkörner aus den Zapfen zu erhalten, Aufmerksamkeit. Man findet bey den Schriftstellern hiervon verschiedene Angaben, sie lassen den Leser aber auch am Ende in Zweifel, welche Methode unter den vorgeschlagenen die bequemste und zuträglichste sey. Die beste und der Natur gemäße, ist wohl die, daß man die Zapfen so lange liegen lasse, bis die Schuppen

pen sich von selbst öffnen, und den Samen fallen lassen; allein, da das Harz leicht zwischen denselben flüssig wird, so kann dadurch die Spitze des Samenkornes zwischen den Schuppen noch mehr befestiget werden, und diese Bemühung unnütz machen. Man kann und will mit dem Aussäen nicht allezeit Jahr und Tag warten, und es fällt also dieser Versuch, wegen seiner Langwierigkeit und Unbequemlichkeit, von selbst weg. Am leichtesten hingegen erreicht man seinen Endzweck, wenn man die Zapfen kurze Zeit vorher, ehe man das Säen unternehmen will, einige Tage im Wasser erweicht, sie auf Brettern ausbreitet, und durch die Sonne trocknen und aufplatzen läßt, oder auch eben dieses durch die Wärme, die sich in geheizten Treibhäusern findet, verrichtet. Die Zapfen werden dadurch dürrer, öffnen sich, und man kann den Samen sehr leicht ausschütteln. Einige wollen zwar dieses Trocknen geschwinder bewerkstelligen, wenn sie, anstatt in dieser angerathenen mäßigen Wärme die Zapfen zu trocknen, dieselben der Hitze des Ofens aussetzen; sie verlieren aber dadurch offenbar, da durch diesen stärkern Grad der Wärme die oehlichen Harz-Behältnisse des Samenkornes zersprengt und zusammengezogen werden, der Keim der künftigen Pflanze folglich vertrocknet, und der Same niemals aufgeht. Man kann indessen diese Absicht erreichen, wenn man die gesammelten Zapfen, der Länge nach, in vier Theile durchschneidet, oder mit einem schmalen Messer oder Meißel durchschlägt, und die Samenkörner unter den Schuppen mit einem Messer losbohren läßt, obgleich nicht zu läugnen ist, daß dabei auch allezeit viel guter Same verloren geht.

Das Aussäen des gewonnenen (oder von sichern Personen gekauften) Samens geschieht folgender Gestalt. Man wählt ein ohne frische Düngung wohl gegrabenes und aufgelockertes Garten-Beet oder Stück

Stück Landes, macht es fein gerade, und säet im Frühlinge, oder, wenn man den Samen noch im Herbst erhalten kann, noch besser zu dieser Jahreszeit, den Samen oben auf das Feld und zwar etwas weirläufig (*), damit die künftigen Pflanzen nicht klumpenweise zu stehen kommen, sondern zum Besten Platz behalten. Ueber diesen Samen streuet oder siebet man hierauf, einen halben Zoll hoch, weissen oder andern reinen Sand, der aber in seinen Körnern nicht zu klein seyn muß, weil ihn sonst ein einziger etwas starker Wind von seiner Stelle weg, und auf eine andere zu häufig führen würde; und wenn es (ein sonst seltener Fall!) an Sande fehlen sollte, so kann man auch, an statt desselben, die trocknen abgefallenen Nadeln von Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen, zum Ueberstreuen gebrauchen. Dieses Aufstreuen des Sandes, oder alter Nadeln, ist der Bedeckung mit Erde deswegen vorzuziehen, weil

(*) Bei Anlegung ganzer Waldungen, werden 10, 12, 13 bis 14 Pfund Samen auf einen Morgen von 120 □ Ruthen erfordert. Da ein etwas magerer Boden festeres und dauerhafteres Holz erzeugt, als der fette Boden, so gilt auch dieses bey dem Lärchen-Holze. Ein melirter warmer lockerer Sand-Boden, der in einer gemäßigten, lieber zu kalt, als zu warmen Lage sich befindet, ist dem Lärchen-Holze am zuträglichsten. Es ist ein großer Unterschied zwischen kaltem Boden, und kalter Lage des Bodens; und man trifft, vornehmlich in Gebirgen kalte Lagen, Nord-Seiten, an, welche doch keinen kalten Boden, sondern einen melirten Sand haben, und dieser ist es, welcher hier gemeint wird. Da alles Nadel-Holz einen größern Grad Kälte, als Nadel, ertragen kann, so wähle man, wo man eine Nord-Seite, Nord-Ost- oder Nord-West-Seite mit melirtem Sand-Boden antrifft, diesen zur Lärchen-Saat. Ist der Boden sehr verrasert, so darf nur der obere Fils mit Hacken leicht abgeschärft werden, so ist derselbe zum Empfang des Samens tüchtig genug; denn ein ungesackter, sehr lockerer Boden taugt nicht, weil in demselben die dünnen Wurzeln nicht fest genug stehen, und die aufgekeimten Pflanzen von dem geringsten Regengusse weggeschwemmet, oder von einem harten Froste mit dem lockern Boden in die Höhe gezogen werden.

weil der junge aufkeimende Stamm diese allezeit locker bleibende Decke viel leichter durchdringen kann, welches aber eine in einander gepackte Erde nicht so gut erlauben würde (*). Bis dahin, daß die jungen Pflanzen mit ihren langen Stielen in die Höhe gekommen sind, und ihre ersten 6 bis 8 Nadeln ausgebreitet haben, hat man weiter nichts zu bearbeiten; denn zum Begießen schreitet man nicht eher, als bey großer Dürre, und mit der Vorsicht, daß es nicht bey Sonnenschein, sondern allenfalls des Abends, geschehe. Alles Nadel-Holz verträgt überhaupt das Begießen nicht gern, und man thut dasselbe also nur im höchsten Nothfalle. Große Hitze und strenger Sonnenschein bekommt den ganz jungen Pflanzen auch nicht wohl, und es ist daher anzurathen, daß man die Samen-Beete so auswähle, daß keine Mittags-Sonne dieselben treffe; wosern dieses aber nicht zu vermeiden ist, so kann man zur Mittagszeit bey Sonnenschein, vermittelst einer auf kurze Pfähle und Quer-Latten ausgebreiteten Stroh-Decke sie überdecken, in der übrigen Zeit aber sie frey und unbedeckt stehen lassen, damit sie Kühlung und den fruchtbaren Thau genießen.

Der Same, wenn er gut und schwer ist, pflügt im Frühlinge nach Verlauf von 4 bis 5 Wochen aufzugehen, wie solches fast bey allen Gattungen des Nadel-Holzes geschieht. Im ersten Sommer schießen die jungen Bäumchen 4 bis 5 Zoll hoch, und behalten in dem ersten Winter ihre noch nicht zur Vollkommenheit gediehenen einzelnen Nadeln, welches besonders merk-

(*) Vielleicht ließen sich auch, an statt des Sandes, Sägespäne gebrauchen, wosern nicht etwa die daraus erfolgende Länge den jungen Stämmen zu scharf ist, da solche, wie bey allem Nadel-Holze, ohnedies geneigt sind, dicht an der Oberfläche des Erdreiches anzufaulen, und sodann umzufallen.

merkwürdig ist, daß sie in den folgenden allezeit ihre Blätter verlieren. Den Winter hindurch bleiben sie ohne Bedeckung stehen, denn sie können die Kälte vertragen. Sollten jedoch starke Fröste ohne Schnee sich einsinden, so äußert sich in dem darauf folgenden Frühlinge wohl der Umstand, daß, da die Oberfläche des Bodens durch die gefrorenen Feuchtigkeiten in die Höhe getrieben ist, und diese bey der Auflösung derselben in solcher Richtung einige Zeit erhaben bleibt, die jungen Pflanzen dadurch ebenfalls mitaushoben, und mit ihren zarten Wurzeln losgemacht und von Erde entblößet werden. Dieses Uebel trifft zwar bey allen jungen Bäumen ein, nur ist es bey zarten Nadel-Hölzern merklicher schädlich, als bey Laubholz-Gattungen, bey welchen letztern die Wurzeln tiefer fassen, und dem Stamme mehr Hältniß und Nahrung geben. Um den hieraus zu befürchtenden Schaden zu verhüten, darf man nur bey der ersten gelinden Witterung mit dem Finger das Erdreich um die jungen Stämme niederdrücken, und dadurch dieselben mit ihren Wurzeln von neuem befestigen; auch ist es gut, wenn man hiernächst ein wenig frische und lockere Erde auf das Land herum streuet.

Nach dem Auslaufen der jungen-Bäume, und überhaupt so lange sie noch nicht zu einer guten Größe gekommen sind, daß ihre Wurzeln ihre Nahrung tiefer herauf hohlen, muß der Platz, so viel als möglich, von Unkraute rein gehalten werden. Das Ausgäten geschieht aber nur durch vorsichtige Leute, damit sie die zarten Wurzeln nicht mit beschädigen. Auf einem auf solche Art behandelten Beete können die jungen Lärchenbäume bis zum dritten Frühlinge zur Verstärkung stehen bleiben, in welcher Zeit sie eine Höhe von 2 bis 3 Fuß erhalten. Alsdann, und zwar am Ende des März, oder mit Anfange des Aprils, kurz zuvor, ehe die Knospen der Bäume grün zu werden

den anfangen, hebt man sie zum Verpflanzen mit gehöriger Vorsicht aus, damit, so viel als möglich, nichts an den Wurzeln beschädigt werde, und verpflanzt sie, ohne an den Wurzeln oder Zweigen das geringste zu beschneiden, es sey denn, daß aus Versehen etwas zerquetschet oder abgerissen werde. Bey der ersten Verpflanzung kann man sie alle auf die Halbscheid desjenigen Platzes, wo sie auf beständig bleiben sollen, 4 Fuß im Quadrat von einander bringen. Nach 2 bis 3 Jahren nehme man alsdann die Hälfte dieser gepflanzten Bäume wieder weg, und besetze den übrigen Theil des bestimmten Platzes mit ihnen auf 4 F. im Quadrat, welches für ihren Wuchs die beste Entfernung ist. Eben dieses kann gleichergestalt geschehen, wenn man einen bequemen Ort zur Baumschule hat, dahin die zweijährigen Pflanzen reihenweise auf 1 Fuß von einander entfernt bringt, sie darauf zwey Sommer hindurch stehen läßt, und mit ihnen im fünften Frühlinge den Platz auf 4 Fuß im Quadrat auf ein Mahl bepflanzt. Das doppelte Umpflanzen geschieht zu dem Ende, damit die Stämme in der Jugend durch ihren engen Stand sich gegen Wind und Wetter selbst schützen können, auch sich nicht durch die Seiten-Aeste zu stark ausbreiten, sondern desto gerader in die Höhe wachsen. Eine Haupt-Anmerkung bey dem Verpflanzen ist noch diese, daß man das Erdreich um den Stamm mehr erhöhe, als erniedrige; es sammeln sich in solchen Höhlen leicht Wasser und Schnee, und beydes ist sowohl vor sich im Ueberflusse, als bey einfallendem Froste schädlich, und kann junge Stämme tödten. Alle auf diese vorgeschriebene Weise gepflanzte junge Lärchenbäume kommen gut fort, wenn der Boden nicht zu mager ist, und sie wachsen, auch im mittelmäßigen Erdreiche, jährlich 1 bis 2 F. hoch, und bey guten warmen Jahren noch höher.

J. G. M. Nachricht von einem mit Verpflanzung junger Lärchenbäume im Kleinen gemachten Versuch, st. im 46 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 727, f.

Man sieht aus der jetzt ertheilten Vorschrift, daß sie nur auf kleine Proben gerichtet ist, und daß derjenige, welcher eine Waldung von Lärchenbäumen anlegen will, sich nicht mit so mannigfaltigen Bemühungen abgeben kann. Allein, wer nun diese Behandlung im Großen als völlig unbrauchbar ansehen wollte, würde fehlen, weil nicht zu zweifeln ist, daß bey großen Unternehmungen dergleichen Besamung nicht eben so in Absicht der vornehmsten Handgriffe vorgenommen werden könnte. Tannen, Fichten und Kiefern werden ja gemeiniglich auf diese Art gewonnen; denn im Großen kommt es, nach den gemeinen Forst-Lehren, nicht darauf an, ob tausend Körner oder kleine Pflanzen verloren gehen, und Lärchen-Bäume werden mit diesen doch wohl gleiches Vorrecht haben.

Von der Erziehung des Lärchenbaumes, um ihn zu Wald anzulegen, s. August Petri auf Erfahrung gegründete Anleitung, nützliche Waldungen von allerlei Holzarten, welche in unserm Himmelstreich gedeihen, anzupflanzen, (Jrf. 1793, 8.) S. 47, fgg.

Das Wachsthum der jungen Stämme kann durch das Wegnehmen der untern Aeste, bis auf die Hälfte des Schaftes, vermehret werden; doch darf dieses nicht vor dem 10ten oder 12ten Jahre, und alsdann nur allein in den Winter-Monathen, als: im Jan. und Febr., geschehen, damit die harzigen Bestandtheile nicht auslaufen, und dadurch der Wuchs verhindert werde. Da auch solche Lärchenbäume oft schon im 7ten oder 8ten Jahre ihres Alters blühen und Früchte ansetzen, dadurch aber merklich entkräftet werden, so ist für sie, nach du Roi Rath, von gutem Nutzen, die weiblichen Blumen oder kleinen angehenden Zapfen auszubrechen, doch dieses mit Vorsicht zu thun, damit die Bäume nicht gar zu merkliche Wunden bekommen. Es bestätigt Derselbe die Vor-

theile hiervon nach der Erfahrung, nach welcher diejenigen, denen die Zapfen genommen waren, sich von den neben ihnen stehenden durch den frischen Wuchs merklich unterschieden haben.

In denen Ländern, wo die Lärchenbäume wild wachsen, finden sie sich auf gebirgigen Stellen gegen Norden zu, und besonders, nach glaubwürdigen Berichten, auf den Karpathischen Bergen, zwischen Ungarn und Pohlen, an solchen Orten, wo keine Fichte und Tanne wächst. Die Bewohner der dortigen Gegenden theilen deswegen diese Berge in 3 Theile ein, nämlich: in den kalten aber doch gemäßigten Strich, wo Tannen, Arten wachsen; in den kältern, in welchen unser Lärchenbaum zu Hause gehört; und in den kältesten, welcher nur Zirbelnuss-Kiefern (*Pinus Cembra* Linn.) und Krummholz-Bäume (*Pinus montana*) vertragen können. Es erhellt hieraus deutlich, daß die Lärchenbäume von unsern Frösten gewiß nicht beschädiget werden, und da sie, wegen der im Winter blätterleeren und dabei biegsamen Zweige, nicht leicht von starken Winden zu fassen und nieder zu werfen sind, auch noch weniger durch Schnee, Raureif und Glatteis verstümmelt werden können, so schicken sie sich für unsern Himmelsstrich recht gut, und verdienen einen häufigern Anbau, gegen die gemeine Fichte gerechnet, gesetzt auch sie hätten nicht einmahl einen schnellen Wuchs, und ein so schönes und brauchbares Holz. Sie haben ferner darin vor Fichten und Kiefern den Vorzug, weil sie gegen Insecten gesichert bleiben. Werden die jungen Stämmchen durch Muthwillen oder ein anderes böses Ungeheuer abgebrochen, oder sonst verstümmelt, so treiben sie, wider die Natur des Nadel-Holzes, aus den Wurzeln neue Sproßlinge. Die jungen Bäume halten sich auch in frischem Moos über 2 Monate außerhalb der Erde, ohne zu verderben.

Die

Die Lärchen-Bäume könnten unter andern auch, wie ich im LXII Th., S. 616, erwähnt habe, zur Besetzung der Land- und Straßen dienen.

Der krumme oder sogenannte spannrückige Wuchs, der von dem schnellen Triebe herrührt, verliert sich, wenn die Bäume stärker und alsdann gerader werden.

Der Wuchs eines jungen Stammes bis zum dritten Jahre, geschieht ungefähr in folgender Progression. Im ersten Jahre wächst er nur bis einen halben Finger oder 3 Zoll lang; im zweyten wird er noch einmahl so hoch, verdoppelt dabei seine Schüsse immer mehr und mehr, und im dritten Frühlinge ist er zum Verpflanzen stark genug. Er wächst also sehr geschwinde, welches sowohl die Erfahrung, als folgende hierher gehörige, und von dñ Roi angeführte, Versuche, bestätigen.

Die in dem Thier-Garten bey Blankenburg befindlichen Bäume, waren, nach der Anzeige des Wild-Meisters Gerlach, im Frühjahr 1764, nach ihrer ersten Anpflanzung 31 Jahr alt, 67 Fuß hoch, und 4 Fuß 6 Zoll im Umkreise stark, welches einen Durchmesser von 17 $\frac{1}{2}$ Zoll giebt.

So hat der gräfl. Stollberg-wernigerodische Ober-Forst- und Jäger-Meister, v. Zanthier, zu der Verköhlungs-Probe, deren weiter unten Erwähnung geschehen wird, einen 24jährigen Stamm fällen lassen, welcher 40 Fuß Höhe, und im Durchmesser 13 $\frac{1}{2}$ Z. Dicke hatte, im Umkreise also vollkommen über 40 Zoll stark war. Er bemerkte zugleich, daß bey diesem die Jahr-Dinge vom 10ten bis zum 20sten Jahre, gegen die übrigen gerechnet, am weitesten von einander entfernt sich zeigten. Eine in gleichem Boden gestandene und eben so alte Fichte betrug in der Höhe nicht über 22 Fuß, und in ihrem Durchmesser nur 6 $\frac{1}{2}$ Zoll.

Nach der von dem herzogl. braunschweigischen Forst-Meister v. Hanstein mitgetheilten Nachricht, ist in der Pflanzung des negenborger Holzes, in der Forst des Klosters Amelunborn, der stärkste 18jährige Stamm sogar 55 F. 4 Z. hoch, und 3 Fuß über der Erde gemessen 4 F.

B 2

2 2.

2 $\mathcal{F}$. im Umkreise dick, da hingegen die größte Fichte in gleichem Alter 36 $\mathcal{F}$. Höhe und 2 $\mathcal{F}$. Dicke, und die größte Kiefer 43 $\mathcal{F}$. 4 $\mathcal{F}$. Höhe, und 2 $\mathcal{F}$. 9 $\mathcal{F}$. Dicke hatte.

In der Pflanzung auf dem Orthfelde eben dieser Forst, ist die im $\mathcal{J}$. 1756 zu 1 Fuß hoch gepflanzte, also ungefähr im $\mathcal{J}$. 1770 sechzehnjährige Lärche 49 $\mathcal{F}$. 8 $\mathcal{F}$. hoch, und 3 $\mathcal{F}$. 6 $\mathcal{F}$. dick, die stärkste Fichte 31 $\mathcal{F}$. hoch, und 2 $\mathcal{F}$. 4 $\mathcal{F}$. dick, und die stärkste der daselbst im $\mathcal{J}$. 1759 ausgesäeten, also neunzehnjährigen Kiefern 18 $\mathcal{F}$. 9 Zoll hoch, und 1 $\mathcal{F}$. 5 $\mathcal{F}$. dick, gewesen.

In der Pflanzung am Holzberge der wangelstädter Forst, betrug, in eben diesem Jahre die Höhe des größten 17jährigen Lärchenbaumes 36 $\mathcal{F}$., und die Dicke 2 $\mathcal{F}$. 5 $\mathcal{F}$.; die größte Fichte von gleichem Alter war 23½ $\mathcal{F}$. lang und 24 $\mathcal{F}$. dick; und die größte Tanne 16½ $\mathcal{F}$. lang, und 11 $\mathcal{F}$. dick.

In der Pflanzung in der eimer Forst am Elsoß, hatte der größte, im $\mathcal{J}$. 1756 zu 1 Fuß hoch gepflanzte, also ungefähr 16 Jahr alte Lärchen-Stamm 46 $\mathcal{F}$. Länge, und 2 $\mathcal{F}$. 5 $\mathcal{F}$. Dicke; da hingegen die zu eben dieser Zeit gepflanzten, 3 $\mathcal{F}$. hohen, also viel älteren Fichten und Kiefern, jene 30 $\mathcal{F}$. lang, und 1 $\mathcal{F}$. 8 $\mathcal{F}$. dick, und diese 28 $\mathcal{F}$. lang, und 1 $\mathcal{F}$. 8 $\mathcal{F}$. dick, waren.

Um zugleich auch von Harbke aus, solche Erfahrungen angeben zu können, sind zu verschiedenen Zeiten, als: im Frühlinge 1764, im Frühlinge 1767, und im Herbst 1770, die stärksten Lärchenbäume des Gartens gemessen worden. In dem ersten angegebenen Jahre waren sie 19 Jahr alt, hatten 51 braunschw. Fuß Höhe, und im Umkreise 3 $\mathcal{F}$. Dicke; in dem zweyten bey einem 22jährigen Alter, 57 $\mathcal{F}$. Höhe, und 2 Fuß hoch von der Erde gemessen, im Umkreise 4 $\mathcal{F}$. Dicke; und im dritten, 66 $\mathcal{F}$. Höhe, und 5 $\mathcal{F}$. Dicke.

Aus diesen Erfahrungen und Beyspielen schließt du Roi, daß der Stamm eines Lärchenbaumes, ein Jahr in das andere gerechnet, 2 Fuß Höhe, und bey nahe 1 Fuß Stärke im Umkreise, erlange. An diesem schnellen Wuchse wollen jedoch manche zweifeln. Dem Hrn. v. Haller z. B. scheint solches deswegen nicht glaublich zu seyn, weil die Festigkeit des Holzes

und

und ein solcher schneller Wuchs nicht wohl beyammen seyn können. So viel ist gewiß, ist bey dem Anbau in den ersten Jahren irgend ein Fehler vorgegangen, und stehen sie auch in nassem Boden, so bleiben die Stämme allezeit schwach, niedrig, und kränklich, weil sie einen trocknen Boden lieben; und wenn sie auf erhabenen, offenen, im Grunde trocknen Gegenden, die für sie sonst vorzüglich gut sind, in zu geringer Anzahl und zu weit von einander entfernt gesät oder verpflanzt sind, so werden sie wegen Mangel des Schutzes ebenfalls leiden.

Ob und in wie weit diejenigen aber Recht haben, welche die Worte des Dähmels zu ihrer Vertheidigung anführen, muß die Folge der Zeit lehren. Diese Worte sind nach der v. Delhasen'schen Uebersetzung folgende: „Im guten Erdreiche, das gegen Norden liegt, wo der Schnee nicht sogleich schmilzt, wachsen die Lärchenbäume bis 80 Fuß hoch; wenn sie aber diese Höhe erreicht haben, mehr in die Dicke.“ Aus diesen Worten schließen Einige: Wächst der Lärchenbaum nur 80 Fuß hoch schnell, ohne in der Dicke merklich zu zunehmen, so sind im Wuchse ihm unsere Edel-Tannen vorzuziehen, und er verdient also keine besondere Anpreisung. Allein, gesetzt auch, daß Dähmel die ihm gegebene Nachricht in der Erfahrung gegründet befunden hat, da er sie doch eben so leicht auf guten Glauben annehmen kann, können wir, bey dem mehr und mehr sich eräugnenden Mangel an gutem Holze, nicht zufrieden seyn, wenn wir einen Baum anziehen können, der in einer so kurzen Zeit eine so brauchbare Höhe und Dicke erreicht? Der Einwurf, daß sein Preis nicht hoch genug seyn, und daß ihn kein Baumeister, Tischler, oder Drechsler, gehörig schätzen würde, ist von geringer Erheblichkeit, denn die Güte des Holzes wird in der Folge den wahren Werth kennen lehren. Auch die zu Harbke angestellten Untersuchungen auf einem Plage, der mit Lärchenbäumen, Edel-Tannen, Fichten und Kiefern unter einander theils besät, theils bepflanzt war, machen die von Dähmel angeführte Erzählung zweifelhaft; nach diesen waren die 18 Jahr später gepflanzten Lärchen mit den älteren gesäeten, sonst gesunden

Tannen und Fichten von gleicher Höhe und Dicke. Selbst der Verf. der in den Samml. der berner oekon. Gesellsch. 1761, S. 170, befindlichen Abb. vom Holzmanget, liefert zu dessen Bestätigung einen Beytrag, wenn er anführt: „daß auf dem Bizokelberge, nahe bey der Stadt Eür, Lärchen mit Tannen vermischet wachsen, die an Höhe und Dicke den größten letzteren nichts nachgeben.“

Daß das Lärchen-Holz schwerer, mithin auch dichter und härter, als Fichten- und Kiefern-Holz, sey, habe ich bereits angemerkt, und du Roi hat aus eingezogenen Nachrichten dieses auch durch die Kohlen bestätigt. Um zu wissen, wie das Lärchen-Holz in Vergleichung mit den übrigen Nadel-Holzern sich in der Verkohlung verhalte, wandte sich der Besitzer der harkleschen Pflanzungen an den gräfll. Stollberg-wernigerodischen Ober-Forst- und Jäger-Meister v. Zanthier zu Isenburg, den herzogl. braunschweig-lüneburg. Forst-Meister an der Weser, v. Hanstein, und den ebenfalls in diesen herzoglichen Diensten stehenden Forst-Meister zu Blankenburg, v. Baumbach, und bat Dieselben, darüber einige Versuche anzustellen. Diese drey Herren unterzogen sich solcher Untersuchung mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und ihre Berichte wurden Hrn. du Roi vom Hof-Richter v. Beltheim mitgetheilet. Die daraus zu nehmenden Schlüsse und Verhältnisse sind folgende. Das Lärchen-Holz verhält sich, nach den Berechnungen, gegen das Fichten-Holz in der Schwere, wie 8 zu 7. Die daraus gebrannten Kohlen betragen in dem Maße gegen Fichten und Kiefern $\frac{7}{8}$ mehr, und sind im Gewichte wiederum gegen Fichten-Kohlen wie 8 zu 5, und gegen Kiefer-Kohlen wie 8 zu 6. Die Lärchen-Kohlen geben auch ein stärkeres Feuer, als die von den beyden übrigen Arten; denn der Forst-Meister v. Hanstein hat in der Blankenschmiede der holzmünder Eisen-Hütte damit zwey Schneide-Messer in 21 Minuten schmieden lassen,

lassen, da zu solchen bey Fichten-Kohlen 22, und bey Kiefer-Kohlen 23 Minuten erfordert werden. Bey Bley- und Zinn-Arbeiten würden sie daher von vorzüglichem Nutzen seyn, bey strengflüssiger Berg-Art hingegen würden sie zu leicht schwinden. Zum Frischen des Eisens können sie mit den Kiefer-Kohlen gleich gut angewendet werden. Das erhaltene oehlige Wasser bey der Verkohlung, verhielt sich bey dem Lärchen-Holze wie 6 zu $3\frac{1}{2}$ gegen Fichten, und wie 6 zu 5 gegen Kiefer; dennoch gaben, nach dem Versuche des Hrn. v. Zanthier 5 Maß dieses beym Verkohlen des Lärchen-Holzes aufgesammelten oehligen Wassers, nur 7 Loth Pech, da aus fünftehalb Maß Wasser des Fichten-Holzes 8 Loth kamen; es enthält also das Lärchen-Holz mehr wässerige Theile als das Fichten-Holz. Zu den Versuchen waren Bäume von gleichem Alter und gleichem Boden gewählt. Die Berechnungen, ungeachtet man aus Mangel älterer Stämme nur solche von einigen Jahren anwenden konnte, können nach dieser Vorsicht auf älteres Holz ziemlich gleichlautend passen.

Der Nutzen, der aus dem Anbaue der Lärchenbäume gezogen werden kann, ist, theils nach diesen erwähnten guten Eigenschaften, theils nach dem Gebrauche einiger Völker, von weisläufigem Umfange.

Unter dem Lärchen-Baume wächst häufiges und gutes Gras, indem die kahlen Bäume im Winter dem Schnee und Regen zur Befechtung der Erde Raum lassen. Auch die abfallenden Nadeln sind weich, verfaulen schnell, und geben dem Erdreiche mehrere Düngung, als die harzigen Nadeln von andern Bäumen.

Vitruvius (*) und *Plinius* (**) glaubten, daß das Lärchen-Holz vor sich nicht brenne, und daß es im Wasser unterfinke. Des *Vitruvius* Vorgeben nach, ist es allein in der Gegend des Flusses Padi zu finden. *Rivius*, in seinem *Commentario* über den *Vitruvium*, S. 173, versichert, daß er in dieser Gegend vielmahls wegen desselben Holzes Nachfrage gethan, und man den Tamarisken ihm dafür ausgegeben habe, woraus in Italien Trink-Geschirre und andere Gefäße gemacht werden. Nicht allein *Rivius*, a. ang. D., S. 174, sondern auch *Perrault*, in den *Anmerk.* über den *Vitruv*, S. 53, zweifeln billig daran, daß des *Vitruvii* *Larix*, der Deutschen Lärchenbaum, und der Franzosen *Meleze*, einerley seyn, weil dem deutschen und französischen Holze die Eigenschaft fehlt, die *Vitruvius* seinem *Larix* beylegt, daß er nämlich vor sich nicht brenne.

Petr. Andr. Matthioli epist. qua disputatur: an *Larix* nostra sit *Larix* Plinii et antiquorum, st. in *Dessen* *Epistol. medicinal.* Libro IV.

Es ist aber längst bekannt, daß dieses Holz sich vortreflich zu Brenn-Holze und Kohlen schicke, auch überdies vorzüglich zum Bauen nützlich zu gebrauchen sey. Es dauert lange in der Erde, im Wasser und in der Luft, wird auch nicht leicht von Wärmern angegriffen, weshalb auch die italiänischen Mahler dasselbe vorzüglich zu wählen pflegen. Es ist schwer und fest, besonders wenn es von guten harzreichen Stämmen genommen wird. In den fest in einander gewachsenen Fibern des Holzes ist auch der Grund zu suchen, weswegen es nicht so leicht brennt, und, wenn es brennt, doch noch ein Prasseln verursacht; daß man es aber deswegen für unverbrennlich hat ausgegeben wollen, dies heißt den Schluß zu hoch getrieben.

(*) L. 2, c. 9.

(**) Hist. natur. L. XVI.

trieben. Wegen des geraden Wuchses dient es insbesondere zu Bau-Holz, und ist dem Tannen- und Eichen-Holze vorzuziehen, weil es von keinem Wurme berührt wird, auch nicht leicht fault. Daß das Holz ungemein dauerhaft ist, davon findet man einen Beweis in der ersten christlichen Kirche Schlesiens, welche im Dorfe Schmograu im 10ten Jahrh. von diesem Holze erbauet wurde, und von der Zeit noch vorhanden ist. Die davon gehauenen Balken tragen, nach neuern Berichten, 10 Maaß mehr Last, als Eichen. In Archangel nuhet man die großen Stämme zu Masten und dem übrigen Schiffbaue; die Russen lassen sie daher auch von Archangel nach St. Petersburg zu Maaß-Bäumen für die Schiffe kommen; auch die Anwohner des Genfer-Sees ziehen es dazu allem übrigen Holze vor. Im Wasser dauert es überhaupt länger, als wenn es der Luft allein ausgesetzt bleibt; und *Gmelin* (*) sagt von demselben, daß es darin eine beynahe steinartige Härte erhalte; es soll auch mit der Zeit, wie das Eichen-Holz, eine ganz schwarze Farbe erhalten, wenn es viele Jahre von Feuchtigkeiten umgeben worden ist. Es kann daher mit Vortheile bey Salzwerken, und mit gleichem Rechte bey dem Bergbau über und unter der Erde, folglich auch zu allen Geflüder, Striegeln, Fluthbetten, Kunstgestängen, Wasserrädern u. gebraucht werden; nur wird es gut seyn, bey dem innern Gruben-Bau vorher die Rinde abzuschälen. Besonders werden die stärksten Mühlen-Wellen daraus gearbeitet, und sind dergleichen an vielen Orten in Schlessen außer Freudenthal und Eulenburg, welche dem deutschen Orden gehören, zu finden. Die Einwohner Sibiriens verfertigen daraus ihre tauglichsten Bier-Fässer; und in der Schweiz bedient man sich dieses

B 5

Holz

(*) Flor. Sibir. To. I. p. 176.

Holzes zu Wein-Fässern mit so gutem Erfolge, daß sie überaus dauerhafte Gefäße abgeben, in welchen sich der Wein sehr gut erhält. Daraus geschnittene Schindeln sollen ganze Geschlechter ausdauern. In Tyrol werden zu den untern Boden der Geigen die Breter von Lärchen-Holze genommen. In Schlesien wählt man das Holz zu Wasser-Rinnen an den Dächern, die auf 60 bis 70 Jahr dauerhaft bleiben, hernach aber noch zu Eimern, Kannen und dergleichen Geräthe dienen sollen. Das Holz läßt sich auch gut polieren, wie du Roi gegen Emelin's Vorgeben, daß das Schneiden des Stammes in Breter und das Polieren desselben, des Harzes wegen, schwer sey, an den zu Harzke verfertigten Tisch-Platten beweiset. Gleditsch (*) will das Holz auch, wegen des beständig ausschweifenden Balsames, zu feiner Arbeit, als zum Fourniren und zu Tafelwerk nicht empfehlen, es müßte denn das Holz mager seyn.

Die Rinde (der Bast) ist an Geschmack herbe, grob und zusammenziehend, wie die Frucht-Zapfen und Nadeln selbst, weshalb sie auch, wie die Eichen-Rinde, zum Leder-Färben genuset werden kann. In Rußland sollen, wie Hanow (**) berichtet, aus der innern Rinde, eben so feine weiße Handschuhe, als an andern Orten von Leder, gemacht werden.

So gar das Mos, welches an den Bäumen wächst, giebt Ehrhart (***) als brauchbar an, daß es einen starken, den Kopf betäubenden Geruch habe, beißend sey, und deswegen dienen könnte, wo man das Niesen erregen wollte. Ich zweifle indessen, daß das Mos an Lärchenbäumen vor dem an andern Stämmen befindlichen darin einen besondern Vorzug haben

(*) Im 2 Th. seiner Einleit. in die Forstwissenschaft, S. 498.

(**) In den Seltenheiten der Natur, Th. 2, S. 44.

(***) In der oekon. Pflanzenhistorie, B. 7, S. 212, S. 97.

ben sollte; und in dergleichen Fällen nimmt man überdem seine Zuflucht zu bekanntern und weniger heftig wirkenden Mitteln.

Das Harz, oder der harzige Saft, den der Lärchenbaum in großer Menge enthält, ist unter dem Nahmen venedischer oder venetianischer Terpenthin bekannt, den man aber, weil die Venetianer nicht allein damit handeln, eigentlich nicht Terebinthina veneta, sondern lieber Terebinthinalarigna, nennen sollte. Dieses flüssige Harz ist eigentlich ein schöner heller durchsichtiger Balsam, und man sollte ihn daher billig Lärchen-Balsam nennen. Er wird auch wohl für weißen peruvianischen Balsam ausgegeben und verkauft. Er schwißt zwar auch von selbst aus der Rinde des Baumes aus; aber man erhält ihn in weit größerer Menge, wenn man in den Stamm 2 Fuß über der Erde, oder auch höher, ein Loch bohrt, und eine Röhre hinein steckt, durch welche er dann in untergelegte kleine Fässer fließt. Er fließt vom Frühlinge bis zum September, da man alsdann die Löcher zumacht. Die Einwohner von Briançon hauen mit einer Art, Stücke aus dem Stamme heraus, und fangen den Terpenthin, der aus der Wunde ausfließt, auf. Bäume von mittlern Alter geben am meisten; bey diesen sammelt er sich in eigenen großen Höhlen innerhalb des Stammes. Wenn nämlich das Holz älter wird, macht es sogenannte Harz- oder Terpenthin-Gallen, oder Beulen, etwa 6 bis 8 Fuß hoch von der Wurzel; nach diesen Höhlungen, die eine Länge und Breite von 4 und mehr Zoll betragen, zieht sich der gedachte Balsam, aus der übrigen Substanz zusammen, weshalb man alte, überständige und sehr starke Lärchenbäume niemals zu Schiff- und Bau-Holz nimmt, sondern nur junge, mäßig starke und reine Stämme. Man kann wohl 40 bis 50 Jahr hinter einander von einem Baume, jährlich etliche

etliche Pfunde dieses schönen Balsams sammeln. Man läßt ihn, um ihn von Unreinigkeiten zu reinigen, durch enge Haar-Siebe laufen, destillirt davon das Oehl, und erhält zugleich auch das Colophonium. Er ist hell, durchsichtig und weißgelb, wird aber hernach dicker und citrongelb. Er bleibt lange flüssig, und hat ungefähr die Consistenz eines Syrupes. Er hat einen bitterlichen Geschmack, und einen starken unangenehmen Geruch, der bey dem frischen Balsam durchdringender ist, und den Kopf einnimmt. In Livonen, im Orte Uri, in der Schweiz, wird das Lärchen-Harz, oder wie es im Lande selbst genannt wird, das Lertsch, mit Fleiß aufgefaßt, und in das Manländische, wo diese Holz-Art so selten ist, mit ansehnlichem Gewinn verkauft. Es giebt Leute, die von den Gemeinden ganze Wälder in dieser Absicht in Pacht nehmen, um das Lertsch daraus zu ziehen; weil das Holz im Ueberfluß da ist, so achtet man den Schaden nicht, der dadurch für den Wuchs der Bäume entsteht. Derjenige Balsam oder Terpenthin, welcher, wegen der großen Hitze, in Frankreich, insbesondere in Lyon, von selbst ausläuft, wird Bijon genannt, und für besser und edler gehalten, als der durch den Einschnitt des Baumes gewonnene, wie er sich denn auch bey Verfertigung des Siegel-Lackes, vor andern Terpenthin-Arten brauchbar macht. Von dem mannigfaltigen Gebrauche des venetianischen Terpenthines sowohl, als auch der übrigen Terpenthin-Arten (*), und der daraus verfertigten Präparate und Mischungen, wird im Art. Terpenthin gehandelt werden.

Außer

(*) Man nimmt gemeinlich dreyerley Arten des Terpenthines an. Die erste ist der ächte oder cyprische, *Terebinthina cypria*, welchen der Terpenthin-Baum, *Pistacia Terebinthus* Linn., liefert. Die zweyte ist der gemeine Terpenthin, *Terebinthina communis*, welcher, so wie auch
der

Außer dem Harze, enthält der Lärchenbaum auch ein Gummi. Pallas (*) meldet, daß die Rinde und das Holz desselben dermaßen mit Harz erfüllt sey, daß der Baum leicht Feuer fange, und man wenig alte Lärchenbäume antrefte, welche nicht durch den Brand des Grases, womit die Baschkiren im Frühlinge die Weide bereiten, oder welchen sonst ein Zufall erweckt hat, ergriffen, und an der Wurzel auf der einen Seite, mehr oder weniger, angebrannt sind. Wenn die Stämme bis auf das Mark ausgebrannt sind, trocknet der in dem innern Marke zurückfließende, zähe Saft von oben herab, und gerinnt unter allerley artigen Gestalten in der ausgehöhlten Brandstelle des Baumes zu einem wirklichen Gummi, welches sich verhärtet, röthlich von Farbe ist, aber je länger je bräuner wird, doch aber ziemlich durchsichtig bleibt, weniger glutinös und bindend als das arabische, im Geschmache etwas harzig ist, aber sich gleichwohl in Wasser ganz auflöst. Dieses Gummi wird nun gesammelt. Die Bogusen und andere Berg-Bewohner essen es, um des Wohlgeschmackes willen, und brauchen es auch, um ihre Bogen und andere Dinge damit zu leimen. Die Baschkirinnen kauen es, und werfen es hernach wieder aus, um ihre Zähne zu befestigen und rein zu erhalten, (worin sie also mit den griechischen Mädchen, die in eben der Absicht Mastix kauen, übereinkommen,) auch um den unangenehmen Geruch von den rohen Speisen zu bessern. Der Doctor Valeriani soll dieses Gummi zuerst bemerkt oder
be-

der strasburgische, gemeinlich aus der Weich-Fichte, *Pinus picea*, und die dritte der venedische oder venetianische, welcher aus dem Lärchenbaume kommt. In neuern Zeiten ist auch der canadische Terpenthin berühmt geworden.

(*) Reisen durch einige Provinzen des russischen Reichs, B. 1, S. 451. B. 2, S. 123.

bekannt gemacht haben, und es ist von dem russisch-kaiserl. medicinischen Collegio dem afrikanischen Gummi, welches den Namen Senegal führt, fast völlig ähnlich befunden worden, indem die ganze Verschiedenheit bloß in der gelbbraunrothen Farbe besteht. Auf Veranlassung des D. Rinder ist es vor kurzem in die russische Pharmacopöe und in die Apotheken, als Surrogat für das arabische Gummi, aufgenommen worden, wo es gemeiniglich das orenburgische Gummi, Gummi Orenburgense (*), genannt wird; richtiger aber sollte es uralisches Gummi, Gummi Vralense, oder am eigentlichsten Lärchen-Gummi, Gummi Laricis, heißen; denn es kommt aus den uralischen Wäldern von Lärchenbäumen, und diese sind von Orenburg noch sehr weit entfernt. Als Arznei-Mittel wird es zur Befestigung der Zähne gebraucht, und hat auch eine nährrende und antiscorbutische Kraft (**). Auch kann es, wie das arabische Gummi, mit Vortheile bey der Ruhr gebraucht werden, wenn diese Krankheit einen so hohen Grad erreicht hat, daß der Darm-Schleim schon abgeführt ist, die Gedärme selbst ihrer innern nöthigen Bedeckung beraubt, und von dem heftigsten Reize angegriffen und zur Entzündung geneigt sind, welches man gemeiniglich die weiße Ruhr nennt; in welchen traurigen und schmerzhaften Fällen, auch dessen und des arabischen Gummi Stelle, bey unserm Land-Volke das von den Kirsch-Bäumen gesammelte Gummi vertreten könnte.

Bald nach dem Ausbruche der Blätter schwißt aus dem Lärchenbaume, so wie aus einigen andern Nadelbäumen, eine Art von Manna aus, welche Manna von Briançon, Manne de Briançon, Man-

(*) Pharm. Ross. p. 26.

(**) Pallas Flor. Ross. To. I. P. I. p. 5.

Manna laricea oder Brigantina, genannt wird, und, wenn sie an der Sonne getrocknet ist, aus Körnern besteht, die wie Koriander-Samen aussehen. In der Schweiz kommt diese Manna nicht hervor, oder man achtet sie wenigstens nicht. In Frankreich soll fast keine andere Manna gebraucht werden (*). Sollte das vielleicht von vorigen Zeiten zu verstehen seyn? Denn andere Schriftsteller sagen, diese Manna werde in Frankreich gar nicht gebraucht (**). Auch in Rußland, auf den uralischen Gebirgen schwißt im Frühjahr aus den Büscheln der jungen Blätter eine solche Manna aus, welche aber selten verdickt, sondern von den dort häufigen Regengüssen abgespült wird (**). Auch in Ungarn hat man dasselbe bemerkt (***). Sie führt nicht so stark ab, als die gewöhnliche Manna aus Calabrien. Bey uns kommt, wie Gleditsch wahrgenommen hat, auf den Nadeln bey heißen Sommer-Tagen etwas Schneeweißes zum Vorschein, welches weich ist, und sich zwischen den Fingern zerdrücken läßt, wie die Sahne von der Milch, oder als ein Schimmel von Gestalt feiner Körner; es zerfließt aber, und vergeht leicht wieder, wenn einige Masse dazu kommt. Es ist diese Manna der mehr wässerige und feinere Theil des Saftes; und die Ursache solcher Absonderung ist ein vermehrter Grad der Wärme, wodurch dieser Saft so stark in Bewegung gesetzt wird, daß er durch die kleinsten Oeffnungen durchzudringen, und sich von den gröbern Theilen abzusondern, vermögend ist.

Un

(*) Lobel. Advers. p. 26.

(**) Chomel plantes usuelles, To. I. p. 65. Duhamel Tr. des arbres, T. I. p. 339.

(***) Pallas Fl. Ross. a. aug. D.

(****) S. Ungarisches Magazin, 3 B. 3 St. (Presb. 1783, Nr. 2.) S. 286, 199.

An der Rinde alter Bäume entsteht aus den Fasern ein weißes und leichtes Gewächs von länglicher oder runder Gestalt, nämlich der sogenannte Lärchen-Schwamm, *Agaricus albus Offic. Fungus laricis*, f. *larignus*; *Agaricum Fungus laricis C. B. Micheli* nov. gen. pl. p. 119, tab. 61, fig. 1. *Bolletus pini laricis Linn.* *Bolletus laricis Jacq.* *Miscell. Austr.* Vol. 1, p. 172, 199. *Bolletus conicus pulvinatus levis*, *inaequalis tubulis subtilissimis Gerard.* *Flor. Gallo-provinc.* p. 12. *Bolletus Agaricum Allion.* *Fl. Pedem.* To. 2, p. 351. *Polyporus sessilis conuexo-planus*, *annulis discoloribus fulvis*, *poris ochroleucis Hall.* *Hist. stirp. helv.* n. 2284. *Agaricus (laricinus) stipitatus*, *pileo fulvo*, *angusto conuexo*, *lamellis angustis crassis*, *stipite ramoso crasso spongioso fusco Bolton.* *hist. fung.* 19. tab. 19. Er ist ohne Strunk, gepolstert, ziemlich triangel-förmig, flach gewölbt, grau gefärbt, auf seiner Oberfläche hin und wieder mit Höckern und horizontalen Furchen, und unterwärts mit sehr feinen Löchern versehen. So ist er gestaltet, wenn er erwachsen ist. Bis jetzt hat man ihn noch an keinem andern Baume, als der Lärche, gefunden, welches schon *Bellonius* und *Matthiolus* bemerkt haben; denn diejenigen, die ihn auch an andern Fichten-Arten wollen gefunden haben, als: *Cordus* und *Anguillara*, scheinen ihn mit andern Blätter- oder Löcher-Schwämmen verwechselt zu haben. Er wächst aber nicht nur an dem untern oder mittlern Theile der Lärche, sondern auch dem Gipfel nahe. Er wächst bloß an hohen, alten und gerissenen Bäumen, die auf Alpen oder mittlern Alpen stehen, ob er gleich auch auf vielen Bäumen, die dergleichen Größe und Stand-Ort haben, nicht zu finden ist; auf jungen und niedrig stehenden Bäumen wächst er nie. Man findet ihn hingegen auch auf schon gefälltten und absterbenden Lär-

Lärchen. So verhält es sich in Kärnthten. Außer diesem Lande findet man ihn aber auch in verschiedenen Morgensländern, als: nach dem Zeugniß des *Dioscorides* und *Plinius*, in der Nachbarschaft der cimmerischen Meer-Enge, daher er viele Jahrhunderte aus Sarmatien nach Griechenland und Italien scheint gebracht zu seyn; er wächst ferner in den russischen Lärchen-Wäldern, vornehmlich in dem Gebiete Devina und Wrala, daher er von Archangel aus verschickt wird; auch findet man ihn auf den Bergen von Verona, auf den Alpen in Piemont, in der Schweiz, in Provence, auf den Bergen in Trident, und Ungarn. Dieser Schwamm wächst viele Jahre an dem Lärchen-Baume fort. Er wird, sobald er trocken zu werden und Risse zu zeigen anfängt, von dem Baume abgenommen, einige Zeit an die Sonne gelegt, und, wenn er weiß geworden ist, mit hölzernen Hämmern geschlagen, damit er nicht weiter aufreisse. In Holland soll derselbe mit der Raspel überfahren, und mit Kreide weiß gefärbet werden.

Der Schwamm, der ehemals in der Arzenei gebraucht wurde, kam über Venedig aus dem Oriente. Es ist doch aber wohl gewiß, daß in denen Gegenden, wo er wächst, und so auch in der Nachbarschaft derselben, der einheimische gebraucht, ja selbst in entferntere Gegenden verschickt wird. Der zu Venedig, zu den Zeiten des *Matthiolus*, verkauft wurde, war fast allein, theils auf den Bergen in Trident, theils in dem nürnbergger Gebiete gewachsen. Den man in Frankreich gebraucht, zieht man von den Gebirgen in Dauphine. Des in dem russischen Reiche wachsenden, ist bereits Erwähnung geschehen. Es giebt dann doch noch Einige, die den aus den Morgensländern vorziehen; Spielmann hält den aus Aleppo für den besten. In Kärnthten überläßt man die Einsammlung desselben Jägern, oder Bauern, die im Okt. technol. Enc. LXV Th. C Herbst

Herbste oder Frühlinge, um Holz zu fällen, in die bergigen Wälder gehen, wo die schönsten Lärchen in Menge wachsen. Dasselbst ist die Structur des jüngern Schwammes weicher, des ältern aber trockner; so ist auch die äußerliche Farbe bey jenem blaß orange, nachher weiß-aschenfarben oder dunkler, auch ist er voller Risse. Der alte Schwamm besteht gleichsam aus mehrern Absätzen, welche dunkelgefärbte Streifen bilden, (nicht aber wirkliche Kringe, wie Haller angiebt). Die innere Substanz ist anfangs gelbweißlich, und wird zuletzt höchstweiß; getrocknet, zerfällt sie in ein gröberes Mehl, welches sich mit den Fingern zerreiben läßt. Eben so wird auch wohl die Beschaffenheit der ausserhalb Kärnthens wachsenden Lärchen-Schwämme seyn. Die Behauptung des *Bellonius* (*), daß dieser Schwamm so selten sey, daß von 10000 Lärchenbäumen kaum einer denselben trüge, möchte wohl zu übertrieben seyn, ungeachtet es wahr ist, daß man ihn eben nicht häufig findet.

Der in den Apotheken befindliche ist mannigfaltig gestaltet; gewöhnlich aber ist er triangelstförmig, hinterwärts ist er ausgehöhlt, welches von der Lage herrührt, in der er an dem Baume sitzt, so, daß man zuweilen noch ein Stück von der Baum-Rinde in dieser Ausbuchtung findet; vorn hat er parallele Furchen, zwischen welche bald flache, bald mehr erhöhte Hervorragungen befindlich sind. Seine Größe ist sehr verschieden; er ist aber sehr leicht, so, daß z. B. ein 1 Fuß und eine Handbreit langer Schwamm, dessen Basis die Größe eines Fußes beträgt, nur 3 Pfund und einige Unzen wiegt. Er ist mit einer ungefähre 1½ Zoll dicken Rinde umgeben, die voller Risse, und weit dichter, als der innere markige Theil, ist, so, daß man mit dem Nagel am Finger sie nicht durchbohren kann;

(*) De arbor. conif. fol. 26.

kann; äußerlich ist diese Rinde aschfarben, inwendig aber gelblich. Unter dieser Rinde ist der markige Theil befindlich, welcher höchst weiß, und theils schwammig, theils zaserig ist, sich leicht mit dem Messer zerschneiden, und auch mit den Fingern, die er weißlich färbt, zu Mehl zerreiben läßt. Die Fasern laufen nicht den ganzen Schwamm der Länge nach durch, sondern bilden nur gewisse, bald längere, bald kürzere Streifen. Man trifft ihn oft, vornehmlich seinen rindigen Theil, von Würmern zerfressen in Apotheken an; auch selbst in dem markigen Theile findet man zuweilen Wurm-Löcher. Die Löcher auf der Basis der Oberfläche, die den wesentlichen Charakter dieser Schwamm-Art ausmachen, sind schwer zu entdecken, weil sie schon an und vor sich klein sind, und durch das Trocknen sich noch mehr zusammengezogen haben. Einige unterscheiden Männlein und Weiblein, ohne allen Grund. Diejenige Sorte, welche man für das Männlein ausgiebt, ist viel schwerer, härter, gröber, grauschwärllich, und weit heftiger von Wirkung. *Boulduc* nennt solchen den falschen Lärchen-Schwamm, und berichtet, daß derselbe das Wasser schwarz färbt, wenn damit aufgelöseter Vitriol vermischt würde, und zum Schwarzfärben dienen könne. Der Schwamm, den man über *Venedig* und *Triest* erhält, wird dasselbst in den guten, *Agarico fino*, *Agaricus finus*, in den schlechten, *Agarico Mezzano*, *Agaricus Messanus*, und in *Rasura dell' Agarico*, *Rasura Agarici*, unterschieden; diese letztere Sorte enthält eigentlich die kleinen Abschnitte, oder es sind auch die kleinen Schwämme, welche noch nicht ihre gehörige Vollkommenheit erlangt haben, und welche daher weniger geachtet werden.

Der Lärchen-Schwamm hat keinen Geruch; sein Geschmack ist anfänglich süß, hernach aber ekelsaft, scharf und bitterlich. Kleine Stückchen von ihm
E 2 brenn

brennen leicht; auf Kohlen geworfen schmelzen sie gleichsam ein Dehl aus, und verbrennen mit Zurücklassung weniger Asche. Wenn man die Resultate der Versuche der berühmten Männer, Geoffroy, Neumann und Cartheuser mit einander vergleicht, so findet man ein verschiedenes Verhältniß seiner Bestandtheile; hauptsächlich aber enthält er harzige Theile, denn nach Neumann's Versuchen, bekommt man aus dem markigen Theile fast $\frac{3}{4}$ harziges Extract, welches einen unangenehmen bitterlichen Geschmack hat; das Ueberbleibsel ist schleimiger Natur mit Erde vermischt, aus dem man 2 Quent und 2 Scrupel wässeriges Extract erhält. Wie wenig dieser Schwamm dem Wasser von seinen Kräften mittheilt, erhellt daraus, daß er auch seinen Geschmack größtentheils behält und sehr zähe wird, wenn er auch anhaltend im Wasser gekocht worden ist. Dem gereinigten Weingeiste hingegen theilt er eine gelbliche Farbe und einen unangenehmen süßlichen Geschmack mit. Nach dem Boulduc (*) erhält man aus dem rindigen Theile mit Weingeist eine so höchst ekelhafte Tinctur, daß nur ein Tropfen von ihr, der Zunge applicirt, schon Erbrechen verursachet, womit aber die Versuche des Jacquin (**), die er mit der Rinde des in Kärnten gewachsenen Schwammes angestellt hat, nicht übereinkommen; Letzterer hat auch noch andere ähnliche Versuche gemacht.

Wenn er gestoßen wird, so verursachen die von ihm aufsteigenden Dämpfe einen leichten Husten und anhaltende Uebelkeit; auch bewirken sie Niesen, und Thränen der Augen. Weil er sich aber sehr schwer

(*) Memoir. de l'Acad. r. d. Sc. de Paris, 1714, S. 28.

(**) Jacquin diss. de Agarico officinali. Resp. Rubel. Windob. 1778, 8. 3 B. n. e. R. L. ist in den Miscell. Austr. mit mancherley Veränderungen wieder abgedruckt.

pulvern läßt, so pflegt man ihn zuvor mit Schleime von Traganth-Gummi zu überziehen, wieder trocken werden zu lassen, und dann zu pulvern.

Ueber den Arzenei-Gebrauch dieses Schwammes bey den Alten, findet man bey Breyn vollständige Auszüge aus dem Dioscorides, der ihn *Agarikon* nannte, Paulus von Aegina, Plinius und Mesue. Die Abtheilung, die sie von ihm, oben erwähnter Maßen, in den männlichen und weiblichen Schwamm machten, hat zu unbestimmte Gränzen. Beyde aber wurden von ihnen gar sehr geschätzt; ja, sie waren mit seinem Gebrauche wirklich zu freygebig, indem sie ihn bey allen Krankheiten als ein alterirendes und resolvirendes Arzenei-Mittel anwendeten, in welchem Irrthume man mehrere Jahrhunderte beharrte, und dadurch zu mancherley Zubereitungen von ihm, die ich weiter unten anzeigen werde, Gelegenheit gab. Wirklich besitzt er die ihm zugeschriebene purgirende Eigenschaft, wodurch sie Galle und Schleim auszuführen suchten. Sein Gebrauch soll die durch den Stuhlgang abgehenden Unreinigkeiten weiß färben (*). Aber nur langsam äussert er seine purgirende Kräfte, und zwar nicht ohne Uebelkeit, Erbrechen und Leib-Schmerzen, wenn er zu einem halben oder ganzen, oder, nach Einigen, zu 2 Quent genommen wird, wovon die Ursache in der Zähigkeit des Harzes zu suchen ist. Man hat daher allmählich aufgehört ihn zu gebrauchen, so, daß er jetzt von Aerzten bey Menschen nicht anders, als in gewissen officinellen Zubereitungen von ihm, um den Reiz zu vermehren, angewandt wird. Von Vieh-Aerzten wird er als ein Laxir-Mittel, sowohl innerlich als in Klystieren, gebraucht. Die Alpen-Bewohner, in deren Nachbarschaft dieser Schwamm wächst, haben ihn

immer getrocknet im Hause, und gebrauchen ihn ohne Unterschied fast in allen Krankheiten, im Breye mit Pfeffer vermischt. Als Larix: oder Brech Mittel nehmen sie ihn mit Oehl, seltener mit Milch, ein; durch ihn treiben sie die kleinen Blut: Egel, die sie mit dem Wasser eingeschluckt haben, und die ihnen die heftigsten Zufälle erregen, wieder aus (*). *Jacquin* schreibt indessen diese Zufälle mehr der giftigen Natur dieses Egels, als dem Bisse desselben, zu. Jeder vorsichtige Arzt möchte auch wohl die noch jetzt übliche Gewohnheit der Russen, ihn als Brech: Mittel bey Wechsel: Fiebern, oder als revellirendes Mittel wider den weißen Fluß zu geben, nicht nachahmen. Die Baschkiren und Sibirier heilen damit ihr Vieh, indem sie das Pulver des Schwammes auf äußerliche Wunden und Schäden streuen, wodurch nicht nur die Wunde geschwinder zusammengezogen wird, sondern auch die Insecten abgehalten werden, die Wunde mit ihrer Brut zu beschmeißen, und eine Menge Würmer darin hervorzubringen.

In den spätern Zeiten ist er als ein wirksames Mittel wider schmelzende (colligativische) Schweiß der Schwindstichtigen empfohlen worden. Ein Beispiel dieser Wirksamkeit erzählt *Haen* (**) von einem Mönche, welcher schwindstichtig war, und auf Anrathen einer alten Frau täglich ein Stückchen von diesem Schwamme nahm, wodurch er von dem schmelzenden, ihn abmattenden Schweiß befreuet wurde. Da *Haen* nur einen einzigen Fall anführt, und nicht einmahl die zu nehmende Dosis bestimmt, so scheint es, daß er nur Andere zu ferneren Versuchen habe aufmuntern wollen. Hierdurch auch wirklich aufgemun-

(*) *Miscell. Taurinens. Vol. 3, p. 203.*

(**) *Rat. mod. P. 12, S. 251, fgg.*

tert, bezeugt *Barbut* (*), daß er durch ihn in drey Fällen nächtlichen reichlichen Schweiß zurückgehalten habe. In dem einen dieser Fälle, bey einem Tages: Löhner nämlich, war dieser Schweiß nach einem anhaltenden Fieber zurückgeblieben, wurde aber durch 2 Gran der *Trochiscorum de agarico* im Pulver, die man 3 Tage hinter einander des Abends in einem Löffel voll Wasser nehmen, und ein halbes Glas voll Wasser nachtrinken ließ, gehoben. Der andere Fall betraf einen Schwindstichtigen, bey dem dieser Schweiß durch 4 Doses der *Trochisc. de agar.*, zu eben der Zeit und in eben der Ordnung gereicht, gehoben wurde. Einer schwindstichtigen Frau aber mußte man 6 Doses von diesem Mittel reichen. Minder günstig urtheilt *Quarin* (**) über diese Wirkung des *Agaricus*, (vermuthlich versteht er die *Trochisc. de agar.*) indem er sagt, daß er 2 Gran davon wider schmelzenden Schweiß bey Schwindstichtigen niemahls wirksam gefunden, sondern hingegen vermehrte Brust: Beklemmung habe entstehen gesehen.

Da er, aus angeführten Ursachen, vor sich allein im Pulver nicht sicher zu gebrauchen ist, so gaben ihn die Alten in Wein, Wasser, Essig und Meth. Am besten soll man ihn zu 2 Quent, ja zu $\frac{1}{2}$ Unze, in Leinwand eingewickelt (in peria ligatus), in Wein weichen, und diesen trinken lassen (***). Auch hat man ihn mit Gewürzen versetzt empfohlen.

Die Jakuten und russischen Landleute bedienen sich seiner, statt der Seife, wie ich im XXVIII Th. S. 699, gemeldet habe.

C 4

Die

(*) *Journ. de Med. To. 47, S. 512, fgg.* Eine Uebersetz. davon, st. in der *Samml. auserles. Abhandl. zum Gebrauche praktischer Aerzte*, 3 B. 4 St. (Lpt. 1777, gr. 8.) S. 604 — 613.

(**) *Animadv. pract. p. 91.*

(***) *Cartheuser Mat. med. Th. 1, S. 589.*

Die sibirischen Jäger, welche auf Zobel ausgehen, und denen öfters bey der großen Kälte der Sauerteig friert und unbrauchbar wird, schaben, in dieser Noth, die unter der äussern Rinde befindliche saftige süße Haut mit dem Messer ab, digeriren sie eine Stunde lang mit Wasser über dem Feuer, vermischen sie alsdann mit Mehl, graben diesen Teig 12 Stunden lang in Schnee, und ersetzen dadurch, nach Gmelin's Bericht, den Mangel des Sauerteiges.

Zubereitungen und Zusammensetzungen aus dem Lärchen-Schwamme.

Trochisci de Agarico, deren Mesue erwähnt, findet man jetzt noch in wenigen Apotheker-Büchern. Die im Cod. Med. Paril. p. 605 stehen, enthalten den Lärchen-Schwamm und Ingber.

Das Lärchenschwamm-Extract, Pharm. Würt. p. 88, ist harzig.

Croll's Purgir-Extract, Extractum panchymagogum Crollii, Ph. W. p. 94, enthält unter vielen andern drastischen Mitteln, auch den Lärchen-Schwamm.

Pilulae Hierae cum agarico, Ph. W. p. 139, enthalten unter dem Wuste vieler andern Mittel, auch diesen Schwamm. Sie sind aber nicht mehr gebräuchlich.

Pilulae mastichinae, Ph. W. p. 140, und Pilulae de Succino Cratonis, Ph. W. p. 141, und andere, enthalten ihn auch.

Da die Cultur des Lärchenbaumes so wichtig und nützlich ist, so wird es nicht überflüssig seyn, hier noch die in den preussischen Statuten publicirte Anweisung dazu, und die in neuern Zeiten in verschiedenen Gegenden deshalb gemachten Versuche und Erfahrungen von seinem Anbau und Nutzen, hier anzuführen.

Anweis

Anweisung,

wie der Lärchenbaum-Same auszusäen ist. Auf Königl. preussischen Befehl publicirt.

Der Lärchenbaum-Same kommt Ausgangs October und im November zur Reife, wird also erst im December bis im März gesammelt, und sigt bekanntlich in kleinen Zapfen oder Nusseln, die aber mit so vielem terpenthin-artigen, feinen Harze versehen sind, daß noch gar kein Mittel erdacht ist, den Samen, ohne ihn zu beschädigen, durch Hitze oder Wärme, so wie bey Kiefern oder Fichten, von den Nusseln zu scheiden.

Man hat zwar, besonders in Tyrol, zwey dergleichen Mittel: das eine ist, die Nusseln zu kochen; das andere, sie in einem feinen leinenen Laken über große Kessel voll stark kochenden Wassers, durch den feuchten heißen Dampf zum Aufspringen zu bewegen. Allein besser wäre es, beyde Mittel wären nie erfunden; denn obwohl der Same durch die eingezogene Feuchtigkeit sich gleichsam mästet, ein stärker und besseres Ansehen gewinnt, so wird er doch dadurch verdorben, und das Publicum dergestalt äufferst damit betrogen, daß von einem Pfunde solchen Samens oft nicht 20 Körner aufgehen.

Es bleibt demnach noch immer das beste und sicherste Mittel, den Stiel kurz an den Apfel ab-, sodann Kreuzweise, jedoch nicht zu tief einzuschneiden, demnächst die Einschnitte mit dem Messer möglichst so weit aus einander zu biegen, daß man mit den Fingern Enapp dazwischen kommen, den Apfel in 4 Stücke aus einander reißen, und alsdann aus jedem Stücke durch das leichtere Aufbiegen der Schuppen die Samen-Körner heraus nehmen kann.

Unter die natürlichen Folgen dieses mühsamen Aufmachens ist zu rechnen, daß der Same nie so wohlfeil, als anderer seyn kann, und daß man bey dem Einkauf desselben nie Vorsicht genug anzuwenden hat, weil er gewöhnlich, um geschwinder davon abzukommen, mit ausgekochten oder stark ausgebrühten Samen vermengt zu seyn pflegt. Der letztere zeichnet sich indessen

E 5

bey

bey einiger genauer Besichtigung durch seine größere Gestalt und weißlichere Farbe aus. Ferner ist zu folgern, daß es der Kostbarkeit und öfteren Zufälligkeiten halber eben nicht rathsam sey, auf ein Mal ganze Gegenden mit diesem Samen zu besäen, besonders, da er nicht mit so allerley schlechten Boden zufrieden ist.

Die weniger kostbarste und zuverlässigste Weise, dieses Holz möglichst bald gemein zu machen, ist demnach diese. Man wählt erstlich Gegenden oder Plätze zu Rämpfen, welche mit der Menge des Samens, den man hat, in Verhältniß stehen, und deren Boden sich am besten dazu schickt. Es müssen aber die Rämpfe um so besser umhaget werden, da das Lärchenbaum-Holz gegen die andern Holz-Gattungen noch neu, mithin ein Gegenstand ist, welcher die Neugierde des Wildprets und Viehes reizt, folglich leichter, als ein anderes schon gewohntes Holz, beschädigt wird. Sein bester Boden muß mehr Erd: als Sand-artig, doch weder zu fest noch zu locker seyn, und, wo möglich, so wie allen Holz-Saaten sehr nützlich ist, etwas Schutz von andern Holz: Erde und etwas Sand melirte, weder zu sehr auf der Ebene im Freyen, noch an steilen Gebirgen belegene, ist also der beste. Die Aussaat muß allemahl im Frühjahr Ausganges des März, oder Anfangs April geschehen, nachdem das Erdreich etwas aufgethawet ist, und geht guter Same in seinem Boden binnen 6 Wochen auf. Nur muß der Boden, so wie auch bey allen Holz-Saaten am besten ist, nicht zu tief, sondern nur ganz flach oben hin, je feiner je besser, etwas locker, antwärts aber fest seyn, damit das Erdreich in Fühlen, feuchten Nächten nicht so leicht aufquellen, und bey Sonnenschein sich nicht wieder senken könne. An das Ausäen der Aepfel ist nicht zu gedenken. Der Same ohne Flügel kann zwar durch etwas leicht überweg zu ziehendes Buschwerk füglich ein wenig unter die Erde gebracht, und dadurch gegen das Aufnehmen der Vögel und gegen die Bewegungen des Windes, zum desto bessern Aufgehen, sehr vortheilhaft gesichert werden; allein der Same mit Flügeln leidet nicht die mindeste Erde über sich. Da mit er indessen fest zu liegen komme, und desto leichter sich ansauge, so wird er nach der Aussaat mit einer

Gieß:

Gieß-Kanne, so wie zu bleichende Leinwand, nach Verlieben besprenget. Die Absonderung der Flügel von dem Samen geschieht übrigens eben so, wie bey den Kien: besonders vorgeschrieben ist (*). Es muß auch ein District mit Lärchen beynah eben so dicht, als mit Kien: bestellt werden, um recht geschlossene Oerter zu ziehen. Es folgt aber hieraus noch gar nicht, und würde sehr Schade seyn, das dichte Säen durch eben denselben kostbaren Samen zu bewirken, und darnächst so viele Tausende leicht zu verpflanzender Stämme verdorren, oder mit zu enge gestandenen, also sehr schlechten Wurzeln verpflanzen zu lassen, um den Endzweck zu erreichen, den man bey dem viel gemeinern Kien: Samen zum Gegenstande nimmt, um geschlossene Oerter zu erhalten.

Man nimmt daher zu einen Morgen, à 180 rheinl. Quadrat-Ruthen, auf alle Fälle am sichersten 5 lb. reinen Samen mit Flügeln, oder $3\frac{1}{2}$ bis 4 lb. ohne Flügel, vermengt ihn mit $\frac{1}{4}$ Scheffel Birken Samen zerriebener Schäfchen, thut kurz vor der Aussaat etwas angefeuchteten Sand dazwischen, mengt alles wohl unter einander, und säet das so aus, wo möglich bey feuchter, stiller Witterung. Es geht sodann alles hinlänglich dicht auf, und man verhütet den, noch nach vielen Jahren von sehr übeln Folgen seyenden Umstand, daß sich die Bäume nicht genug bewurzeln, und ihre Wurzeln sich nicht hinlänglich ausbreiten können.

Die Regel, den Nadelholz-Samen überhaupt dicht auszusäen, damit die Stämme nicht so sehr in die Nester wachsen, bleibt zwar immer sehr richtig; allein, ihn zu dicht auszusäen, ist einer Anlage, besonders in der Folge, höchst schädlich; denn wenn auch nach Jahren ein Stamm den andern erstickt, und viele verdorren, damit sich andere desto besser hervorthun können; und wann auch gleich die erstorbenen nicht geachtet werden, so ist doch den stehengebliebenen die Nahrung entgangen, welche ihre erstorbene zu überflüssige Nachbarn eingefogen, und wodurch sich die übrigen, besonders in schlechten Boden, gleich ursprünglich besser for-

miern

(*) Siehe im XXXVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 385, 398 A.

miren können. Ueberdies aber haben und behalten sie alsdann sehr schlechte Wurzeln, die doch bey einem jeglichen Stamme, der ein guter Baum werden soll, ein Haupt-Stück sind.

Die Haupt-Ursache, den Lärchenbaum erst durch Kämpfe allgemein zu machen, ist diese, daß sich die jungen Lärchen im zweyten, dritten und vierten Jahre, vor Eingang des Frühlings, mithin ehe der Saft eintritt und die kleinen Knospen heraustreibt, unter allen übrigen Nadel-Hölzern am besten sehr leicht verpflanzen lassen, welches auch schon selbst aus dem Bau der Wurzeln zu urtheilen, denn diese breiten sich nicht weit aus, wachsen im Zirkel um den Stamm herum, treiben eine kleine Pfahl-Wurzel und viele Fasern, welches alles Eigenschaften solcher Bäume sind, die sich gut verpflanzen lassen. Sodann wächst auch der Lärchen-Baum nicht so sehr in die Zweige, wie anderes Nadel-Holz zu thun pflegt, wenn es nur etwas Luft hat.

Zum Verpflanzen werden die jungen Stämme, bey gelinder Witterung und feuchten Boden, mit aller Behutsamkeit durch schmale, aber scharfe und in der Gestalt eines halben Mondes verfertigte Spaden so ausgestochen, daß, wo möglich, das Erdreich an den Wurzeln sitzen bleibe, in dem Kämpfe aber alle 2 bis 3 Fuß von einander ein Stamm unbeschädigt vor immer stehen gelassen werde.

Die ausgestochenen Löcher sind sogleich wiederum zu zuwerfen, und der Kämpf bleibt so lange, wenigstens 10 Jahr, in Schonung, bis alles dem Wildpret und Viehe aus dem Maule gewachsen ist.

Die ausgestochenen Stämme werden so geschwinde als möglich in die dazu ausersehene Gegenden, wo möglich mit ihrer Erde, in eben so große Löcher, als diejenigen sind, woraus sie gestochen werden, 3, höchstens 4 Fuß weit aus einander so eingesetzt, daß ja kein Raum in der Erde übrig bleibe. Ist die zu beplantzende Gegend nahe an den Kämpfen, so werden die jungen Stämme bloß in Körben, sonst aber auf breiterne Wagen, welche mit Stroh ausgefüllt sind, wo möglich immer im Sande auf geraden Wegen behutsam dahin gebracht.

Die

Die beplantzten Plätze (wozu man gern solche wählt, wo Birken-Ausschlag oder liches birkenes Schlag-Holz vorhanden, welches den jungen Lärchen zum Schutz dient, und sie desto besser in die Höhe treibt,) müssen aber von Stund an hinlänglich dergestalt in Schonung gelegt werden, daß binnen 8 bis 10 Jahren weder Wildpret noch Vieh herein kommen kann, sonst sind sie besonders dem Segen der Hirsche und Rehbocke sehr ausgesetzt.

Auf diese Weise erhält man möglichst bald ganze Reviere von Lärchenbäumen, insonderheit da man bemerkt hat, daß der Same nicht so gut, als die jungen mit ihrer Erde verplantzten Stämme in schlechteren Boden fortkommen, mithin in diesem Fall das Verpflanzen dem Besäen auf schlechteren Gründen sehr vorzuziehen ist; zumahlen da die Kämpfe viel leichter, als ganze Gegenden, zur allenfalls erforderlichen Güte des Bodens, durch Befahren und Vermengen der Erde, vorzubereiten sind.

Bey allen den Anlagen muß man übrigens vor allen Dingen der bey allen Holz-Verplantzungen eintretenden Haupt-Regel wohl eingedenk seyn, daß man zu den Kämpfen nie zu guten noch zu feuchten Boden wählet; denn bekanntlich ist den Verplantzungen nichts gefährlicher, als wenn junge Stämme aus ganz guten in schlechten, oder aus feuchten in trocknen Boden versetzt werden, und die Saft-Gefäße alsdann wegen Mangel vorhin gewohnter Nahrung und Feuchtigkeit sich zusammenziehen und eintrocknen müssen. Das Holz wird auch in feuchten Boden groß-ädrig, also nicht so dauerhaft. Man wähle daher guten trocknen Mittel-Boden, damit die jungen Stämme bey dem Verpflanzen auf den doch mehrentheils trocknen Grund, ihren vorhin sonst weiten Saft-Gefäßen zuwider, keinen großen Unterschied im Zufluß der Nahrung finden. Berlin, d. 8 Dec. 1779.

Frh. v. d. Schulenburg.

Um die guten Eigenschaften des Lärchenbaumes zu beweisen, liefert du Roi, im 99 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, folgenden Auszug von zwey Brie-

Briefen, die an eine hohe Person abgelassen, und ihm zum Gebrauch mitgetheilt worden sind. Der erste hat den in Kön. preuß. Diensten verstorbenen Commandeur des Leib: Carabiner: Regiments, Hrn. Obristen v. Arnstedt zum Verfasser, und ist während seiner Kriegs: Gefangenschaft aus Niedlingen in Schwaben, v. 7 May 1761, auf die geschehene Anfrage von dem Nutzen des Lärchenbaumes abgeschickt worden.

„Von dem Lärchenbaume,“ sagt der verstorbene Hr. Verf.: „Kann ich selbst Nachricht geben, daß ich in Ober-Schlesien große Wälder gefunden, in welchen die Stämme so stark und hoch gewachsen gewesen, wie die größten Tannen, und wird das Holz überhaupt zu Balken, Sparren und in der Tischler: Arbeit, dem Tannen: Holze vorgezogen. Man giebt mir hieselbst (zu Niedlingen) darin Beyfall, und führt zugleich das costniger Concilium zum Ruhm des Lärchenbaumes an, welches Gebäude durchgehends von seinem Holze ist gebauet worden, und ob es gleich bereits über 500 Jahr gestanden haben soll, dennoch im Holze unverfehrt seyn soll. Alhier giebt man auch von dem Lärchenbaume an, daß er steifer und fester sey, als eine Eiche oder Tanne, und liefert zum Beweis folgende Probe: Man nehme eine junge Eiche oder Tanne, ungefähr eines Armes dick, und hänge daran so viel Gewicht, daß sie sich biegen; dagegen nehme man einen Lärchenbaum, der um den vierten Theil dünner ist, und hänge dasselbe Gewicht daran, so wird er sich lange so stark nicht biegen, als die dickere Tanne oder Eiche gethan hat.“ Er schließt am Ende noch mit dem Ausdrucke: „Mit dieser rühmlichen Anführung des Lärchenbaumes sollte ich glauben, daß man den Zweiflern wegen des Lärchenbaumes den Mund stopfen könnte.“

Das andere Schreiben ist von einem noch lebenden Kön. preuß. hohen Officier aus Böhmen, v. 12 Sept. 1762, und lautet ungefähr folgendergestalt:

„Ew. rc. den wahren Nutzen, so man von dem Lärchenbaume durch viele Erfahrungen zu haben alhier vergewissert ist, habe nicht ermangeln wollen durch gegenwärtiges zu benachrichtigen. Nachdem ich auf einem Gute

des

des Grafen v. Stahremberg, ohnweit Muraß. im Quartier gelegen, welcher noch eine große Anzahl dergleichen Bäume hat, und auch bereits verkauft, so giebt mir dessen Wirthschafts: Hauptmann die Versicherung, daß die meisten davon nach Breslau verladen wären, allwo man sie zu Wasser: Rinnen an den Häusern gebrauchte, und wenn eine dergleichen nach einigen 60 Jahren verdorben wäre, verkaufte man solche an Leute, welche Wasch: Geschirre, als: Eimer, Kannen, u. d. gl. machen. Hienächst hat mir ein Müller, welcher drey eigene Mühlen hatte, und in seinen jüngern Jahren Tyrol und andere gebirgige Gegenden durchlaufen war, für gewis versichert, daß er in seinen Mühlen zwey Mühlen: Wellen von Lärchen: Holze bereits besitze, und da hierzu kein besseres Holz sey, würde er nach dem Frieden besorgt seyn, die übrigen ebenfalls von Lärchenbäumen anzuschaffen. Nach seiner Meinung war er gewis, daß solche auf 80 Jahre hielten, und er behauptete überdem noch, daß die Lärchenbäume über 60 Ellen hoch wüchsen. Noch ein hauptsächlichlicher Gebrauch, den man in Breslau, und den umliegenden Gegenden davon macht, ist dieser, daß die Fenster: Rahmen davon verfertigt werden, weil solches Holz, nach der Beschreibung, durch das Wasser nicht leicht faulet. Die Farbe desselben ist schön hellbraun. Ich habe schon viele Bretter davon gesehen, werde auch, wenn ich wieder zu Lande komme, die Ehre haben, Ew. rc. die schönste Kanne davon zu überreichen“ u. s. w.

„Diese versprochene aus dem Holze des Lärchenbaumes verfertigte Kanne,“ fügt du Roi hinzu: „ist mir auch vorgezeigt worden, und sie hat ein gutes Ansehen, ist fest und dauerhaft.“

Eine Bemerkung über den Lärchenbaum, von H. A. Graf von Borcke (*).

„Die patriotisch: oekonomische Gesellschaft in Schlesien hat mir die Ehre erwiesen, mich zum Mitgliede anzunehmen; und ich bin dadurch verbunden, das Meinige nach

(*) Aus dem 1 B. der neuen Oekon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, a. d. J. 1780, S. 39, 598.

nach Möglichkeit beyzutragen, und der Societät auch unter andern dieses kleine Opfer darzubringen.

Die gütige Aufnahme meiner herausgegebenen Stargordischen Wirthschafts = Beschreibung überredet mich, daß, so wie ein Hinter = Pommerisches Wirthschafts = System in einem Lande Beyfall gefunden hat, in welchem die Land = Wirthschaft viel besser, als bey uns, betrieben wird, so kann auch wohl eine Bemerkung über die Fortpflanzung eines der nützlichsten Bäume darin noch neu seyn, oder doch von daher eine wünschenswürdige Publicität erhalten.

Obzwar der Lärchenbaum in den Oberschlesischen Gegenden in ganzen Wäldern anzutreffen ist, so steht doch zu vermuthen, daß er eben so, wie in andern holzreichen Gegenden andere nützliche Bäume, behandelt werde; d. i. man läßt höchstens der Natur ihren Lauf, und denkt mehr an Wegnehmen, als Anbauen. In allen übrigen Gegenden der königlichen Staten ist dieser Baum nicht einheimisch, und muß nur durch Anbau für die Nachkommenschaft gewonnen werden.

Ich will mich indessen nicht bey dem großen Nutzen und dem überaus geschwinden Wuchs dieses Baumes, noch weniger bey der Beschreibung desselben aufhalten. Dähamel, die Harbkesche Baumzucht, und viele andere, haben es gethan; welche darüber nachgelesen werden können. Ich begnüge mich, die Erfahrung, welche ich damit gemacht habe, und eine daraus gezogene Bemerkung mitzutheilen, wovon ich in denen Autoren, welche ich nachgeschlagen habe, nichts hinlänglich deutliches angemerkt finde.

Vor der Eroberung von Schlessien ist der Lärchenbaum in den übrigen Provinzen des Königs gar wenig bekannt gewesen. Ich erinnere mich niemahls einen gesehen zu haben. Nachher da der König solchen in Potsdam und Sanssouci pflanzen ließ, wurde er bekannter, und viele fiengen an, ihn in ihre Gärten zu setzen. Dieses gab den berlinischen Gärtnern und Baum = Erziehern Gelegenheit zum Anbau. Doch war bloß dabey die Absicht, die Auszierung der Gärten, welche aber bey einem nur mäßigen Alter des Baumes zum Theil verfehlt wird, da die herabhängenden Aeste und die sitzen bleibenden Zapfen die Schönheit sehr vermindern. Es hatte indessen den Nutzen, daß sich hin und wieder bis die entlegensten Gegenden

den Bäume, welche igt zum Samentragen taugen, erhalten haben. Unter andern befinden sich auch in meiner Nachbarschaft 4 dergleichen, welche den Stoff zu diesem Aufsatze gegeben haben. Ganz beträchtlicher Anbau ist mir außer dem bey Harbke im Magdeburgischen nicht bekannt, wo der Hr. Hof = Richter v. Beldhe in ein Wäldchen von 12000 Stück angepflanzt hat. Man hat sich mit dessen Anbau zum Ernst nicht so viel abgegeben, als er es verdiente, und ich selbst würde nicht so eifrig darauf geworden seyn, wenn mich nicht ein Ungefähr dazu angefeuert hätte. Ich will die Umstände und den Erfolg erzählen, woraus die Resultate und das beste Verfahren bey Erziehung dieses Baumes von selbst hervorgehen werden.

Im May 1774 besuchte mich der Minister Graf v. Bodelsch. Unter andern Gesprächen mit einem so ächten Oekonom fielen wir auch auf den Lärchenbaum. Ich sagte ihm, daß mein Nachbar, der Hr. v. Bonin zu Elvershagen zween dieser Bäume hätte, welche im Winter die Blätter behielten, wie er mich dessen versichert hatte. Der Minister bat mich, über diese neue Erscheinung einige Zweige zur Erläuterung hohlen zu lassen. Es kam davon ein kleines Bündel an, doch mit der Entschuldigung, daß da Hr. v. Bonin nicht spät im Herbst und nicht frühzeitig im Frühjahr in seinen Garten käme, so hätte er geglaubt, die Nadeln säßen den ganzen Winter daran.

Die Reiser befanden sich in folgender Gestalt. Die Bürsten der neuern Nadeln hatten gut die Länge eines Zolles getrieben, und an den Aesten befanden sich viele Zapfen, welche aber noch gar nicht aufgesprungen waren. Ich beschäftigte mich mühsam, die Samen = Körner abzuklauben, und erhielt derselben eine kleine Anzahl. Ich machte gleich Anstalt, eine Rabatte, welche im Schatten lag, umgraben zu lassen, und säete sie darauf. Der Same wurde ganz leicht übergeharket; dann wurde, nach Anweisung des dñ Roi, weißer Sand übergestreuet, und nachdem sie bald aufgelaufen waren, fleißig von Unkraut gesäubert.

Meine Bäumchen wuchsen schnell, so daß ich 42 der besten im May 1776 verpflanzte, die schwächern noch stehen ließ, und sie 1777 ebenfalls versetzte. Hierauf wurde der Boden gegraben, und Löcher, doch nicht tief, gemacht, worin sie 4 Fuß von einander zu stehen kamen. Nun

wurde meinem Gärtner die Sache aufgetragen; diese Art Leute wollen aber immer klüger seyn, als andere; er brach die Zapfen im Herbst ab, ließ sie in einer Stube aufspringen, sammelte den Samen, säete ihn im May, und es ward nichts daraus. Dieses gieng mir sehr nahe, meine 84 Bäume prosperirten über Erwartung, und ich wünschte mir mehrere. Ich schrieb das Jahr darauf nach Oberschlesien, erhielt einen ziemlichen Vorrath von Samen, säete ihn, und abermahl wurde meine Hoffnung getäuscht.

Ich dachte der Sache nach, und konnte lange nicht auf die Ursachen kommen, welche einen mir so gut gelungenen Versuch nun nicht mehr glücken lassen wollten. Endlich kam ich auf den Punct und fiel darauf, daß der Erfolg von dem Moment der Reife des Samens abhängen müsse. Ich gieng also zu meiner ersten Erfahrung zurück, und nahm 1779 aus Grünhof, welches einem Hrn. v. Borcke gehört, weil zu Elvershagen keine angelegt hatten, von ein paar Bäumen die Zapfen, zu der Zeit, als die Nadeln einen Zoll lang getrieben hatten. Ich warf solche in Siebe, und setzte sie der Luft und Sonne aus, nahm sie aber die Nacht über und wenn es regnete, herein. Hiermit mochten wohl noch 10 Tage darauf gehen, wo denn der Same gesammelt und auf obige Art gesät wurde. Den 20ten Tag darauf zeigten sich die Pflänzchen, und ich habe Hoffnung einige 100 zu erziehen, welche ich nach meiner Methode im Frühjahr 1781, wenn die Knospen zwar dick, doch noch nicht grün werden, 4 Fuß von einander auf den Ort versetzen werde, wo sie stehen bleiben sollen.

Den 1sten Oct. 1779 habe ich einen meiner 1774 gesäten und 1776 verpflanzten Bäumchen, welcher doch noch nicht der stärkste war, von 14 Fuß Höhe und $7\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange unten am Stamme befunden. Sie waren 5 Jahr und 5 Monate alt, und hatten schon im Frühjahr Blüthen angelegt, welche aber abgenommen worden. —

Ich behaupte, daß wenn man die vorgeschriebene Sorgfalt anwendet, so müssen auf einem Plage, der im Schatten liegen muß, von 20 Fuß Breite und 100 Fuß Länge, durch welchen noch 2 Fußsteige des Reinigens halber gehen, 2000 Bäumchen gezogen werden können. Solcher Plätze müßten in der Folge 3 seyn. Im 3ten Frühjahr werden schon von dem ersten, 1000 verpflanzet; die noch

noch zu schwachen werden das folgende Jahr in gleicher Zahl ausgehoben, dazu werden 1000 vom zweyten Plage genommen, und so fort an, daß also alle Jahre 2000 Stück aus einer mäßigen Baumschule mit mäßigen Kosten und Mühe, zu einem regelmäßigen in den meisten Gegenden gewiß nützlichen Walde accresciren.

Es ergibt sich von selbst, daß die Kosten dabey wenig bedenten, und daß der Anblick eines so chronologischen Waldes ergötzend ist, überdem an sich nützlich werde, und zu allerley Entdeckungen über die Naturgeschichte dieses Baumes, und über die Wirkungen der Temperatur der Jahre, ob schon solche nicht abzuändern sind, Gelegenheit geben muß. Nach einer Reihe von Jahren möchte ich wohl einen solchen Wald mit einem gesäteten nach der gewöhnlichen Art vergleichen; so viel ist gewiß, daß bey jedem die Ordnung und Menge gewinnen muß, weil der Same in unserer Gegend zu selten ist, als daß man große Plätze damit in Bestand setzen könnte, wie es mit Kiefern und dergleichen Holzarten angeht, und wohl am besten seyn mag. Stargardt, d. 24 Oct. 1779.“

Anmerkung

über den Lärchenbaum in Schlesien, und praktische Beschreibung von dem Anbau desselben in dem königl. preuß. Antheil dieser Provinz, durch den Samen und die Verpflanzung, von Matthäus Proske, königl.

Forstmeister (*).

„Der Lärchenbaum wächst hier in Schlesien, wie bekannt, nicht nur in einzeln oder kleinen Partien, welche durch Kunst des Anbauens gewonnen worden, sondern es sind große weitläufige und geschlossene Wälder damit bestanden, die ihres Orts zu Bau- und Brenn-Holz genutzt und als ordentliche Forsten abgetrieben werden.“

D 2

Dies

(*) Aus dem 1. B. der neuen Oekon. Nachr. der patriot. Gesellschaft, in Schlesien, a. d. J. 1780, S. 43, 129.

Dieses ist immittelst nur lediglich ein District in dem schlesischen Gebirge des Fürstenthums Jägerndorf, hauptsächlich aber in der Gegend von Freudenthal und der gotschdorfer Herrschaft zc.

Schon in der Gegend von Teustadt findet man diese Holz-Sorte auf den Vorgebirgen in den lebendigen Hauen gesprengt, und bey Kunzendorf, dem Kreuzstift in Neisse gehörig, waren einige hundert Morgen recht geschlossene brauchbare Stämme von Balken-, Riegel- und Sparren-Stärke, welche immittelst theils durch den Feind während des langen siebenjährigen Krieges, theils durch das Aushauen der besten Stämme zu Kinnen und anderm Gebrauch, dergestalt ausgelichtet und erschöpft worden, daß in kurzem, an den noch stehenden geringeren Stämmen, nur ein Andenken des vorigen seyn wird.

Ueberhaupt findet man diesen Baum gegen die Höhen des neisser Gebirges, die Bischofskappe, und so weiter nach Hermbstadt, Einsiedel und Würbenthal, auch weiter herunter in dem Troppanischen auf den Gebirgen hinter Grätz, Fullneck zc. nicht mehr. Das Gebirge zwischen Freudenthal und Jägerndorf, Bennisch und Spachendorf, ist schon viel geschlachtet oder gesehter, als erlieres, das neisser, und dieses ist eigentlich die Heimath desselben, in einem District von etwa 3 Meilen lang und breit. Im platten Lande weis ich, ausser auf dem sogenannten Butterberge bey Stolz ohnweit Frankenstein, keine alte starke Lärchenbäume; es stehen zwar nur noch etliche Stämme daselbst, immittelst sind von diesen in den lebendigen Hauen schon wieder viele junge erwachsen.

In den andern Gegenden Schlesiens sind solche nur einzeln als eine Seltenheit und Zierde gepflanzt worden, und erst seit kurzer Zeit haben die königl. Oberforstmeister die Erziehung oder den Anbau dieser Holz-Sorte in den Forsten den Forstbedienten anempfohlen.

Die ersten Versuche wurden in No. 1756 und 1764 durch Verpflanzung junger Stämmchen, davon ein guter Theil auf dem Ritschenberg in dem königl. Amte Bries, auch in verschiedenen andern königl. Forsten, jedoch nur in kleiner Anzahl, gepflanzt worden, gemacht, und in den Jahren 1767, 1768 und 1769, wurde fast in allen königl. Forsten jährlich zu 3, 4 bis 5000 Stück überhaupt weiter damit continuiret. Der Erfolg davon war nur mittel-

mittelmäßig, und es gieng bey jedesmahliger Verpflanzung ein großer Theil derselben aus. Zu gleicher Zeit machte man auch die ersten Versuche durch die Saat. Diese gelang nach der jeden Orts gemachten Auswahl des Bodens, der Zubereitung desselben, und der Zeit selbst, wann solcher ausgesät worden, besser, und es wurden alljährlich, nach dem der Same gerathen und zu erhalten war, 8, 16 bis 32 Meßen breisl. reiner Same ausgesät. Schon seit einigen Jahren ist kein tauglicher Same in namhafter Quantität gerathen, und es hat folglich auch in dieser Absicht solange fernerweit nichts geschehen können.

Der Lärchenbaum ist, wie bekannt, Frühjahrszeit etlicher der ersten, der hervorbricht, weit vor der Kiefer, Fichte und Tanne. Seine Knospen fangen, wenn die Witterung gelinde ist, schon im März an dick zu werden, im April blühet derselbe völlig, und erst einige Zeit nachher kommt sein Laub oder Nadeln hervor. Die Blüthe erfriert also bey spät einfallenden Nacht-Frösten sehr oft, und dieses ist nicht allein die Ursache, daß nur sehr selten Same geräth, sondern ich halte auch dafür, daß, wenn durch dergleichen starke Reife, die Blüthe auch nicht völlig erfriert, doch die künftige Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Samens, ohne was derselbe während des Wachstums selbst durch widrige Witterung etwa leidet, von daher hauptsächlich mit hergeleitet werden kann. Fallen auch wirklich keine späte Nacht-Fröste mehr ein, so geräth zwar der Same in Zapfen in gar großer Quantität, allein bey aller Beobachtung, die ich dabey gemacht habe, finde ich doch, daß das Korn desselben niemahlen die Hälfte, fast jedesmahl nur 1/4tel, auch wohl gar nur 1/8tel und noch weniger, vollkommen, und zur Ausaat tauglich sey; der größte Theil ist leer und vertrocknet, folglich bey der Ausaat nur als unfruchtbarer Besatz anzusehen, welches bey Kiefern, Fichten und Tannen niemahlen so häufig vorkommt. Immittelst ist das Korn dieses Samens sehr klein, und man kann demohngeachtet aus einer Meße dergleichen Samens eine große Menge Stämmchen erziehen.

Der Same wächst also vom April und May bis zu Ende October dieses Jahres zu seiner Vollkommenheit, und ich habe im November solchen in großen Quantitäten zu

zu 20, 30, 40 und mehr Scheffeln Zapfen sammeln lassen, und des Frühjahrs ausgesät. Zu dieser Zeit, nämlich Ende Oct. und Nov., ist der Zapfen nicht mehr grün, sondern durchgängig völlig braun, sein sonst unbeschädigtes Korn vollständig, und nach meinen gemachten Versuchen zum Auf- und Fortkommen tauglich.

Bei großen Quantitäten, die ich mühsam habe sammeln lassen, war es nicht rathsam, den Winter, der diese Arbeit nur selten erlaubt, oder das Frühjahr, als das letzte Extremum, abzuwarten, sondern ich mußte sowohl aus der Ursache der Gewissheit meiner Sammlung, als auch nachdem den Samen selbst aus den Zapfen zu bringen, und noch zu rechter Zeit aussäen zu können, die erste Zeit dazu anwenden. Der Erfolg meiner Versuche der Aussaat desselben, sowohl im Kleinen als auch im Großen; von 10 bis 20 Morgen, beweiset die Unschädlichkeit dieser Unternehmung, und es kommt, wenn der Same sonst nur gut und tauglich geräth, gar sehr viel auf die Behandlung desselben und auf die Aussaat selbst an.

Ich gestehe ganz gern, daß es bei jeder Art Gesäme das Beste sey, solches zu sammeln, wenn es seiner Natur nach auszufallen anfängt, es hat alsdann gewiß seine größte Vollkommenheit, und man ist seiner Zeitigung wegen völlig sicher; allein hier bei dem Lärchenbaum kann man es, vorher schon angeführter Umstände wegen, im Großen nicht bis auf den letzten Zeitpunkt damit ankommen lassen (*).

Sobald der Same in Zapfen gesammelt worden, habe ich solchen, zu Vermeidung mehrerer Weiträufigkeiten, durch Weiber und etwas erwachsene Kinder unten an dem Ende des Stiels mit einem Messer übers Kreuz etwas einschnei-

(*) Dieses stößt jene Erfahrung von der rechten Reife des Samens nicht um; es kann die frühere Sammlung dennoch bey uns die Ursache werden, daß noch so viele Körner unvollkommen sind, und die Ursache seyn, daß selbige, 3 Grade mehr nordwärts, alle unvollkommen bleiben. Dabey bleibt es indessen gewiß, daß der Forsthaushalt im Großen die Beobachtung gewisser kleiner Vortheile oft nicht zuläßt; es ist aber eben so wahr, daß die Bemühung im Kleinen patriotischer Landbesitzer die wichtigsten Beiträge werden, und im einzelnen sehr gut von genauen Beobachtungen Anwendung machen können.
v. Wedel.

schneiden, und in 4 Theile von einander reißen, sodann aber, wenn der ganze Vorrath desselben in der Art gespalten worden, auf eine Tenne dick aufschütten, und durch anhaltendes Klopfen und öfteres Umrühren das Korn aus den Zapfen bringen lassen. Bei dieser Prozedur leidet der Same selbst auf keine Art, ohnerachtet das Verfahren an sich etwas gewaltsam zu seyn scheint.

Bei dem Spalten muß nicht der ganze Zapfen, und folglich das darin befindliche Samenkörnchen, zerschnitten werden, und bei dem Ausklopfen fällt das kleine Korn aus dem Apfel sogleich herunter auf den Boden, und hat von der obern Gewalt des Klopfens nichts mehr zu leiden. Sodann wird er gerieben, gesiebet etc. und zum Versenden und zur Aussaat so rein als möglich gemacht. Eine Meße bresl. dergleichen recht reiner Same hat alsdann, nach dem solcher reichlich, oder sparsam gerathen, bis 3 Rthlr., 3 Rthlr. 16 Gr., auch wohl 4 Rthlr., gekostet.

Bei dem Ausmachen dieses Samens durch Stubenwärme leidet das Korn desselben dergestalt, daß es zum Aufgehen völlig untauglich wird. Die kurzen, starren, holzigen Schuppen dieses Zapfens erfordern zu viel Hitze, ehe sie aus einander gehen, und bei aller Vermehrung der Wärme bleibt demohngeachtet ein großer und fast der mehrestheile der Zapfen verschlossen. Auf Zubereit durch Luft und Sonne den Samen aus den Zapfen zu gewinnen, erfordert bei Quantitäten viel Zeit, und auch dadurch erreicht man nur einen Theil des vorhabenden Endzwecks.

Sobald der Same zur Saat vorbereitet, oder vorrathig ist, sucht man, in Betracht daß derselbe nur sparsam, und auch nicht ohne Aufwand ansehnlicher Kosten zu erhalten steht, einen guten tauglichen Fleck Landes zur Aussaat desselben aus. Ein kühler, feuchter Sandboden, der mit Lette, Lehm und Steinen melirt seyn kann, ist auf dem platten Lande am schicklichsten dazu. Im lockern schwarzen Boden kommt derselbe, seiner Natur nach und des Unkrautes wegen, nicht fort. Auf Gebirgen wählt man die Mitternacht-Seite vorzüglich dazu, wo er ebenfalls Feuchtigkeit und Schatten zu seinem Aufkommen hat; überhaupt kann man fast sicher annehmen, daß an Orten, wo die Rothbuche, auch nur die Tanne, gut fortkommt und wächst, daselbst auch der Lärchenbaum mit

Nutzen gesäet werden kann, wenn der Boden nur vorher gut aufgearbeitet und zubereitet worden ist.

Die Zeit der Saat hängt von der Witterung des Frühjahr's ab. Man pflegt solche gemeiniglich Ende März, auch wohl allererst Ende April, auszusäen, nach dem man etwan wegen der Nacht-Fröste in Besorgniß steht. Geht derselbe auf, und es folgt noch ein dergleichen später Frost, so ist die Aussaat größtentheils verloren; verspätet man sich damit aber auch allzuweit hinaus, so ist die heftige Sonnen-Hitze ihm das erste Jahr eben so schädlich, als der Frost. Man muß hierbey nun schon etwas wagen, und den Erfolg gewärtigen.

Bei der Aussaat selbst darf der Same weder eingeeget, noch eingerechet, sondern wo möglich an einem Tage gesäet werden, da es regnet; er wird dadurch schon so tief in das Erdreich gebracht, als er zu seinem Fortkommen nöthig hat. Ich habe demnächst auch alle meine Saaten (außer einigen kleinen Versuchen) dergestalt eingerichtet, daß mit wenigem Samen ansehnliche Flecke besäet worden; ich habe nemlich, auf ein Stück Landes von ohngefähr 10 Morgen Flächen-Inhalt 4 Scheffel Kiefer-Samen, und unter selbigen etwann 2, auch 3 Mehenreinen Lärchen-Samen untermengt gesäet; dadurch ist letzterer auf den ganzen Fleck gesprengt, und zwischen den Kiefern bis hieher geschlossen aufgewachsen. Die Lärchen-Stämmchen erreichen bey ihrem Wachsthum vor der Kiefer einen Vorzug, und es ist folglich nicht zu risquieren, daß sie von jenen etwan ersticket werden; fast ein jedes taugliches Korn kommt auf diese Art fort, wohingegen bey ungemischter Saat auf kleinen Plätzchen nur immer einige wenige die Superiorität gewinnen, die andern aber von diesen unterdrückt werden, und in der Folge zu Grunde gehen müssen. Meines Erachtens ist dieses die beste Art, erwähnte Holz-Art an denjenigen Orten, wo solche erlangelt, zu erziehen, und allgemeiner zu machen, alle andere Mittel der Aussaat auf kleine Flecke pure, als auch der Verpflanzung, sind theils nur etwas im Kleinen, theils risquant und kostbar.

Die ersten nachhaltigen Versuche der Verpflanzung in den schlesischen Forsten, preuß. Antheils, im J. 1764, 1767 u. waren, in Ermangelung näherer Gelegenheit zu Erreichung dieses Endzwecks, nur Nothmittel. Die

Stämme

Stämmchen mußten aus dem Gebirge oesterreichischen Antheils gehohlet, weit transportirt, und sodann in einen ihnen nicht angemessenen Boden wieder verpflanzt werden. In dem Gebirge standen sie zwischen Steinen, ihre Wurzeln wurden aller Vorsicht ohngeachtet verletzet, und der Erfolg dieser Verpflanzung war, daß ein großer Theil derselben zurück blieb. Hierzu kam denn auch noch, daß diese Stämmchen, weil der Lärchenbaum, wie bekannt, Frühjahrszeit einer der zeitigsten ist, bey dem Aufgange des Schnees im Gebirge gerodet und versendet werden mußten. Traf selbige nun unterwegs (wie es wirklich etlichemahl geschah) noch ein starker Frost, so war es um ihr gutes Fortkommen schon mißlich; und wurde damit etwas verzögert, so hatte die Verspätung eben so üble Folgen.

Die beste Art des Verpflanzens, wenn anders zu diesem Nothmittel geschritten werden muß, ist, daß man sich die Stämmchen hierzu jedes Ortes selbst erziehe, solche, wenn sie etwa 3 oder 4 Jahre alt sind, durch vorsichtiges Ausstechen mit einem Grabeisen von allen vier Seiten, und Beybehaltung eines guten Theils Muttererde des Frühjahr's zu gehöriger Zeit, entweder in junge Haue von Kiefern, Fichten oder Tannen (nemlich auf die jederzeit zwischen innen liegenden kleinen ledigen Plätzchen,) worin der Aufschlag der Höhe nach ihres Gleichen, oder, wo möglich, etwas niedriger seyn kann, weil sie durch das Verfehen, wenn auch diese Veränderung mit aller möglichen Vorsicht ausgeführt wird, etwas an ihrem Wachsthum leiden, oder aber, wenn sie allein, und nicht zwischen andern Holz-Sorten gepflanzt werden, 3 höchstens 4 Fuß weit verfehe, und solchergestalt in der Ferne geschlossenes Holz, und nicht einzelne Stämme, die kurz und ästig bleiben, und allenfalls nur als Samen-Bäume dienen können, daraus erziehe.

Durch die Art der Verpflanzung in den Haue der Nadel-Hölzer gewinnt man auch noch den Vortheil, daß diese Holz-Sorte sich durch ihre künftige eigene Besamung in den Forsten immer weiter, und mehr allgemein ausbreite. Ich habe solches auch auf den ledigen Flecken in lebendigen Haue (*), bey Boden der ihnen zuträglich

D 5

(*) Lebendiger Hau heißt, in Schlessen, ein von Laub-Holz abge-

ist, versucht, und der Erfolg scheint bis hieher gut zu seyn; die Verpflanzung muß inmittelst, wo möglich, in eben dem Jahre geschehen, da der Hau abgetrieben worden, damit diese Pflanzen vor dem lebendigen jungen Aufschlage einen Vorzug haben. Auch ist alsdann nöthig, daß von Zeit zu Zeit nachgesehen werde, inwiefern sie hierunter leiden, um ihnen, durch Hinwegräumung der hervorwachsenden Aeste, Luft und Platz zu machen.

Auf den Vorgebirgen in der Gegend von Jägerndorf, wo lebendiges Holz wächst, steht der Lärchenbaum ebenfalls mit untermengt, jedoch erreicht derselbe auf solchen Stellen niemahlen die große Höhe, als in geschlossenen Wäldern.

Die Verpflanzung dieses Baumes im Herbst, könnte in gewisser Absicht dem Frühjahr vorzuziehen seyn, wenn man wegen harten offenen Frostes nicht allzuviel riskirte. Während seines Wachsthums, hauptsächlich aber, ehe er die Zeit von 8 bis 10 Jahren erreicht, ist er vieler Beschädigung ausgesetzt. Das Rothwild, Rehe, auch Hasen beißen in den ersten Jahren dessen Spizen ab, und der Hirsch, besonders aber der Rehbock, schlägt oder fegt sein Gehörn, wenn derselbe etwas stärker wird, vorzüglich daran, und ruiniren dadurch manches schönes Stämmchen völlig. Ein anderer kleiner Feind, den ich zwar beschreiben, aber nicht mit seinem eigentlichen Namen benennen kann, nemlich ein Insect, ohngefähr in der Gestalt und Größe eines starken Ameisenlöwen, von Farbe grau, harten Flügeln und Leib, mit einem langen herunterstehenden ebenfalls harten geraden Rüssel versehen, beschälet und befrist die äussersten oder letzten Triebe an den jungen Stämmchen, vorzüglich aber allemahl den Hauptschuss oder Wipfel, bis auf das Holz, so daß der Zweig, der auf diese Art beschädigt worden, schlechterdings vertrocknen muß. Ich habe dieses Insect sehr oft darüber betroffen, ihm zugesessen, und bin folglich von der

abgetriebener Ort, in dem Alter, daß er aus den Stöcken wieder Aufschlag geminnen kann. Der Lärchenbaum und die Tanne schicken sich recht gut zu einzelnen Oberständen darin, sie wachsen mit dem Schlagholze gerade in die Höhe, reinigen sich von ihren untern Aesten, und haben Befestigung, darin den Stürmen zu widerstehen. v. Wedel.

der Wichtigkeit dieser Sache vollkommen gewiß (*). Bey harten Wintern und häufigem Schnee thun dieses auch die Feld- oder Wald-Mäuse; ihr Schade ist, wenn es geschieht, auch sehr beträchtlich.

Sonst wächst der Lärchenbaum, wenn er völlig ohnbeschädigt bleibt, in einem ihm angemessenen Boden, und wenn er geschlossen steht, nach Erreichung eines Alters von 3 bis 4 Jahren, ungemein schnell. Sein jährlicher Trieb ist 1, auch 1½ Elle bresl., und erreicht in wenig Jahren eine Höhe von 20 und 30 Fuß. Nach Verlaufe etlicher 30 und 40 Jahr läßt sein schnelles Wachsthum etwas nach, er setzt schwächere Jahres- oder Holz-Ringe an, wird fest, und erlangt in einer Zeit von 90 bis 100 Jahren die Stärke von 5 bis 6 Fuß schles. im Umfange. Er wächst aber auch zu einem mächtigen oder starken Baume, und ungemein hoch. Ich habe große publicke Hauptgebäude gesehen, in welchen Stämme von 1 Elle, oder 24 Zoll schles. im Quadrat, scharf beschlagen und von einer ansehnlichen Länge befindlich sind.

Die Dauer und Nützlichkeit dieses Holzes ist in der Gegend, wo Gebrauch davon gemacht wird, genugsam bekannt. Bey Landbauten dient es zu Schwellen, Säulen, Balken, und überhaupt, wenn es seyn kann und zu haben ist, zu Aufsführung ganzer Gebäude durchaus. Ich kenne Gebäude, die davon gebauet sind, deren Alter aber niemand mehr anzugeben weiß, fast ohne Vergang, und so, als ob es erst seit 10 Jahren erbauet worden. Man braucht es auch zu Fußboden, Decken, Thüren, Fenster-Rahmen, auch zu allerhand Schreiner- oder Tischler-Arbeit vorzüglich.

Die Böttner fertigen Kannen, Eimer, Bütten u. dergleichen, und es können diese Gefäße, ihrer Haltbarkeit ohnbeschadet, sehr dünn ausgearbeitet werden, besonders wenn

(*) Das Insect, von welchem der Verf. redet, ist wahrscheinlich die *Cercosia Pini* Linn., oder, wie ihn Gleditsch, in seiner systemat. Einleit. in die Forstwiss. 1. S. 305, nennt, der Rüsselkäfer des Nadelholzes, der Harzrüsselkäfer. Das Prädicat, welches der Verf. ihm beylegt, die Vergleichung der Größe desselben mit der Größe einer erwachsenen und starken Larve des Ameisenlöwen, und die Beschreibung, die er davon giebt, lassen kein anderes vermuthen. Börner.

wenn das Holz dazu von guten ausgewachsenen, und nicht allzu jung abgehauenen Stämmen genommen wird.

Bei Wasserbauten soll es, aller derjenigen Aussage nach, welche ich dieserhalb gesprochen und mehr Erfahrungen darüber gesammelt haben, mit noch mehrern Nutzen zu gebrauchen, und, wenn es nemlich beständig unter Wasser bleibt, fast unverweslich seyn. Ueberhaupt kenne ich meiner Seits unter unsern einländischen Hölzern keins, welches dem Lärchenbaum (außer zu Brennholz) sowohl bei Wasser- als Land-Bauten, an Dauer und an der Länge gleich zu schätzen wäre. Man kann ihn daher unsers Ortes in Ermangelung der Ceder von Libanon, selbiger ganz füglich substituiren.

Noch eine Bemerkung, welche ich im J. 1770 oder 1771, bei Gelegenheit, als ich des Frühjahrs, zu Ausgange des März, eine Quantität Lärchen-Stämmchen zur Verpflanzung, für die kön. schlesischen Forsten in der Gegend von Olbersdorf und Troppowitz im Jägerndorfschen, ausheben ließ, gemacht, habe hiermit nachrichtlich, und zum fernern Nachdenken anfügen sollen; sie enthält Folgendes. Die Einwohner däsigen Ortes haben öfters die Gewohnheit, daß sie entlegene Stücke Landes, wenn sie solche eine Zeitlang durch die Ausfaat von Roggen oder Haber benutzen haben, und ihnen nicht einträglich genug mehr ist, mit Holz bewachsen lassen, es nach Verlauf einiger Jahre wieder roden, das Holz verbrennen, und fernerweit Getreide darauf erziehen. Ich kam also bei dieser Gelegenheit auf ein dergleichen Stück Acker, worauf das verflossene Jahr Haber gestanden, und fand in dem Stoppel die zartesten Pflanzen von Lärchen-Bäumen in häufiger Anzahl. Ihre Höhe war kaum 1 Zoll, und die Nadeln, welche den Winter über daran geblieben, waren ganz blaulich, ja einige dieser Pflanzen waren so klein und niedrig, daß sie von einem andern, der nicht besonders darauf Achtung gegeben, übersehen worden wären. Bei ordentlichen Frühjahrs-Ausfaaten des Lärchen-Samens habe ich bemerkt, daß die stärksten unter den fortgekommenen Pflanzen die Höhe von 6 und mehr Zoll erreicht hatten. Es scheint also, daß der Same sehr spät, nach geschehener Bestellung der Haber-Einsaat auf diesen Acker gefallen, wegen Ueberwuchses des Getreides aber nicht sein sonst gewöhnliches Wachstum und Fortkommen haben können, und folg-

folglich unter dem Druck des Ueberstehenden, klein und gewisser Maßen unvollkommen geblieben war.“

Nacherinnerung.

Ich habe den Hrn. Forstmeister Proste ersucht, diese Geschichte des von seinem natürlichen Stand-Orte weiter in Schlesien verbreiteten Anbaues des Lärchenbaums aufzuheben, da Derselbe hierin nicht nur das erste und stärkste Beispiel gegeben hat, sondern auch das Werkzeug war, allen königl. Forsten den Samen zu verschaffen. In seinem vorigen Wirkungskreise, den Aemtern Ortmachau, Wansen und Reiffe, sind überaus Spuren dieses lobenswürdigen Fleißes; vorzüglich sind zu Gläsendorf beträchtliche Flächen in der gedachten Art damit in Bestand gesetzt. In den königl. Forsten ist zwar überall versucht, auch hin und wieder gelungen, aber das Gros derselben besteht aus flachen Land-Forsten, und ist natürlich dazu nicht geschickt, wenigstens nichts Ganzes und in seiner Art Vollkommenes zu erwarten.

In den königl. Forsten im Glazischen sind die Versuche sehr gut gelungen, ohnerachtet die Gebirge schon sehr rauh sind. Von den Vorgebirgen gehört sehr wenig zu den landesherrlichen Domänen, und bei der Forst-Aufsicht der gelegenen königl. Städte, findet es nicht oft die nöthige sorgfältige Anwendung. Dem ungeachtet ist die Art dieses nützlichen Holzes im ganzen Lande jetzt ausgebreitet, und kann dereinst so allgemein werden, als es nützlich ist, da die Unvollkommenheit zu Feuer-Holz, die Unthunlichkeit des Flößens, diesem Wunsch auch seine Grenzen setzt, und ihn nur höchstens auf einen Theil des Bau-Holzes einschränkt. Breslau, d. 15 März 1780.“

v. Bedel.

Unter den verschiedenen Holz-Arten, über deren Wachstum der hochfürstl. darmstädtische Regierungs-Rath und Prof. in Gießen, Hr. Schlettwein Versuche angestellt und Beobachtungen gemacht hat, waren auch die Lärchenbäume, wovon er Folgendes berichtet (*).

„Im

(*) Im Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen 2c. 5 B. (Jp. 1782, St. 2.) S. 418, 499.

Im Frühjahr 1779 säete ich etwas wenig Lärchen-Samen in meinem Haus-Garten an einen schattigen Ort. Er gieng in wenigen Tagen auf, und die Lärchen-Bäumchen wuchsen schön fort. Ist im Aug. 1782, sind sie 3 Jahre alt, und einige darunter haben eine Höhe von 3, 3½ bis 4½ Schuh bereits erreicht. In diesem (1782) Jahr haben einige 1½ Sch. hoch getrieben.

Im Frühjahr 1780 säete ich wieder Lärchen-Samen in den nämlichen Garten, theils zwischen Alhornen, theils auf ein eigenes besonderes Beet. Auch diese haben einen schönen Wuchs bisher gezeigt. Ich habe Bäumchen darunter, die schon 3½ Sch. hoch sind, und in diesem (1782) Jahre 2 Sch. getrieben haben.

Auch säete ich im nämlichen Frühjahr 1780 ein Ländchen voll Lärchen-Samen in einen Garten vor der Stadt, der ziemlich hoch liegt, und einen Boden von mageren grauen Leimen hat, darunter sich etwas Steine befinden. Die trocknenden Winde können diesen Garten ziemlich bestreichen, und die Oberfläche des Erdreiches wird gemeiniglich ganz hart und spröde. Die Lärchen-Bäumchen, die ich da habe, sind jetzt ½ bis 1 Schuh hoch, und in diesem (1782) Jahre haben einige ½, andere ¾ Sch. hoch getrieben. Die Blätter oder Nadeln dieser Lärchen sind viel steifer und rauher, als die Blätter derer, die ich in meinem Haus-Garten gesät habe.

Im Frühjahr 1781 verrichtete ich die dritte Lärchen-Saat auf ein besonderes Beet in meinem Haus-Garten. Diese einjährigen Lärchen haben jetzt (1782) eine Höhe von ½ bis ¾ Schuh, und stehen ganz unvergleichlich.

Ich mache bey meiner Lärchen-Saat nicht viel Umstände. Den Boden bereite ich sehr locker zu, und dann säe ich den Samen ziemlich dick oben auf, und egge ihn mit dem Rechen nur ein wenig in die Erde ein, oder unterlasse auch das Eineggen ganz.

Ich füge aber noch eine wichtige und neue Erfahrung hier bey. Die jungen Lärchenbäume haben im ersten und zweyten Jahre, unten nahe an der Erde schon schöne Seiten-Triebe. Ich habe diese mitten im Sommer 1781 zur Erde niedergebogen, und in die Erde eingelegt, so daß sie mit ihren Spitzen etliche Zoll aus der Erde hervorragten, und damit sie halten, habe ich sie mit einer kleinen hölzernen Gabel festgemacht, und die Erde darüber stark ange-
drückt.

drückt. Sie sind angewachsen, und haben in diesem laufenden (1782) Jahre schön getrieben. Wenn der Versuch ferner gelingt, wie ich hoffe, so wird dies ein Weg seyn, die Lärchenbäume geschwinde und stark zu vervielfältigen.*

In der im J. 1786 bekannt gemachten ersten Fortsetzung der Beobachtungen und Versuche über das Wachsthum verschiedener Arten von Bäumen, meldet Hr. K. K. Schleffwein in Ansehung der Lärchenbäume, Folgendes (*).

„Die in den Frühjahre 1779, 1780 und 1781 gesäete Lärchen-Bäumchen, sind im Frühjahr 1783, und zwar vom 2ten bis auf den 12ten April ins Freye verpflanzt worden. Auf dem Trieb über dem Schießhause, wurden in 6 Reihen bey 500 Stück, und beym Katharinen-Waldchen auch in 6 Reihen bey 200 Stück gesetzt. Da ich überhaupt beym Versetzen junger Bäume fordere, daß beym Ausziehen nach Möglichkeit alle ihre Wurzeln unbeschädigt bleiben, und beym Aussetzen mit großer Vorsicht ihrer natürlichen Richtung nach gestellet, gelegt und ausgebreitet werden, und daß auch bey wilden Bäumen der mittlere oder Haupt-Trieb nicht abgeschnitten werde, so mußte es auch bey diesen Lärchen-Bäumchen so geschehen; doch zweifle ich sehr, ob besonders das gehörige Ausbreiten der Wurzeln besorget worden, da ich nicht bey jeder einzelnen Baum-Pflanzung gegenwärtig seyn konnte, und auch mein Freund, der dabey nachsah, es nicht immer war. Von den Seiten-Nesten ließ ich meinen Bäumchen auch keinen abschneiden, der nicht beym Ausmachen beschädigt worden war.

Die beyden Sommer 1783 und 1784 waren, wie bekannt genug ist, dem Baumsetzen überhaupt höchst ungünstig, da die Dürre und der Fehr-Nach so groß waren. Es war diese Witterung meinen Lärchen-Bäumchen darum vorzüglich gefährlich, weil sie so spät im Frühjahr verpflanzt wurden, und einen heißen Boden bekamen, auch auf dem Trieb besonders der Sonne beynähe den ganzen Tag ausgesetzt waren. Die Folgen waren auch
wirk-

(*) Im Neuen Archiv 2c. 3 B. (1786) S. 141, fgg.

wirklich so, wie es bey solcher Witterung erwartet werden mußte. Die Blätterchen, oder Nadeln, und die zarten Triebe wurden braun, wie verbrannt, und so starben viele Bäumchen ganz ab. Ist stehen ihrer noch auf dem Trieb in allem 256 Stück, und am Katharinen-Wäldchen 55 St. Darunter sind viele vorzüglich schön. Einige haben diesen Sommer bis heute 2 rheinl. Schuh, auch bey 2 Zoll darüber, getrieben, und stehen so frisch und so grün, daß man nun zu ihrem Fortwachsen die beste Hoffnung haben darf. Einige sind überhaupt 3 Schuh, andere 3 Schuh 4 Zoll, bis 4 Sch. 2 Z. hoch, und haben $\frac{1}{2}$ Sch. über dem Boden 2 Z. bis 2 Z. 9 Lin. im Umkreise. Eine von diesen Lärchen hat dieses (1786) Jahr schon Zapfen angefaßt, und zwar bey 18, aus deren einigen in der Mitte, ein frischer Schuß hervorgewachsen ist.

Der Versuch, die untersten Aeste der Lärchen in die Erde einzulegen, und daraus neue Bäumchen zu ziehen, von welchen ich oben geredet habe, habe ich seither noch nicht weiter fortgesetzt. Ich werde es aber nun bald im Großen verrichten.

In meinem Haus-Gärtchen habe ich noch zwey Lärchenbäume, den einen von der 1779ger, und den andern von der 1780ger Frühlings-Saat. Die Merkwürdigkeiten bey dem letztern, sind diese: 1) Sein diesjähriger Trieb beträgt 2 rheinl. Schuh 6 Zoll. 2) Seine ganze Höhe ist 8 Sch. 10 Lin. 3) Der vormjährige Trieb ist bey seinem untersten Anfange 2 Z. 8 Lin. im Umkreise. 4) Einen halben Schuh über dem Boden ist die Peripherie 4 Z. 4 Lin. 5) Ganz von unten hinauf, kaum $\frac{1}{2}$ Sch. über dem Boden anzufangen, hat er schöne Aeste getrieben, ringsherum, und ist so ganz pyramidenförmig gewachsen. Die Aeste habe ich ihm alle gelassen.

Das Merkwürdige bey dem ersten besteht darin: 1) Sein diesjähriger Trieb ist nur 8 Zoll. 2) Seine ganze Höhe macht 7 Sch. 7 Z. 3) Der vormjährige Trieb ist bey seinem untersten Anfange nur 1 Z. im Umkreise. 4) Einen halben Schuh über dem Boden ist die Peripherie 3 Z. 3 Lin. 5) Die untersten Aeste habe ich ihm schon voriges Jahr bis auf 3 Schuh hoch abgeschnitten.

Man sieht hieraus, was vom Wachsthum der Lärchenbäume zu erwarten ist. Wenn sie nur so fortwachsen, als sie in den ersten 5 oder 6 Jahren gewachsen sind, so würde

würde der letzte in 50 Jahren eine Höhe von 63 Schuh, und der erste eine Höhe von 78 Sch. erreichen, und $\frac{1}{2}$ Sch. über dem Boden würde der letzte in der Peripherie 2 Sch. 3 Z. 1 L., der erste aber 3 Sch. 5 Z. 8 L. haben. Wir dürfen aber überzeugt seyn, daß das Wachsthum in der Dicke in den folgenden gleichen Perioden nicht gleich bleibt, sondern zunimmt. Die fortgesetzten Bemerkungen werden endlich in dieser Sache völlige Gewißheit geben können.

Ich habe auch am 22 März 1783 einige wenige Lärchen-Samenkörner auf einem sandig-leetigen etwas feuchten Boden an dem Katharinen-Wäldchen gesät. Die Lärchen-Bäumchen stehen dermahlen schön, und haben eine Höhe von $\frac{1}{2}$, bis beynähe 1 Schuh.

Der kön. preuß. geh. Forst-Rath Hr. Hennert (*), Dessen ich in gegenwärtigem Werke bereits einige Mahl rühmlichst zu gedenken Gelegenheit gehabt habe, und Dessen Bildniß vor dem LIV Theile desselben steht, findet die vortrefflichen Anlagen von Lärchenbäumen in Harbke, deren bereits oben, nach den von du Roi mitgetheilten Nachrichten davon, Erwähnung geschehen ist, vorzüglich bemerkenswerth. „Die stärksten und höchsten,“ sagter: „stehen ohnweit dem Teiche im harbkeschen Garten. Der größte hat eine Höhe von 103 Fuß; dem ohnerachtet will man nur sein Alter auf 33 Jahr rechnen. Bey alle dem hohen Wuchse aber scheint er gewiß nicht die Kopf-Stärke auf eine Länge von 46 Fuß zu haben, welche ein Stück stark kiehnen Bau-Holz auf 46 Fuß Länge haben muß. Besonders läßt sich der Unterschied dieser Form des Lärchenbaums gegen die Kiehnen in einer Anlage dieser harbkeschen Pflanzung abnehmen, worin Kiehnen und Lärchen zusammen aus dem Samen erwachsen sind. Der Lärchenbaum hat hier in Absicht seines längern Wach-

(*) In seinen Bemerkungen auf einer Reise nach Harbke, (Weil. und Stett. 1792, gr. 8.) S. 58, fgg.

„ses für die Kiehe den Vorzug; die Kiehe unterscheidet sich aber besonders von der Lärche durch ihren cylindrischen Wuchs, welcher ihr mehr Pops-Stärke giebt.“

Bei dieser Gelegenheit ertheilt Hr. Hennert folgende instructive Nachrichten von dem Anbau und Fortgange dieser Holz-Art, sowohl in den magdeburgischen als in andern Kön. preussischen Forsten, in welchen der Lärchenbaum nicht einheimisch ist, und durch Anpflanzung oder aus Samen gezogen worden ist.

„In der Gegend bey Berlin stehen die ältesten Lärchen-Bäume im Thiergarten und in dem Lustgarten der verwitweten Königin Maj. zu Schönhausen. In andern Provinzen findet man sie auch noch in Privat-Gärten von nicht minderm Alter, aus Pflanz-Stämmen und aus dem Samen gezogen. Diejenigen Lärchenbäume, welche in einen Boden gepflanzt worden, der ihrer Natur angemessen war, haben in 50 Jahren eine Höhe von 60 Fuß, und eine Stamm-Stärke von 17 Zoll erreicht.“

Im J. 1746, mußte der noch lebende Herr Planteur Sellow der ältere, auf Befehl des höchstsel. Königs, eine Anzahl Tannen und Lärchenbäume zu Bepflanzung des kleinen Lärchen-Wäldchens in Sans-Souci aus Schlesien holen; von diesen wurden auch im Thiergarten bey Berlin in der sogenannten Linden-Allee, welche ohnweit dem Bassin nach dem Exercier-Platz geht, eine Anzahl wechselweise zwischen Linden gepflanzt. Der Boden ist hier gut, nicht zu trocken nicht zu naß. Die Stämme waren, als sie gepflanzt wurden, kaum 1 Zoll stark, 5 bis 6 Fuß hoch, ohne Ballen und Erde; man schätzte sie zur Zeit ihrer Bepflanzung 6 bis 8 Jahr alt. Diese gepflanzten Stämme stehen jetzt volle 45 Jahr, so daß sie gewiß 50 Jahr alt seyn können. In dieser Zeit sind sie zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß gewachsen; im untern Durchmesser haben sie eine Stärke von 12 bis 15 Zoll, 3 Fuß von der Erde gemessen. Aber auf eine Länge von 36 Fuß fallen sie so ab, daß sie kaum 5 bis 6 Zoll Pops-Stärke behalten.

Herr Sellow will bemerkt haben, daß in unserer Gegend und unserm Boden der Lärchenbaum seinen Wachsthum im 50sten Jahre beendigt hat, und alsdann stille stehen soll; er unterstützt seine Meinung sowohl durch die vorerwähnte im Thiergarten stehende Lärchenbäume, als auch durch den Wuchs derjenigen, welche im Garten von Schönhausen gepflanzt sind. Er selbst hat einige Lärchen-Bäume in seinem Garten durch den Samen gezogen, welche jetzt 30 Jahre alt sind, und eine Stärke von 6, 7 bis 8 Zoll auf dem Stamm, und eine Höhe von 40 Fuß erreicht haben.

Ob nun wohl diese Lärchenbäume hier in keinen schlechten Boden gepflanzt worden sind, so ist doch überhaupt der magdeburgische Boden den Pflanzungen größtentheils günstiger, als in der Kurmark. Man hat es im Magdeburgischen nicht an Versuchen, den Lärchenbaum in den Forsten anzuziehen, fehlen lassen; man findet auch hin und wieder gute Lärchen-Kämpfe. Unter die guten ist vorzüglich ein zwar kleiner, aber sehr gut geschlossener Lärchen-Kamp in der wilmersstädtischen Forst zu rechnen, worin die Stämme bereits zu einer Höhe von 24 bis 30 Fuß erwachsen sind. Auch in der Nachbarschaft von Harbe in der sommerschenburger Forst ist ein größerer Lärchen-Kamp, worin die aus dem Samen gezogenen Lärchen-Stämme gesund und sehr gut stehen.

Die Lärchen-Pflanzung in der petersberger Forst kann ich hier nicht unbemerkt lassen, 6340 Stämme stehen hier in dem besten Wachsthum. Die Stellen von einigen, welche ausgegangen sind, hat man mit Rothtannen bepflanzt; allem gegenwärtig sind sämmtliche leere Stellen durch Lärchenbaum-Pflanzen nachgebessert, welches auch diese schöne Lärchenbaum-Pflanzung in allem Betracht verdient. Im Ganzen genommen, ist man aber mit dem Anbau dieser Holz-Art in den magdeburgischen Forsten nicht glücklich gewesen. Der Same, welcher ausgesät worden, ist mehrentheils von dem benachbarten Harbe genommen, es läßt sich also nicht glauben, daß er verdorben gewesen; auch ist er von Bäumen genommen, welche an den Boden gewöhnt sind. Wie der Anbau des Lärchenbaums sowohl durch Anpflanzungen, als auch durch Besamen, in den magdeburgischen Forsten gelungen, wird die am Ende beygefügte tabellarische Nachweisung, Ta-

belle I., von den in verschiedenen Forsten ausgesäeten Lärchen- und Weihnachtskiefen-Samen zeigen. Man findet darin die Anzahl der gepflanzten Stämme, die Zeit wenn sie gepflanzt sind, und die Stärke ihres Wachstums, desgl. wie viel Samen ausgesäet worden, wie viel Pflanzen davon aufgegangen, und wie viel zurückgeblieben oder ausgegangen sind.

Aus dieser Tabelle kann man abnehmen, daß die gepflanzten Lärchenbäume am besten bekommen sind. Die ältesten Stämme sind jetzt 25 Jahr, und mit dem Alter der Pflanzen kann man sie 30 Jahr rechnen; sie haben eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, und eine Stamm-Stärke von 5 bis 8 Zoll erlangt. Außerordentlich gut sind sie in Wollmirstadt in 6 bis 9 Jahren zu einer Höhe von 11 bis 20 Fuß erwachsen; das Alter derselben, in welchem sie gepflanzt worden sind, ist nicht bekannt.

Alles dieses zeigt von einer außerordentlichen Verschiedenheit des Wachstums dieser Holz-Art, und wenn man damit die Stärke und Höhe der Stämme vergleicht, welche im harkteschen Garten stehen, und nur 33 Jahr alt seyn sollen, so wird der Unterschied unglaublich. Das Werk, welches wir von dem Hrn. Geheimenrath Pott zu erwarten haben, wird uns vielleicht hierüber näher belehren. In den magdeburgischen Forsten sind, nach oben angeführten Tabellen, von 67 Th. Lärchen-Samen, und von 23054 gepflanzten Stämmen nur noch 8800 bis 9000 Pflanzen aufzuweisen.

Man kann auf das Loth reinen Lärchen-Samen wenigstens 2000 Körner rechnen; also wird ein Pfund wenigstens 64000 Stück Samenkörner enthalten; es sind also von 4,288,000 Samenkörnern, welche in magdeburgischen Forsten ausgesäet sind, nicht 1000 Stämme aufzuweisen. Der Boden ist hieran nicht Schuld, denn man hat in allen Forsten denselben glücklich ausgesucht.

In vielen kurmärkischen Forsten sind ebenfalls Lärchen-Kämpfe angelegt, und man kann nicht in Abrede seyn, daß den Forst-Bedienten der Anbau dieser Holz-Art Vergnügen gemacht, und daß sie ihr Möglichstes dabei gethan haben. Wie der Anbau dieser Holz-Art in einigen Forsten bey Berlin geglückt ist, wird aus Tabelle II. erhellen.

Diese Tabelle beweiset, daß in den darin benannten Forsten 153 Th. 18 Loth Lärchen-Samen ausgesäet worden; hiervon sind 7760 Stämme aufzuweisen. Die eilfs-jährigen Stämme haben eine Höhe von 10 Fuß erreicht, und diese 7760 Pflanzen sind von den ausgesäeten 9,828,000 Körnern erzeugt worden. Es ist daher noch nicht das zwölfhundertste Korn von den ausgesäeten ausgegangen, doch aber ungleich mehr als von dem ausgesäeten Lärchen-Samen in den magdeburgischen Forsten.

Noch in mehreren königl. Provinzen wurde nach einer im J. 1779 unter d. 8 Dec herausgegebenen Anweisung zum Anbau des Lärchenbaumes (*) den königl. preuß. Forst-Bedienten aufgegeben: Versuche mit dem Anbau dieser Holz-Art anzustellen. In den altmärkischen Forsten Salzwedel, Mahlsful und Diesdorf, gieng der Same gut auf, die jungen Pflanzen litten aber sehr durch den Sonnenbrand, ob man sie gleich durch Tanager-Stranch zu schützen suchte. Die Pflanzen sind bis auf die, welche in Diesdorf ausgesäet waren, wovon nur einige 100 Pflanzen übrig geblieben sind, sämmtlich ausgegangen.

Auch wurden in Preußen Versuche mit dem Anbau dieser Holz-Art gemacht. Hierzu ließ man 60 bis 70 Meßgen Lärchenbaum-Samen aus Schlessien kommen. Eine Breslauer Meße dieses Samens wog 1½ Th. nach schlesischem Gewichte. Diejenigen schlesischen Forst-Bedienten, welche dergleichen samentragendes Holz in ihren Revieren hatten, waren der Meinung, daß ein Drittel desselben mehrentheils leer sey; sie riethen, ihn mit Kiehn-Samen auszusäen, indem der Lärchenbaum durch seinen Wachsthum bald den Kiehn vorkommen würde; welches aber in allen Gegenden nicht der Fall seyn dürfte, weil der Kiehn-Boden nicht jederzeit dem Lärchenbaum günstig ist. Man hat sich schon vor geraumer Zeit bestrebt, den Lärchenbaum fast in allen Forsten sämmtlicher königl. Provinzen anzubauen. Tabelle III. wird die Größe, Beschaffenheit und Alter sämmtlicher bis jetzt in den königl. preuß. Forsten befindlichen Lärchenbaum-Kämpfe, welche theils rein, theils vermischt mit andern Holz-Arten, ausgesäet oder angepflanzt worden, vor Augen legen.

E 3

Aus

(*) Man findet diese Anweisung, oben, S. 41, fgg. K.

Aus dieser Nachweisung geht hervor, daß man schon 1772 in der potsdamschen Forst Lärchen-Kämpfe angelegt, und ebenfalls zu dieser Zeit mit dem Anbau dieser Holz-Art auch in der Neumark Versuche machte; auch wurde schon 1777 ein Lärchen-Kamp in der großschönhefischen Forst angelegt. Es hat aber auch in mehreren Provinzen an frühen Versuchen, wie die Tabelle zeigt, nicht gefehlet.

Daß der Fortgang nicht immer nach Wunsch ausgefallen, kann verschiedene Ursachen haben. Denn in dem Jahre, als die meisten Lärchen-Kämpfe angelegt wurden, fiel ein sehr dürerer und heißer Sommer ein, so daß, wenn auch einige Pflanzen aufgingen, sie doch bald wieder vertrockneten. Ein anderer Grund kann nach der Meinung einiger Ober-Forstmeister auch darin gelegen haben: daß die wenigsten Forst-Bedienten mit der Kultur dieser Holz-Art bekannt gewesen sind. Alles dieses würde aber doch, wenn man es wagen wollte, mit dem Anbau dieser Holz-Art ins Große zu gehen, Rücksicht verdienen, ehe der Stat so große Summen, wie hierzu nöthig seyn würden, darauf verwenden könnte.

Der Hr. Geheimforstrath v. Burgsdorf hat sich in seinen Anpflanzungen bey Tegel durch den Anbau des Lärchenbaums vorzüglich ausgezeichnet, hat aber dabei mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, und durch das Verbeißen des Wildprets, wie auch durch ungünstige Witterung sind viele Pflanzen verdorben, wie die unten in Tabelle IV. folgende tabellarische aktenmäßige Nachweisung der in der tegelschen Forst von 1784 bis 1786 angelegten, theils ganz mit Lärchen-Samen, theils melirt mit andern Holz-Arten besäeten und bepflanztten Kämpfe beweisen wird.

Damit man sich aber einen Begriff von den Kosten, welche zu diesen Besamungen und Anpflanzungen der Lärchen-Kämpfe in verschiedenen kön. preuß. Forsten nöthig gewesen sind, machen könne, so führe ich hier zwey Anschläge aus zwey entfernten Provinzen an, woraus erhellen wird: daß, wenn die Kultur einigermaßen beschwerlich gewesen, der magdeburgische Morgen mit Lärchen-Holz anzubauen über 30 Thlr. gekostet hat.

Anschlag

zu einem Lärchen-Kamp in einer Forst ohnweit
Berlin.

Nr.	Q.Nr.		Thlr.	Gr.	Vf.
1	90	zu graben 8 Mann, 15½ Tag, macht Das Ausfüllen verrichtet der Forst- Bediente.	23	9	—
2	90	mit 103 laufenden Ruthen Graben zu umziehen und mit Rasen zu belegen, à 2 Gr. 6 Vf. macht	10	17	6
		Zum Rückbau um diesen Graben, die Ricke zu hauen und zu spalten, ein Mann 12 Tage, à 6 Gr.	3	—	—
		103 Stück Lochpfosten zu machen, 3mal zu lochen, à 1 Gr.	4	7	—
		1 Mann 10 Tage zu setzen, macht à 6 Gr.	2	16	—
		Für 4½ Pf. Lärchen-Samen, à 2 Thlr.			
		12 Gr.	11	6	—
		Summa	55	7	6

Nach diesem Anschlag würden die Kultur-Kosten zur
Besamung eines magdeburgischen Morgens 36 Thlr. 20 Gr.
10 Vf. betragen. Auch in den äußersten Provinzen der
preussischen Staaten hat ein Morgen zu Lärchen-Holz an-
zubauen, 22 Thlr. gekostet, wie folgender Anschlag zeigt.

Anschlag

zu einem Lärchen-Kamp in einer Forst ohnweit Gumm-
binnen im Herzogthum Littauen.

Nr.	Q.Nr.		Thlr.	Gr.	Vf.
2	—	Ein Weihnachtskloster- und Lär- chenbaum-Pflanz-Kamp.			
	a)	2 magdeb. Morgen ad 22½ Ruthen breit, mit 4 Fuß breitem und eben so tiefem Graben zu umziehen, macht überhaupt 77 Ruthen Graben-Arbeit, à Ruthe 7 Gr. 9 Vf.	6	37	9
	b)	Auf diesen 2 Morgen die Strüben zu raden, à Morgen 2 Thlr.	4	—	—
		Latus	10	37	9

M.	M.		Thlr.	Gr.	Pf.
2	—	Transport	19	37	9
		c) Auf dem Graben einen Stakelbaum zu machen, zu strecken, und völlig fertig zu setzen, à Ruthe 15 Gr., macht für 77 Ruthe	12	75	—
		d) Für 3 Pf. Weihnuthskiefer: Samen, so zu verschreiben, à Pf. in Courant 2 Thlr. 60 Gr.	8	—	—
		e) Für 3 Pf. Lärchenbaum: Samen, so zu verschreiben, p. Pf. in Courant 2 Thlr. 60 Gr.	8	—	—
		f) Für 2 Morgen zu graben, à 2 Thlr. 45 Gr.	5	—	—
		Preuß. Münze in Summa	44	22	9

Die Verpflanzung der Lärchenbaum-Stämme ist nicht minder kostbar gewesen. Zehntausend Stück Lärchenbäume, welche von 1785 bis 1786, aus den tegelschen Baumschulen sind verpflanzt worden, haben mit Nahrung und Kultur des Mantageflecks 69 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. gekostet. Wenn man sie auch 2 Fuß aus einander gepflanzt hat, so ist dadurch nur ein Fleck von $1\frac{1}{2}$ Morgen gedeckelt worden. Daß auch diese Verpflanzung der jungen Lärchenbäume in einem guten präparirten Boden geschehen muß, kann man daraus abnehmen: daß viele junge Lärchenbäume im Thiergarten bey Berlin, welche in Böcher von 18 Zoll im Quadrat durch einen erfahrenen Planteur gepflanzt wurden, alle im J. 1787 ausgiengen; diejenigen aber, welche in einem ragolten Lande waren gepflanzt worden, bekamen alle recht gut.

Man kann hieraus abnehmen, daß die Kosten, welche auf die Anlage der Lärchen-Kämpfe in den kön. preuß. Forsten verwandt worden, nicht erlaubt haben, hierin weiter zu gehen, als nur in allen Provinzen den Nachkommen eine Quantität Samen-Bäume anzuziehen, wodurch sie Gelegenheit überkommen, mit mehrerer Zuverlässigkeit den Holz-Anbau dieser Holz-Art, wenn sie es gut finden, auszubehnen.

Ich will diese Bemerkungen über den Anbau des Lärchenbaumes mit einigen Beobachtungen schließen, welche ich bey dem ersten Wachsthum der jungen Pflanzen dieser Holz-Art zu machen Gelegenheit gehabt habe. In dem Park und in den Pflanzungen des Prinzen Heinrich königl.

königl. Hoheit zu Rheinsberg befanden sich viele Lärchen-Bäume, die bereits zu einer Stärke und Höhe von kiehnen Papp- und Bohl-Stämmen herangewachsen waren. Sie trugen bereits guten und reichlichen Samen. Da diese Pflanzungen mit unter meiner Aufsicht standen, so stellte ich im Frühjahr 1781 verschiedene Versuche über das Aufgehen dieses Samens und den ersten Wuchs der jungen Pflanzen an. Am 7ten April 1781 wurde von diesen Lärchenbäumen frischer Same in besonders dazu bereitetem Boden, der zu gleichen Theilen mit Garten-Erde und Sand melirt war, ausgesät. Auf einem andern Beet aber wurde der Boden mit Sand und Lehm zu gleichen Theilen vermischt. In letzterem Boden kamen die ersten Lärchen-Pflanzen den 4ten May zum Vorschein; in dem mit Sand und schwarzer Erde melirten Boden gieng der Same aber erst den 13ten May äußerst sparsam auf, und wurde den 23 May durch den damahls einfallenden harten Nacht-Frost beschädiget, so daß die Pflanzen sich innerhalb 4 Wochen fast ganz verloren. Die Pflanzen hingegen, die in dem mit Sand und Lehm vermishten Lande aufgegangen waren, zeigten einen freudigen Wuchs. Die Erd-Arten, worin die Aussaat geschah, hatten folgende Schwere:

Garten-Erde wog der Kubikfuß	72½
Der Sand	79
und der Lehm	91

Von der Zeit der Aussaat bis die Pflanzen aufgingen, d. i. vom 7ten April bis zum 4ten May, war die Witterung folgendergestalt:

Die mittlere Barometer-Höhe nach einer florentinischen Scale $12\frac{1}{4}$ tel Linie.

Die mittlere Thermometer-Höhe nach Reaumur über $0\ 12\frac{1}{4}$ tel Grad.

Das Regen-Maß $1\frac{1}{2}$ eines rheinländ. Zolles.

Den 11ten April war ein Gewitter bey einer Barometer-Höhe von 13 Linien. Der Wind war südlich, und der reaumurische Thermometer 15 Grad über 0. Der Regen, der bey dem Gewitter fiel, betrug $\frac{1}{2}$ tel rheinl. Duodezimalzoll. Von diesem gefallenem Regenwasser wogen $7\frac{1}{2}$ tel rheinl. Duodezimal-Kubikzoll, 10 Loth 1 Gran.

Die Haupt Winde in der Zeit, daß der Lärchen-Same in der Erde lag, waren fünfmal Süd, viermal Südwest, sechsmal West, fünfmal Nordost, fünfmal Ost, zweymal Südost, und einmal Norden. Nach 40 Tagen bis zum 13 Jun. wurden einige der jungen Lärchen-Pflanzen ausgehoben; sie hatten 12, 14 bis 17 Nadeln getrieben. Die längste Nadel war $\frac{11}{100}$ Theil eines Duodezimal-Folles. Der Stiel der Pflanze über der Erde war $\frac{7}{100}$ Th. Zoll; die Wurzel aber war 1 Zoll $\frac{7}{100}$ Theil in die Erde getrieben, woraus sie mit aller Behutsamkeit und Vorsicht gehoben wurde.

In diesen 40 Tagen war die Temperatur der Luft, oder mittlere Thermometer-Höhe, 14 $\frac{1}{2}$ Grad über 0.

Die mittlere Barometer-Höhe 11 $\frac{3}{8}$ Lin., das Regen-Maß hatte 1 $\frac{1}{4}$ Zoll.

Der Wind war siebenmal Westen, eifsmal Nordost, vierzehnmahl Ost, zweymahl Südost, zweymahl Süden, einmal Norden, und drey-mahl Nordwest; wobey zu bemerken, daß d. 23 und 24 May bey einem Nordostwind, der Frost viel Schaden that. Der reaumürsche Thermometer stand zu Mittag 10 Grad über 0.

Zur Vergleichung des Aufgehens und ersten Wachstums der Lärchen-Pflanzen wurde an eben dem Tage, als am 7ten Apr. 1781, Kiehn-Same sowohl in dem halb mit Sand und schwarzer Erde präparirten Boden, als auch im bloßen Sande von oben erwähneter Art und Schwere, gesät. Der Kiehn-Same, welcher in halb-schwarzer Erde und Sand melirten Boden gesät worden, gieng d. 22 Apr. auf; der aber im bloßen Sande erst d. 26 April. Den 13ten Jun. wurden ebenfalls einige Pflanzen heraus gezogen. Es befand sich wenig Unterschied zwischen beyden; nur daß die eine Pflanze im Sande 15 Nadeln, die andere aber 20 getrieben hatte; sie waren 1 $\frac{7}{100}$ Zoll über der Erde lang, und die Wurzeln waren 3 $\frac{1}{2}$ Zoll tief in die Erde gedrungen.

Eben zu dieser Zeit wurden in einen melirten Boden von $\frac{1}{2}$ Lehm und $\frac{1}{2}$ Sand von obenbenannter Schwere, desgleichen in eben diesem Verhältniß, im melirten Sande und schwarzer Erde Rothtannen gesät. In letzterem Boden gingen die Rothtannen d. 12 May, in dem mit Lehm

Lehm melirten aber d. 4 May auf, und hatten d. 13 Jun. Pflanzen $\frac{1}{100}$ eines rheinl. Folles über die Erde mit 23 Nadeln, wovon die längste $\frac{1}{2}$ Zoll war, getrieben. Die längste Wurzel in der Erde war 1 $\frac{1}{100}$ Zoll, und die längste Neben-Wurzel $\frac{4}{100}$ Zoll lang. In dem mit Lehm melirten Boden hatten die Rothtannen-Pflanzen 14 Nadeln; die Pflanzen über der Erde waren 1 $\frac{1}{2}$ Zoll lang; und die Wurzel hatte 1 $\frac{1}{100}$ Zoll in die Erde getrieben.

Es scheint aus diesen Versuchen hervorzugehen, daß ein mit Sand und Lehm gemischter Boden für die jungen Lärchen-Pflanzen am vortheilhaftesten sey. Es ist zwar auch hieraus abzunehmen: daß anfänglich die Kiehn stärker getrieben haben, jedoch beweiset das oben erwähnte Lärchen- und Kiehn-Reuter in Harbke, daß die Lärche die Kiehn bald nachhollet und überwächst.

Aus allen dem, was hier von der Kultur des Lärchen-Baums gesagt ist, kann man abnehmen: daß der ordinäre Kiehn-Boden für den Wachsthum des Lärchenbaums nicht zuträglich ist; und dieses ist wohl mit die Ursache, daß man in den kön. preuß. Forsten, wo Kiehn prädominiren, sich begnügt hat, sie in kleinen Rämpen anzuziehen. Die Ungewisheit des Fortganges und die mit dem Anbau verknüpften ansehnlichen Kosten haben auch diese Vorsicht, um die Gelder des States hieby nicht aufs Spiel zu setzen, nothwendig gemacht.

Der Vorschlag des Hrn. Oberforstmeisters v. Wangenheim, und einiger schlesischen Forst-Bedienten, welche anrathen: ein paar Pfund Lärchen-Samen da, wo der Boden nicht zu schlecht ist, mit dem Kiehn-Samen auszusäen, verdient aber, meines Erachtens, in Erwägung gezogen zu werden; denn auf dem ordinären Kiehn-Boden, wenn er so, wie es gewöhnlich zur Kiehn-Saat geschieht, bearbeitet wird, könnte man sich von dem Lärchenbaum wohl keinen sonderbaren Fortgang versprechen.

Die Nutzbarkeit des Lärchenbaum-Holzes ist wohl ohne allen Zweifel, wenn er auch gleich nicht die wunderbaren Eigenschaften hat, welche die Alten an diesem Baum zu finden glaubten.

Bitruvius hält dieses Holz für unverbrennlich. Daß aber der Larix des Bitruvius nicht unser Lärchen-Baum

Baum sey, daran zweifelt schon Perrault. Vitruvius weist ihm sein Vaterland an den Ufern des adriatischen Meeres an (*). Er sagt: man müsse ihn zu Schiffe transportiren, weil das Holz so schwer sey, daß es im Wasser unterfinke. Plinius schreibt die angeblichen Eigenschaften dieses Baumes dem Vitruvius nach (**), und vermehrt noch seine wunderbaren Eigenschaften mit dem seltsamen Zusage: daß, wenn seine Wurzeln verbrannt sind, er nicht wieder ausschläge, wie man wohl an andern Harz-Bäumen gesehen, als der pyrenäische Wald abgebrannt wäre. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, die Schwere dieses Holzes an ausgewachsenen Stämmen und in großen Stücken zu prüfen, sondern nur mit Holz von jungen Stämmen, in der Stärke eines schwachen kiehnens Latt-Stammes versucht, woraus ich einen Kubum von $2\frac{1}{2}$ rheinl. Duodezimal-Zoll schneiden ließ, wovon ich zwar die Resultate hier anführe, allein keinesweges als eine gewisse Norm empfehle.

Der Baum, woraus dieser Kubus von obiger Größe geschnitten wurde, wurde im Nov. 1780 abgehauen, und gedachter Kubus wog frisch 13 Loth 96 Gran. Nachdem derselbe an einem trockenen und schattigen Orte bis im März 1782 gelegen hatte, habe ich denselben wieder gemessen, und fand, daß er um $\frac{1}{20}$ eines rheinl. Duodezimal-Zolles eingetrocknet war. Das Gewicht betrug 13 Loth und 31 Gran; der Kubikfuß würde also hiernach von frischem Holze $67\frac{1}{2}$ lb, und von trockenem 51 lb 14 Loth wiegen.

Dieser ansehnliche Unterschied des Gewichtes läßt mich glauben, daß solches bloß daher rühre, weil das Holz zu jung gewesen, und daher viel Splint und wenig Herz gehabt hat, welches sich nach Versuchen mit größeren Kubis von altem Holze näher ergeben wird. Wenn hiernach ein Kubikfuß frischgehauenes Lärchenbaum-Holz $67\frac{1}{2}$ lb wiegen sollte, so würde Vitruvius ganz Recht haben, daß dieses Holz im Wasser untergehen müßte; aber auch trocken würde dieses Holz schwerer seyn, als das kiehnene Holz.

Die

(*) Vitruvius, de Perrault, L. II. Art. IX.

(**) Plinii Histo. Lib. XVI.

Die sichersten Proben und Versuche von der Schwere des Lärchenbaum-Holzes werden wir vermuthlich durch die Bemühungen des Hrn. Geheimenraths Pott erhalten; denn der Lärchenbaum-Wald in Harbke, welcher mir zu dieser Abweichung Gelegenheit gegeben hat, ist gewiß mit dem stärksten und größten Holze dieser Art da, wo es nicht einheimisch ist, bestanden. Sehr nützlich wäre es, wenn man sich zugleich auch von der Last, welche dieses Holz tragen kann, durch Versuche zu überzeugen suchte.

Tabelle

T a b e l

der seit einigen Jahren in verschiedenen königl. Forsten
feld ausgesäteten und angepflanzten Lärchen: und

N.	Namen der R e v i e r e.	Darin ist ausgesät:		Gepflanzt.	
		Lärchen- Same.	Weib- muthskie- fernsame.	Lärchen- Bäume.	Weib- muthskie- fern.
		Pfund.	Pfund.	Stück.	Stück.
1	Alttenplatowisch. Rev.	5	—	—	—
		15	—	—	—
			1	—	—
2	Munpfurtsches Revier	10	—	—	—
3	Wanzleber Revier	—	—	14	—
4	Paxförder Revier	5	—	—	—
5	Güfensches Revier	2	—	—	—
6	Lebbjüner Revier	2	—	—	—
7	Petersberger Revier	8	—	—	—
		—	—	6840	—
8	Rolbiger Revier	—	—	11400	—
					152
9	Wolmirstädtisch. Rev.	10	—	—	—
				4800	—
10	Sommerischenburg- isches Revier	10	—	—	—
		67	1	23054	152

I e I.

des Herzogthums Magdeburg und der Graffschaft Mans-
Weismuthskiefern von 1789. Siehe oben, S. 68.

Alter der sel- ben.	Höhe.	Stamm- Stärke	A n m e r k u n g e n.
Jahr.	Fuß.	Zoll.	
9	—	—	Von diesem Samen ist gar nichts aufgegangen.
7	15	3	Von diesen 15 St. sind nicht mehr als 47 Stück Stämme gezogen.
7	—	—	Dieser Same ist nicht aufgegangen.
5 und 6	4 — 5	$\frac{1}{4}$	Nur sehr wenig ist von diesem Samen aufgegangen und fortgekommen.
25	30 — 40	5 — 8	Dieser Same ist zwar hin und wieder aufgegangen, die Pflanzen aber ha- ben sich, aller Pflege ohnerachtet völ- lig wieder verloren.
6	—	—	Eben dies ist der Fall im Güfenschen Revier gewesen.
3	2	$\frac{1}{2}$	Von diesem Samen ist nur sehr wenig aufgegangen.
6	—	—	Ist gar nicht aufgegangen.
6	4 — 10	2 — 4	Die Hälfte von diesen Pflanzen ist aus- gegangen, und ist die Plantage mit Rohtannen completirt.
11 u. 7	5 u. 17	$\frac{1}{2}$ u. $2\frac{1}{2}$	Von dieser Pflanzung sind nur noch 2372 Stück vorhanden.
3	—	—	Die Höhe und Stärke ist von keiner Bedeutung.
9	—	—	Dieser Same ist nicht aufgegangen.
6 und 9	12 — 20	3 — 6	Von dieser Pflanzung ist nur noch die Hälfte vorhanden.
6	5 — 6	1 u. $1\frac{1}{2}$	Diese Aussaat ist ebenfalls nicht zum be- sten gerathen, doch aber sind mehrere Schockpflanzen davon aufzuweisen.

T a b e l l e

Wie viel seit dem 8ten December 1779 an Lärchen- und
tischen Forsten ohnweit Berlin aus

No.	Nahmen der Forst-Reviere.	Wie viel überhaupt an Lär- chen-Samen seit 1779 ausgesäet worden.
1	Potsdam - - - -	von Ao. 1778 $\frac{2}{3}$ ad 1788 $\frac{1}{2}$ 129 $\frac{1}{2}$ Pfund.
2	Bornim - - - -	von Ao. 1778 $\frac{2}{3}$ ad 1788 $\frac{1}{2}$ 10 Pfund.
3	Lehnin - - - -	von Ao. 1778 $\frac{2}{3}$ ad 1788 $\frac{1}{2}$ 2 Pfund.
4	Runersdorf - - -	von Ao. 1779 ad 1789 12 Pfund.
5	Mhrensberg - - -	— — —
6	Trebbin - - - -	— — —
7	Zinna - - - -	von Ao. 1779 ad 1789 2 Poth.
8	Zossen - - - -	— — —

I e II.

andern ausländischen Holz-Samen in den Königl. preuß-
gesäet worden. Siehe oben, S. 68.

Was davon aufgegangen, und wie viel Stämme noch gegen- wärtig in der Forst vor- handen.	Wie groß und hoch die Stämme bereits herangewachsen sind.
Davon sind vorhanden 6910 Stück.	von $\frac{1}{2}$ — 4 — 6 bis 10 Fuß hoch.
Davon sind vorhanden 400 Stück.	von 1 bis 2 Fuß Höhe.
Ist nichts aufgegangen.	
Davon sind vorhanden 450 Stück.	von $\frac{1}{2}$ — 2 bis 3 Fuß hoch.
— — —	— — —
— — —	— — —
Ist nichts aufgegangen.	— — —
— — —	— — —

T a b e l

Von den in sämtlichen königl. preuß. Forsten vorhan
mit andern Holz-Arten vermischte

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forsten.	Lit. und Nr. des Block.	Nr. des Schla- ges od. des Jagends.	Größe der Schonungen und Kämpfe.	
				M.	Q. M.
Lithauen	Dingken	II.	30	2	8
— —	Warnen	—	—	2	—
— —	Rassawen	—	—	2	—
Ostpreußen	Neuhauß	—	4	2	—
— —	Mehlsack	—	—	1	—
Pommern	Eggesin	—	—	1	90
— —	Jädekeimühl	A.	70	4	—
— —	Torgelow	B.	66	4	54
— —	Korschwand	B.	12	3	120
— —	Golchen und Selßer	—	69. 68.	4	90
— —	— — —	—	33. 42. 51.	4	—
— —	Neufrug	—	—	1	—
Neumark	Drenitz	D.	67. 37.	4	—
— —	Massin	S.	52. 53.	19	117
— —	Wildeno	W. I.	2	11	52
— —	Karzig	K. I.	113	17	—
— —	Neuhauß	B. 2.	21	16	—
Rurmark	Mühlenbeck	D.	9. 19.	3	24

I e III.

denen Lärchen: Kämpfen, welche jedoch verschiedentlich
sind. Siehe oben, S. 69.

Die Schon. ist angelegt Anno	Die Schonungen sind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang ist
1789	mit Lärchen aus der Hand.	gut.
1790	Weihnachtskiefen u. Lärchen.	
1790	desgleichen.	
1785	mit 7 H. Lärchenbaum: Sa- men besät.	ganz schlecht, bedarf Nachbesserung.
1786	mit Lärchenbaum: Samen.	gut.
1782	Lärchenbäume.	nur mit wenigen Pflanzen versehen.
1781	mit Rothtannen und Lärchen, 1783 mit Kien: Samen be- sät.	nicht sonderlich.
1783	Rothtannen u. Lärchenbäume.	ziemlich gut.
1786	mit Lärchen- und Kienen aus der Hand besät.	Lärchen gut, Kienen mittelmäßig.
1782	Eichen: Kistern: Lärchen und welsche Nußbäume.	
1782	Lärchenbäume.	gut.
1790	Lärchen.	
1782	Tannen, Eichen und Lärchen.	gut.
1782	Eichen, Rothtannen, Birken, Lärchen.	mittelmäßig.
1772	Eichen, Tannen, Lärchen und Kienen.	gut.
1768	Elsen, Birken, Lärchen und Kienen.	sehr gut.
1784	Eichen, Bächen, Birken, Lär- chen und Kienen.	gut.
1782	Lärchen und Eichen.	gut.

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forsten.	Lit. und Nr. des Blockes.	Nr. des Schla- ges od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpfe.	
				M.	N.
Nach Kurm.	Mühlenbeck	D.	8	2	110
— —	Heiligensee	A.	—	19	57
— —	— — —	A.	16. 17.	38	22
— —	— — —	B.	20	2	93
— —	— — —	A.	59	2	61
— —	— — —	B.	4 bis 7	120	—
— —	— — —	A.	exim.	2	75
— —	— — —	A.	18. 19.	12	51
— —	— — —	A.	I	I	—
— —	Oranienburg	—	41. 42.	11	39
— —	— — —	H.	14. 15.	6	—
— —	— — —	H.	21	6	—
— —	— — —	—	22. 23.	2	40
— —	Charlottenb.	A.	46	I	90
— —	Falkenhagen	F.	10	5	—
— —	— — —	G.	I	3	—
— —	Krämer	—	13	2	100
— —	Groß Schöneb.	D. VI.	8	8	—
— —	— — —	D. VII.	54	2	—
— —	— — —	D. VI.	58	2	—
— —	Biesenthal	A. 4	7 und 8	2	—
— —	Zechn	C III.	29	—	63
— —	— — —	D. IV.	28	—	60
— —	— — —	—	I	—	144
— —	Rurpin	I. XIII.	in 59	2	—
— —	Zeudenitz	B. II.	55	2	90
— —	— — —	B. II.	55	2	90
— —	— — —	B. II.	54	2	90

Die Schon. ist angelegt Anno	Die Schonungen sind angebaut mit Holz- Arten.	Der Fortgang ist
1780 ² 1784 ²	Lärchen, Eichen und Buchen. Eichen, Nüßern, Alkazien- und Lärchenbäume.	zu erwarten. sehr gut.
1784	Erstere mit Lärchen ausgebes- sert und letztere mit Lärchen u. Weihmuthskiefern besät.	gut.
1784	Eichen, Lärchen, und allerhand ein- und ausländische Holz- Arten.	gut.
1781	Kiefern und Lärchen.	gut.
1783	allerhand Laubhölzer und Lär- chenbäume.	sehr gut.
1784	Kiefern und Lärchen.	sehr gut.
1779	Kiefern und Lärchen.	gut.
1784	Eichen, Buchen, Lärchen und Eichen.	gut.
1781	Eichen und Lärchen.	gut.
1784	desgleichen.	gut.
1784	Lärchen, Tannen, Nüßern.	gut.
1782	Lärchen.	mittelmäßig.
1780	Eichen, Buchen, Nüßern, Weiß- Buchen, Weihmuthskiefern und Lärchen.	gut.
1784	Lärchen und Kastanien.	schlecht.
1784	Eichen, Lärchen, Tannen.	gut.
1777	Lärchen und Rothtannen.	gut.
1784	Lärchen.	mittelmäßig.
1785	Lärchen, Tannen.	gut.
1784	mit Lärchenbäumen.	schlecht.
1785	Lärchen-Samen und Ahorn.	sehr gut.
1785	desgleichen.	desgleichen.
1785	Lärchen.	schlecht.
1784	Lärchen u. etwas Weisstannen.	gut.
1785	mit Lärchen.	gut.
1785	mit Lärchen und Rothtannen.	gut.
1780	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	mittelmäßig.

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forsten.	Lit. und Nr. des Blockes.	Nr. des Schla- ges od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpfe.	
				M.	Q. R.
Noch Kurrn.	Zehdenitz	B. IV.	2	3	90
— —	Rödelin	B. I.	2. 3.	83	10
— —	Potsdam	—	—	50	178
— —	— — —	—	—	3	87
— —	Röpenitz	E.	1	4	145
— —	Bornim	—	2	3	157
— —	— — —	B. II.	2 — 5	25	84
— —	— — —	—	2 — 5	21	37
— —	— — —	—	4 — 5	2	69
— —	Runersdorf	A.	12. 13.	1	—
— —	Hangelsberg	A.	13	1	—
— —	Abbendorf	D.	19	—	96
Altmark	Hohldamm	—	16	1	60
— —	Grünau	A.	17	—	135
— —	— — —	A. I.	48	1	—
Magdeburg.	Ampfurth und Schermske.	—	—	15	4
— —	Wandöleben.	—	—	4	2
— —	Somerschenb.	—	—	4	—
— —	Wollmirstadt	—	—	2	—
— —	Kolbitz	—	—	2	—
— —	Petersberg	—	—	2	90
Halberstadt.	Wetterlingen	—	—	1	—
— —	Thale	—	—	1	—

Die Schon. ist angelegt Anno	Die Schonungen sind angebaut mit Holz-Arten.	Der Fortgang ist
1783	mit Lärchen, Eichen und Rü- stern nachgebessert.	
1784	Eichen, Buchen, Birken, Lär- chen, Tannen, Kiefern.	gut.
1783	Balsamtannen, Weimuths- Kiefern, Lärchenbäume, Rothtannen, Eichen, Rü- stern, Eschen, Linden, Bir- ken, Pappeln, Eichen.	gut.
1770	Eichen, Linden, Rüstern, Lär- chen und Kastanien.	gut.
1770	Lärchenbaum-Kamp.	gut.
1787	Eichen, Buchen, Kastanien,	gut.
1781	Weimuthskiefern, weiße	
1789	Eichen, Rüstern und Lär- chen.	
1783	Lärchen.	gut.
1784	Lärchen.	gut.
1784	Lärchen.	gut.
1784	Lärchenbaum-Samen gesät.	ziemlich.
1783	Lärchen.	mittelmäßig.
1784	mit Lärchen-Samen besät.	schlecht.
1783	mit Eichen, Lärchen und Birken besät und Anflug.	Eichen nichts. Lärch. schlecht. Birk. gut.
1784	Tannen, Eichen, Birken und Lärchen, erstere gesät und die Lärchen gepflanzt.	gut.
1784	mit Lärchen und Tannen aus der Hand.	mittelmäßig.
1783	mit Lärch u. Tannen bepflanzt.	gut.
1789	Lärchen-Kamp.	ewiges Gehege.
1785	Lärchen.	
1790	Weimuthskiefern u. Lärchen.	
1790		

Tabelle IV.

N.	Lage des Kamps.	Inhalt des Kamps.		Zu welcher Holz-Art.
		M	□	
1	Sub a von der Eintheilung erimirte Berg-Plantage am Tegelsee ge- macht - - - - -	19	57	Eichen, Nü- stern, Alaj- u. Lärchen.
2	Sub A. & Nr. 16. 17. an der hambur- ger Straße belagerten Schonung de 1774 - - - - -	38	22	Lärchen.
3	Sub B. & Nr. 20 bey Schulzendorf ein Lärchen-Kamp verfertigt - - -	2	93	Lärchen.
4	Desgleichen sub A. & Nr. 59. - - -	1	61	desgleichen.
5	Sub B. & Nr. 4. 5. 6. im sogenannten Birfenschlag leere Flecke ausgebeff.	10	—	Nüstern und Lärchen.
6	In der großen Baumschule - - -	—	—	Lärchen.
7	Ein Kamp sub A. & Nr. 18 und 19 an der hamburger Straße - - -	2	—	Lärchen.
8	In der Schonung sub A. Nr. 16. 17. ausgebeffert - - - - -	10	—	Lärchen.
9	Circa desgleichen sub B. & Nr. 20	1	—	desgleichen.
10	In den Plantagen, Baumschulen und zur Ausbesserung der Schonungen	—	—	22038 Lärch.
11	Da die jungen Lärchen aus den in Ao. 1783 2 gemachten Saat-Kämpen verpflanzt worden, so ist solcher mit - - - - -	2	93	Lärchen und Weißtannen

Siehe oben, S. 70.

Besammet oder bepflanzt.	Ob er gut, mittelmäßig oder schlecht gerathen.	Anmerkungen wegen Ausbesserungen und der- gleichen.
bepflanzt.	gut.	erfordert, wie jede Pflanzung in den ersten 5 Jahren, noch Ausbesserung.
bepflanzt.	gut.	desgleichen.
besät.	gut.	zum Verpflanzen.
desgleichen.	gut.	desgleichen.
bepflanzt.	schlecht	weil sie vom Wildpret verbissen worden sind.
20 Pf. Sam.	gut.	zum Verpflanzen.
bepflanzt.	gut.	bedarf jedoch einiger Ausbesserung wegen der gehaltenen Dürre.
bepflanzt.	mittelmäßig	das Wildpret und die Hehe haben beym Schnee viel verbissen.
desgleichen.	gut.	
bepflanzt.	gut.	zum Auspflanzen ins Freye.
bepflanzt.	gut.	ist fertig und schön.

Im May 1794 ersuchte ich den Hrn. geh. Forst-
Rath Hennert, um Mittheilung der Nachrichten, was
seit 1791 hierin geschehen ist, und ich erhielt von diesem
meinen gefälligen und gütigen Freunde, folgende

Nachw

vom Anbau des Lärchen-Baumes, sowohl Besamungen

Nahmen der P r o v i n z.	Nahmen der F o r s t.
Pittbauen - - - - -	- - - - -
Ost-Preußen - - - - -	- - - - -
West-Preußen - - - - -	- - - - -
Reg.-District - - - - -	- - - - -
Hinter-Pommern - - - - -	- - - - -
Vor-Pommern - - - - -	- - - - -
Neumark - - - - -	- - - - -
Rurmark - - - - -	- - - - -
D. F. M. v. Burgsdorf.	Oranienburg - - - - -
	Falkenhagen - - - - -
	Neuholland - - - - -
	Heiligensee - - - - -
	Rechtlin - - - - -
	Beyersdorf - - - - -
D. F. M. v. Kropf.	Röpnick - - - - -
	Zinna - - - - -
D. F. M. v. Borgstede.	- - - - -
Magdeburg - - - - -	Petersberg - - - - -
Halberstade - - - - -	Wefferlingen - - - - -
	Derenburg - - - - -
	Lohra und Dietenburg - - - - -
	Ehale - - - - -
Westphalen - - - - -	- - - - -
	Summa

e i s u n g

als Anpflanzungen, in den Jahren 179 $\frac{1}{2}$, 179 $\frac{2}{5}$ und 179 $\frac{3}{4}$.

Ausgesäet			Gepflanzt			Ueberhaupt sind	
179 $\frac{1}{2}$ Th.	179 $\frac{2}{5}$ Th.	179 $\frac{3}{4}$ Th.	179 $\frac{1}{2}$ St.	179 $\frac{2}{5}$ St.	179 $\frac{3}{4}$ St.	Ausgesäet Th.	Gepflanzt Stück.
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	-	-	-	-	-
3	-	-	-	-	-	3	-
2	-	-	-	-	-	2	-
-	-	-	1440	180	-	-	1620
-	-	-	200	-	-	-	200
-	-	-	114	114	-	-	228
-	-	-	2880	-	-	-	2880
5	-	-	1803	-	-	-	1803
6	-	-	-	-	-	6	-
-	-	-	-	-	-	-	-
-	-	-	720	-	-	-	720
1	1	1	-	1603	100	3	1703
-	-	-	-	850	850	-	1700
-	-	-	-	3400	-	-	3400
-	-	-	-	-	1000	-	1000
-	-	-	-	-	-	-	-
17	1	1	7157	6147	1950	19	20254

II. Der nordamerikanische Lärchenbaum, oder der schwarze amerikanische Lärchenbaum, Engl. The New-Foundland black Larch - Tree, the black Larch Tree of Canada, Epinette rouge du Ham. Linné hat diesen nicht angeführt, Gronov (*) aber als eine besondere Art, unter der Benennung *Abies foliis fascicularis acuminatis setaceis cinereis*, beschrieben. Düröi beschreibt diese Art, unter dem Nahmen: *Pinus laricina, foliis fascicularis deciduis, conis subglobosis, squamis laxis orbiculatis glabris*. Nach dem Berichte des Prof. Kalm (**), wächst er in dem östlichen Jerser und in Canada in großer Menge, und ist durch Samen und Pflanzen über England in deutsche Pflanzungen gebracht worden.

Die Nadeln weichen von dem gemeinen oder europäischen Lärchenbaume der Farbe nach ab, indem diese etwas dunkler, mehr seladonfarbiger ausfällt. Die Blätter: Knospen sind beynabe schwarz. Sowohl männliche als weibliche Blumen sind auch kleiner, so daß die reif gewordenen gelbbraunen Zapfen nur $\frac{1}{2}$ Zoll Länge und etwas über $\frac{1}{4}$ Zoll Breite haben. Die Anzahl der Schuppen bey diesen Zapfen ist geringer, als an den europäischen, zu 17 bis 18 Stück; in ihrem Bau sind sie breiter, mehr gerundet, weniger gereift, dicker; sie stehen weiter ab, und bilden einen viel lockeren Zapfen. Die beyden geflügelten Samen sind ebenfalls kleiner. Die Zweige sind dünn und herabhängend.

Die Art und Weise, ihn anzuziehen, bleibt mit der vorigen gleich, und man darf für sie in unsern Wintern nichts befürchten, indem er eben so hart, wie jener ist. Doch ist der Trieb nicht so stark, und es bleibt deswegen wahrscheinlich, daß er niemals zu

(*) Fl. Virg. 183.

(**) Im 2 Th. seiner Reisen, S. 274.

solcher Höhe und Stärke gelanget. Er blüht und trägt schon Zapfen, wenn er kaum 6 bis 7 Jahr alt ist.

Dühamel meldet von ihm, daß er ein trocknes und dichtes Harz gebe, welches im Brennen dem angenehmen Geruche von Benzoe oder Storax gleich käme, und für die Rauch-Fässer der nordamerikanischen Missionarien gebraucht würde.

Lärchen-Balsam, s. oben, S. 27.

Lärchen-Gummi, s. oben, S. 29, f.

Lärchen-Harz, s. oben, S. 27.

Lärchen-Holz, s. oben, S. 20, f.; dessen Gebrauch, S. 23, fgg.

Lärchen-Kohle, s. oben, S. 22, f.

Lärchen-Manna, s. oben, S. 30, f.

Lärchen-Mos, s. oben, S. 26.

Lärchen-Rinde, s. oben, S. 26; ihr Gebrauch, siehe oben S. 40.

Lärchen-Schwamm, s. oben, S. 32, f.

— — — (Mineralischer) siehe Berge Mehl, im Art. Mehl.

— — — (See) eine Art Stern-Koralle, *Madrepora agaricites* Linn; s. im XLIV Th. S. 286.

Larcin, Diebstahl, s. Th. IX, S. 229.

Lard, siehe Speck.

Lardites, siehe Speck:Stein.

Larhum, siehe Speck.

Laredo, eine Stadt in Biscaya, in dem Königreiche Spanien, mit einem sehr bequemen Hafen. Es wird daselbst ein guter Handel mit gesalznen Fischen getrieben. Der Ort selbst liegt auf einer Höhe, von der man eine schöne Aussicht über das Meer hat. Er ist mit einer Mauer umgeben.

Larege, siehe Lärche, oben, S. 2, fgg.

Laren, Lares, Dii Lares ⁽¹⁾, waren bey den Alten die Haus-Götter, oder Schutz-Götter der Häuser, und Privat-Besitzungen, welchen die Bewahrung des Hauses zugetrauet wurde, und welche deswegen von jedem Haus-Besitzer in einem eigenen Zimmer, welches Lararium hieß, religiös aufbehalten, und göttlich verehret wurden. Besonders geschah dieses mit dem Anfange eines Jahres, wie auch an dem Geburts-Tage des Haus-Besizers, daher auch öfters der Geburts-Gott (Genius) einen Larem oder Haus-Gott zum Gesellschafter hat, wie aus Fig. 3909, der von Erklärung weiter unten vorkommen wird, zu sehen ist. Die Lares werden hier und da in Aufschriften auch bisweisen Genii loci genannt.

Die Nahmen Penates und Lares werden so oft miteinander verwechselt, daß entweder kein, oder nur ein kleiner Unterschied, zwischen denselben zu bemerken ist. Einige verstehen unter Penates eigentlich die Götter des Vaterlandes; weil sie aber eben diesen Nahmen von den Schutz-Göttern der Privat-Häuser verstehen, so sieht man wohl, daß sie in diesem Verstande, von den Laren gar nicht unterschieden seyn. Andere hingegen meinen ⁽²⁾, daß in-

(1) Obgleich das Wort Lares meistens in der mehrern Zahl vorkommt, so fehlt es doch nicht an Beispielen, da man auch in der einzelnen Zahl Lar liest, in welchem Falle es einen Haus-Gott, oder das Haus selbst, bedeutet. Lar familiaris aber, bedeutet insonderheit den Saturnus.

Lar oder Lars, war ein alter etruskischer Ehren-Nahme, und hieß so viel als bey uns Herr; daher Lar Porfenna (Liv. L. 2, c. 9.), Lar Tolumnius (Liv. L. 4, c. 17.) nichts anders ist, als Herr Porfenna, Herr Tolumnius, oder auch Don Porfenna, Don Tolumnius, und noch mehr der Engländer Lord Porfenna, Lord Tolumnius, welcher Ehren-Nahme auch vielleicht von Lar, Larius, her kommt. Doch wollen Einige auch, daß er so viel als Fürst und mithin Lar Porfenna so viel sey, als Fürst Porfenna, und wollen alsdann solchen Nahmen lieber von dem Hebräischen Sar, princeps, hergeleitet wissen: (Voss. Etymol. in Lar.)

(2) So hat Varro es gemeint; s. den Servius über das dritte Buch der Aeneis, B. 12, cum Penatibus et magnis Dis.

sonderheit die größern Götter, als: Jupiter, Neptunus, Pluto, Apollo, Vestia u. unter dem Nahmen der Genii, Lares und Penates, verstanden würden.

Wie die Haus-Götter mancherley Beschreibungen haben, parui Dei u. so haben sie auch besondere Beynahmen, als: Lares praestites, publici, viales u. Am ersten May, Kalendis Maii, wurden die Lares domestici Praestites verehret. Ihr Vater war Merkur; ihre Mutter die Nymphe Lara, welche man auch Larunda und Lalara nennt; ein Name, den sie wegen ihres Plauderns, von dem griechischen Worte λαλέω, reden, bekommen haben soll. Sie war auf eine besondere Weise eine Mutter der Laren. Sie war, nach des Ovidius Erzählung ⁽³⁾, eine Tochter des Fluß-Gottes Almo, der sie oft ermahnt hatte, ihre Zunge zu zähmen, und nicht so schwachhaft zu seyn. Sie folgte aber dieser Ermahnung nicht, sondern verrieth ihrer Gespielinn, der Nymphe Juturna, was Jupiter gesprochen hatte, und der Juno hinterbrachte sie, daß ihr Gemahl ihr untreu sey, und die Nymphe Juturna liebe. Für diese Schwachhaftigkeit nahm ihr Jupiter den Gebrauch der Zunge, und befahl dem Merkur, sie zum Pluto in die Unterwelt hinab zu führen, da von des Jupiter's Händeln nichts auszuplaudern vorfiel, allda in den höllischen Sümpfen als Nymphe zu wohnen. Auf dem Wege verliebte sich Merkur in die Nymphe, und als sie in einen dunkeln Hain kamen, umarmte er sie mit Gewalt, und machte sie zur Mutter von Zwillingen, die man nach ihrem Nahmen Laren nannte, und in der Folge nicht allein als Beschützer der Häuser, unter dem Nahmen Lares domestici, sondern auch Hüter der Heer-Straßen, Scheide Wege und öffentlichen Güter, unter dem Nahmen Lares compitales,

(3) Ovid. Fast. L. 2, v. 599 — 617.

tales, verehrte. Diese letztere Verehrung, welche in Vergessenheit gerathen war, erneuerte Augustus wieder, indem er verordnete, daß man die Laren der Scheide-Wege im Frühlinge und Sommer mit Blumen behängen sollte.

Die Mutter der Laren wird von Einigen für einerley mit der *Mania*, der Mutter oder der Großmutter der *Manen*, gehalten, welche man die stumme Göttinn nannte. Siehe *Manen*.

Ihr Fest wurde am 1 May deshalb gefeiert, weil ehemals die Sabiner an diesem Tage den Laren einen Altar erbauet, und ihnen zwey Bildnisse errichtet hatten. Es hießen aber diese Laren *Praestites* oder *domestici*, weil sie für die Sicherheit sorgten, und zum Schutz vor den Häusern und den Mauern der Bürger standen. Man nannte sie auch *familiares* und *Penates domestici* oder *privatos* (*).

Die Laren waren öfters aus Stein verfertigt, und man pflegte ihnen gern einen Hund, aus Stein gehauen, zu ihren Füßen hin zu setzen, ohne Zweifel, weil beyde, der Göthe und der Hund, Wächter des Hauses seyn sollten. Man pflegte auch dem Göthen-Bilde ein Hundes-Fell umzuhängen, und es gleichsam, wie mit einem Mantel, damit zu bedecken (*). Dieser Lar mit seinem Hunde, den er bey sich hatte, stand gewöhnlich auf dem Feuer-Herde, und deshalb hieß er *Genius focorum*, und *Deus lateranus*, weil die Kamine und Herde von Ziegeln aufgemauert waren. *Arnobius* beschreibt die Einrichtungen desselben

(*) *Virg. Aen. L. 2, v. 514.* *Seru. Honor. ad h. l.* *Penates sunt omnes dii, qui domi colantur.* *Penates privati* waren also eines Jeden seine Schutz-Götter, welche er sich nach Belieben wählte, und im Atrio seines Hauses hinstellte. Zuweilen wird eines Jeden Haus und Wohnung darunter verstanden. *Liv. 25, 18, 22, 1.* *Ovid. Fast. l. 5, v. 129. l.*

(*) *Plutarch. Quaest. rom. 51.*

ben ziemlich beißend, daß er habe die Töpfe bewachen, auch auf das Kochen des Essens Acht haben, und dergleichen Dienste thun müssen (*). Wegen dieser guten Dienste und Bewachung des Hauses, that ein jeder Haus-Vater seinem Haus- und Schutz-Gotte gern die gebührende Ehre an. Diese bestand hauptsächlich darin: es wurde ihm ein grüner frischer Blumen-Kranz aufgesetzt (*); denn bey der Hitze des Feuer-Herdes vertrocknete er bald (*); überdies wurde ein großer Kranz, *Sertum*, im Kamin aufgehängt, weil der Kamin als ein Opfer-Altar des Lar angesehen wurde (*). Auch brachte man ihm alle Tage ein Opfer, weil er im Hause täglich etwas zu thun hatte; das war aber nur ein Opfer, und bestand aus etwas Weisbrauch, den man anzündete, etwas Wein, den man vor ihm ausgoß, und einigem Dinkel-Korn, welches man verbrannte. Wenn aber, zu gewissen Zeiten, derselbe mehr verehrt werden sollte, so brachte man ihm, nach Umständen der Jahreszeit, ein wenig Honig, einige Weintrauben, und einen Kuchen oder ein Stück davon. An statt des

(*) *Arnob. l. 4, p. 130.* *Deus iste, per humani generis coquinos currit inspiciens et explorans, quibusnam lignorum generibus ardor in suis focus excitetur; habitudinem fictilibus contribuit vasculis, ne vi dissiliant; curat, ut ad sensum palati veniant lapores; et an rite pulmenta condita sint, praegustatoris fungitur officio.*

(*) *Inde domum repetam, graciles ubi parua coronas accipiunt fragili simulacra nitentia cera.*

Thura dabo atque omnes violae iactabo colores.

Juvenal. Sat. 12, v. 87, l.

(*) *Tibull. l. 2, el. 1, v. 59.*

(*) *Cato de re rust. c. 143.* Daß aber dieser Kranz, *Sertum*, viel anders gewesen sey, als die Krone oder der Kranz, *Corona*, den man dem Lar aufsetzte, sieht man aus dem *Festus*, p. 124, und *Tibull. l. 1, el. 2, v. 81.*

des Blumen-Kranzes setzte man ihm wohl, in der Aernde-Zeit, einen Kranz von Korn-Aehren auf ⁽¹⁰⁾. In einem irdenen Schüsselchen setzte man ihm täglich etwas Speise vor; und von dieser Schüssel, Patella, bekamen die Laren den Namen *Dii patellarii* ⁽¹¹⁾. Diese Speise, welche dem Lar war vorgesetzt worden, durfte von niemand berührt, noch weniger gekostet werden, denn sie wurde als ein Opfer angesehen, und man warf sie in das Feuer und verbrannte sie ⁽¹²⁾.

Zuweilen wurde den Laren ein Schwein geschlachtet und geopfert, wodurch man die Fruchtbarkeit der Felder, des Viehes, und die Gesundheit der Kinder, bewirken wollte ⁽¹³⁾; und wenn ein Sohn oder eine Tochter aus dem Hause ihren Hochzeit-Tag begieng, so wurde der Haus-Gott, nebst der täglichen und gewöhnlichen Verehrung, noch ganz besonders mit mehrerm Weißrauch und neuen schönen Kränzen beschenkt ⁽¹⁴⁾. War der Haus-Herr verreiset gewesen, und kehrte wieder zu seinem Hause gesund zurück, so begrüßte er zu allererst den Haus-Gott, und brachte demselben das gewöhnliche Opfer; bezog er aber ein anderes Haus, so nahm er seinen Laren mit, und sobald er ihm seinen Platz angewiesen hatte, brachte er ihm ein Opfer dar ⁽¹⁵⁾.

Die alten Römer speiseten im Vestibulo, wo auch der Feuer-Herd war, welcher gleichsam den Altar der Vesta vorstellte, indem darauf das Küchen-Feuer brannte.

(10) Juvenal. Sat. 9, v. 137. Plaut. in prolog. Aul. v. 23, l.

(11) Non. Marcell. p. 544. Persius Sat. 3, v. 24, l.

(12) Dion. Halic. L. 4, p. 207. Plutarch. de fortun. pop. rom. p. 235. Tibull. l. 1, el. 1, v. 37.

(13) Horat. l. 3, od. 23, v. 1, sq.

(14) Plaut. Aulul. act. 2. sc. 8, v. 13, l.

(15) Cato de re rust. c. 2. Plaut. Trinumm. act. 1, sc. 2, v. 1.

brannte. Die reichen und sehr mächtigen Römer aber haben hernach ihren Knechten und Mägden diesen Platz zum Speisen angewiesen, und sie hingegen aßen in ihren prächtigen Speise-Gemächern, Tricliniis; daher war die Redensart entstanden: *ad mensam tamquam ad aram*, nämlich *ad aram Laris* in foco positi. War ein guter Freund verreiset, und glücklich zurück gekommen, so wurde nebst andern Göttern, insonderheit dem Haus-Gotte vorzüglicher Dienst erzeigt ⁽¹⁶⁾.

Es pflegten auch die Knaben vornehmer Leute die Bullas (dieses waren große goldene und silberne Knöpfe, welche vornehme Jünglinge am Halse trugen), bey dem Antritte des männlichen Alters, da sie dieselben abzulegen pflegten, den Laren anzuhängen ⁽¹⁷⁾; gleichwie auch die Gefangenen, nachdem sie die Freyheit erlangt hatten, eben denselben auch ihre Ketten, mit welchen sie gefesselt waren, anhängen.

Die Römer selbst waren neugierig, zu wissen, wann der Dienst der Haus-Götter aufgefunden sey, und stellten darüber verschiedene Untersuchungen an. Die gewöhnlichste Meinung geht dahin, daß, weil in den ältesten Zeiten die Todten in denen Häusern, die sie bewohnt hatten, begraben wurden, der Gedanke entstanden sey, daß der Geist des Verstorbenen sich noch in dem Hause, nach dem Absterben, aufhalte, und darin allerley Nutzen oder Schaden verursache, daher man ihm einigen Dienst erweisen mußte, damit er keinen Schaden anrichte; und aus dieser Verehrung

G 2

(16) Eine solche Freudenbezeugung beschreibt Juvenal. Sat. 12, v. 83, sqq.

(17) Bullaque succinctis Laribus donata pependit.

Pers. Sat. 5, v. 31.

ung des Geistes sey mit der Zeit der Dienst des Haus:
Götzen, oder Laris familiaris, entstanden⁽¹⁸⁾.

Es giebt gar wenig alte Denkmähler, auf wel-
chen die Lares vorkommen. Sig. 3909, erscheint
ein Abdruck von einem vortreflichen römischen Mar-
mor, davon dieses die Aufschrift ist: D. M. GENIO
AVGG. LAR. SAL. FORTVNATVS. AVG. LIB.
welches möchte zu lesen seyn: Diis Manibus, Genio
Augustorum, Lari Salutari, Fortunatus Augusti
Libertus. Man sieht aber auf dieser Figur erstlich
einen Palmbaum, an welchem zwey Lorbeer-Kränze
hängen; unter diesem Palmbaume steht ein Tisch,
auf welchem eine sehr große Schlange liegt, die den
Kopf in die Höhe streckt; neben diesem Tische zeigt sich
ein Füll-Horn, welches mit allerley Früchten ange-
füllt ist. Linker Hand stehen zwey Mannspersonen,
deren einer einen Mantel an den Schultern hängen
hat, doch ihre Blöße damit keinesweges bedeckt; in
der rechten Hand aber hält sie einen langen Stab.
Die andere, welche mit einem Barte versehen ist, und
einen Lorbeer-Kranz auf dem Haupte hat, hält in der
rechten Hand eine Harfe oder Leyer. Da nun in ob-
gedachter Aufschrift zugleich eines Genius und auch
eines Lar gedacht wird, so kann es wohl seyn, daß
der eine, und zwar der erste, einen Genius, der an-
dere aber einen Lar vorstellt.

Sig. 3910, sieht man zwey Jünglinge, welche mit
allerley Blumen und Blättern gekrönt sind, und deren
einer in der linken Hand eine Trink-Schale, und in der
andern ein Horn, der andere aber ein Horn in der lin-
ken Hand, und in der rechten einen kleinen Korb hält;
beyde sind mit kurzen Röcken angezogen, die ihnen
kaum bis an die Knie gehen; an den Beinen haben
sie

(18) Serv. Hon. ad Virg. Aen. l. 5, v. 64. l. 6, v. 152. Isid.
Hispalens. 15, 11.

sie Halbstiefel, welche kaum bis an die Waden rei-
chen. Auch diese scheinen zwey Lares zu seyn, wel-
ches man vornehmlich an den aufgeschürzten Kleidern
merkt; zumahl dieselben auch von dem *Perfius* Suc-
cincti, d. i. aufgeschürzte, genannt werden; des-
gleichen sind auch die Lorbeer-Kränze ein Zeichen der-
selben.

Lares publici, oder öffentliche Schutz-Götter,
waren die Bildnisse der Lares, welche man an den
Scheide-Wege, wo eine Straße die andere durch-
schnitt, hingestellt hatte; Penates publici aber waren
die Schutz-Götter der Stadt, deren Anzahl unbe-
stimmt ist, und welches Männer von großen Ver-
diensten waren, als: *Numa*, *Tutanius*, *Sancus*,
u. a. m. Da Schiffe gleichsam wie schwimmende
Häuser über das Meer fahren, so war es nicht unge-
reimt, daß auch diese ihre besondere Schutz-Götter
hatten; diese Lares marini, oder permarini, wie sie
Lutius, l. 40, c. 52, nennt, waren mit den See-
Göttern eimerten, und man verstand darunter den
Oceanus, *Tethys*, *Neptun*, *Castor* und *Pollux*,
Glaucus, *Nereus*, *Panopea*, *Porumnus*,
Phorcus, und *Triton*. Auch hatte man Lares ru-
rales; das waren die 12 *Dii rustici consentes*, und
der *Deus Terminus*⁽¹⁹⁾. Lares viales, waren die
Dii viales, als: *Jupiter*, *Apollo*, *Diana*, *Mer-
cur*, *Herfules*, s. Th. LXII, S. 357 und 651, fgg.

Die Alten hatten auch besondere Behältnisse oder
Zellen, *Lararia*, worein sie ihre Haus-Götter zu se-
hen pflegten; doch standen in denselben die Lares und
Penates nicht allein, sondern auch die Statue ihrer
Regenten, die sie nach ihrem Tode unter die Götter
rechneten, und anderer großen und berühmten Män-
ner. Die Kaiser hatten deren insgemein zwey, deren

(19) *Martial*. l. 3, epigr. 31. *Tibull*. l. 1, el. 1, v. 19.

das eine Lararium sanctius oder interius, das andere aber das gemeine, Lararium secundum, oder exterius, hieß. In jenem hatte der Kaiser Alexander Severus, wie *Lampridius*, Alex. Sever. c. 29 berichtet, zugleich nicht nur die löblichen vergötterten Kaiser, den Apollonius, sondern sogar auch das Bild Christi⁽²⁰⁾ und des Erzwaters Abraham, und den Orpheus, denen er insgesamt göttliche Ehre erwies; in eben diesem Lararium soll sich auch *Alexander Magnus* befunden haben⁽²¹⁾; in dem andern aber hatte er, wie eben dieser *Lampridius* c. 31, meldet, allerley sonst berühmte Männer aufgestellt, als: den Virgilius, (welchen er den Plato unter den Poeten nannte), den Cicero, Achilles, u. a. m. Der Kaiser *M. Aurelius Antoninus Philosophus* hatte auch ein besonderes Lararium für allerley berühmte Leute, und zwar insonderheit solche, welche, durch ihre Künste und Wissenschaften, sich vor andern hervorgethan hatten; welchemnach kein Zweifel ist, er werde auch noch ein anderes Lararium für seine Haus-Götter, oder Lares, gehabt haben. Hieraus erhellt zugleich, daß nicht alle die Bilder, welche sich in den Lararien befanden, und von Wachs, Gold, Silber, Marmor etc. waren⁽²²⁾, mit Hunds-Fellen seyn bedeckt gewesen, weil nämlich nicht alle eigentlich Lares waren,

(20) Man darf sich hierüber nicht verwundern; denn er hatte von Christo vieles gehört, wollte ihm ja auch, wie eben der *Lampridius* c. 43, meldet, einen Tempel bauen.

(21) S. auch P. E. Jablonski exercitatio, in den Miso. Lips. Th. 4. n. 4.

(22) *Struv. Antiq. rom. c. 1. Juvenal. Sat. 12, v. 88. P. Gruter. inscript. p. 174, n. 7.*

T. TARENIVS. SABINVS. INTER. ALIA.
HAEREDIBVS. LEGAVIT. LARES. AR-
GENTEOS. SEPTEM.

Sueton. Vitell. 2.

ren, deren Bilder sich in einer solchen Zelle oder Kapelle befanden. Weil diese Bilder öfters in den Schlaf-Gemächern standen, hießen sie auch *Imagunculae cubiculares* (23). Römer, die keine besondere Kammern zu ihren Haus-Göttern hatten, stellten sie bloß in dem Vorplatz, Atrio, ihres Hauses, doch nicht in freyer Luft, daß sie konnten beregnet werden, sondern unter bedeckten Gängen oder andern Behältnissen⁽²⁴⁾.

Large Fan, Large thick post, und Large thin post; englische Papier-Sorten; s. unter Papier.

Largezza, ein unter den Kaufleuten gebräuchliches italiänisches Wort, welches in seiner Sprache den Ueberfluß andeutet. Also sagen sie: Es ist *Largezza* auf unserm Plage, d. i. es findet sich viel Geld für Wechsel-Briefe. Siehe auch das Folgende.

Largo. 1. Ein ebenfalls unter den Kaufleuten gebräuchliches italiänisches Wort, welches reich oder überflüssig bedeutet, und sagt der Kaufmann: ich bin *Largo* in Cassa, d. i. meine Cassa ist wohl versehen; oder: das Geld ist *largo*, wenn auf einem Wechsel-Platze viel Geld vorhanden ist, aber wenig Briefe. Hin-gegen wenn wenig Geld, und viel Briefe vorhanden, sagt man, es sey *Strettezza*, (auch ein italiän. Wort,) welches einen Mangel bedeutet, oder das Geld sey *stretto*, d. i. sparsam.

2. In der Musik, versteht man unter *Largo* die langsamste Bewegung des Tactes, wo die Haupt-Töne der Melodie in feyerlicher Langsamkeit und gleichsam tief aus der Brust hergehohlet, auf einander folgen. Diese Bewegung schießt sich also für Leiden-schaften, die sich mit feyerlicher Langsamkeit äußern, für melancholische Traurigkeit und etwas finstere Andacht. Um nicht langweilig zu werden, soll ein *Largo*

G 4

nur

(23) *Sueton. Aug. 7.*

(24) *Ovid. Fast. l. 3, v. 145.*

nur kurz seyn, weil es nicht wohl möglich ist, mit dem äussersten Grade der Aufmerksamkeit, der hierzu erfordert wird, lange anzuhalten. Man setzt auch noch zum Largo, assai oder di molto hinzu, wodurch der höchste Grad des Langsamen ausgedrückt wird. Larghetto aber bedeutet nicht zu langsam.

Lari, siehe Larin.

Larie, ein Vogel, dessen Pennant, unter dieser Benennung, bey Beschreibung der Insel St. Kilda erwähnt, und welcher auf der Insel Helgoland Schütte genannt wird. Siehe Schütte.

Larin, Lar, Lari, Larine, Larrine, ist in dem ganzen Oriente sowohl eine wirklich geprägte und gangbare Münze, als auch eine Rechnungs-Münze. Was

1. die wirklich geprägten Larins betrifft, so ist deren Gestalt ganz sonderbar, indem sie nämlich aus einem doppelten oder zusammen gebogenen silbernen Drahte bestehen, der ungefähr 2 Quer-Finger oder 1 Zoll lang, und so dick als ein Feder-Kiel, in der Mitte ein wenig platt geschlagen, und mit einigen persischen oder arabischen Buchstaben gezeichnet ist, welche an statt des Bildnisses oder Wapens des Fürsten, der sie hat schlagen lassen, dienen; siehe Sig. 3911^a). Die ersten Larins sind in der Provinz und Stadt Lar oder Laar in Persien (s. oben, S. 1.) geschlagen worden, und daher haben sie ihren Namen. Weil nun diese Münze sowohl wegen ihrer innern Güte, als auch weil sie nicht leicht verfälschet werden konnte, indem ihr Werth im Gewichte, und gutem unverfälschtem Silber bestand, sehr angenehm war, und durch den ganzen Orient gang und gebe ward, so folgten auch andere morgenländische Fürsten dem Beispiele des Königes von Lar nach, und ließen, mit Benbehaltung des ersten Namens, ebenfalls dergleichen Münzen schlagen; und daher kommt es, daß man Larins mit verschiedenem Gepräge sieht. Dem innern

innern Gehalte nach, sind diese Larins ungefähr so viel werth, als: 11½ Sol alten, oder 19 Sols neuen französ. Geldes, nach unserm Gelde aber etwa 6 Ggr.; sie gelten aber nach dem jetzigen Cours 12 alte, oder 20 neue französ. Sols, und also nach unserm Gelde ungefähr 6½ Ggr., indem man nicht mehr als 5 Larins für 1 alten franz. Thaler von 60 Sols giebt (*). Man hat auch halbe Larins, die aus einfachem und platt geschlagenem Silber-Draht bestehen; Sig. 3911^b). Am gangbarsten sind die Larins heutigen Tages in dem ganzen persischen Meerbusen, längst dem Meerbusen von Cambaya, und an einigen benachbarten Orten dieser beyden Meerbusen. Der persianische König Schach Ismael soll sie zum ersten aus einem rund gebogenen silbernen Bleche oder Drahte, worauf des Königes von Persien Nahme und Bildniß zu sehen war, haben ausprägen lassen. Siehe auch im XXXIV Th. S. 664, Num. 2.

2. Als eine Rechnungs-Münze, gilt der Larin eben so viel, als er gilt, wenn er als eine wirkliche Münze betrachtet wird. Schemahis rechnete man im ganzen Oriente nach dieser Münze. Es geschieht auch noch an allen denen Orten, wo die Larins gang und gebe sind; wie auch an einigen Orten in Indien, wo man keine wirklich geprägte Larins mehr sieht.

Laristan, eine Provinz in Asien; s. Lar, oben, S. 1.

Larix, siehe Lärche, oben, S. 2, fgg.

Lärm, (der) oder der Lärmen. 1. Ueberhaupt, ein jeder lauter, beschwerlicher Schall; ingleichen ein aus mehrern solchen Arten des Schalles zusammen gesetztes

G 5

Ger.

(*) Nach Hrn. Berg-Commissar. Mosenthal, (im 6 Th. des von ihm fortgesetzten Jacobsso'n'schen technolog. Wörterbuches, Berl. und Stett. 1793, gr. 4. S. 418.) wiegt die arabische Silber-Münze Larin, 100 holl. As; Gehalt 14 Loth 9 Gr., enthält fein Silber 91 holl. As, und ist nach dem 20 Gulden; Fuß 6 Ggr. werth.

Getöse; L. Rumor; Fr. Alarme, Bruit, Rumeur, Tintamarre, Vacarme. Wenn die Kinder spielen, so machen sie oft einen großen Lärm. In den Trink-Gesellschaften ist immer vieler Lärm. Der Wind macht einen entsetzlichen Lärm. Vor dem Lärm der Kutschen auf der Straße nicht zu sich selbst kommen können. Ungleiches heftiger Zank, Streit. Das wird einen Lärm geben.

2. In engerer Bedeutung, ein miteinander verworrenen Geschrey verbundenen Auf- oder Zusammenlauf mehrerer. Wenn ein Feuer auskommt, so wird auf den Gassen Lärm. Daher Feuer-Lärm, der Lärm, wodurch eine ausgebrochene Feuersbrunst verkündigt wird. Es entsteht ein Feuer-Lärm. Feuer-Lärm schlagen, bey den Soldaten, eine Feuersbrunst durch den Trommelschlag verkündigen. Lärm machen, einen solchen Auslauf durch sein Geschrey veranlassen. Lärm schlagen, oder blasen, bey einer dringenden Gefahr die Soldaten oder Einwohner, mittelst der Trommel oder Trompete, eifertig zusammen berufen. Ein blinder Lärm, der bey einer vorgegebenen oder nicht vorhandenen Gefahr entsteht; Fr. faux-bruit.

Im Nieders. und Dän. Larm. Gemeinlich leitet man es von dem italiän. Ruse al arme her, wovon auch das Französ. Alarme, Lärm, in der zweyten Bedeutung abstammen soll. Allein, diese Ableitung scheint mehr wigig, als gründlich, zu seyn. Es ist, allem Ansehen nach, eine Nachahmung des widerlichen lauten Schalles, wohin auch das im Hochdeutschen veraltete Lören, ein trauriges einförmiges Geschrey machen, unser plerren, und gewisser Maßen auch lehren, gehören; siehe die beyden letztern; daher man es auch eben so richtig Lerm als Lärm schreibt. Uebrigens nennt man einen Lärm in der ersten Bedeutung im Nieders. auch Spalk und Unstür, in Weissen aber Debs, Tebs (s. Toben), und lärmern, im Nieders. rallen, spalken, döhnen, dominieren, in Mei-

Weissen aber tebsen. In einigen Gegenden ist es auch ungewisses Geschlechtes, das Lärm.

Man muß die Wörter Lärm und Tumult von einander unterscheiden. Das Wort Lärm scheint mehr ein großes Geschrey oder Getöse anzuzeigen, das Wort Tumult aber den Begriff einer größern Unordnung zu geben. Eine einzige Person kann schon Lärm machen; aber ein Tumult setzt voraus, daß mehrere beyammen sind. Leute, welche bey'm Trunk zusammen lustig sind, machen oft großen Lärm; aber wo ein Tumult ist, da ist auch Uneinigkeit und Zwietracht. Wenn die Trinker anfangen, sich zu zanken und zu schlagen, so entsteht aus dem Lärmen, ein Tumult. Man braucht daher bisweilen das Wort Tumult, an statt des Wortes Aufruhr; z. B. die Janitscharen haben oft zu Konstantinopel einen Tumult erregt, und den Sultan abgesetzt. Sie sind allezeit zum Tumult geneigt, wenn sie dabey ihren Vortheil finden.

Lärm-Glocke, diejenige Glocke, durch deren Anschlag Lärm, d. i. ein plötzlicher Auslauf erregt wird; die Sturm-Glocke; s. im XIX Th., S. 167, f.

Lärm-Platz, } s. im LIII Th., S. 294, 299.

Lärm-Stange, }
Lärm-Stücke, werden, in der Artillerie, diejenigen Stücke genannt, welche bey dem Artillerie-Park vor die erste Linie gestellet werden, aus welchen der Re-traite-Schuß, und überhaupt alle Schüsse, welche ein Zeichen abgeben sollen, geschehen. Sie werden aus der Linie der Kanonen in dem Artillerie-Park genommen; der dadurch entstehende leere Platz aber wird mit ihren Proß-Wägen erfüllet.

Lärm-Zeichen, s. im LIII Th., S. 294, 299.

Larme, siehe Thräne.

Lärmen, ein Neutrum, mit dem Hüßs-Worte haben, einen Lärm machen, verursachen, in der ersten Bedeutung des Haupt-Wortes. Wer lärmet so? Imgl. zanken, schelten, schreyen.

Daher der Lärmer, der da lärmet, doch nur im Scherze.

Larmiers, siehe Augen: Andern, im III Th., S. 12.

Larneca, *Larnica*, *Larnacho*, eine Stadt mit einem Hafen auf der Insel Cypern, wo Türken, griechische und lateinische Christen ihren öffentlichen Gottesdienst haben. Sie ist der Sitz vieler engländischen, französischen und venetianischen Kaufleute, die da ihre Consuls haben. Nicht weit davon lag die alte Stadt Cirtium, heut zu Tage Chiti, die aber meistens aus Ruinen besteht. Wegen der nahe gelegenen Salz: Teiche war ehemahls *Larneca* der ungesundeste Ort auf ganz Cypern; aber durch eine Wasser: Leitung, die ein Türke anlegen ließ, ist die Luft sehr verbessert worden.

Larres, eine Münze, welcher man sich in den maldivischen Inseln bedient; 5 *Larres* thun einen Piafter.

Larrine, siehe *Larin*, oben, S. 104.

Larus, siehe *Merwe*.

1. Larve, bey den Jägern und Vogelstellern.

1. Eine eingeschnittene Kerbe oben auf den Forkeln oder Stell: Stangen, worein die obere Leine des Jagd:zeuges zu liegen kommt.

2. Ein eingeschnittenes Gewinde an den Hefsteln der Vogelsteller, oder mit einer Kerbe versehene Hölzer, die Schlag: Stecken vermittelst eines eisernen Nagels in der Kerbe zu befestigen, und sie mit den Vogel: Wänden auf und nieder zu ziehen.

In beyden Fällen auch die Larve. Ohne Zweifel von leer, *vacuus*, so daß es überhaupt einen leeren ausgetieften Raum bedeutet; oder dem alten *Lar*, ein Lager, weil diese Kerbe den Jagd: Leinen und Schlag: Stecken zum Lager dient.

2. Larve, aus dem Lat. *Larua*, welches einen Polter: Geist, oder auch ein verummintes Gesicht, bedeutet.

1. In der Wapen: Kunst, werden noch die Figuren auf den Helmen von einigen Larven genannt.

2. In den bildenden Künsten, ist die Larve, *Fr. Masque*, ein gemahltes oder geformtes menschliches Gesicht von dem ganzen übrigen Körper abgesondert. Man bedient sich der Larven in den Maler: und Bildhauer: Verzierungen. Die großen Larven von Bildhauer: Arbeit, nennt man *Fransen: Gesichter*; siehe im XIV Th., S. 787.

In der Bau: Kunst, werden Menschen: Köpfe, oder Menschen: Gesichter, die bisweilen an Schluß: Steinen der Gewölbe: Bogen ausgehauen werden, von den Italiänern *Mascaroni*, im Deutschen *Larven* oder *Masken* genannt. Dieser Zierrath hat, wie alle andere Zierrathen der Bau: Kunst, seinen Ursprung in der Nachahmung einer alten Gewohnheit. Man findet nämlich, daß bey verschiedenen barbarischen Völkern, wie bey den alten Galliern, diejenigen, welche einen Feind in der Schlacht erlegt hatten, dessen Kopf hernach oben an ihren Haus: Thüren als ein Sieges: Zeichen angenagelt haben. Wie also die Schedel der Opfer: Thiere in den dorischen Fries aufgenommen wurden, (s. Th. IX, S. 432), so sind auch die Larven entstanden; und auf eine ganz ähnliche Weise die Trophäen von eroberten und an den Häusern der Eroberer aufgehängten Waffen.

Uebrigens verdienen hier die Larven, welche an dem berlinischen Zeug: Hause über die Fenster an dem innern Hofe dieses prächtigen und in der That schönen Gebäudes an statt der Schluß: Steine angebracht sind, eine besondere Erwähnung. Sie sind alle nach Modellen des großen und doch wenig berühmten Schlüter (*) gearbeitet, 21 an der Zahl, und stellen so

(*) Schlüter war ein eben so großer Baumeister, als Bildhauer, in Diensten des Königes Friedrich I. in Preußen. In Berlin sind, außer dem königl. Schlosse, und einigen andern Gebäuden von seiner Erfindung, noch vortreffliche Werke des Meißels vorhanden. Unter andern sind die bez-

so viel Gesichter in der Schlacht sterbender Personen mit solchem Leben und solcher Mannigfaltigkeit des leidenschaftlichen Ausdruckes vor, daß jeder Kenner in Bewunderung derselben gesetzt wird. Gewiß sehr selten hat ein Bildhauer eine so philosophische und moralische Idee mit einer so edeln Verzierung verbunden. Jedermann denkt bey einem Zeug-Hause zuerst an die Macht eines Fürsten. Auch verzierte Schlüter das Zeug-Haus von außen mit allen Zeichen der Macht und des Sieges, mit allem was die Gewalt eines großen Monarchen und der glückliche Erfolg des Krieges Glänzendes haben kann. Inwendig aber zeigte dieser große Mann, in dem einsamen Hofe, von wenigen bemerkt, durch diese beynahe ächzenden Larven von Sterbenden, dem betrachtenden Zuschauer, dieser prächtige Pallast sey ein Haus des Todes. Daß er diese vortreffliche Idee wirklich habe anzeigen wollen, wird, wenn man sonst daran zweifeln könnte, dadurch bestätigt, daß er über der Hinterthür des Zeug-Hauses, die Kette, das Haupt mit Schlangen umwunden, in einem allegorischen Bilde, vorgestellt hat. Der berühmte Historien-Mahler, Herr Director Rode in Berlin, hat diese Larven auf 21 Blättern in Kupfer geätzt herausgegeben; sie sind mit einem kurzen Vorbericht, unter dem Titel: Larven, nach den Modellen des berühmten Schlüters, von B. Rode, in kl. Folio herausgekommen. Einige derselben stellt die Kupfer-Tafel, Sig. 3912, dar. Man kann auch Abgüsse bey den Gyps-Gießern haben, doch sind sie schwer sämmtlich zusammen zu finden.

Noch

den in der berlinischen Schloß- und Dom-Kirche stehenden Särge Friedrich's I., und seiner zweyten Gemahlinn, Denkmäler von großer Schönheit, die kein Kenner ohne Bewunderung und kein Künstler ohne Nutzen betrachten wird.

Noch häufiger, 3. ein nachgemachtes inwendig hohles Gesicht, welches man zur Verstellung seines wahren Gesichtes vor demselben befestigt; ein künstliches falsches Gesicht, oder eine Decke, mit welcher Manns- und Frauenspersonen sich das Gesicht, zum Theil aber auch nur den Ober-Theil, als: Nase und Augen, in verschiedener Absicht bedecken. Siehe Maske und Maskerade. Jemanden die Larve abziehen, auch figürlich, ihn, seiner Verstellung ungeachtet, nach seiner wahren unlautern Art zu denken und zu handeln darstellen. Die Larve weghen, weglegen, aufhören sich zu verstellen. Unter der Larve der Gleichgültigkeit seinen Begierden nachhängen, unter einer angenommenen, verstellten Gleichgültigkeit. Ungleich, doch gleichfalls nur im verächtlichen Verstande, das Gesicht in Ansehung seiner Gestalt. Sie hat eine ganz hübsche Larve.

4. Ein scheußliches ungestaltetes Gesicht, und eine Erscheinung mit einem solchen Gesichte. Scheußliche Larven erschienen, daran sie sich entsagten. Weish. 17, 4. Im mittlern Lateine werden die Nacht-Geister häufig Larvae genannt.

5. In der Naturgeschichte, wird ein Insect vor der Entwicklung aller seiner Theile, d. i. so lange es noch eine Raupe ist, eine Larve genannt; eine Raupe, als ein noch nicht völlig entwickeltes organisches Geschöpf betrachtet. Die wenigsten Insecten behalten die gleiche Gestalt, in der sie zuerst an das Licht gekommen sind, ihr ganzes übriges Leben hindurch, sondern sie verwandeln sich größtentheils zu wiederholten Mahlen, in bestimmten Epochen ihres Lebens, und erscheinen während dieser Auftritte, oft in ganz verschiedenen Gestalten. Bey den meisten hat die Verwandlung (Metamorphosis) drey Stufen, nämlich: vom Ey zur Larve, von der Larve zur Pupa;

Puppe, und von der Puppe zum vollständigen Insect. In der Gestalt also, wie die Insecten, die sich einer Metamorphose unterziehen, zuerst aus dem Eie kommen, heißen sie Larven, (Larva, Raupe, Wurm, Eingerling, Made, After-Raupe). In diesem Zustande sind sie weich, saftreich und unfruchtbar, beschäftigen sich bloß mit Fressen, und häuten sich 3 bis 4, einige 8 bis 9 Mal. Meist kommen sie sehr klein ans Licht, so, daß z. B. eine erwachsene Weiden-Raupe 72,000 Mal schwerer wiegt, als da sie eben aus dem Eie gekrochen war, dagegen wachsen sie aber auch desto schneller, so, daß z. B. die Maden der blauen Schweiß-Fliege 24 Stunden nach dem Auskriechen schon 155 Mal schwerer wiegen, als da sie aus dem Eie kamen. Bey einigen Arten, wie bey den Schmetterlingen, May-Räfern u. hat die Larve Füße, die nach ihrer Anzahl verschieden sind. Der Kopf ist mit Zähnen und Zangen, bisweilen mit starkem Gebiß bewaffnet. Das Athemböhren geschieht durch Lufslöcher an den Seiten des Körpers, auch durch einige Röhren am Hintertheile des Leibes. Viele Insecten leben als Larven im Wasser, und in ihrem letzten Zustande in der Luft, und im Trocknen. Die Nahrung der Larven ist nicht einerley. Oft ist sie von derjenigen, die das vollkommene Insect zu sich nimmt, ganz verschieden. Wenn die Larven sich häuten, so pflegt gemeinlich oben auf dem Kopfe, auf dem Rücken, und auf dem Bruststücke, die alte Haut zu pflagen, nachdem schon eine neue unter derselben gewachsen ist. Das Thier streift die alte Haut ab, und verändert mit der neuen oft seine Farben. Während der Häutungen sind die Larven wirklich krank, enthalten sich aller Speise, und viele sterben dabey. Bey vielen behält die abgelegte Haut die vollkommene Gestalt des Thieres, so, daß man alle Theile daran deutlich sehen kann. Wenn die Larve ausgewachsen ist,

ist, so verwandelt sie sich in eine andere Gestalt, in welcher sie die Puppe heißt, die nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit, verschiedene Nahmen bekommt: Chrysalide, Aurore, Nymphe, Dattel u. Siehe im XXX Th., S. 190, 199.

Larven-Schnecke, eine zur Gattung der Mond-Schnecken (*Turbo Linn.*) gehörige Art; die kleine Mond-Schnecke, *Turbo personatus, testa imperfecta convexa laevi, apertura diducta Linn.* Holl. gestippeld Maanhoornje, hat keinen Nabel, einen converen Bau, eine glatte Schale, und eine Mundöffnung, die hinten einen Winkel bildet. Die Schale hat die Größe einer Nuß, ist glatt, hat weder Dornen, noch Furchen, noch Streifen, oder Winkel, und ist doch nicht ganz glatt; auf grauem Grunde hat sie braune Punkte; sie ist mäßig convex und abgerundet, und hat die Gestalt einer Nerite. Die Mundöffnung ist fast rund oder abgerundet, inwendig weiß mit einer silberfarbigen Einfassung; die Spindelöffnung ist ausgedehnt, und bildet also einen Winkel.

Hrn. Superint. Schröter Einleit. in die Conchylienkenntniß, 2 B. (Halle, 1784, gr. 8.) S. 9, f.

Larvig, Larwig; siehe Laurvig.

Lasä, Lascha, wöl. Λασα, 1 Mos. 10, 19, in Paräsinä, nicht weit vom todten Meer, war wegen seiner warmen Bäder bekannt, dessen Wasser eine heilende Kraft und einen angenehmen Geschmack hatte. Es hieß auch Kallirhoe, Καλλιρροή.

Lasche, (die) im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein als ein Streifen oder Zwickel angelegtes Stück besonders an den Kleidungsstücken und Heinden. Ein Mantel ohne Laschen, bey den Schneidern, ein Mantel, der aus dem Ganzen geschnitten ist. Die Klappen an den Taschen werden an manchen Orten von den Schneidern Laschen, an andern aber Patten, Oef. technol. Enc. LXV Th. S ge

genannt. Am häufigsten kommt dies Wort bey den Schustern vor, wo es ein viereckiges Stück Leder ist, welches an das Ober-Leder der Schuhe, da wo die Schnalle zu sitzen kommt, angeheftet wird; Fr. Oreille de foulier; in Lübeck die Pläufse. Selbstwachsende Laschen, nennt der Schuster die Laschen an den Schuhen, die nicht angestickt, sondern aus dem vollen Leder gemacht sind.

Im Nieders. Laske, im Schwed. Laska.

In einem etwas andern Verstande ist die Lasche bey den Schustern, eine Naht, welche nicht aus ganz zerschnittenen Stücken, sondern nur aus einem leicht eingeschnittenen oder halb durchgeschnittenem Leder gemacht wird.

Bey den Zimmerleuten und im Schiffbaue, ist die Lasche ein Einschnitt in ein Stück Bau- oder Zimmer-Holz, vermittelt dessen dasselbe in einen ähnlichen Einschnitt eines andern Stückes eingefügt wird.

Bey dem Schleusen- und Siel-Bau, diejenigen eichenen Bohlen, welche Einige unter jedes Par Thüren, vor und an den Grund-Balken mit starken und gehackten eisernen Nägeln befestigen lassen, um auch dadurch noch alles Durchdringen des Wassers hinter und unter den Thüren zu verhüten. Sie werden an der Schluß-Seite (d. i. an der Seite, wo sie unmittelbar an den Grund-Balken kommen), vorher mit Theer und Pech beschmiert, auch wird Mos dazwischen gelegt. Einige nennen die Laschen auch Schalwerk, weil schalige Bohlen oder Schal-Stücke dazu hinreichen.

Bey dem Mühlenbau, diejenigen Stücke Holz oder Bohlen, die über dem Wechsel zweyer Kranz-Stücke an einem Wasser-Rade zu liegen kommen, und mit hölzernen Nägeln auf dem Kranze befestiget werden, und also den Wechsel der Kranz-Stücke oder die Zusammenfügung verstärken und befestigen.

Da:

Daher werden die 3 Fuß langen Breter, die nach dem Zirkel des Rades ausgeschnitten, und von beyden Seiten, da wo zwey Kränze oder Felgen eines Rades zusammengezapft sind, aufgenagelt werden, um die Verzäpfung zu befestigen und haltbarer zu machen, Laschen-Breter genannt.

Bey dem Schiffbau, nennt man Laschung, eine Zusammenfügung der Planken eines Schiffes. Man sägt jede auf die Hälfte ihrer Dicke 15 Zoll von ihrem Ende ein, schlägt die abgesägten halben dicken Stücke an beyden Enden herunter, und heftet sie hernach zusammen, so daß die Verkleidung jetzt gleich dick ist. Ueberhaupt man Laschung, doppelten oder spanischen Haken, die Verbindung solcher Verbands-Stücke, welche einander verlängern, z. B. der Stücke, die den Kiel eines Schiffes ausmachen. Sie ist völlig einerley mit derjenigen, welche die Land-Zimmerleute bey Verlängerung liegender Stücke, z. B. der Schwellen, Wand-Rahmen etc. gebrauchen, nur daß die Schiff-Zimmerleute sie gemeiniglich länger zu machen pflegen, als die Land-Zimmerleute, theils um sie desto besser durch Verholzungen an sich, theils auch gegen die zunächst gegen die Laschung bindenden Stücke verbinden zu können. Der Regel nach, soll jede Laschung wenigstens 3 Mal so lang seyn, als die Höhe der Stücke, welche dadurch verbunden werden.

Bey dem Bergbau, nennt man Laschen, 1. drey Zoll starke Pfosten, die am Kranz- und Kunst-Rade, wo die Kranz-Stücke in einander greifen, aufgenagelt werden; sie sind in der Mitte 1½ Zoll tief ausgenommen, als so breit die Arme sind, die sie mit ihren Köpfen fassen. Es sind Haupt-Laschen und Helf-Laschen; jene liegen auf den Köpfen der Haupt-Arme, diese auf den Köpfen der Helf-Arme. 2. Der Einschnitt in die Hölzer, welche kreuzweise

S 2

über

über einander zu liegen kommen, oder beym Wechsel zweyer Stücke zusammen geschoben werden, damit sie in einander greifen und an einander befestiget werden; Fr. la Coupe.

Man kann dieses Wort sowohl zu dem Oberdeutschen Bles, ein Lappen, Flicker, als auch zu Leiste, Lize, so fern es einen schmalen Streif bedeutet, als endlich auch zu der letzten Hälfte des Zeit-Wortes verlegen, so fern damit auf den gemachten Einschnitt gesehen wird, rechnen; welche letztere Ableitung die wahrscheinlichste ist. Siehe Anlaschen, im folgenden Artikel.

1. Laschen, das Zeit-Wort von dem vorigen Haupt-Worte. 1. Laschen ansehen, mit Laschen versehen. Einen Schuh laschen. 2. Mit einer in halb eingeschnittenen Leder gemachten Naht versehen. Lederne Handschuhe oder Beinkleider laschen; s. Th. XXI, S. 459. Insgl. bey den Zimmerleuten, vermittelst zweyer Einschnitte zusammen fügen. Daher die Laschung, s. oben, S. 115.

Anlaschen, im Forstwesen, einen Baum anlaschen, d. i. ein Stück von der Rinde weghauen, um ihn mit dem Wald-Hammer zeichnen zu können, welches auch anplätzen und anschalmen genannt wird. Siehe auch im II Th. S. 194.

2. Laschen, ein Zeit-Wort, welches nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich ist, verb. ausprügeln, besonders mit einem ledernen Riemen schlagen, wofür in manchen Gegenden auch Kalaschen üblich ist.

Im Engl. ist lasch und lasch gleichfalls mit Ruten hauen. Entweder von schlagen, oder auch von dem Engl. Leash, Franz. Leste, Span. Lazo, ein Riemen, ein Seil. Siehe Lize.

Lase, (die) ein irdenes bauchiges Gefäß von unbestimmter Größe, mit einem Henkel und einer Dille, allerley flüssige Sachen darin eine Zeitlang aufzubehalten. Eine Wasser-Lase, Trink-Wasser darin zu hohlen und

und aufzubehalten. Eine Bier-Lase, Wein-Lase, Bier oder Wein darin aus dem Keller zu hohlen.

Im Oberdeutschen Lase, Looskanne, Lasse, Lase, Kanne. Der Begriff des hohlen, leeren Raumes scheint in diesem Worte der herrschende zu seyn, so daß es mit Flasche, Klaus, Schleuse, welche sich nur durch die Präfixa unterscheiden, dem schlesischen Lusche, eine Wölfe, und andern eines Geschlechtes ist. Im mittlern Lat. ist Lassarum, ein thönerneß Geschirr in einem Nacht-Stuhle, und Lassa, Span. Loza, ein irdeneß Gefäß.

Laser foetidum, s. *Lyriacum*, siehe Teufelsdröck.

Laserkraut, *Laserpitium*, ist nicht nur die Benennung, unter welcher *Lacuna* die Garten-Engelwurz, *Plinius* das *Laserkraut* der Alten, *Pena*, *Lobel* und *Dalechamp*, das französische *Laserkraut*, *Anguillara* und *Gerard* aber den gemeinen Liebstöckel verstehen, sondern auch bey den meisten neuern Schriftstellern eine Gattung doldentragender Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen; die Dolden besteht aus vielen ausgebreiteten Aesten, und zeigt eine allgemeine, auch besondere kleine, gemeinlich vielblättrige Hülle; alle Blümchen sind einander ähnlich, und die 5 herzförmigen, einwärts gebogenen Blumenblättchen ebenfalls von gleichem Ansehen. Die Frucht besteht aus zwey großen, länglichen, auf der einen Seite platten, auf der andern mit 4 Flügeln besetzten Samen. *Linné* hat folgende 10 Arten.

1. Breitblättriges *Laserkraut*, mit herzförmigen und eingeschnittenen oder sägenartig gezahnten Blättchen; *Laserkraut* mit breiten Blättern, die Lappen haben; weißer *Enzian*; weiße oder große *Hirschwurz*; *Elaphoboscum album* *Lonic.* *Libanotis alba* *Gesn. Theod.* *Libanotis minor* *Gerard.* *Libanotis latifolia altera* s. *vulgatior* *C. B.* *Cervaria alba* *J. B.* *Seseli aethiopicum* *Matthioli.* *Fuchs.* *Turner.* *Lacun.* *Dalech.* *Clus.* *Seseli herba* *Dod.* *Seseli primum* *Traj.* *Laserpi-*

tium *Riv.* Laserpitium latifolium vulgarius, seminis alis planis *Morif.* Laserpitium foliis latioribus lobatis *Tourn.* Laserpitium latifolium, foliolis cordatis inciso-ferratis *Linn.* Laserpitium foliis cordatis incisiss *Hall.* Laserpitium commune, foliolis oblongo-cordatis inciso-ferratis *Mill.* Broad-leaved Laser-Wort *Hamb.* Es wächst in ganz Europa in trocknen Wäldern und auf Bergen wild, und ist eins der größten von den einheimischen Dolden-Gewächsen, welches sowohl mit den ansehnlichsten Blättern versehen ist, als auch, wenn es einige Jahre erreicht hat, und in einem guten, lockern, feuchten Boden steht, armdicke weiße Wurzeln über 2 Fuß tief treibt, und auf sechs- bis achtfußigen starken Stängeln im Sommer die größten weißen Blumen dolden trägt. Auf Bergen, und wo der Grund schlecht ist, bleibt es viel kleiner, daher Hr. v. Haller die Höhe des Stängels nur 1 bis 2 Fuß hoch angiebt. An den Knoten sitzen große Blätterscheiden, und die Blätter selbst sind groß, doppelt gefiedert, und bestehen aus 4 Par Flügeln, und jeder davon aus 5 oder 3 Lappen. Diese oder die Blättchen selbst sind steif, schief, bläulich angelauten, herzförmig und sägeförmig eingekerbt; die Randzäcchen laufen gleichsam in eine Granne aus. Der breite Blumenschirm hat eine allgemeine und besondere Hülle; jene besteht gemeiniglich aus 8 breiten, lanzenförmigen Blättchen; diese aus viel schmählern. Die Frucht ist mit 8, und jeder Same mit 4 erhabenen Flügeln, der Länge nach, besetzt; diese Flügel sind zuweilen glatt, zuweilen kraus; und einige Schriftsteller haben daraus zwey verschiedene Arten machen wollen. Die Blumen kommen im Jun. und Jul. zum Vorschein, und die Samen werden im Sept. reif. Die Wurzel ist gewürzhalt, scharf, erbigend und etwas bitter, und in den Apotheken, unter dem Nahmen weißer Luzian, Radix

Radix gentianae albae, bekannt. Sie wird öfters fälschlich für Turbithwurzel verkauft. Viele Schriftsteller der Materia medica führen sie gar nicht an. *Pinné*, (*Mar. med.* p. 199) und einige Andere haben sie aufgenommen. Sie wird zwar selten gebraucht, verdient aber alle Achtung. Der Geschmack verspricht viel, und die helvetischen Bauern halten sie für ein gutes Arzeneymittel (*). *Schulz* (**) nennt sie — wofern man sich auf den Nahmen verlassen kann, und er nicht etwa *Athamanta Ceruaria Linn.* (*Sirschheil*) meint, — ein *Alexipharmacum*. Sie soll den Magen stärken, und die monatliche und Kindbetterinn-Reinigung treiben. *Bogel* (***) sagt, sie werde bey manchen Krankheiten des Viehes häufig gebraucht. Man pflegt diese Pflanze auch, wie die übrigen Arten des Laserkrautes, in den Gärten zu unterhalten, und wie ich weiter unten zeigen werde, zu erziehen.

2. Dreylappiges Laserkraut, mit dreylappigen und eingeschnittenen Blättern, *Libanotis latifolia, aquilegiae folio C. B.* *Ligusticum Rauwolfii, foliis aquilegiae J. B.* *Angelica foliolis tripartitis, lobis superne incisiss obtusiss Royen.* Laserpitium trilobum, foliolis trilobis incisiss *Linn.* Laserpitium foliis imis rotunde lobatis, vaginalibus linearibus trifidis *Hall.* Trilobate Laser-Wort *Hamb.* Es wächst auf dem Berge Gargano im Königreiche Napoli, und auf einigen schweizerischen Gebirgen wild. Die Wurzelblätter sind groß, auf langen Stielen, auf dem Boden umher ausgebreitet, aus mäßig breiten, stumpfen, dreylappigen, an den Enden eingeschnittenen, blasgrünen Blättchen zusammengefaßt, denen der *Aquilegia* nicht unähnlich, jedoch

H 4

doch

(*) *Haller hist. stirp. helv. n. 792*

(**) *Mat. med. p. 361.*

(***) *Mat. med. p. 399, und Ph. Helvet. p. 77.*

doch größer. Der Stängel ist aufrecht, steif, ästig, 3 bis 4 F. hoch. Die Blumen sitzen auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in flachen Dolden, sind klein, weißlich, und kommen im Jun. und Jul. zum Vorschein. Die Samen werden im Aug. und Sept. reif.

3. Französisches Laserkraut, mit keilförmigen und gabelförmigen Blättchen, *Laserpitium e regione Massiliae allatum F. B.* *Laserpitium foliis angustioribus dilute virentibus, coniugatis dispositis Raj.* *Laserpitium foliolis ramulosis sessilibus Royen.* *Laserpitium lato, glauco, splendente, trifido folio, flore albo, umbella sphaerica Hermann.* *Laserpitium lobis angustioribus dilute virentibus, plurifariam diuisis Moris.* *Laserp. massilioticum Theod.* *Laserp. selinoides, semine cristato laevi Pluken.* *Laserp. gallicum, foliolis cuneiformibus furcatis Linn.* Great Laser - Wort *Hamb.* Es ist in dem mittägigen Theile von Europa zu Hause. Die Wurzelblätter sind groß, umher ausgebreitet, aus zahlreichen, keilförmigen, am Ende gabelförmigen, hellgrünen Blättchen zusammengesetzt. Der Stängel ist rund, steif, gestreift, 6 bis 8 F. hoch, mit einigen wenigen an den Gelenken wechselweise stehenden Blättern. Die Blumen sitzen auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in großen Dolden, sind mäßig groß, weiß oder gelb, und erscheinen im Jul. Die Samen sind gelblich, und werden im Sept. reif.

4. Schmahlblätteriges Laserkraut, mit lanzenförmigen, glattrandigen und fest aufsitzenden Blättchen; Laserkraut mit einem sehr schmahlen länglichen Blatte; *Laserpitium angustifolium maius, segmentis longioribus & indiuisis Moris.* *Laserp. foliis longioribus dilute virentibus coniugatis positis Pluken.* *Laserp. folio angustissimo & oblongo Tourn.* *Laserp. folio angusto multifido, flore al-*

bo,

bo, alis seminum planis *Boerh.* *Laserp. foliolis lanceolatis integerrimis sessilibus Linn.* Narrow-leaved Laser Wort *Hamb.* Es wächst im südlichen Europa. Die Wurzelblätter befinden sich auf langen Stielen, welche zu schwach sind, sie aufrecht zu tragen, daher die untersten auf dem Boden liegen; sie sind aus lanzenförmigen, glattrandigen, ungestielten, Blättchen zusammengesetzt. Der Stängel ist rund, gestreift, hohl, ästig, 4 bis 5 F. hoch. Die Blumen sitzen auf den Enden der Pflanze, in Dolden, sind mäßig groß, und kommen im Jul. hervor. Der Same wird im Sept. reif.

5. Preussisches Laserkraut, mit lanzenförmigen und glattrandigen Blättchen, deren die äußersten zusammengewachsen sind; falsche oder kleine Hirschwurzel; falsche Mohrraben; *Laserpitium daucoides prutenicum, viscoso semine Breyn.* *Laserp. foliis radicalibus patentissimis Royen.* *Laserp. minus Rivin.* *Laserp. prutenicum, foliolis lanceolatis integerrimis, extimis coalitis Linn.* Daucoide Laser Wort *Hamb.* Es wächst im gemäßigten Wiesengrunde, auch zuweilen in den Heiden, in Preussen, in der Mark Brandenburg, und in Sachsen, wild. Die Wurzel ist zweijährig. Der Stängel, insonderheit am untern Theile, ist mit weißen Haaren besetzt. Die Blätter haben viel ähnliches mit dem giftigen Wüsterich (*Cicuta virosa*), und sind an dem Stiele und den Rippen haarig. Die Blättchen sind keil- oder lanzenförmig, federartig eingeschnitten, und die äußersten unter einander verwachsen. Die weißen Dolden haben einen unangenehmen Geruch, werden aber doch, des Wachses und Honigs wegen, von den Bienen stark besucht. Die Samen sind flebrig, ein wenig haarig, gewürzhalt, und werden im Sept. reif.

§ 5

6. La:

6. Laserkraut, mit oval-lanzenförmigen, glattrandigen und gestielten Blättern; Koss: Kümmel, Berg-Siler, Sefelkraut; Kretischer Sefel; *Siler montanum* *Dod.* *Ligusticum*, quod Sefeli officinarum *C. B.* *Laserpitium* *Siler*, foliolis ovali-lanceolatis integerrimis petiolatis *Linn.* *Laserp.* foliis duplicato-pinnatis, pinnulis integerrimis lanceolatis simplicibus & ternatis, f. *Laserpitium* pinnis petiolatis tripartitis, laciniis longe ellipticis *Hall.* wächst auf Feldern und Bergen im südlichen Europa, z. B. in der Schweiz, um Genf und Vifa, hat eine ausdauernde, starke, in Zweige getheilte, und oberwärts mit Vorsten besetzte Wurzel; einen starken, 4 bis 5 F. hohen, zweigigen Stängel, und große, dreifach gefiederte Blätter; an den kleinen Zweigen der Haupt-Rippe des Blattes hängen, vermittelst kleiner Stielchen, einander gegenüber gestellte, bläulich grüne, längliche, an beiden Enden spitzige, meistentheils völlig ganze, zuweilen in 3 Lappen getheilte Blättchen; insonderheit findet man bey dem letzten, womit das ganze Blatt sich endigt, und an den obersten Blättern des Stängels dergleichen Einschnitte, welche auch Hr. v. Haller für das Kennzeichen bey dieser Art angenommen hat. Der Blumenschirm hat sowohl eine allgemeine, als besondere Hülle, welche aus vielen Blättchen besteht. Der Blumenschirm ist sehr groß und breit. Die Blumenblätter sind weiß, einwärts gebogen, herzförmig, und einander ähnlich. Die Frucht ist ensörmig, und der Länge nach mit 8 krausen Erhebungen besetzt. Der Same ist länglich, gereift, hat eine Krone, und einen starken gewürzhaften Geruch; er wird zwar nicht gebraucht, übertrifft aber viele andere Samen an gewürzhaftem Wesen. In den Apotheken trifft man ihn zuweilen unter dem Nahmen des Kretischen Sefels an; er liefert durch die Destillation ein wesentli-

ches

ches Oehl, welches wie Kümmel riecht, und eine blaue Farbe hat. In Braunschweig braucht der gemeine Mann diesen Samen bey Mutter-Beschwerden (*); er ist überhaupt ehemahls häufig als ein Mittel gebraucht worden, welches auf den Urin und die monatliche Reinigung treibt. Die Wurzel ist ebenfalls wirksam, und noch heißer als der Same, woraus auch ein wohlriechendes Harz quillt; die Alpen-Bewohner bedienen sich ihrer unter andern auch bey Zahn-Schmerzen, da sie den Speichel lockt.

7. Haarstrang- oder Kossfenchel-artiges Laserkraut, mit gleichbreit-lanzenförmigen, adericht-gestreiften und unterschiedenen Blättchen; *Laserpitium exoticum*, lobis angustissimis integris *Pluken.* *Laserp. peucedanoides*, foliorum segmentis angustissimis *Seguier.* *Laserp. peucedanoides*, foliolis lineari-lanceolatis, venoso-striatis distinctis *Linn.* *Peucedanoide* Laser-Wort *Hamb.* Es wächst im Thale Vaccaria am Baldus-Berge. Die Wurzel-Blätter sind aus vielen strich-lanzenförmigen, adericht-gestreiften, von einander abgesonderten Blättchen zusammengesetzt, und stehen auf langen Stielen; die untern Blätter liegen auf der Erde. Der Stängel ist aufrecht, steif, ästig, 5 bis 6 F. hoch. Die Blumen erscheinen auf den Enden der Pflanze, in Dolden, im Jul. Der Same wird im Sept. reif.

8. Gertenkraut: oder Streckenkraut-artiges Laserkraut, mit gleichbreiten Blättchen, *Laserpitium ferulaceum* foliolis linearibus *Linn.* *Cachrys orientalis*, ferulae folio tenuiore, fructu alato plano *Tourn.* Oriental Laser-Wort *Hamb.* Sein Vaterland ist der Orient. Die Blätter sind auf eine sehr schöne Weise mehr als 2 Mal zusammengesetzt, und haben strichförmige, schmahle, lockere, doch sehr

zier-

(*) Lange Brunsvic. dom. p. 79.

zierliche Blättchen. Der Stängel ist aufrecht, steif, hohl, 5 bis 6 F. hoch. Die Blumen zeigen sich auf den Enden der Pflanze, in großen flachen Dolden, im Jul. Die Samen haben flache Flügel, und reifen im Herbst.

9. Zartblättriges Laserkraut, dessen Blätter schief herzförmig, und dessen Blattstiele zottig sind; Panaxkraut; *Panaces peregrinum* Dod. *Pastinaca olusatris folio Boerh.?* *Laserpitium Chironium*, foliolis oblique cordatis, petiolis hirsutis Linn. Montpelier Laser-Wort Hanb. Man findet es bey Montpellier. Die Blätter sind aus schief herzförmigen, stumpfen, auf steifborstigen Stielen stehenden Blättchen zusammengesetzt, und den Blättern der *Pastinaca Opopanax* L. nicht unähnlich. Der Stängel ist aufrecht, rund, gestreift, mit wechselweise stehenden Blättern. Die Blumen zeigen sich, etwa im Jul., in Dolden, 6 Wochen nach dem Verblühen, werden die Samen reif.

10. Einfaches Laserkraut, mit einem nacketen und blattlosen Blumenschaft, gefiederten und in viele gleichbreite und spizige Abschnitte zerpaltenen Blättern, und einer halbkugelförmigen Blumendolde; *Laserpitium simplex*, scapo nudo aphylo, foliis pinnatis multifidis linearibus acutis, umbella semiglobosa Linn. *Laserp. foliis multifidis lanceolatis, radiis umbellae trifidis* Hall. ist auf den oestreichischen Alpen zu Hause. Die Abschnitte seiner Blätter sind sehr schmahl und eingeschnitten.

Die zu der Gattung des Laserkrautes gehörenden Arten, sind insgesamt dauerhafte, perennirende, mit großen, tief eindringenden Wurzeln versehene Pflanzen, die sich durch die Cultur, und nach der Beschaffenheit des Bodens zu verändern, und in einem ihnen anständigen Boden 2 bis 3 Fuß höhere Stängel zu treiben pflegen, als in einem ihnen nicht so an-

ständige

ständigen Boden. Man säet den Samen im Herbst, so bald er reif ist, in einen fetten, leichten, zwey Spaden-Stiche tief gegrabenen Boden, und zwar so, daß man auf jede 3 F. weit, einen bis ins Frühjahr zum Zeichen stehen zu lassenden Stecken einstecke, und bey jedem einige Samenkörner lege; ziehe das im folgenden Frühjahr mit den Pflanzen zugleich aufgehende Unkraut, und bald nachher auch auf jeder Stelle die überflüssigen Pflanzen auf, und lasse bey jedem Stecken nur Eine, und zwar die beste Pflanze stehen, weil die Pflanzen in einem guten und zwey Spaden-Stiche tief gegrabenen Boden nicht näher, als 3 F. weit von einander, stehen dürfen. Die aus gezogenen überflüssigen Pflanzen kann man zwar wohl auf ein anderes Beet pflanzen; wenn man aber vom Anfange an Raum genug hat, so ist es besser, alle Pflanzen nach der jetzt gegebenen Vorschrift zu ziehen, und sie unverpflanzt stehen zu lassen, weil sie große und lange Wurzeln haben, welche bey dem Verpflanzen leicht abbrechen und Schaden leiden, und die Pflanzen dann, wenn sie auch nur im geringsten verletzt sind, im Wachstume gestört werden; eine solche versezte Pflanze auch nie eine solche Größe erreicht, noch einen solchen schwelgerischen und schönen Wuchs annimmt, als eine nicht versezte Pflanze. Eine Bemerkung, die bey den meisten Pflanzen mit dicken, sich weit ausbreitenden, und tief eindringenden Wurzeln, ihre Anwendung findet! Die nun nach jener Vorschrift auf jede 3 F. weit stehen gebliebenen Pflanzen halte man den ganzen Sommer über vom Unkraute rein, und grabe den Boden zwischen ihnen im Herbst um. Im folgenden Sommer kommen sie zur Blüthe; und wenn der Same reif ist, so sterben die Stängel sogleich bis auf die Wurzel ab, treiben aber im nächsten Frühjahr aufs neue hervor. Man schneide also die Stängel in jedem Herbst dicht über der Erde ab, grabe

als:

alsdann auch den Boden zwischen ihnen um, und halte sie alle Sommer mit der Hacke von Unkraute rein. Auf diesen drey Puncten beruhet ihre ganze Wartung. Die zuvor genannten 3 Fuß sind nur eine Mittel: Zahl, und nicht nach dem Buchstaben zu nehmen, sondern die größten Arten müssen 4 Fuß weit Raum haben, da hingegen für die kleinsten Arten 2 bis 2½ F. hinreichend sind.

Lafiren, siehe **Lafiren**.

Laskars, indianische Seelente, welche von einem Orte in Ost: Indien zu dem andern die Schiffe führen. Bisweilen werden sie, wenn es den Schiffen an europäischen Matrosen fehlt, nach Europa mitgenommen; welches aber sehr beschwerlich ist, weil sie, vermöge ihrer Religion, kein Fleisch essen, und ihre Gemüse und Gewächse selbst, in eigenen Gefäßen, kochen.

Laski, in Rußland, die Wiesel: Felle, welche besonders aus St. Petersburg verführt werden. Siehe **Wiesel**.

Laß, ein Bey: und Neben: Wort, **lasser**, **lasseste**, der zu den gewöhnlichen Verrichtungen gehörigen Kräfte des Leibes, und Lust und Munterkeit des Gemüthes beraubt; träge, matt, müde, kraftlos. Du hast lasse Hände gestärket, Hiob 4, 3. Daß man allezeit beten und nicht laß werden sollte, Luc. 18, 1. Imgl. eine fehlerhafte Abneigung vor der Bewegung oder Arbeit habend, faul. Ein **lasser** Arbeiter. In beyden Fällen ist es in dem gemeinen Sprach: Gebrauche der Hochdeutschen fremd, daher es nur noch in der edlern und höhern Schreib: Art gebraucht wird. Siehe **Lässig**.

Bei dem **Notker**, der es noch für langsam, spät, **Nieders.** laar, braucht, **lazzo**, bey dem **Winsbeck**, für träge, **las**, im **Nieders.** laassam, lässig, lösig, im **Engl.** lazze, im **Schwed.** loasker, lar, im **Isländ.** latur, im **Angels.** laet, im **Bretagnischen** lastg, im **Finnländ.** loi, laiska, im **Franz.** las und lache, im **Ital.** lasso, im **Lat.** lassus.

Im

Im **Hebr.** ist **lhm.** schwächen, entkräften. Es scheint mit dem Zeit: Worte **lassen**, **linere**, **Last** und **lezte** verwandt zu seyn.

Daher **Laßheit**, der Zustand, da man laß ist, in allen Bedeutungen dieses Wortes.

Laß, **Lasse**, (der) eine noch in vielen Gegenden Deutschlands übliche Benennung einer Art zinspflichtiger Unterthanen, deren Einschränkung und Zustand aber nicht an allen Orten gleich ist. Im mittlern **Lat.** **Lassus**, im **Nieders.** **Late**.

Daher ein **Laß: Gut**, ein Gut, welches von einem **Lassen** besessen wird; der **Laß: Herr**, der Eigenthums: und Grund: Herr eines solchen Gutes; der **Laß: Zins**, der Zins, welcher ihm von dem **Laß: Gute** gebührt; **laß: pflichtig**, dazu verpflichtet; die **Laß: Bank**, der Gerichts: Hof der **Lassen**, bey welcher sich ein **Laß: Richter** nebst mehrern **Laß: Schöppen** befinden.

Die Abstammung dieses alten Wortes ist ungewiß. Die gemeine Meinung ist, daß die **Lassen** oder **Laten** ihren Namen von **lassen** haben, weil man sie als die ehemaligen Einwohner, nach der Eroberung des Landes, der harten Slavery gegen einen gewissen Zins entlassen, oder losgelassen, bald aber auch, weil man sie im Lande, nach dessen Eroberung, gelassen hat; oder wie **Hr. von Ludwig** in *Jure client* p. 226, meint, weil sie der Haus: Dienste erlassen und zum Ackerbau gewidmet worden sind. Diese Ableitung von **lassen** verwirft **Gundling**, in *dist. an nobilitate Venter*, c. 2, §. 3, zwar, setzt aber eine noch weniger wahrscheinliche an deren Stelle, indem er nämlich meint, daß sie von **lösen** ihren Namen hätten, weil sie nämlich einen gewissen Zins oder eine Lösung bezahlen mußten, und wären also **Lassen** so viel als zinsbare Leute. Noch andere Gedanken von der Abstammung und eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, findet man bey **Wachter**, im *Glossario*, welcher es von dem **Angelsächsl.** **lassa**, d. i. der geringste (womit das **engländ.** Wort **less**, kleiner, geringer, übereinkommt,) herleitet, weil die Knechte die geringsten im State wären.

Man

Man findet in verschiedenen deutschen Staaten, z. B. Pommern, in einigen Provinzen der Mark Brandenburg, im Clevischen, und in andern westphälischen Ländern u. eine Art von Bauer-Gütern, welche Laß-Güter oder Laten-Güter genannt werden. Da diese Güter nicht an allen Orten von einerley Natur, Beschaffenheit und Einrichtung sind, sondern hin und wieder vieles von andern Orten von Bauer-Gütern angenommen haben, so läßt sich nicht wohl eine allgemeine und auf alle Länderpassende Beschreibung der Laß-Güter geben. Einige beschreiben sie als eine Art Pacht-Güter, welche der Verlasser zu jeder Zeit wieder zu sich nehmen kann (1); oder, wie Andere sich ausdrücken, solche Güter, deren Nutzung gegen eine jährliche Pension dergestalt verpachtet wird, daß dem Verpachter dergleichen Contract nach Gefallen wieder aufzuheben frey, auch an einigen Orten das Recht zusteht, nicht allein dem Pächter Steuern und Dienste aufzulegen, sondern auch von dessen Verlassenschaft sich ein Antheil zu zueignen (2); und mit dieser Beschreibung können die Laß-Güter auch hin und wieder wohl übereinkommen, so sehr sie hingegen anderwärts davon abweichen. Die Bauern oder die Besitzer dieser Güter werden Laß-Bauern, oder, wie in Bayern (3), Herrngünstler genannt, und sind leibeigene Unterthanen.

Bei diesen Umständen muß ein Cameralist, der in einem Lande, wo sich dergleichen Laß-Güter befinden, dient, sich nach der Natur und Beschaffenheit

(1) S. Stiffers Einleitung zur Landwirtschaft, Cap. 12, S. 11, S. 434.

(2) S. Dithmars Einleitung in die oekonom. Policey und Cameralwiss. 2 Abth. 1 Cap. S. 7, S. 30.

(3) S. Schmidt ad Statut. Bojuar. Tit. 21, Art. 4, n. 3. 4, 5. Ausführlich handelt davon das bayerische Landrecht, Tit. 21.

heit derselben genau erkundigen. Folgendes ist davon zu bemerken.

1. An einigen Orten hat der Laß oder Laß-Bauer ein gewisses Erb-Recht auf das ihm eingeegebene Gut, kraft dessen er solches nicht allein auf seine Kinder und Anverwandten vererbt, sondern auch solches durch letzten Willen und Eheverabredung auf seine Frau transferiren kann, wie solches in dem Hildesheimischen, und in der Grafschaft Hsenburg zu Willerod, Statt findet.

Es hält zwar Hr. v. Ludwig, in seinem Jure clientelari. S. 227, fgg. nebst vielen andern dafür, daß die Laß-Güter nach Belieben von dem Herrn eingezogen, und diese Pachtung willkürlich von ihm aufgerufen werden könne, und werden zu dem Ende von ihm und andern folgende Gründe angeführt. a) Man finde Beispiele, daß die Laß-Güter ausdrücklich in Erb-Zins-Güter verwandelt worden, wie davon Hr. v. Ludwig eine Urkunde v. J. 1531 beybringt, in welcher es zum Beschluß also lautet: „Wie der Rath das bißhero als Laß Gut um Pacht in-„uen gehabt, um einen jährlichen und ewigen Erb-Zins „vererbet und verzeignet haben.“ — Und Schirer, exerc. ad ff. XVI, §. 87, ebenfalls eine anführt, worin es unter andern heißt: „demnach ein arthastiges Stück Land — „gegen einen Getreide-Zins Laß-Weise eingehabt: „nunmehr aber dem Erben — — — eines beständigen „und unwiederruflichen Erbkaufs zugeschlagen. — — „Ferner soll und will der Käufer auch jährlich — — „24 Scheffel Rocken — — — zur Erbzinse erschütten.“ Dieses aber wäre unnöthig gewesen, wenn die Laß-Güter gleichfalls unwiederruflich wären. b) Es erhelle solches auch aus der Constit. Saxon. Elect. XL, welche ausdrück-lich die Laß-Güter beschreibe, daß solche auf etliche Jahre miethweise eingethan würden; eb. das. „Von ihm oder „seinem Vorfahren um einen gewissen Zins auf etliche „Jahr alleine miethweise, und also als ein Laß-Gut „eingethan — — — daß der Besitzer das Gut dem Herrn „abzutreten schuldig sey.“ c) Es würde auch solches durch den ersten Ursprung dieser Güter bekräftiget; denn da der Herr einem solchen Knechte, der deswegen Laß ge-
Oef. technol. Enc. LXV Th. 3 nannt

nannt worden, von den andern Diensten befreiet, und ihm bloß den Ackerbau anbefohlen, so wäre nicht glaublich, daß er solchen Laffen sollte Gelegenheit an die Hand gegeben haben, daß derselbe sich von aller Verbindlichkeit los machen, und Herrn und Acker verlassen können; vielmehr habe sich der Herr kflüglich die freye Gewalt vorbehalten, diesen Laffen und Pächter, wann es ihm beliebte, wieder von dem Gute zu nehmen. Diesen könnte man noch hinzu fügen, daß der Nahme Laß-Güter selbst anzeigt, daß sie für bloße Pacht-Güter zu halten seyn, indem Laffen so viel als verpachten bedeute.

Es läßt sich aber diesen Einwürfen folgender Massen begegnen. a) Es ist überhaupt in dem Obersächsischen schon eine alte Meinung, daß man die Laß-Güter als bloße Pacht-Güter angesehen hat. Man kann solches unter andern aus dem Glossatore des sächsischen Land-Rechts sehen, als welcher nicht allein ad Art. 59, Lib. II. die Laffen den märkischen Bauern, welche Erbe an ihrem Zins-Gute haben, entgegen setzt, sondern auch ad Art. 44, Lib. III. ausdrücklich schreibt: „Ein Lasse ist der, so „aufm Zins-Gut sitzt, den man davon weisen, oder es „ihm um einen gewissen Zins lassen mag.“ Es hat also diesem oder jenem Besitzer eines Laß-Gutes desto eher einfallen können, daß er, um seines Besitzes gewiß zu seyn, Ansuchung gethan hat, daß solches in ein Erb-Zins-Gut verwandelt werden möge; und hierzu hat ihn auch dieses mit bewegen können, weil man die deutschen Zins- und Erb-Güter mit den römischen Emphyteusibus verwechselt, und deren Inhabern sogar ein nütliches Eigenthum darüber zugeschrieben hat, daß er, wenn gleich die Laß-Güter ebenfalls erblich gewesen sind, bey dieser Verwandlung doch immer gewonnen hat, wie denn die Worte vererbet und vereignet in erwähnter Urkunde v. J. 1531, merkwürdig sind. Zu geschweigen, daß, insonderheit in den spätern Zeiten, diese und jene Meinung, Umstände und Vortheile, sowohl den Besitzer, als den Herrn, diese Veränderung zu suchen oder zu erlauben, können angereizt haben, und man also daraus das unumschränkte Recht des Herrn, die Laß-Güter nach Belieben zu widerrufen, nicht wohl beweisen kann. b) Daß heutiges Tages in Sachsen, wegen des Glossatoris und der angeführten Constitution, die Laß-Güter nicht allein für widerruflich, son-

sondern auch nur für bloße Pacht-Güter gehalten werden, ist bekannt, und rührt daher eben die Uebereinstimmung so vieler Rechts-Lehrer, wovon Hr. v. Ludwig, am ang. D., verschiedene angeführt hat, daß die Laß-Güter nach Belieben widerrufen werden können. Ob aber daraus, daß der Glossator etwas bezeugt, oder in den sächsischen Constitutionen etwas verordnet worden ist, allein bewiesen werden könne, daß solches für eine alte deutsche Gewohnheit zu halten sey, solches wird wohl niemand zugeben, der bedenkt, daß der Glossator die deutschen Gewohnheiten insgemein nur mit römischen Gesetzen und andern ungegründeten Urtheilen zu erläutern gewohnt gewesen ist, die Landes-Verordnungen aber gemeinlich von solchen Männern, die sich mehr um das römische, als das deutsche Recht bekümmert haben, aufgesetzt worden sind. c) Daß die Deutschen sowohl ihre zu der Haus-Arbeit bestellte Knechte, oder Galindos, als andere, welche die ihnen eingegebenen Güter gegen jährliche Abgaben und Dienste bauen mußten, gehabt haben, wird niemand läugnen; auch ist nicht zu vermuthen, daß die Herren sich ihres Eigenthumes über dergleichen Ländereyen gänzlich sollten begeben haben. Daß aber daraus folge, daß die Herren den Bauern ihre Güter willkürlich und ohne alle Ursache jederzeit wieder haben wegnehmen können, dagegen streiten die ältesten Nachrichten, woraus das Gegentheil, und daß insgemein die Bauern ein Erb-Recht auf die Güter bekommen, dessen sie nicht ohne Ursache beraubt werden können, erhellt; wenigstens kann aus diesem Grunde die Widerrufung dieser und jener Art Güter insbesondre nicht kflüglich bewiesen werden. d) Es ist sehr zweifelhaft, ob das Wort Laffen jemahls so viel als verpachten oder vermietthen bedeutet habe, obgleich das engl. Wort let noch diese Bedeutung hat. Wenigstens läßt sich solches durch die von Hrn. v. Ludwig, a. ang. D., S. 223, lit. g. angeführte Redensart: Einem das Gut in Pacht lassen, gar nicht beweisen, indem ich mit gleichem Zug alsdann auch sagen könnte, daß geben, reichen ic. auch bisweilen so viel als verpachten anzeige, sintemahl ich auch sagen kann: Einem das Gut in Pacht geben, in Pacht reichen ic. Dem sey indessen, wie ihm wolle, da Lat oder Laß eine gewisse Art von Knechten bedeutet, so ist es viel wahrscheinlicher, daß diejenigen Güter, welche man den

Lassen eingegeben hatte, von denselben also genannt worden seyn, das Wort oder Verbum lassen aber nichts zu dieser Benennung beygetragen habe.

Was nun aber die Gründe selbst anbelangt, woraus dieses erbliche Recht der Laßen kann geschlossen werden, so bestehen solche in folgenden. a) In dem Hildesheimischen vererbt ein Vate nicht allein sein Gut auf seine Kinder und andere Bluts-Erben, sondern er kann es so gar seiner Frau in dem Testament, oder in den Ehe-Pacten, vermachen. Denn so heist es, in dem von Hrn. v. Gabel, diss. de iure et iud. Rustic. S. 163, angeführten Protocoll. iudic. iurico, fol. 47: „Lant-Güter werden ab intestato nicht vererbet, denn allein an die nächsten Blutsfreunde, oder Stamm-Erben, exclusis coniugibus, welche nur allein dieselben, Zeit ihres Lebens, usufructuarie zu genießen haben. Da aber zu recht beständige Pacta dotalia, oder andere testamentarische Disposition und letztern Willens Vermächtniß darüber vorhanden und aufzuweisen, werden dieselben für gültig palliret und observiret, und demjenigen, welchem dieselben dadurch vermacht, praestitis praestandis zugeschrieben, aufgetragen und verlassen.“ Ja, nach eben diesem Protocoll, fol. 82, können sogar uneheliche Kinder der Mutter ihre Lanten-Güter erben: „In einfältiger Unzucht erzeugte Kinder, können von ihrer natürlichen Mutter, ausser Ehe gezeugt, ab intestato vel ex testamento wohl, aber weder ex testamento, noch ab intestato, von ihrem natürlichen Vater einige Lant-Güter erben.“ b) Ebenmäßig werden auch die in der Grafschaft Hsenburg zu Willersod befindlichen Laß-Güter von dem Besitzer sowohl auf seine Kinder und Angehörigen vererbet, als durch Eheveredung und andere Verordnung, von einem Ehe-Gatten auf den andern gebracht (*). c) Daß im Fältschen der Laß ebenfalls sein Gut vererbe, und ohne Ursache nicht davon vertrieben werden könne, schließt Hr. v. Ludwig, S. 258, lit. r, selbst aus einem daselbst gegebenen Spruche, kraft dessen ein Laß, der das auf ihn gefallene Gut innerhalb 6 Wochen nicht gelöst hat, dessen verlustig erklärt worden ist. d) Der Zins, welchen der Laß

(*) v. Buri Abb. von den Bauer-Gütern, (Gieß. 1769, 4.) S. 384.

jährlich von dem Gute bezahlt, wird in dem von Rivino, diss. de praedlis, quae vulgo Laß: Güter appellantur, S. 14, angeführten oberlausitzischen Annahme-Briefe, der Erb-Zins genannt, welches wenigstens eine Vermuthung macht, daß im Zweifel die Verleihung auf die Erben fortgehe. e) Selbst der sächsische Glossator setzt, ad Art. 44, Lib. III.: „Ein Lasse ist lebzig, so lange er lebt; wenn er aber stirbt, so belehnt der Herr seine Kinder aufs neue damit.“ Und ungeachtet er ihm, ad Art. 59, Lib. II., ebenfalls das Erb-Recht abspricht, so schreibt er doch zugleich: „Wer in Sachsen zu einem Zins-Gut geboren ist, der heist ein Lasse.“ Zu einem Gute aber geboren seyn, heist nicht allein, wie der Glossator zu urtheilen scheint, daß einer ein Leibeigener sey, der das Gut ohne seines Herrn Erlaubniß nicht verlassen dürfe, sondern hauptsächlich ein Erb-Recht auf das Gut haben, wie aus dem angef. Art. 59 des sächs. Land-Rechts zu schließen ist.

Im Königreiche Preußen (*), und im Herzogthume Pommern (†), sind die Laß-Güter in den Amts-Dörfern zwar auch nicht erblich; und es ist keine Nothwendigkeit, daß bey Abgang eines Wirthes, dessen Kindern der Hof überlassen werden muß; wenn jedoch unter denselben einer zur Wirthschaft tüchtig ist, so muß solcher vor einem Fremden, und der nicht aus dem Hofe ist, den Vorzug haben, um so mehr, da, nach Sr. Kön. Maj. allerhöchsten Intention, den Bauern die Höfe, wenn sie anders gut wirthschaften, erblich seyn und bleiben sollen (†); da hingegen die schlechten und liederlichen Wirths in Zeiten, und ehe der Hof durch dieselben ruinirt wird, nach vorher eingeholter Approbation der Kammer,

I 3

vom

(*) S. Dorfordn. des Königs. Preußen, v. 22 Sept. 1791, S. 39.

(†) S. pommerisches Haushaltungs- und Wirthschafts-Reglement, v. 1 May 1752, §. 4. Generalia bey den Aemtern.

(*) S. littauische Dorfordn. v. 22 Nov. 1754, §. 51.

vom Erbe geworfen, und, damit sie nicht ausser Landes gehen, entweder auf den königl. Vorwerken als Gärtner, oder bey andern Bauern im Amte als Knechte zu dienen angehalten, und in ihre Stelle tüchtigere und ordentlichere Wirthse angesezt werden⁽⁹⁾. In der Graffschaft Witgenstein, sind die sogenannten Herrn-Lehn-Güter nichts anders, als Laß-Güter; sie werden den Untertanen auf eine achtjährige Leihe eingethan, und wenn die Leih-Jahre zu Ende sind, müssen sie den gewöhnlichen Herrn-Zins doppelt und dabey den trocknen Weinkauf bezahlen; sowohl alsdann als auch ausser solcher Zeit, wenn der Untertan liederlich wirthschaftet, das Gut ruiniret, und mit seinen Praestandis zurück bleibt, ist der Herr allemahl berechtigt, ihm das Gut wegzunehmen, und es einem andern einzuthun; wiewohl dieses ausser dem Falle einer liederlichen Wirthschaft nicht zu geschehen pflegt, sondern man läßt sowohl dem Untertan, als dessen Erben, bey dem Gute, so, daß dieses auf Kind und Kindeskind auf eine solche stillschweigende Art vererbet wird. Es steht dem Untertan auch frey, mit Einwilligung des Herrn, seine Haushaltung an eines von seinen Kindern, oder an seinen Schwiegersohn, abzutreten. Verstirbt ein Hauswirth, so tritt dessen ältester Sohn, wosern derselbe nicht bereits durch Heurath in eine andere Haushaltung aufgenommen worden, oder, wenn solches geschehen ist, der andere Sohn, oder die Tochter, des Vaters Haushaltung an, ohne daß weder alsdann, noch nach Verlauf der acht Leih-Jahre, ein neuer Leih-Brief nöthig ist, indem dieser bereits auf die Kinder extendiret wird. Verläßt der verstorbene Hauswirth junge unmündige Kinder, so pflegt man,

um

(9) S. eb. das. S. 50. Pommer. Haush. und W. Reglem. S. 4.

um ihnen die Haushaltung zu conserviren, dieselbe, bis sie mannbar geworden sind, administrieren zu lassen⁽⁹⁾. Man kann also im Witgensteinischen die Laß-Güter gewisser Maßen als erblich ansehen; durch den in dem Leih-Jahre sowohl, als, wenn der Landes-Herr verstirbt, doppelt zu bezahlenden Herrn-Zins⁽¹⁰⁾, sucht man nur die Qualität der Laß- oder Herrn-Lehn-Güter, und die darauf dem Landes-Herrn zustehenden Gerechtsamen zu conserviren⁽¹¹⁾.

In einigen Ländern wird bey Besetzung eines Laß-Bauern, demselben der Hof mit einem ordentlichen Inventario an Vieh, Geschirr und Hausgeräthe, welches die Hofwehre genannt wird, übergeben, welches hernach, weil es der Herrschaft gehört und verbleibt, wenn ein Wirth verstirbt oder abgeht, dem neuen Wirth wieder abgeliefert werden muß. Diese Hofwehre wird bey Besetzung eines Vollbauern oder Halbbauern, nach jeden Ortes Gewohnheit und des Aekers Beschaffenheit, bestimmt, denn sie ist nicht an allen Orten gleich, sondern an denen Orten, wo der Acker nur grandig und sandig ist, wird nicht so starke Hofwehre und Aussaat gegeben, als wo der Acker strenge ist. Ein Halbbauer bekommt nur halb so viel Zug-Vieh, als ein Vollbauer, und ein Kossat bekommt gar keines, weil er nur Fuß-Dienste thut,

J 4

oder

(9) Welches auch nach der mindenschen Dorfordnung v. 7 Febr. 1755, S. 29, geschehen soll.

(10) Der einfache Herrn-Zins ist vor sich, das Duplum wird pro recognitione bezahlt, und die Vorheuer genannt, welches so viel sagen will, als: vor heuer, oder vor heuriges, d. i. dieses, Leih-Jahr. Die wittgensteinischen Laß- oder Herrn-Lehn-Güter kommen hierin, so wie in mehreren andern Stücken, mit den Land-Siedel-Gütern, wovon ich im LXII Th. S. 220, 229, gehandelt habe, überein.

(11) Bergius Policy; und Cameral-Magazin, 6 B. (Sf. M. 1771, 4.) S. 112.

oder höchstens nur so viel, als er zur Bestellung seines Ackers nöthig hat; es wäre denn, daß er auch, wie an einigen Orten gebräuchlich ist, mit dem Viehe einen oder zwey Tage in der Woche zu Hofe dienen müßte.

In Pommern wird z. B. gemeinlich zur Hofwehre eines Vollbauern gerechnet ⁽¹²⁾:

- 2, 3 bis 5 Pferde; das Stück à 18 bis 24 Fl., oder 12 bis 16 Rthlr.
- 2 Ochsen; das Stück à 11, 12 bis 13 Fl., oder 7 Rthlr. 8 Gr., 8 Rthlr., bis 8 Rthlr. 16 Gr.
- 2 Rinder; jedes à 8 Fl. oder 5 Rthlr. 8 Gr.
- 1, 2 bis 3 Kühe; à 6, 7, 8 bis 9 Fl., oder 4 Rthlr., 4 Rthlr. 16 Gr., 5 Rthlr. 8 Gr., bis 6 Rthlr.
- 1, 2 bis 3 Schweine; das Stück à 1 bis 1½ Fl.; oder 16 Gr. bis 1 Rthlr.
- 2 Schafe; jedes à 1 Fl., oder 16 Gr.
- 2 oder 3 alte Gänse, und 1 Ganser zur Zucht; à 12 Pfl., oder 8 Gr.
- Ein fertiger Wagen, und ein fertiger Pflug; beyde à 9 Fl., oder 6 Rthlr.
- Stielen zu den Pferden; jede à 12 bis 18 Pfl., oder 8 bis 12 Gr.
- Bäume zu den Pferden; jeder à 3 bis 6 Pfl., oder 2 bis 4 Gr.
- Eine Sense; à 1½ Fl., oder 1 Rthlr.
- Ein Schneide-Messer; à 1 Fl., oder 16 Gr.
- Ein Stahl zur Schneide-Lade; à 12 Pfl., oder 8 Gr.
- Haar-Zeug; à 18 Pfl., oder 12 Gr.
- Eine Art; à 1 Fl., oder 16 Gr.
- Ein Hand-Beil, zum Pflug und sonst zu gebrauchen; à 12 Pfl., oder 8 Gr.
- Eine Spade, zur Grabung des Kohl-Gartens; à 6 bis 12 Pfl., oder 4 bis 8 Gr.
- 2 Kessel, nämlich einen von 1 Eimer Wasser, à 2 bis 3 Fl., oder 1 Rthlr. 8 Gr. bis 2 Rthlr.; und ein kleiner Kessel,

(12) v. Sch. weder Nachricht von Anschlagung der Güter, (Berl. 1775, 4.) S. 224, f.

Kessel, à 1 Fl., oder 16 Gr.; letzterer aber wird nicht überall gegeben.

Ein Fenz-Haken, à 1 Fl., oder 16 Gr.

Eine Mist-Gabel, à 6 bis 9 Pfl., oder 4 bis 6 Gr.

Eine Heu-Gabel, à 6 bis 7 Pfl., oder 4 Gr. bis 4 Gr. 8 Pfl.

Betten, welches doch nicht überall gebräuchlich ist.

Dafür werden 3 Fl. oder 2 Rthlr. gerechnet.

12 Scheffel Brod-Korn bis zum neuen, oder bis man die Einsaat genießen kann; den Scheffel zu 12 Gr. gerechnet.

Saat-Korn, insgemein:

an Roggen, 24 Scheffel, à 12 Gr.

an Gerste, 6 Scheffel, à 10 Gr.

an Haber, 12 Scheffel, weißer à 8, und grauer à 6 Gr.

an Erbsen, 3 Scheffel, à 12 Gr.

Wenn aber der Bauer, wie an einigen Orten sich befindet, nicht so viel Land hat, oder wenn dieses so schlecht ist, daß das specificirte Korn nicht darein gesäet werden kann, so ist auch nicht so viel zu geben.

An etlichen Orten wird auch etwas zu Brod gegeben, als: eine Seite Speck, ¼ Achtel Butter, etwas Grüse, Salz, Häring ic. Auch an einigen Orten ein Sack, Säe-Laken, und noch verschiedenes Haus-Geräth; wie denn auch, wenn ein Bauer des Frühjahrs auf den Hof gesetzt wird, die Contribution und Reiter-Verpflegung bis zur Akernde, für ihn von der Herrschaft richtig gemacht werden muß.

Es ist dieses eine sehr gute Einrichtung; denn wenn gleich die Hofwehre, bey der ersten Anlage, der Herrschaft große Kosten verursacht, so hat doch dieselbe hernach den großen Vortheil davon, daß der Unterthan desto besser in gutem Stande erhalten wird, und nicht so leicht ruiniret werden kann. Denn die Hofwehre muß der Bauer stets vollständig und gut unterhalten, er darf davon nichts veräußern, und es ist die genaue Aufsicht darüber und die öftere Visitation des Viehes, eine der vornehmsten Obliegenheiten

ten des Schulzen. Und wenn ein Wirth verstirbt oder sonst abgeht, so ist es das erste, daß der Schulze solches dem Amte anzeigen, das Inventarium nachsehen und solches dem neuen Wirth zu liefern, was aber über dasselbe vorhanden ist, dem abgehenden Wirth oder dessen Erben, ohne einige Verkürzung, richtig und frey verabsolgen lassen muß⁽¹³⁾. Wenn hingegen, wie in andern Ländern gebräuchlich ist, ein jeder Bauer sich sein Vieh, Schiff und Geschirr, Saat und Brod: Korn gleich im Anfange selbst anschaffen muß, und es ihm dazu an hinreichendem Vermögen fehlt, so ist er in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Haushaltung mit Schulden anzufangen, da es dann hernach öfters sehr schwer hält, bis ein solcher Wirth sich aus den Schulden heraus reißet, und ehe solches nicht geschieht, kann derselbe auf keinen grünen Zweig kommen; ja, es darf ihm nur ein etwas beträchtlicher Unglücksfall dazu stoßen, so ist er mit einmahl über den Haufen geworfen, und kann gar nicht mehr in die Höhe kommen; welches der Herrschaft zu keinem Vortheil gereichen kann. Ein Mehreres von der Hofwehre, siehe im XXIV Th., S. 214 — 232.

2. Der Laß hat das Recht, aus hinreichenden Ursachen das Gut, oder sein daran habendes Recht, zu veräußern, oder zu verpfänden, doch muß solches gerichtlich und mit des Herrn Vorwissen und Einwilligung geschehen. Hr. v. Ludwig, a. ang. D., S. 250, lit. k, verneinet solches zwar gänzlich, und beruft sich auf das Zeugniß einiger Rechts: Lehrrer, welche einmüthig bekräftigen, quod Lassi neque dividere, neque alienare possint praedia, quibus adscripti sunt; auch wäre hieran um so weniger zu zweis

(13) Preussische Dorfordn. S. 39. Litauische Dorfordn. S. 53.

zweifeln, weil ein Laß wider den Willen seines Herrn das Gut nicht verlassen, noch einen andern an seine Stelle darauf setzen könne, wie denn der Glossator, a. ang. D. Art. 59. ausdrücklich bejagt: „(Ein Lasse) „der mag sich des Guts ohne des Herrn Willen nicht verzeihen.“ Gleichwie es aber seine Richtigkeit haben kann, daß die Veräußerung in den niederländischen Gegenden, als wovon die angeführten Rechts: Lehrrer, Sande, Gorisius, Ant. Matthaei, Voëtius, hauptsächlich geredet haben, dem Lassen völlig verboten ist; auch es unstreitig ist, daß ein Laß, als ein Leibeigener, ohne seines Herrn Willen vormals das Gut nicht hat verlassen dürfen, und ihm auch solches an denen Orten, wo die Herren ihre vorigen Rechte unverändert behalten haben, noch izt nicht erlaubt ist: so ist doch hingegen zu merken, daß die Herren an vielen Orten, wie bey andern Bauer: Gütern, also auch bey den Laß: Gütern, hierin den Besitzern nachgesehen, und ihnen eine den Gerechtsamen des Herrn unnachtheilige Veräußerung oder Verpfändung erlaubt haben, zu welchem Ende solche mit Vorwissen und Befkräftigung des Herrn geschehen muß; wie solches aus folgenden Zeugnissen erhellt. So heißt es in dem Weichbilde Art. 5, bey Ludwig, a. ang. D., S. 233, lit. p. „Ein Laß mag auch wohl „bey seinem Leben sein Gut auflassen von seinem Herrn, „und wieder empfangen und geben, wem er will, ohne jemand's Widersprach“. Im Hildesheimischen muß das Versehen und Verpfänden gerichtlich, und zwar vor dem Laten: Gerichte, geschehen, und der Pfandschilling daselbst eingeschrieben werden; es ist aber daselbst eine gewisse Summe festgesetzt, über welche die Laß: Güter nicht verpfändet, oder gekauft oder verkauft werden dürfen, nämlich der Morgen Land des nicht höher, als für 10, Hofraum, Garten und Wiesen aber um 20 Gulden. Ist nun etwas über diese

diese Summe bezahlt, so darf derjenige, welcher die veräußerten Ländereyen wieder einlöstet, solches nicht bezahlen. Nimmt aber der Late die Veräußerung oder Verpfändung boshafter und heimlicher Weise vor, so ist nicht allein diese Veräußerung und Verpfändung ungültig, sondern der Late ist auch, wegen dieses Unternehmens, dem Herrn in Strafe verfallen, und hat sich nach den Landes-Gesetzen (14) dadurch seines Gutes ipso facto verlustig gemacht (15). Eben so muß auch im Hsenburgischen der Laß die Ursache seiner vorhabenden Veräußerung anzeigen, und um die Einwilligung seiner Herrschaft anhalten (16); und im Mindenschen sind alle Veräußerungen, welche die Eigenbehörigen ohne Einwilligung des Guts- und Eigenthums-Herrn vornehmen, null, nichtig und kraftlos (17). In der Grafschaft Witgenstein, wird zwar auf den jährlichen Land- und Rüge-Gerichten öffentlich verlesen, daß kein Unterthan, bey Verlust der Güter und anderweiter Bestrafung, sich unterstehen soll, die Herrn-Lehn-Güter eigenmächtig zu veräußern, zu verpfänden, und zu verpfänden; doch pflegt ihnen, wenn wichtige Ursachen dazu vorhanden sind, solche Veräußerung und Verpfändung, wiewohl niemahls anders, als mit der Herrschaft Vorwissen und Einwilligung, verstatet zu werden; in welchem Falle das Herrn-Lehen an den neuen Wirth ordentlich übertragen, im Verpfändungs-Fall aber der Consens der Kammer auf 3, oder, dem Befinden nach, mehrere Jahre, gerichtlich erteilt wird (18).

3. Ein

- (14) Nähmlich nach dem salsbahlischen Decret de An. 1597.
 (15) de Goebel diss. de singular. quib. praed. in terris Brunsv. Luneb. p. 111, §. 7.
 (16) v. Muri, von Bauergrütern, S. 386.
 (17) Mindensche Dorfordin. §. 21.
 (18) Vergius, a. ang. D. S. 114.

3. Ein solcher neuer Late, auf den das Gut durch Vererbung oder andere Veräußerung gebracht worden ist, muß sich von dem Herrn in den Besitz des Gutes setzen oder bekräftigen lassen, und dafür an einigen Orten eine Art von Lehn-Ware bezahlen. Also muß im Clevischen, nach Absterben des Inhabers, das Laß-Gut wieder mit dem zwölften Pfennig von dem Lat-Herrn, auf Verlust desselben Landes, empfangen und gewonnen werden (19). In dem Hildesheimischen muß auch die Lehn-Ware gegeben werden; es wird aber dabey ein Unterschied gemacht, ob der neue Besitzer das Land-Gut ererbet oder erkauft hat; denn der Erbe bezahlt nur die Hälfte von der Summe, welche der Käufer als Lehn-Ware geben muß, für die Ansetzung im Laten-Gericht (20). Ferner ist bey demjenigen, welcher durch Kauf das Laß-Gut an sich gebracht hat, noch zu merken, daß die Stamm-Erben vor ihm den Abtrieb oder das Näher-Recht haben, kraft dessen sie innerhalb Jahr und Tag den geschlossenen Kauf wieder umstoßen können; in welchem Falle sie aber dem Käufer das ausgezahlte Kauf-Geld, nebst allen Unkosten und Verbesserungen, erstatten müssen, wogegen der Verkäufer die abgeredete Kauf-Summe von seinem ersten Käufer zu empfangen hat. Fügt es sich weiter, daß der Verkauf von dem geschehen ist, welcher kein hinlängliches Recht, das Gut zu veräußern, gehabt hat, dem Käufer aber unterdessen das Gut, doch ohne jemandes Einsprache, gerichtlich aufgetragen worden ist, so ist der Käufer nach Verlauf dreier Jahre sicher, und das Gut als ein bonae fidei possessor wider die Eigenthümer verjähret; es wäre denn, daß durch solche

- (19) Melch. Voet in hist. Jur. Cliv. p. 90, n. 273, bey Ludwig in Jure clientelari, p. 250, lit. i.
 (20) de Goebel diss. de singular. quib. praed. p. 107.

solche Veräußerung die Ehefrau, oder Minderjährige und Unmündige, wären verlehrt worden, als welche innerhalb der gehörigen Zeit die Restitution suchen können⁽²¹⁾. In der Grafschaft Wittenstein ist die Bezahlung der Lehn: Ware nicht üblich, sondern der neue Wirth bekommt das Gut von der Kammer zugescriben, und bezahlt weiter nichts, als die Kanzel: Jura, wogegen ihm ein Leih: Brief ausgefertigt wird. Eben so wenig weiß man daselbst von dem Näher: Rechte in Ansehung der Herrn: Lehn: Güter. Man statuiert bey diesen Gütern eigentlich gar keinen Kauf und Verkauf, sondern es heißt eine Uebertragung. Nun pflegt man bey dieser Uebertragung zwar auch den nächsten Verwandten, wenn sie nämlich dazu tüchtig sind, den Vorzug zu gestatten; allein, wenn die Uebertragung einmahl gerichtlich geschehen ist, so kann solche hernach kein Anverwandter ex capite des Näher: Rechtes mehr umstoßen⁽²²⁾.

4. Der Laß ist schuldig, von diesen Gütern jährlich den Zins an den Herrn zu bezahlen. Im Hildesheimischen wird er der Laten: Zins, im Wittensteinischen der Herrn: Lehn: Zins genannt; er besteht theils in Geld, theils in Früchten, theils in Ferkeln, nach dem es hergebracht ist. Er muß ferner die auf dem Gute haftenden Beschwerden und Steuern abführen. Er muß dem Herrn die hergebrachten Frohn: Dienste leisten, oder wenn der Herr derselben nicht bedürftig ist, dafür ein gewisses Dienst: Geld bezahlen. Zuweilen ist er auch, wie andere Leibeigene, der Bezahlung des Haupt: Falles unterworfen, wie z. B. in Geldern⁽²³⁾; im Pfälzischen, wo aber der Haupt: Fall heutigen Tages auf

(21) Eb. das. p. 111. (22) Bergius, a. ang. D., S. 115.

(23) Wie solches v. Ludwig, S. 237, lit. t. aus dem *Sapienten* bezeugt.

auf eine gewisse Summe Geldes gesetzt ist⁽²⁴⁾; im Fürstenthum Minden, wo jedoch an einigen Orten, statt des Sterbe: Falles und der Eigenthums: Gefälle, ein gewisses Jahr: Geld eingeführt ist⁽²⁵⁾; im Braunschweigischen⁽²⁶⁾; im Hildesheimischen⁽²⁷⁾, in Sachsen⁽²⁸⁾, wo man dem Herrn sogar die Hälfte der Erbschaft zueignen will⁽²⁹⁾, wiewohl dieses Recht in Sachsen nicht mehr gebräuchlich ist⁽³⁰⁾.

5. Die Lassen oder Laten stehen, wegen dieser Güter, an einigen Orten unter einem besondern Gerichte, das Laten: Gericht genannt, vor welchem alle diese Güter betreffende Sachen abgehandelt werden müssen. Im Hildesheimischen müssen die Laten nothwendig davor erscheinen, oder eine gewisse Geld: Strafe zahlen, und wenn sie bey drey Laß: (Laten) Gerichten hinter einander ausbleiben, werden sie ihrer Güter beraubt, oder, nach Befinden, wohl noch härter bestraft. Das Gericht an sich wird daselbst ein Mal im Jahr, und zwar den Freytag vor Pfingsten, gehalten; die Sachen werden summarisch abgehandelt, und es werden keine Procuratores noch Advocaten zugelassen, sondern das Urtheil wird von den Laten, nachdem der Amtmann ihnen die eingeklagte Sache nochmalts deutlich vorgetragen hat, selber, abgefasst, und sie werden von den Schöffen oder

(24) v. Buri, a. ang. D. S. 391.

(25) Mindensche Dorfordn. S. 29.

(26) Wie aus der Verordnung de A. 1433, bey Schottelio de singul. et antiq. in Germ. iur. c. 2, S. 13, erhellt.

(27) de Goebel, p. 107.

(28) Im Weichbild, art. 50, heißt es: „Wenn der Laß stirbt, so ist seinem Herrn ledig sein bestes Pferd und seine tägliche Kleider, ob er sie nehmen will.“

(29) Wie solches der Glossator ad Lib. 3, Art. 45, des sächs. Land: Rechts thut.

(30) v. Buri, S. 390.

oder Urtheilsträgern darum befraget. Ist die Sache aber ja für die Bauern zu hoch, so werden die Parteien an das Amt verwiesen. Sonst kann von den bey diesen Gerichten gesprochenen Urtheilen nicht leicht appelliret, noch sonst ein Remedium suspensivum wider eingewandt werden ⁽³¹⁾. In dem Jülichischen ist, durch die Verordnung v. J. 1458, darin eine Aenderung gemacht worden, daß nicht mehr, wie vormahls, alle im Gerichte gegenwärtige Laten, oder der Umstand, sondern nur einige ausgesuchte, dazu tüchtige und geschworne Männer oder Scheffen die Urtheile fällen. Auch ist daselbst die Appellation von den Laß: (Laten:) Bänken an die Laß: (Laten:) Herren oder herrschaftlichen Haupt: Gerichte erlaubt ⁽³²⁾. Im Fürstenthum Mörs ist auch ein solches Laten: Gericht, welches aus einem Richter und etlichen Laß: (Laten:) Scheffen (Schöppen) besteht; das Richter: Amt aber verwaltet die Domainen: Casse oder ein zeitiger Haupt: Pächter. Im Pfennburgischen stehen die Lassen, nach Beschaffenheit der Sachen, unter der Kanzellen, oder unter der Kammer. Was Jurisdictionalia sind, wird von der Regierung oder Kanzellen, was aber Sachen sind, die in die herrschaftlichen Einkünfte einschlagen, von der Kammer ausgemacht. Eben diese Einrichtung findet auch in der Grafschaft Witgenstein Statt.

Nach Hrn. Bergius Urtheil ⁽³³⁾, sind die Laß: Güter eine für die Herrschaft und für den Flor der Land: Wirtschaft sehr nachtheilige Art von Gütern. Er sagt; „Da bey diesen Laß: Gütern dem Bauer das Eigenthum ermangelt, so macht dieser Umstand dieselben zu einer, sowohl für die Herrschaft, als für

(31) de Goebel, p. 111.

(32) v. Ludwig, S. 242, lit. e.

(33) Am aug. D. S. 117.

„das Aufnehmen der Land: Wirtschaft, sehr nachtheiligen Art von Bauer: Gütern. Die Herrschaften haben mit den Laß: Unterthanen nichts als Plage; denn ein Laß: Unterthan nimmt sich der Nahrung nicht so an, als ein Erb: Unterthan; und ist etwas zu bauen oder zu repariren, so läuft solcher Unterthan zur Herrschaft, welche alsdann, und wenn es auch nur etliche Zaun: Pfähle wären, alles dazu geben, und auf ihre Kosten machen lassen muß ^(*). „Der Laß: Unterthan giebt auf nichts Achtung, es mag auch schadhast werden, was da will; er denkt, es ist der Herrschaft, und nicht das Seinige; er meldet es auch nicht allemahl, wenn es gleich noch mit weniger Mühe und Kosten erhalten werden kann, denn er fürchtet sich, es möchte ihm die Herrschaft keinen gnädigen Bescheid geben. Er wartet, bis es auf die höchste Noth kommt. Und da er sich in Ansehung seines Ackerbaues eben so nachlässig bezeuget, so verhindert solches die beste Cultur des Bodens und den Flor der Land: Wirtschaft. Man thut also gar nicht wohl, wenn man bey Anlegung neuer Dörfer Laß: Unterthanen ansetzt.“

Die Frage: ob es zur bessern Cultur des Landes nöthig oder dienlich sey, alle Laß: Güter abzuschaffen, und sie in Erb: Güter zu verwandeln? wird wohl mehr ein Problem bleiben, als sich allgemeyn beantworten lassen. Ich will dasjenige kürzlich an:

(*) An einigen Orten müssen jedoch die Laß: Unterthanen ihre Häuser und Scheunen, Ställe zc. auf ihre eigene Kosten erbauen und unterhalten, außer daß zuweilen die Herrschaft ihnen etwas Bau: Holz darzu schenkt, oder ihnen einige Bau: Freiheits: Gelder verwilligt, wie solches in den königl. preuß. Landen gebräuchlich ist, wo ihnen auch die Nachbarn einige Nachbar: Hülfe mit Bau: Führen zc. leisten müssen.

anführen, was die Beybehaltung derselben da, wo sie sind, unter gewissen Umständen ansuchen möchte. Wenn und so lange große Acker: Güter und Natural: Dienste sind, und gleichwohl eben dadurch Faulheit und Liederlichkeit unter den Land: Leuten überhand nimmt, so sind Grund: Herrschaften und Gerichts: Obrigkeiten mit den großen Erb: Gütern unstreitig übler daran, als mit Laß: Gütern. Bey diesen kann der liederliche Wirth abgeschaffet werden, bey jenen aber nicht, so lange er nur noch ohne allzugroßes Aufschwellen seine Dienste und Abgaben verrichtet, und so lange ihm niemand Schulden wegen verklagt, es gehe im übrigen mit seiner Wirthschaft, wie es wolle. Man findet daher Erb: Güter genug, wo die Gebäude so desolat sind, als sie bey Laß: Gütern, wenn nur einige Aufsicht gehalten wird, nimmermehr werden können. Der Bauer ist in solchen und vielen andern Fällen als ein unmündiges Kind zu betrachten, das seine Freyheit nicht zu brauchen weiß, und da ist es ihm dienlicher, daß es unter mehrerer vernünftiger Aufsicht stehe, die deshalb keine Leibeigenschaft mit sich führt; denn ein Laß: Gut besitzen, und leibeigen seyn, sind nicht Dinge, die nothwendig beyseamen seyn müssen. Es wird auch keine Grund: Herrschaft, wenn ein Laß: Bauer, der ein guter Wirth gewesen ist, und seine Kinder gehörig zur Wirthschaft angeführt hat, wider ihren eigenen Vortheil diese übergeben, und das Gut einem Fremden übergeben. Durch ordentliche Wirthschaft würden sie in der That erbliche Güter werden. Und das könnte vieles zur bessern Erziehung der Jugend auf dem Lande beitragen, weil bey Laß: Gütern die Strafe dem liederlichen und unordentlichen Wirth gleich auf dem Fuße folgt. Der Landmann würde auch eher genöthigt seyn, nach einer ihm vorgeschriebenen Art zu wirthschaften, und Verbesserungen der Bauern: Wirthschaft würden

würden nicht so viele Hindernisse finden, da es jetzt, wenn dergleichen vorgeschlagen werden, und der Bauer, wie er allemahl thut, sich ihrer weigert, gleich heißt: „es ist der Leute Eigenthum, man kann sie nicht zwingen.“ Und darüber leidet die Cultur des Bodens im Ganzen allezeit. Der Besorgniß, daß bey Laß: Gütern der Herrschaft die Gebäude zur Last fallen würden, kann leicht abgeholfen werden, wenn, wie es sich dabey von selbst versteht, im Frühlinge und Herbst eine Besichtigung der Gebäude geschieht, und dem Bauer im Frühlinge aufgegeben wird, das, was an Wänden, und im Herbst das, was an Dächern schadhaft befunden wird, binnen 3 oder 4 Wochen sofort auszubessern, da dann die großen Reparaturen für die Herrschaft so häufig und schwer nicht werden können. Bey solchen Besichtigungen müßte auch nach dem Zustande des eisernen Inventarii, und überhaupt nach der Wirthschaft, Scheune und Boden des Bauers gesehen, und das Mangelhafte abgestellt werden. So dürfte die Herrschaft nie Gefahr laufen, Verlust an solchen Gütern zu leiden, oder sich nicht allenfalls an den gezahlten Vorstand: Geldern erhohlen zu können. Wo aber keine Aufsicht ist, da geht es freylich mit Laß: Gütern so, daß die Herrschaft am Ende den größten Schaden davon hat. Endlich bey unverschuldeten Unglücksfällen ist die Herrschaft eben sowohl genöthigt, den Erb: Bauer wie den Laß: Bauer durch Vorschüsse oder Erlassungen zu unterstützen, daher auch dieser Umstand keinen Unterschied machen kann. Große Erb: Güter und vermeinte Freyheiten, wobey die Natural: Lasten den Druck allezeit größer machen, als er bey solchen Laß: Gütern, wo jene entweder ganz wegfallen, oder doch gemäßigter sind, jemahls werden kann, sind unter solchen Umständen dem Bauer nichts nütze, und machen mit seiner Dienstbarkeit einen starken Widerspruch aus;

aus; daher man auch immer mehrere siederliche Erb-Bauern, als Laß-Bauern, finden wird, weil diese sich vor Aufsicht und Ermission noch fürchten müssen. Wenn aber eine bessere Agronomie eingeführt würde, bey welcher alle Natural-Leistungen ganz wegfielen, so, daß ein jeder Bauer bloß und allein für sich selbst arbeiten könnte, alsdann würde die Beantwortung dieser Frage vielleicht anders ausfallen.

Laß-Bank, s. oben, S. 127, und 144.

Laß-Bauer, s. oben, S. 128, fgg.

Laß-Becken, ein Becken, das Blut bey dem Aderlaßsen darin aufzufangen; L. Excipulum; Fr. Palette.

Laß-Binde, eine Binde, deren man sich bey dem Aderlassen, oder Blut lassen, bedient; die Aderlaß-Binde.

Laß-Brief, eine schriftliche Urkunde, worin man einen Leibeigenen seiner Leibeigenschaft entläßt, ihn frey läßt, und wodurch er das Mann-Recht erlangt; L. Affrancementum. Siehe Leibeigen.

Laß-Dünkel, ein stolzer Dünkel, eine stolze Einbildung von sich selbst und seinen Vorzügen; ein im Hochdeutschen größtentheils veraltetes Wort. Einen unerträglichen Laßdünkel besitzen.

Man leitet es gemeiniglich von der N. A. ab, sich dünken lassen, so sehr auch eine solche Ableitung wider die ganze Analogie der Sprache ist. Mathe sius sagt nur La, Dünkel, die der Narr und La, Dünkel sticht. Vielleicht ist die erste Sylbe la oder laß hier das alte Wort lau, falsch. Siehe Lau-Gold.

Laß-Eisen. 1. Ein Werkzeug der Wundärzte, welches zum Blut lassen gebraucht wird; siehe im LXIV Th. S. 713.

2. Ein Werkzeug der Strickgießer, zum Umrühren des Metalles; s. Th. XXXIV, S. 281.

Laß-Gericht, s. oben, S. 143, f.

Laß:

Laß-Gut, 1. In einigen Gegenden überhaupt ein jedes Gut oder Grundstück, dessen Besitz man einem Andern gegen einen gewissen Zins auf immer oder doch auf eine gewisse Zeit überläßt. So werden in großen Wäldern den neuen Anbauern oft gewisse Plätze gegen einen Erb-Zins abgetreten, welche sie auszuräumen haben, und zu Acker oder Wiesen machen können, welche alsdann den Nahmen der Laß-Güter, an andern Orten aber auch der Forsthuben, Waldgeraume, Laß-Räume, Fr. Leye, führen.

2. In anderer Bedeutung, eine Art von Bauern-Gütern; welche auch Laten-Güter genannt werden; s. oben, S. 127, fgg.

Laß-Hain, in einigen Gegenden, ein gegen einen Erb-Zins einem Andern überlassener Hain; ein Hain als ein Laß Gut betrachtet.

Laß-Herr, s. oben, S. 127, und 144.

Laß-Kopf, ein Schröpf-Kopf; ein Gefäß, vermittelt des Schröpfens Blut zu lassen: s. Th. XLIV, S. 1, f.

Laß-Männchen, im g. L., eine männliche Figur in manchen Kalendern, woran die verschiedenen Arten des Blut- oder Aderlassens abgebildet sind; das Aderlaß-Männchen.

Laß-pflichtig, s. oben, S. 127.

Laß-Raum, s. Laß-Gut, 1.

Laß-Reis, im Forstwesen, Reiser oder junge Stämme, welche man auf einem Gehauenen Laub-Holzes zur Fortpflanzung stehen läßt; die jungen Bäumchen, die sich seit dem vorigen Hau unter Dornen, und andern Gesträuch von selbst ausgesät haben, und zu 5, 6, und mehr Fuß schon empor gewachsen sind. Die Holz-Hauer haben Anweisung, solche Bäumchen stehen zu lassen; daher der Nahme. Sie heißen auch Säge-Reiser, Vorständner, im Oberd. Bannreitel, vermutlich für Bannreiser. Kommt der Hau wie-

der herum, so sind sie schon armsüchtig, und heißen Ueberständler. Siehe im XIV Th. S. 571; im XXIV Th. S. 634; und *Baliveau*, im III Th. S. 446.

Lafß=Richter, s. oben, S. 127.

Lafß=Scheffe, oder Schöppe, s. oben, S. 127, und 144.

Lafß=Sünde, in der römischen Kirche, eine läßliche Sünde oder Erlafß=Sünde, eine geringe Sünde, welche leicht erlassen oder vergeben werden kann; zum Unterschiede von einer Tod=Sünde.

Lafß=Wiese, eine gegen einen Erb: Zins einem Andern überlassene Wiese; siehe **Lafß=Gut**.

Lafß=Zapfen, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Zapfen in einem Fasse, den darin befindlichen flüssigen Körper nach Belieben ausfließen zu lassen, worvon der *Sahn* (s. Th. XXI, S. 180) eine Art ist; die *Zapf=Röhre*; Gr. und Lat. *Epistomium*.

Lafß=Zeichen, im gem. Leben, ein Zeichen im Kalender, womit die beste Zeit zum Ueberlassen angedeutet wird. †

Lafß=Zins, s. oben, S. 127.

Lassa, die Haupt=Stadt in Thibet; s. *Lahassa*, im LVIII Th., S. 761, fgg.

Lassahn, *Lassan*, ehemals auch *Lessan*, eine kön. Amts=Stadt in Schwedisch=Pommern, welche zum Amte Wolgast gehört, an dem sogenannten *Lassanschen See*, den die *Peene* macht. Im J. 1783 hatte sie 200 Häuser, und 1,016 Einwohner. Sie hat schon am Ende des 13ten Jahrh. Stadt=Gerechtigkeit gehabt, und Herzog Bogislaw hat 1299 die ihr von seinem Vater Barnim I. verliehene Privilegia bestätigt und erweitert. Die Nahrung der Einwohner besteht in Ackerbau, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Im J. 1783 waren hier 13 Branntweinbrenner. Die starke Fischerei in der *Peene* und im *Nichterwas*er giebt manchem Einwohner Gelegenheit, mit dem

Fisch=

Fisch: Handel etwas zu verdienen, indem sie die Fische aufkaufen, und besonders im Winter, sowohl im Lande, als außerhalb Landes, verfahren. Es wird hier auch einiger Schiffbau getrieben.

Lasse, **Lafß**, **Late**; s. oben, S. 127, fgg.

1. **Lassen**, ein Neutrum, welches das Hülfß=Word haben erfordert, eine äußere Gestalt haben, mit deren Bestimmung; auf diese oder jene Art in die Augen fallen, doch nur als ein unpersönliches Zeit=Word, oder doch nur in der dritten Endung. Das läßt schön, steht schön, läßt sich mit Vergnügen ansehen. Das würde sehr possierlich lassen, ein sehr possierliches Ansehen haben. Das läßt nicht für meinen Stand, schießt sich nicht für ihn. Es läßt, als wenn es regnen wollte, es scheint, hat das Ansehen. Siehe weiter unten *Anlassen*. Wie läßt das? was hat das für ein Ansehen? Ungleich. elliptisch, für gut lassen, in der vertraulichen Sprech=Art. Das läßt ja nicht.

Im Niederf. *laten*, wo auch *Gelaat*, das äußere Ansehen, die Gestalt, ist, bey den schwäbischen Dichtern *Gelle*. Man könnte dieses Zeit=Word als einen elliptischen Gebrauch des folgenden *lassen*, *sinere*, *ansehen*, und es durch sich sehen lassen erklären, zumahl da es mit demselben auf einerley Art abgewandelt wird. Allein, es ist wahrscheinlicher, daß es von demselben ganz verschieden ist, und mit der letzten Hälfte des Wortes *Antlit*, zu gleissen, *Licht*, *Glas*, u. s. f. gehört. Im Schwed. ist *lita*, im Angelf. *wlitan*, *sehen*. In den verwandten Sprachen findet sich von diesem Neutro auch das reciproke Activum, sich stellen, Engl. *lecten*, Isländ. *laeta*, Schwed. *lätas*, *läta*, welches Ihre von Lat. *Later*, die Geberden, ableitet, ungeachtet beyde zu dem bereits angeführten gemeinschaftlichen Stamme gehören.

2. **Lassen**, ein Zeit=Word, welches in der Conjugation mit dem vorigen überein kommt, und am häufigsten als ein Neutrum, mit dem Hülfß=Worden haben, zuweilen aber auch als ein Activum gebraucht wird. Es ist von einem sehr weiten Umfange des Gebrauchs,

ches, der sich doch auf folgende drey Haupt: Bedeutungen einschränken lässet.

1. Nicht hindern, sich leidentlich verhalten, wo es theils vollständig, mit dem Infinitiv eines andern Zeit: Wortes, theils auch elliptisch, mit allerley Vor: und Bey: Wörtern gebraucht wird.

(1) Eigentlich, als ein Neutrum, wo die Franzosen gleichfalls ihr *laisser* gebrauchen. Ich habe es müssen geschehen lassen. Lasset ihn gehen. Das Glas vorbey gehen lassen. Lassen Sie mich nur machen. Einen Vogel fliegen lassen. Der Gärtner hat das Obst erfrieren lassen. Das Feuer ausgehen lassen. Etwas, das man hält, fallen lassen. Das Seil fahren lassen. Die Fahne fliegen lassen. Jemanden zu Grunde gehen lassen. Wir wollen es dabey bewenden lassen.

In sehr vielen Fällen bekommt die ganze *R. A.* allerhand Neben: Bedeutungen, welche sich ohne allzu große Weitläufigkeit nicht unter gewisse Classen bringen lassen. Lassen Sie es gut seyn, billigen Sie es immer, tadeln Sie es nicht, kränken Sie sich nicht darüber. Laß es nur gut seyn, ich werde ihn schon abführen. Etwas seyn lassen, es bleiben lassen, es unter Weges lassen, im gem. Leben, es nicht thun, es unterlassen. Laß es seyn, bedeutet oft so viel als gesetzt. Eine Sache, eine Arbeit liegen lassen, sich nicht mehr mit ihr beschäftigen. Laß dir das gesagt seyn, nimm es zu Herzen.

In einigen Fällen steht die ganze Wort: Fügung mit lassen an statt eines Passivi. Ich habe mir sagen lassen, es ist mir gesagt, erzählt worden, man hat mir gesagt. Unser Geist hat einen nochwendigen Gang, sich von jeder Art der Schönheit rühren zu lassen, gerührt zu werden.

In andern steht es ganz müßig. Er läßt sich nichts verdrießen, es verdrießt ihn nichts. Er läßt
es

es sich vortreflich schmecken, es schmeckt ihm vortreflich. Er läßt sich nichts anfechten, es ficht ihn nichts an. Laß ihn nur erst groß werden, wenn er nur erst groß wird. Laß mich nur kommen, wenn ich nur komme. Wo es in einigen Fällen auch den unwilligen Tadel begleitet. Wie hast du dir das Können einfallen lassen? Er ließ sich träumen, daß er der erste sey.

(2) Figürlich und als ein Activum, wo das dazu gehörige Zeit: Wort sehr häufig verschwiegen wird, indem bald das Haupt: Wort allein, bald ein Neben: Wort, bald auch ein Vor: Wort steht. Laß es so wie es ist, nämlich bleiben. Eine Sache in ihrem vorigen Stande lassen. Bier, Wein von dem Fasse lassen, nämlich fließen. Sein Wasser lassen, seinen Urin fließen lassen. Dem Pferde den Zügel lassen, nämlich schießen.

Besonders mit Vor: und Neben: Wörtern. Die Thüre offen lassen, nämlich stehen. Den Acker wüß lassen, nämlich liegen. Jemanden ungehindert in die Stadt lassen. Die Gelegenheit aus den Händen lassen.

2. Erlauben, verstaten, welche Bedeutung oft mit der vorigen zusammen fließt.

(1) Eigentlich, wo es bald wieder vollständig gebraucht wird, mit dem Infinitiv des Zeit: Wortes. In diesem Falle ist es wieder ein Neutrum, dagegen es, wenn kein Infinitiv dabey steht, gemeinlich auch als ein Activum gebraucht werden kann. Laß mich diese Erzählung bis auf eine andere Stunde aufbehalten. Laß diesen Verlust deine Stärke nicht beugen. Wollen Sie meine Bitte Statt finden lassen? O! lassen Sie mich gehen und zu mir selber kommen! Laß die Sache nicht zu weit kommen. Dazu will ich es nie wieder kommen lassen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden lassen. Lassen Sie sich ihren Irr:

etum benehmen. Er läßt sich nichts nehmen. Er will sich nicht trösten lassen. Man lasse sich solche Leute nur einmahl über den Kopf wachsen. Laß mich dieses Glück genießen! Ach, lassen Sie sich mein Unglück erzählen! wohin auch die in der gemeinen Höflichkeit übliche Formeln gehören, lassen Sie sich was Neues erzählen, ich will Ihnen mit Ihrer Erlaubniß etwas neues erzählen, lassen Sie nur mit sich reden, u. s. f.

Bald mit einem Haupt: Worte in der vierten Endung der Sache und der dritten der Person, ohne Zeit: Wort. Einem den Vorzug lassen, ihm denselben verstaten. Lassen Sie mir nur Zeit, Ruhe. Lassen Sie mir meine Freude. Besonders, im Verß einer Sache lassen, oder setzen. Ich habe ihm das Buch gelassen, überlassen. Ich will es Ihnen für zehn Thaler lassen. Für den Preis, oder um den Preis kann ich es nicht lassen.

Imgleichen mit Neben: Wörtern, oft mit allen Neben: Begriffen. Ich lasse keinen Dreyer herunter, verstatte nicht, daß man mit ihm abbreche. Jemanden hinaus, hinauf, heraus, herauf lassen, u. s. f. verstaten, daß er hinaus u. s. f. gehe. Besonders für zurück lassen. Wo hast du das Buch gelassen? Ich habe es in der Stube, auf dem Tische gelassen. Laß ihn hier. Er fängt wieder da an, wo er es gelassen hat, wo er aufgehört hat. Imgl. für übrig lassen. Die Diebe haben ihm nichts gelassen.

Wie auch mit Vor: Wörtern. Jemanden in Ruhe lassen, im gem. Leben, ihn mit Frieden lassen. Ich lasse dich nicht von der Stelle, nicht aus dem Hause. Jemanden vor sich lassen, ihn von sich lassen. Niemanden über sein Geld lassen. Einem etwas auf dem Halße, über dem Halße lassen. Jemanden

manden bey seinem Amte, in seiner Freyheit lassen.

(2) Figürlich; wohin

(a) Diejenigen Fälle gehören, wo das einfache Zeit: Wort, doch nur als ein Neutrum, an statt eines zusammen gesetzten steht, wo die Figur von dem Zurücklassen entlehnet wird. Jemand lassen, ihn verlassen, von ihm ablassen, aller Gemeinschaft und Verbindung mit ihm entsagen; wofür man auch sagt, von einem lassen. Von seiner Meinung nicht lassen wollen, sie nicht ablegen wollen. Imgl. für unterlassen. Ich habe es ihm schon oft gesagt, aber er läßt es doch nicht. Das Böse lassen. So sagt schon Otfried lazan sin thaz slafan, das Schlafen unterlassen, und in der alten waldensischen Sprache ist layla gleichfalls unterlassen. In welcher Bedeutung auch der Infinitiv als ein Haupt: Wort gebraucht wird, besonders in Verbindung mit dem Haupt: Worte Thun. Sein Thun und Lassen. Wie auch für nachlassen. Ich lasse dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen.

Imgleichen einige besondere N. A. Sein Leben lassen, verstaten, daß es auf gewaltsame Art genommen werde. Die Bienen lassen, sagt man im gem. Leben für schwärmen. Er hat so viel Getreide, daß er es nicht zu lassen weis, daß er es nicht räumlich unter zu bringen weis. Und nach einer noch weiten Figur. Ich brauche Trost, ich weis mich vor Schmerz nicht zu lassen, habe keine Ruhe an keinem Orte, weis mich nicht zu fassen. Er weis sich vor Freude nicht zu lassen, nicht zu fassen.

(b) Den Grund der Möglichkeit oder doch der Thunlichkeit eines Prädicates enthalten, möglich, rathsam, thunlich seyn, als ein Neutrum in der dritten Person, und mit dem Infinitiv des folgenden Zeit: Wortes. Die Anstalten lassen es nicht anders ver-

mit

muthen. Sein Betragen läßt es nicht hoffen. Diese Umstände lassen mich im Voraus sehen, daß es nicht gelingen wird.

Ingl. als ein Reciprocum. Das läßt sich nicht sagen, nicht thun. Davon ließe sich vieles sagen. Die angenehme Empfindung läßt sich nur durch reichhaltige Gegenstände erregen. Dabey läßt sich nicht viel Ehre einlegen. Das läßt sich nicht begreifen, nicht denken, nicht hoffen. Holz läßt sich nicht dehnen.

Wohin nach einer noch weitem Figur, auch die in der vertraulichen Sprech-Art üblichen elliptischen R. A. gehören. Das Buch läßt sich lesen, man liest es nicht ganz ohne Vergnügen. Die Gründe, die er anführt, lassen sich hören, sind nicht unbündig. Das läßt sich sehen, man sieht es nicht ohne Vergnügen, ohne Verfall.

3. Die befehlende oder veranlassende Ursache einer Veränderung seyn, eine Sache befehlen, veranstellen, machen, daß sie geschieht; wo im Französ. faire auf ähnliche Art gebraucht wird.

Sowohl mit dem Infinitiv eines andern Zeit-Verbes und als ein Neutrum. Ein Kind etwas auswendig lernen lassen, durch Befehl. Ich habe es ihm schon schreiben lassen. Er hat es mich wissen lassen. Einen Brief übergeben lassen. Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute. Lassen Sie es mich wissen, machen Sie es mir bekannt. Ich darf ihn davon nichts merken lassen. Es läßt sich niemand weder sehen noch hören. Lassen Sie es mich doch sehen, zeigen Sie es mir doch. Waren kommen lassen. Ich lasse es an nichts fehlen. Sich auf der Flöte, auf der Violine hören lassen. Laß einmahl hören! sage es. Ich werde mich dankbar finden lassen. Einen etwas

Kosten

Kosten lassen, es ihm zu Kosten geben. Ein Haus bauen, ein Buch drucken, ein Kind taufen lassen.

Hierher gehört auch derjenige Gebrauch dieses Zeit-Verbes, da man den Imperativ anderer Sprachen vermittelst desselben auszudrücken pflegt. Laßt uns die Prüfungen des Himmels gehorsam erdulden.

In manchen Fällen bleibt auch hier das Zeit-Wort weg. Blut lassen, dessen Ausfluß durch Deffnung der Ader bewerkstelligen, wofür man im g. L. sagt, die Ader lassen, oder zur Ader lassen. Sich gegen jemanden heraus lassen, ihm etwas eröffnen. Besonders von gewissen Arten der langsamen Bewegung nach unten zu. Sich niederlassen, sich setzen. Sich auf die Knie lassen. Besonders vermittelst eines Seiles. Einen Sack Getreide von dem Boden lassen. Sich in den Brunnen lassen. Daher nach einer noch weitem Figur, sich zu jemanden herab lassen, sich nach seinem niedrigeren Stande, Schwachheiten, Vorurtheilen, u. s. f. bequemen.

Wenn dieses Zeit-Wort noch ein anderes im Infinitiv bey sich hat, so ist es allemahl ein Neutrum; steht es aber ohne ein Zeit-Wort, so wird es zuweilen thätig, und kann auch im Passivo gebraucht werden.

Das Zeit-Wort, welches dem lassen beygefellert wird, steht allemahl im thätigen Infinitiv der gegenwärtigen Zeit ohne zu. Laß ihn kommen, befehl, veranlasse, daß er komme. Welcher thätige Infinitiv auch bleibt, wenn gleich der Verstand den leidenden erfordert. Man ließ ihn rufen, sowohl, man erlaubte, daß er rufen konnte, als auch, man befahl, daß er gerufen würde. Welches denn freylich zuweilen eine Zweydeutigkeit macht; z. B. man lasse ihn würgen, wo nur der Zusammenhang entscheiden kann, ob würgen thätig oder leidend verstanden werden muß. Lassen selbst, verliert, wenn es in Verbindung mit einem andern Zeit-Worte in einem zusammen gesetzten Tempore steht, sein Augment ge. Ich habe es ihm schreiben lassen, nicht schreiben gelassen. Doch alles dieses hat es mit den Zeit-Wörtern sehen, hören, lernen, lehren, wollen, können, müssen, dürfen, mögen

mögen und heißen, gemein; welches aber noch nicht hinreicht, es zu einem Hülfsworte zu machen, wie von vielen Sprach-Lehrern geschieht.

Wenn der Casus der Person sich auf das bey Lassen befindliche Zeit-Wort bezieht, so bleibt derselbe auch in dieser Verbindung unverändert. Er hat mich grüßen lassen, weil grüßen die vierte Endung erfordert. Laß dir an meiner Gnade gnügen. Laß dir sagen. Laß mir deine Hand beystehen, Ps. 119, 173. Laß mir deine Barmherzigkeit wiederfahren, Ps. 119, 77. Weil die Zeit-Wörter genügen, sagen ic. schon an und für sich die dritte Endung erfordern.

Bezieht sich aber die Person auf das Zeit-Wort lassen, so löse man die ganze Redens-Art auf. Steht alsdann die Person in der ersten Endung, so muß sie in Verbindung mit dem lassen und dem dazu gehörigen Zeit-Worte in der vierten stehen. Laß ihn nichts davon merken, d. i. mache, veranstalte, daß er nichts davon merke. Du lässest mich erfahren viele und große Angst, Ps. 71, 20. Er ließ sie es fühlen, Nicht. 18, 16.

Dieses sehr alte Zeit-Wort lautet im Oberdeutschen und in den damit verwandten Sprachen und Mund-Arten schon von des Kero Zeiten an, lazzan, lazin, im Imperf. schon im 2ten Jahrh., ich laiz, im Ital. lasciare, im Franz. laisser, im Wallach. lasce. Im Ungarischen ist lassadom, und im Lappländ. laazhiidam, ich lasse nach. Andere, besonders nördlichere Sprachen und Mund-Arten, verwandeln den Fisch-Laut, ihrer Gewohnheit nach, in ein t, wie das alte Gothische letan bey dem Ulfhilaß, das Niderf. laten, das Angelf. laetan, das Engl. to let, das Schwed. låta, das Dänische lade. Noch weichere Sprachen, stoßen das t oder d gar aus, wie das alte Oberd. laan, das Griechische lehn, das Albanische lin, und in dem Ircländischen ligim löset es sich gar in einen Gaumen-Laut auf. Daß es mit los, laß, dem Niderf. lat, spät, und dem Lat. laxare, genau verwandt ist, ist wohl gewiß; ob sich gleich der erste und ursprüngliche Stamm-Begriff, wegen des hohen Alters und vielfachen Gebrauchs, nicht mit Gewißheit angeben läßt. Einige Sprachen und Mund-Arten haben noch ein anderes ähnliches Zeit-Wort, welches der Gegensatz unsers lassen ist, und

und verhindern bedeutet; wie das Gothische latjan, das Schwed. låtja, das Angelf. laetan, das Isländ. letia, das Niderf. letten. Allein, dieses stammet wohl unmittelbar von dem Niederdeutschen lat, spät, ab.

Mit Lassen zusammengesetzte Zeit-Wörter und davon abstammende Haupt-Wörter, und deren Bedeutung.

Ablassen, welches in seinen mehresten Bedeutungen elliptisch ist, und ein anderes ausgelassenes Zeit-Wort voraussetzt. Es ist aber

1. Ein Activum, und bedeutet alsdann überhaupt, einen Körper seiner natürlichen Bewegung überlassen. Besonders, (a) was zurück gehalten war, gehen lassen. Den Bogen ablassen. Ein Schloß ablassen, d. i. dessen Feder abgehen lassen. Ein Schiff ablassen, es vom Stapel laufen lassen. Einen Teich, einen Fluß ablassen, d. i. das Wasser in demselben fließen lassen; s. Th. I. S. 107. Ein Faß Wein, d. i. den Wein im Fasse, ablassen, abzapsen. (b) Jemanden eine Sache ablassen, d. i. abtreten, sie ihm überlassen. (c) Abschießen, absenden. Einen Brief, ein Schreiben an jemand ablassen. Er hat versprochen, einige Zeilen an mich abzulassen. (d) Den Ofen ablassen, in den Schmelz-Hütten, für aufhören zu schmelzen, ist eine elliptische R. A. welche sich vermuthlich auf die Blasfeibälge bezieht, welche alsdann eigentlich abgelassen, d. i. abgehängt werden; im Gegensatz des Anlassens. (e) Etwas am Preise ablassen, d. i. eine Verminderung des geforderten Preises bewilligen. Ich kam von den zehn Thalern nichts ablassen. (f) Die Sohlen ablassen, bey den Schustern, bedeutet so viel, als sie am Rande abhängig schneiden, dünner machen.

Vom Ablassen der Milch, s. Th. I. S. 108.

2. Ein Neutrum, welches das Hülfswort haben zu sich nimmt, für aufhören etwas zu thun, von einer Sache abstecken. Von der Arbeit ablassen. Vom Bösen ablassen. Von einer Person ablassen, d. i. die Liebe zu ihr fahren lassen. Von einem ablassen, d. i. sowohl ihm seine Hülfe versagen, als auch aufhören ihn zu strafen, kommt in Lutheri Bibel-Üebersetzung zwar oft, außerdem aber fast gar nicht mehr vor. Eben so unangenehm klingen im Hochdeutschen die oberdeutschen R. A. ablassen zu zürnen, zu weinen, zu bauen, u. s. f.

Daher die Ablassung, in allen obigen Bedeutungen, besonders des Activi.

Ablassen, Niederf. aflaten, Dän. aflade, war in der 5ten thätigen Bedeutung ehemals von weiterm Umfange, wie man aus einigen Beyspielen beyh. Hakt aus h. v. sehen kann. Und von dieser Bedeutung kommt vermuthlich auch das Hauptwort Ablass in der kirchlichen Bedeutung vor.

1. Anlassen, welches in seinen meisten Bedeutungen sehr elliptisch ist, und ein anderes Zeitwort voraussetzt. Es wird gebraucht:

1. In eigentlicher Bedeutung, für anbehalten lassen. Ich will ihm den Rock immer anlassen. Für anlaufen lassen, d. i. anheizen; einen Hund anlassen, auf etwas anlassen. Insgl. Das Wasser eines Teiches anlassen, d. i. anlaufen lassen, und dann auch metonymisch, einen Teich anlassen, d. i. mit Wasser anfüllen; s. Th. II, S. 194. Für angehen lassen, d. i. anfangen lassen zu gehen. So bedeutet in den Schmelzhütten, die Bälge anlassen, oder nur schlechthin anlassen, so viel als anfangen zu schmelzen, im Gegensatz des Ablassens.

2. In figürlicher Bedeutung. Einen übel anlassen, d. i. ihn mit harten Worten empfangen, ihm einen harten Verweis geben, ihn anfahren. So

302

zornig wollen Sie ihn anlassen? Gell. Die Figur in dieser Bedeutung ist etwas dunkel; vielleicht ist sie von dem anlaufen lassen wilder Schweine hergenommen.

Frisch hat von diesem Zeitworte das Beywort anlässlich, anlässige Worte, d. i. die Streit veranlassen können; allein es muß dieses Beywort entweder veraltet, oder nur in einigen Gegenden üblich seyn.

2. Anlassen, von lassen, scheinen, das Ansehen haben. Es läßt sich zum Kriege an, d. i. es scheint, daß ein Krieg entstehen werde. Es läßt sich zum Frieden an. Wie läßt sich die Sache an? Die Sache läßt sich gut, übel, schlecht, vortrefflich an. Es läßt sich nicht darnach an, d. i. es hat nicht den Anschein dazu. Es läßt sich an, als wenn keine Arzneey mehr helfen wollte. Der Knabe läßt sich gut an, d. i. macht viele Hoffnung.

Auflassen. 1. Aufstehen lassen, doch nur im g. L. Man wollte ihn nicht auflassen.

2. Offen stehen lassen, offen lassen. (1) Eigentlich. Die Thüre, das Fenster auflassen. Das Zimmer, das Haus auflassen, d. i. die Thüre zu demselben.

(2) Figürlich. a) Verlassen, doch nur in den Bergwerken, wo, eine Erzgrube auflassen, so viel bedeutet, als sie verlassen, nicht mehr mit Arbeit besetzen. Daher kommt auch das Wort auflässig; die Zeche ist auflässig geworden, d. i. verlassen worden. b) Abtreten, überlassen, sich seines Rechtes an einer Sache begeben. In diesem Verstande war auflassen ehemals von einem sehr häufigen Gebrauche, indem fast eine jede, besonders gerichtliche Abtretung und Ueberlassung einer Sache dadurch ausgedrückt wurde. Ein Gut vor dem Rathe, vor dem Gerichte auflassen. Insgl. in den Lehn-Rechten, einem ein Lehn auflassen, d. i. abtreten, welches

Oef. technol. Enc. LXV. Th.

L

am

am häufigsten von dem Lehn:Manne, zuweilen aber auch von dem Lehn:Herrn vorkommt, und auch aufgeben und auffenden genannt wurde. Nieders. uplaten, und laten; Schwed. uplåta. Daher der Auf:laß: Brief, diejenige Urkunde, worin man einem Andern eine Sache abtritt; das Auf:laß: Geld, dasjenige Geld, welches der Verkäufer bey Auflassung eines Lehens dem Lehn:Herrn bezahlt, im Gegensatz der Lehnware, welche der Käufer entrichtet. Indessen ist diese ganze Bedeutung mit allen davon gemachten Zusammensetzungen, heut zu Tage größtentheils veraltet.

Das Haupt: Wort die Auflassung kann in allen obigen Bedeutungen gebraucht werden.

Auslassen, setzt, so wie die meisten mit Lassen zusammengesetzten Zeit: Wörter, ein anderes Zeit: Wort voraus. Es bedeutet aber:

1. Auszuschmelzen, oder ausfließen lassen, im g. L. Butter, Fett, Talg auslassen, d. i. ausschmelzen. Ausgelassene Butter.

2. Aus einander lassen. Ein Kleid auslassen, bey den Schneidern, es durch Austrennung einer eingeschlagenen Naht weiter machen.

3. Ausbleiben lassen, weglassen. Eine Stelle, ein Wort auslassen. Ein ausgelassenes Wort.

4. Ausgehen lassen, von dem Feuer. Den Ofen auslassen, in den Schmelz: Hütten, d. i. aufhören zu arbeiten, Schicht machen.

5. Hinauslassen. a) Eigentlich Linen auslassen, d. i. aus dem Zimmer. Das Vieh auslassen, aus dem Stalle. b) Figürlich, bekannt werden lassen. (1) Linen Befehl auslassen, in Ober: Deutschland, wofür man im Hochdeutschen lieber erlassen sagt. (2) Seine Gedanken über etwas auslassen, d. i. bekannt machen. Ingl. metonymisch, sich über etwas auslassen, d. i. seine Gedanken darüber durch Worte

Worte an den Tag geben. Er läßt sich hierüber sehr nachdrücklich gegen mich aus. Ob es gleich in dieser Bedeutung absolute im Hochdeutschen nicht mehr gebräuchlich ist. (3) Sich auslassen, sich zeigen, eine im Hochdeutschen seltene Bedeutung. (4) Freyen Lauf lassen, ausbrechen lassen. Seine Empfindlichkeit über etwas auslassen. (5) Gehört auch hierher das Particip. Passiv. ausgelassen, denjenigen sittlichen Zustand zu bezeichnen, da man seine Begierden, besonders den Trieb zur Lustigkeit ohne Einschränkung zu befriedigen sucht. Er ist ganz ausgelassen, d. i. auf eine ausschweifende Art lustig. Ein ausgelassener Mensch.

Daher Ausgelassenheit. 1. Die Fertigkeit ausgelassen zu seyn, oder seinen Begierden den Ausbruch zu lassen. Die Ausgelassenheit dieses Menschen ist groß. 2. Eine ausgelassene Handlung. Sie verüben noch immer viele Ausgelassenheiten. Das Parterre legt sein Mißvergnügen gern durch allerley Ausgelassenheiten an den Tag.

So auch die Auslassung, in allen eigentlichen Bedeutungen des Zeit: Wortes.

Die Figur in dieser letzten Bedeutung scheint von dem jungen Viehe hergenommen zu seyn, welches seine Freude auf eine ausschweifende Art an den Tag legt, wenn es aus den Ställen gelassen wird.

Belassen, ist nur im Oberdeutschen für bewenden lassen, üblich. Ich habe es dabey belassen, d. i. gelassen. Wie er nicht gemeint sey, von seiner Erklärung abzugehen, sondern es vollkommen dabey belasse. Bey dem Ottfried bedeutet bilazzen so viel als erlassen.

Beylassen, siehe Zulassen.

Durchlassen, durchgehen lassen, durchlaufen lassen, durchfließen lassen. 1. So fern lassen bloß verstanden bedeutet. Das Thor war verschlossen, und

man wollte uns nicht durchlassen. Hier wird niemand durchgelassen. Jeder läßt keine Feuchtigkeit durch, d. i. durchstießen. 2. So fern lassen eine mehrere Thätigkeit mit einschließen. Erze durchlassen, in den Schmelz-Hütten, sie durch den Ofen gehen lassen, d. i. sie ausschmelzen. Auf ähnliche Art sagt schon Optik:

Vor alles Gold, so fein und durchgelassen,

Pf. 119, 64.

obgleich dieses Zeit-Wort von dem Golde nicht gebräuchlich ist. Getreide, Sand durchlassen, es durch ein schräge stehendes Sieb (durch den Durchlaß, s. Th. IX S. 746), werfen, um es zu reinigen. Silber-Zaine durchlassen, in den Münzen, sie in dem Durchlaß dünner walzen. So auch die Durchlassung.

Einlassen, s. im X Th. S. 353, f.

Entlassen, s. im XI Th. S. 74.

Erlassen. 1. Ergehen lassen. Ein Schreiben erlassen, für ablassen. Einen Befehl erlassen, im g. L. auslassen, ausgehen lassen. Ein erlassener Befehl.

2. Nachlassen, von einer Verbindlichkeit befreien, entweder mit der vierten Endung der Person und der zweiten der Sache, besonders im Oberdeutschen. Jemanden seines Eides erlassen. Erlassen Sie mich dieser Pflicht. Oder auch, und zwar am häufigsten, mit der dritten Endung der Person und der vierten der Sache. Einem den Eid, eine Pflicht erlassen. Die Frohndienste sind ihnen erlassen worden. Den Unterthanen die rückständigen Steuern erlassen. Einem Greveier die Strafe erlassen. Besonders von der Bezahlung einer Schuld frey sprechen. Dem Schuldner seine Schuld erlassen, sie ihm schenken. Er hat ihm die ganze Schuld erlassen. Imgl. von der Verbindlichkeit eines Amtes befreien, entlassen, mit der vierten Endung der Person und der zweiten der

der Sache. Einen Beamten erlassen, ihn seines Dienstes erlassen; wofür doch entlassen üblicher ist. Um seine Erlassung bitten. Seine Erlassung bekommen.

3. Von einer verwirkten Strafe befreien, für vergeben, in der biblischen Schreib-Art. Deine Sünden sind dir erlassen.

So auch die Erlassung in allen obigen Bedeutungen.

Erläßlich, erläßlich; siehe Läßlich.

Herab lassen. Etwas mit Stricken herab lassen, wenn der Redende unten ist, hinab, wenn er oben ist. Imgl. figürlich, sich zu jemanden herab lassen, von Personen höhern Standes, wenn sie sich mit Geringern in eine Art von Gleichheit setzen. Sich zu den ärmsten Personen herab lassen. Nach einer noch weitem Figur, sich nach ihren Einsichten, nach ihren Fähigkeiten bequemen. Sich zu dem Gesichtkreise, zu den Fähigkeiten des großen Hauses herab lassen. Sich zu den Schwachheiten anderer herab lassen.

Hier sollte billig hinab stehen; allein herab hat schon die Zeit-Dauer und eine allgemeine Gewohnheit für sich; man müßte denn behaupten, daß in diesen figürlichen Arten des Ausdruckes, die Richtung der Bewegung in Absicht auf den Redenden, in keine Betrachtung komme. Für die im gem. Leben übliche N. N. etwas von dem Preise herab lassen, sagt man richtiger und gewöhnlicher, ablassen.

Daher die Herablassung, die Handlung des Herablassens. Die Herablassung eines Steines, wenn solches vermittelst der Seile von einem höhern Orte geschieht. Am häufigsten im figürlichen Verstande, die Bequemung nach anderer geringerm Stande, oder schwächern Einsichten. Mit der größten Herablassung zu seinen Bedienten reden. Die Her-

ablassung zu anderer Schwachheiten, Fähigkeiten und Einsichten.

Heraus lassen. Jemanden heraus lassen, aus einem Ort nach sich zu.

Herlassen, zu der redenden Person lassen; im Gegensatz des hinlassen. Man wollte ihn nicht herlassen.

Hinlassen, an einen entfernten Ort lassen; im Gegensatz des herlassen. Man wollte mich nicht hinlassen.

Hinterlassen, s. im XXXIII Th., S. 574, f.

Nachlassen, ist in doppelter Gestalt üblich.

I. Als ein Activum.

1. So fern nach so viel als hinter bedeutet, hinter sich lassen, zurück lassen.

(1) Eigentlich, wo es hauptsächlich von Personen und Sachen gebraucht wird, welche man nach dem Tode in der Welt zurück läßt; im Oberd. hinterlassen. Er hat nicht viel Vermögen nachgelassen. Die nachgelassenen Freunde. Siehe Nachlaß.

(2) Figürlich, für unterlassen, nicht thun, nicht beobachten. Wir haben ihnen auch Geld gethan und Getreide, den Wucher aber haben wir nachgelassen, Nehem. 5, 10. Im Hochdeutschen ist diese Bedeutung fremd, wenigstens ungewöhnlich. Noch ungebräuchlicher aber ist die Bedeutung des Aufhebens, in welcher es Richt. 2, 1. vorkommt: ich wollte meinen Bund mit euch nicht nachlassen ewiglich.

2. So fern nach eine Zeit-Folge und Ordnung bedeutet, ist nachlassen in den Salzwerken so viel als nachfüllen. Die Salz-Pfannen werden nachgelassen, wenn die Sohle eingekocht ist, und frische nachgegossen wird.

3. So

3. So fern nach von der Richtung gebraucht wird, seiner natürlichen Richtung folgen lassen, die Spannung, den Widerstand vermindern.

(1) Eigentlich. So läßt man ein Seil, einen Strick, einen Faden nach, wenn man ihn nicht mehr so fest hält, sondern ihn einem Theile nach, oder ein wenig gehen läßt, wofür auch nachgeben üblich ist. Die Hunde nachlassen, bey den Jägern, sie auf eine Fährte anlassen, sie der Fährte nachgehen lassen. Eine Schraube nachlassen, sie locker schrauben. Wo es auch absolute als ein Neutrum gebraucht wird.

(2) Figürlich. a) Einem etwas nachlassen, es ihm zulassen, verstaten. Ich habe ihm schon vieles nachgelassen, verstatet. b) Einem Theile nach fahren lassen, seine Ansprüche, seinen Widerstand vermindern. Er hat von den geforderten 50 Rthlr. zehn nachgelassen. An dem Preise, von dem Preise etwas nachlassen. Ich kann nichts nachlassen, an dem Preise. Es ist ihm nichts an der Strafe nachgelassen worden. So auch in Ansehung anderer Ansprüche oder Gerechtsamen. Imgl. seinen Widerstand vermindern, wo es gemeiniglich absolute gebraucht wird, wie nachgeben. Er läßt schon nach, widerseht sich nicht mehr so heftig. Nachlassen stillt groß Unglück, Pred. 10, 4.

11. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, der Heftigkeit, der Intension nach vermindert werden; eine Fortsetzung der vorigen Bedeutung. Die Kälte, die Hitze, die Krankheit läßt nach. Die Schmerzen wollen noch nicht nachlassen. Sein Zorn hat nachgelassen. Seine Hitze hat bald nachgelassen. Ich merke schon, daß ihr Eigensinn nachläßt. In den Salz-Hütten läßt das Salz nach, wenn es sich fest.

Daher die Nachlassung, welches doch nur in der Bedeutung des Activi üblich ist.

L 4

Der

Der Nachlaß, dasjenige, was nachgelassen wird, besonders was ein Verstorbener sowohl an beweglichen als unbeweglichen Vermögen nach: oder zurück läßt; die Verlassenschaft, im Oberdeutschen die Nachlassenschaft, ehedem auch das Gelaß, bey dem Winsbeck Geleße, bey dem Rorcker Gelazze, Nieders. Nalaat. Den Nachlaß unter sich theilen.

Niederlassen, niedergehen oder niedersinken machen, von oben herab lassen. Den Vorhang niederlassen. Die Klappe eines Tisches niederlassen. Jemanden an einem Seile von einem Thurme niederlassen. Die Segel niederlassen. Jngl. als ein Reciprocum. Sich niederlassen. Sich von einem Thurme niederlassen, vermittelt eines Seiles. Die Vögel lassen sich nieder, wenn sie nach und nach aus der Luft nach der Erdofläche zu kommen. In engerer Bedeutung ist sich niederlassen ein anständiger Ausdruck für das gemeinere sich setzen. Figürlich bedeutet sich an einem Orte niederlassen, seinen Aufenthalt, seine Wohnung daselbst nehmen. Sich häuslich an einem Orte niederlassen.

So auch die Niederlassung. Schon bey dem Ottfried nitharlazan.

Ueberlassen. 1. Ueberlassen, (der Ton auf über), ich lasse über, über gelassen, über zu lassen.

(1) Für übrig lassen, eine im Hochdeutschen in der edeln Schreib: Art veraltete Bedeutung. Und sollt nichts davon überlassen, 2 Mos. 12, 10. Es soll nichts übergelassen werden, bis an den Morgen, 3 Mos. 7, 15. Und in andern Stellen mehr. Da es hier ein wahres Neben: Wort ist, so schreibt man es auch, so wie in den übrigen Fällen, wo es für übrig steht, richtiger getheilt, über lassen. Im gem. Leben einiger Gegenden ist der Ueberlaß, dasjenige, was man übrig läßt, was übrigbleibt. (2) Für hinüber oder herüber lassen, auch nur im gem. L.

Man

Man wollte uns nicht überlassen, über den Fluß. Auch hier wird es als ein Neben: Wort besser getheilt geschrieben, und alsdann machen auch die Wörter, wo über für übrig, oder auch für hinüber und herüber steht, keine Ausnahme von der Regel, daß, wenn die mit über zusammen gesetzten Zeit: Wörter Activa sind, der Ton auf dem Zeit: Worte liegt.

2. Ueberlassen (der Ton auf lassen), ich überlasse, überlassen, zu überlassen, mit der vierten Endung der Sache und der dritten der Person.

(1) Durch einen Kauf oder Tausch in den Besitz eines andern kommen. Ueberlassen Sie mir Ihren Garten, verkaufen Sie ihn mir. Er hat mir sein Pferd überlassen, verkauft oder vertauscht. (2) In weiterer Bedeutung, den Besitz, den Willen, die Leitung eines andern, in Rücksicht auf ein anderes Ding nicht hindern. Eine Armee überläßt ein Land, eine Stadt dem Feinde, wenn sie sich zurück zieht, und ihn dieselbe ohne Hinderniß in Besitz nehmen läßt. Sich einer Leidenschaft, sich ohne Gram, der Freude u. s. f. überlassen, sich ohne Widerstand von ihr beherrschen lassen. Ueberlassen Sie sich nicht dem Ungeßüm Ihres Herzens. Ueberlaß mich meinem Schicksale. Ich überlasse mich Ihnen ganz, Ihrer Leitung, Ihrem Rathe. Ueberlassen Sie das mir, zu thun, zu verrichten, dafür zu sorgen.

Daher die Ueberlassung, besonders für Verkauf oder Abtritt des Besizes. Die Ueberlassung eines Gutes.

Unterlassen, etwas nicht thun, welches zu thun man einige Bestimmung hatte. Mit dem Infinitiv der Zeit: Wörter und dem Wörtchen zu. Warum hast du unterlassen, mir Nachricht davon zu geben? Ich habe nicht unterlassen wollen, Ihnen zu schreiben. Jngl. mit dem Infinitiv als ein Haupt: Wort.

Unterlasse das Trinken, das Spielen; wo im g. L. oft das einfache lassen übrig ist. Sehr häufig auch mit dem Reciproco es. Ich konnte es unmöglich unterlassen. Warum hast du es unterlassen, mir Nachricht davon zu geben? Wir hatten beschlossen zu verreisen, allein wir unterließen es. Von andern Haupt-Wörtern ausser den Infinitivis lassen sich gemeiniglich nur diejenigen mit unterlassen ausdrücken, welche in dem Gegensatze mit thun ausgedrückt werden können. So sagt man seine Pflicht, seine Schuldigkeit, sein Gebet, eine Handlung, eine Sünde, ein Verbrechen unterlassen, weil man sagt, seine Pflicht, seine Schuldigkeit u. s. f. thun. Einige Fälle machen auch hier Ausnahmen; eine Gewohnheit, einen Gebrauch, das Gebet unterlassen, ob man gleich nicht gern mehr sagt, eine Gewohnheit, einen Gebrauch, das Gebet thun. Allein Gottes Bund unterlassen, 1 Mos. 17, 14. Gottes Wort unterlassen, Apost. 6, 2. Eine Gelegenheit, einen Tag unterlassen, für vorbey lassen, u. s. f. sind zu harte Ellipsen, als daß sie sich verteidigen ließen.

Daher die Unterlassung, der Zustand, da man etwas nicht thut, welches zu thun man einige Bestimmung hat. Die Unterlassung des Schreibens, einer Pflicht, des Gebetes, u. s. f. Daher die Unterlassungs-Sünde, die strafbare Unterlassung einer befohlenen Handlung, die Uebertretung eines Forderungs-Gefehes; im Gegensatze der Begehungs-Sünde, die Uebertretung eines Verbothes.

Verlassen, ist in einer doppelten Haupt-Bedeutung üblich.

1. Hinter sich lassen, zurück lassen, daß vornehmlich eine intensive Kraft hat, indem das einfache lassen ehedem häufig in diesem Verstande gebraucht wurde, und zum Theil noch gebraucht wird.

(1) Ei-

(1) Eigentlich; wo es nur noch in einigen einzelnen Fällen gebraucht wird, welche überdies größtentheils nur im gem. Leben üblich sind.

a. Man verläßt etwas, wenn man es bey seinem Tode auf der Welt zurück läßt, wofür doch hinterlassen edler und üblicher ist. Er verließ drey Söhne und vier Töchter. Er hat kaum so viel verlassen, daß er begraben werden konnte. Ein großes Vermögen verliessen. Einen guten Namen, zwey Häuser, u. s. f. verlassen. Siehe auch weiter unten Verlassenschaft.

b. Das Eigenthum eines Dinges für Geld abtreten, nur noch hin und wieder im gem. Leben, für die üblichen ablassen und überlassen. Einem etwas verlassen. Das ist nicht zu verlassen, abzulassen. Im Niederf. bedeutet es auch, den Besitz eines unbeweglichen Gutes bestätigen.

c. Als Abrede, als einen Befehl zurück lassen, auch am häufigsten im g. L. Wir haben es so verlassen, bey unserm Abschiede verabredet. Du weißt, wie wirs mit deinem Vater verlassen haben, Job. 11, 2. Ich habe es zu Hause verlassen, befohlen. Siehe weiter unten Verlaß.

(2) In weiterer Bedeutung, seine körperliche Gegenwart einem Dinge entziehen, als ein allgemeiner Ausdruck, der die nähere Art und Weise unbestimmt läßt.

a. Eigentlich. Man verläßt einen Ort, wenn man sich von demselben entfernt, es geschehe nun auf kurze Zeit, oder auf immer. Wir verließen Berlin gestern morgen um acht Uhr, reisten von Berlin ab. Am Abend, wenn die Sonne den Horizont verläßt. Man verläßt eine Person, wenn man von ihr weggeht, sich von ihr dem Orte nach entfernt. Er verließ uns sehr unwillig, ging voller Unwillen weg, aber auch, er ging von uns weg, da wir sehr un-

unwillig waren; welche Zweideutigkeit in allen ähnlichen Ausdrücken herrscht, z. B. ich verließ sie weinend. Ein Haus verlassen, sowohl aus demselben weggehen, als auch aus demselben ausziehen. Die Welt verlassen, sterben. Da verließ ihn (Jesus) der Teufel, Matth. 4, 11. Jesus verließ die Stadt Nazareth, B. 13.

b. Figürlich in verschiedenen engeren Bedeutungen, und mit allerley Neben-Begriffen.

a) Einem Dinge seine Gemeinschaft, seinen Einfluß entziehen, auch als ein allgemeines Wort, daher es in manchen Fällen auch hier wieder besondere Neben-Begriffe bekommt. Ein Mann wird seinen Vater und Mutter verlassen, 1 Mos. 2, 24. Wer verläßt Vater und Mutter um meinetwillen, Matth. 19, 29. Eine Geliebte verlassen, ihr die ihr gewidmete Liebe und Treue entziehen. Ein entlaufener Mann verläßt seine Frau. Der Hirt verläßt die Heerde, wenn er ihr mit seiner Gegenwart zugleich die schuldige Aufsicht entzieht. Das Gesicht verläßt uns, wenn wir schwache Augen bekommen. Das Fieber hat ihn verlassen. Den Feldbau verlassen, und sich der Handlung widmen.

Dahin denn auch die biblischen Ausdrücke gehören, Gott verlassen, Gottes Geboth, die Wahrheit verlassen, den Rath der Ältesten verlassen, die Furcht des Herrn, die heidnische Weise u. s. f. verlassen, von welchen manche auch außer der biblischen Schreib-Art üblich sind. Den Weg der Tugend verlassen.

β) Mit Entziehung der persönlichen Gegenwart auch den Besitz eines Dinges aufgeben. Die Land-Leute haben ihre Güter verlassen. Ein verlassenes Haus. Die Fischer verließen ihre Netze, Matth. 4, 20. Haus und Hof verlassen und davon gehen.

γ) Hülf-

δ) Hülflos lassen, einem Dinge seine Hülfe, seinen Bestand entziehen. Von Gott verlassen seyn. Der Herr verläßt seine Heiligen nicht, Ps. 37, 28. Jemanden im Alter, in einer Krankheit verlassen. Eine verlassene Waise. Man soll dich nicht mehr die Verlassene heißen, Es. 62, 4. Von aller Hülfe verlassen seyn.

2. Sich auf etwas verlassen, als ein Reciprocum, Hülfe, Bestand mit Zuversicht von demselben erwarten. Sich auf Gott, auf seinen Reichtum, auf seine Macht, auf seine Gelehrsamkeit, u. s. f. verlassen. Ich verlasse mich in diesem Sturze auf dich. Er verläßt sich auf das Lügen. Man kann sich nicht auf ihn verlassen. Ich verlasse mich auf niemanden. Sich auf sein Recht verlassen.

In weiterer Bedeutung ist, sich auf etwas verlassen, mit Zuversicht Wahrheit von demselben erwarten. Sich auf Träume verlassen, zuversichtlich hoffen, daß sie in Erfüllung gehen werden. Man kann sich auf ihn, auf sein Wort, auf sein Versprechen nicht verlassen; im g. L. auch, es ist sich nicht darauf zu verlassen. Ich verlasse mich darauf, hoffe zuversichtlich, daß es gewiß geschehen werde. Im Oberdeutschen ist daher verlässig und verlässlich, worauf man sich verlassen kann. Siehe Zuverlässig.

Die Haupt-Wörter das Verlassen und die Verlassung werden nur in den weitern Bedeutungen des Activi gebraucht. Die bössliche Verlassung seines Ehegatten.

Dieses alte Zeit-Wort lautet schon bey dem Kero, Ottfried, u. s. f. *fariazzan*, *firlazzan*, bey dem Alphy *laß fraletan*, im Schwed. *färlata*, im Nieders. *verlaten*. Ehedem bedeutete es auch theils zerlassen, d. i. schmelzen, theils erlauben, *permittere*, theils auch erlassen. In der zweyten Haupt-Bedeutung scheint es eigentlich sich auf etwas steiffen oder stützen, bedeutet zu haben, so daß

daß ver auch hier eine Intension bezeichnet. Wenigstens braucht Dpiß das einfache lassen noch mehrmahls in diesem Verstande.

Gott schüzet mich, auf den ich mich darf lassen.

Indessen steht es dahin, ob verlassen in dieser Bedeutung nicht vielmehr von lassen, scheinen, ehedem auch sehen, abstammet, indem man in ähnlichem Verstande sagt, sich eines Dinges versehen. Das Schwed. förlita, sich auf etwas verlassen, stammet gleichfalls von lita, sehen, ab.

Der Verlaß, von dem vorübergehenden Zeit: Worte, aber nur in einigen Bedeutungen, und auch hier nur im gem. Leben, besonders einiger Gegenden.

1. Der Nachlaß, die Verlassenschaft, was man nach seinem Tode verläßt, nachläßt, oder hinterläßt, nur in einigen Gegenden. 2. Die angenommene oder getroffene Abrede, zuweilen auch wohl ein Vertrag. Dem Verlasse nach. Verlaß nehmen, Abrede. Das war nicht unser Verlaß. Der Rath: Verlaß ist in Nürnberg ein Rath: Schluß. Im Nieders. Verlaat, wo es aber auch Zuverlässigkeit, Vertrauen, Raum, u. s. f. bedeutet.

Die Verlassenschaft, von der ersten Bedeutung des Zeit: Wortes verlassen, was man bey seinem Tode an zeitlichen Gütern verläßt oder hinterläßt; die Hinterlassenschaft, der Nachlaß, im Oberdeutschen das Verlaßthum, in Rücksicht dessen, der sie thut, die Erbschaft.

Vorlassen. 1. Boran oder vorwärts lassen. Jemanden vorlassen. 2. In Jemandes Gegenwart lassen. Er suchte Audienz, man ließ ihn aber nicht vor. Die Partheyen vorlassen, vor Gericht, vor den Richter. Zur Unterredung vorgelassen werden. In beyden Fällen nur in der vertraulichen Sprech: Art. So auch die Vorlassung.

Daher der Vorlaß, von dem vorübergehenden Zeit: Worte, die Handlung des Vorlassens, und das: jen:

jenige, was vorgelassen wird, doch nur in einigen einzelnen Fällen. 1. Die Handlung des Vorlassens. So sagt man in der Jägerey: einem Hühner: Hunde den Vorlaß geben, wenn man denselben mit einem lebendigen Feld: Hühne an einer Leine in einem Zimmer oder Garten abrichtet. 2. Dasjenige, was vorgelassen wird. In der Jägerey wird der Büschel Federn, mit welchem der Falke, wenn er nicht gefangen hat, zurück gelockt wird, das Federspiel, auch der Vorlaß genannt: gemeinlich lautet dieses Wort Vorloß; s. im XII Th., S. 146. Bey dem Keltern des Weines, auch bey dem Destillieren des Brantwein, wird dasjenige, was zuerst ausläuft oder übergeht, der Vorlaß, bey andern der Vorlauf, und bey dem Brantwein der Vorsprung genannt.

Weglassen. 1. Von sich lassen, sich entfernen lassen. Einen Freund nicht weglassen wollen. 2. In eines andern Besitz kommen lassen. Bey dem Verkaufe einer Sache, dieselbe nicht weglassen. 3. Nicht berühren, nicht erwähnen, auslassen. Im Schreiben eine Stelle weglassen, auslassen. Nichts weglassen, was zur Sache gehört. Daher das Weglassen, und in der letzten Bedeutung auch die Weglassung.

Zerlassen, zerfließen lassen, d. i. schmelzen. Wachs, Talg, Bley 2c. zerlassen, flüssig machen. Schon im Nothker zelazen.

Zulassen. 1. Verschlossen lassen. Eine Büchse zulassen, sie nicht öffnen. 2. Sich nahen lassen, den Zugang verstatten. Jemanden in das Schlaf: Zimmer zulassen. In der Land: Wirtschaft läßt man den Ochsen, das Pferd 2c. zu, wenn man sie sich begatten läßt, welches auch beylassen genannt wird. 3. Nicht hindern, was man hindern könnte. Gott läßt manches Böse in der Welt zu. Daher der zulassens

lassende Wille Gottes. Das läßt ihm nicht zu, an etwas anders zu denken. So auch die Zulassung. *Lassi*, oder *Lazzi*, bey den alten Deutschen; siehe im XLI Th., S. 364.

Läßig, ein Fluß im landshutischen Kreise in Niederschlesien; s. Th. LXIV, S. 261.

Lässig, ein Bey- und Neben-Wort, *lässiger*, *lässigste*, von dem Bey- und Neben-Worte *lass* (siehe oben, S. 126), *Laßheit* empfindend, sowohl körperliche Trägheit und Müdigkeit, als auch Mangel des gebührenden Eifers habend und zeigend, und darin gegruudet. *Lässige Hände* macht arm, aber der fleißigen Hand macht reich, Sprichw. 10, 4. Nichtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie, Ebr. 12, 12. Faulheit bringt Schlafen, und eine lässige Seele wird Hunger leiden, Sprichw. 19, 15. Des Herren Werk lässig thun. Jerem. 48, 10.

Im Nieders. ist *lässig*, und im Engl. *lozy*, *faul*, d. i. eine lasterhafte Abneigung vor der Bewegung und pflichtmäßigen Arbeit habend. In dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutschen ist *lässig* eben so ungewöhnlich geworden, als *lass*. Man braucht es noch am häufigsten in der anständigen Schreib-Art für das härtere und niedrigere *faul*.

Lässigkeit. 1. Die Neigung zur *Laßheit*, die Fertigkeit *lässig* zu seyn; zum Unterschiede von der *Laßheit*, dem Zustande. 2. Zuweilen auch die *Laßheit* selbst.

Lasiren, ein Kunst-Wort der Mahler, welches vielleicht aus dem übel verstandenen franzöf. Worte *glacer* entstanden ist, und *glasiren* oder *glaziren* (wie ich auch unter diesem Art. bereits im XVIII Th. S. 771, s. etwas davon erwähnt habe), heißen sollte; beyde bedeuten: eine Farbe mit einer andern durchsichtigen Farbe bedecken. Indem die untere Farbe durch die darüber liegende durchscheint, entsteht aus beyder Vereinigung eine dritte Farbe, die oft schöner und allemahl saftiger ist, als sie seyn würde, wenn beyde schon

schon auf der Palette unter einander gemischt worden wären. Wenn man die Purpur-Farbe mit Himmelblau *lasirt*, so bekommt man ein schöneres Violet, als durch die Mischung der Farbe entstanden wäre. Dieses ist also der Grund, warum die Mahler bisweilen *lasiren*. Die untere Farbe muß stark und durchdringend, die obere, womit *lasirt* wird, schwach seyn, und nicht decken; daher man zum *Lasiren* nur solche Farben brauchen kann, die nicht körperlich genug sind, um für sich zu stehen.

Das *Lasiren* thut eine doppelte Wirkung. Die eigenthümlichen Farben werden dadurch schöner und saftiger, daher es vorzüglich bey seidenen Gewändern gebraucht wird; und dann kann es auch dienen, ganzen Massen eine vollkommener Harmonie zu geben. Man findet, daß einige Künstler, um dieses zu erreichen, ihre Haupt-Partien schon so angelegt haben, daß sie dieselben ganz mit einer sehr dünnen Farbe überlasiren konnten. Es ist allemahl notwendig, daß der Mahler schon beym Anlegen auf das *Lasiren* denke, um kräftige und starke Farben unterzulegen.

In folgendem interessanten Aufsatze vom *Lasiren* an Gemälden, von F. . . I (*) werden zwey Firnisse zur *Lasur*, oder zum durchsichtigen Uebermalen vorgeschrieben, um in einem Gemälde die Wahrheit der Entfernungen, und den Reiz des Colorits, wie die niederländische Schule, herauszubringen.

„Nimm gleiches Gewicht des besten ausgesuchten Mastix, und Sacharum Saturni; 3. B. zu 1 Loth Mastix auch 1 Loth Sach. Sat.; laß den Mastix ganz in Rörchen, ohne ihn zu zerstoßen; nimm ein sauberes, irdenes, neues Geschirr, größer als die Quantität Oels nöthig hat, um, wenn

(*) Im deutschen Museum, 2 St. v. J. 1784, S. 182, fgg. Meusel's Miscellan. artist. Inhalts, 20. Heft, S. 97, fgg. und Wiegleb's Magic, 6 Th. S. 330, fgg.

wenn du es brauchst, mehrern Zusatz machen zu können. Setze dieses Geschirr über ein ganz gelindes Kohlfeuer, das du mittelst Zuthun neuer Kohlen immer in gleicher Hitze zu erhalten suchst. Schütte in dieses Gefäß eine nach dem genommenen Gewicht des Mastix und des Sach. Sat. oder Bley-Zuckers nöthige Portion des besten Magsamen-Dels, so daß du glauben kannst, es sey genug, um sich darin aufzulösen. Laß dieses Del bey einem gelinden und gleichen Feuer warm werden, und wirf dann nach und nach deinen Mastix hinein, rühre immer mit einer saubern hölzernen Spatel die Portion so lange im warmen Del herum, bis sie zergangen, ehe du wieder frischen Mastix hinein wirfst. Ist dann dein Mastix ganz aufgelöst, so rühre auf die nämliche Art und mit der nämlichen Sorgfalt den Bley-Zucker nach und nach auch hinein. Auf das Feuer muß die größte Sorge gewendet werden, damit es nicht zu heizig, und dadurch der Firniß braun wird. Ist alles wohl aufgelöst und mit dem Oele vereinigt, so tröpfle man etwas davon auf einen zinnernen Teller, wo es sogleich erkaltet, und man sehen kann, ob diese Masse zu dick oder zu dünn sey. Beyden muß nach Verlangen auf dem Feuer, wo die Masse noch warm ist, mittelst Beyschütten mehrern Oels, oder Zugebung mehrern Mastix und Bley-Zuckers abgeholfen werden. Wenn dieser Firniß recht seyn soll, muß er einer Pomade gleichen. Schütte dann diesen Firniß in eine Schüssel saubern kalten Wassers, laß ihn 10 bis 12 Stunden zugedeckt stehen. Nimm solchen dann heraus, und rühre ihn nach und nach auf einem saubern Reibstein recht und wohl unter einander, so erhältst du den Lafir-Firniß in einer schönen weißen Pomade, welche sich so gut wie andere Del-Farben in einer Schweins-Blase aufbewahren läßt. Nach dir auf gleiche Art und mit der nämlichen Vorsicht einen solchen Firniß, worin der Mastix ausbleibt, nämlich von purem, mit Magsamen-Del auf dem Feuer aufgelöseten Bley-Zucker. Mittelst eines Zusatzes davon ist es dir möglich, dein Gemälde geschwinder, ja so geschwind, als du willst, trocken zu machen. Wirf dann das trübe, flebrichte, braune, aus Del, Umbra, Wernig und Silberglette, gekochte, sogenannte trockne Del, oder den Del-Firniß hinweg, und brauche dieses davor. Du hast nicht nöthig, falls du nicht willst, diesen

letz-

letzten Firniß bey dem andern zu gebrauchen. Jener trocknet auch ohne diesen sehr bald, allein bey gewissen Farben, oder der Luft oder Nothwendigkeit, geschwinder sein Gemälde zu vollenden, ist er ganz vortrefflich.

Mit diesen zwey Firnissen kann man mahlen, wie man sonst ohne sie mit Del-Farben mahlt; aber zur Lafur, oder zum durchsichtigen Uebermahlen, oder um in einem Gemälde die Wahrheit der Entfernungen und den Reiz des Colorits, wie die Venezianer und Flämänder, herauszubringen, ist der erste unentbehrlich, und der beste, so mir bekannt geworden ist. Ich setze meine Bemerkungen über die Art, ihn zu gebrauchen, hier auf, nicht um zu lehren, sondern andern Künstlern, die davon nichts wissen, eine Entdeckung mitzutheilen, welche sie, wie mich, mit Vergnügen bey ihrer Arbeit belohnen wird, und, nach ihren mehreren Fähigkeiten, auch mehr, wie mich in Stand setzen wird, ihre Producte den besten Sachen, der Ausübung und dem Reiz und der Harmonie nach, gleich zu machen. Mische statt des bekannten Del-Firnisses von dem zweyten Firniß aus Magsamen-Del und Bley-Zucker gekocht, nach Nothdurft unter deine Del-Farben; damit kannst du, wie ich gesagt, dein Gemälde so geschwind trocken machen, als du Verlangen hast. Du darfst nur unter jede Farbe mehr oder weniger nehmen, um das zu bewirken. Mahle auf diese Art dein Bild fertig, nämlich so viel du mittelst richtiger bestimmter Darstellung der Körper und ihrer Umrisse, aus welchen dein Gemälde zusammengesetzt ist, nur kannst. Laß dich wegen der Haltung, und des sanften verblässenen Uebergangs in Licht und Schatten, oder von einer Partie zur andern, dabey nicht irre machen; sondern bloß der Ausdruck aufs möglichste, von einer nach Größe deines Gemäldes genommenen Distanz wirkend, sey dabey dein Haupt-Studium. Laß dich auch bey dieser ersten Mahlerey von der Lust, es auszuführen, nicht verführen, sondern wie gesagt, bloß allein Ausdruck, der kraftvollste Ausdruck des Bilds, so in deiner Seelen lebte, sey deiner Bemähung und deines Pinsels Bestrebung. Wenn nun dein Gemälde auf diese Art gemahlt, und auf eine weite Distanz, wie ein fertiges Gemälde in der Nähe, wirkend ausgeführt ist, so nimm den ersten Firniß, worunter der Mastix ist, zum Gebrauch auf deine Palette.

M 2

ist

Ist gewiß, daß alles, was wir auf dieser großen bewegten Erde mit so viel Lust und Reiz betrachten, durch Licht und Schatten, und durch den mehr oder wenigern Raum der Luft, die zwischen uns und diesen Objecten schwebet, hergebracht wird. Der Mann, der 20 Schritte von mir steht, und meine, nähmliche Kleidung von schwarzer Farbe trägt, ändert nichts an Form oder Farbe; der Zwischenraum angefüllt mit Luft, macht seinen schwarzen Rock grauer scheinend, ohne daß nur die geringste Aenderung mit der Farbe seines Tuches oder Gesichts vörgehe. Stell dich auf einen Platz, wo die Sonne dich bescheint, wie glänzend, wie warm, wie glühend ist dein gesundes Fleisch! Geh aus der Sonne unter einem Baum, oder hinter ein Gebäude in den Schatten, fort ist der durchsichtige Glanz und der schimmernde glühende Reiz, den die Sonne über dich zog, und doch bist du der nähmliche Mann, nichts gieng in dir, sondern alles über dir vor. Wem wirds nun einfallen zu glauben, daß man durch Zusatz einer andern Farbe in der mahlenden Farbe diese Wirkung hervorbringen könne? Ist es nicht natürlicher, den Zuschauer mit dem nähmlichen Zauber auf einem Gemählde, so viel wir nähmlich der Frau Mutter Natur nachkommen können, zu täuschen, womit uns diese liebe Mutter so reizend täuscht? Ich nahm aus der Ursache Citronen, um wegen der Gleichheit der Gestalt und Farbe alle Beschweriß aufzuhäufen; andere Körper von Früchten leisten vielleicht das nähmliche. Um mich, so viel ich kann, verständlich zu machen, will ich annehmen, ein Mahler wolle auf einem Tische 6 oder 12 Citronen, in einer freyen Luft hinter einander liegend mahlen. Um es wegen der Wahrheit der Darstellung noch beschwerlicher zu machen, so soll ihm nicht einmahl erlaubt seyn, zum Reiz der Gruppierung, oder einfallende Schatten zwischen den Lichtern gestreut zu Hülfe zu nehmen; nein, alle sollen gleich an Farbe hinter einander prospektivisch auf dem Tisch in freyer Luft liegend, dargestellt werden. Ich würde um meine Luft, den Tisch, und die Citronen, jedes mit 3 Degradationen gemischter nöthiger Farbe so rund, und so kraftvoll ausmahlen, als ich nur könnte, und die erstere Citrone mit purem Weiß, und die absteigende mit diesem Weiß immer weniger unter die gelbe Lichtfarbe der Citronen gemischt, aufhöhen, und auf eine Kraft zu bringen

gen suchen, daß das Gemählde wegen der Wahrheit nach 6 oder mehr Schritten, nach seiner Größe genommen, täuschte. So würde ich den Tisch und so die Luft wegen der Verschiebung bearbeiten, und dies alles mittelst Zusatz meines ersten Firnisses von Bley = Zucker und Magsamen = Del.

Wenn es nun trocken wäre, so nähme ich den andern Firniß, und mischte davon unter meine Lichtfarbe der Luft, welche ich hernach mit Zusatz von Magsamen = Del so verdünnte, daß, indem ich damit über den ganzen Raum meiner Luft hinführe, der durchsichtige Dunstkreis des Aethers über der ersten gemahlten Farbe schweben würde. Diesen nähmlichen Dunstkreis würde ich über 3 der hintersten Citronen und über eben so viel Platz von dem Tisch, als zum Liegen der 3 Citronen nöthig ist, auf gleiche Art ziehen, und so den Standpunct dieser Körper bestimmen. Den andern Tag würde ich die nähmliche Farbe, aber dünner, d. i. weniger Farbe, und mehr Firniß und Del, wieder über den ganzen schon lasirten Theil des Gemählde ziehen, und 2 oder 3 Citronen, die nächsten an dem lasirten, mit überfahren, und auch wieder so viel von dem Tisch, worauf solche liegen. Also hätten die 3 letztern Citronen, der Platz auf dem Tisch, den sie einnehmen, und die Luft, worunter solche liegen, 2 Dicken Luft, und die 3 vorderen Eine Dichtung. So führe ich fort, bis an die 3 vordersten Citronen, immer einen neuen Ton Luftfarbe auf einige dem Hauptlicht nähere Citronen zu überziehen, und also die Körper, die am weitesten von dem Hauptlicht sind, mit immer dickerm Luftraum zu überfahren. Nun nähme ich die schöne natürliche gelbe Goldfarbe der Citronen, verdünnte sie mit meinem Lafir = Firniß zur durchsichtigen Lasur, und überführe damit diese 3 letztern, und je näher ich der ersten, so das Hauptlicht, also die schönste Farbe hat, käme, je mehr Farbe nähme ich unter den Firniß; doch muß immer so viel Firniß und Del dabey seyn, daß die Sache, so ich überziehe, durchscheint, und nicht trübe wird. Mit gleicher natürlicher Holz = oder Stein = Farbe überführe ich den Tisch an dem Platz, wo diese Citronen liegen, und den oberen Luft = Theil des Himmels mit schönerem Blau, oder, wenn er wolfig ist, mit der nöthigen Wolkensfarbe. In diese Lasur nun mahlte ich meine Citronen, von der ersten, wor-

auf das Hauptlicht ist, an, mit der gehörigen Farbe, unter welche aber von dem Lafir-Firniß gemischt seyn muß, auf sonderlich die lichte, welche ich durch starkes Aufheben immer runder und hervorstechender zu machen suchte; ließe es dann trocken werden, und zöge darauf die letzte Haupt-Lafur darüber, nämlich die nähmliche Lichtfarbe des Himmels, welche ich zum hellsten gewählt, und mit welcher ich anfangs den Raum der Luft lasirte, würde ich so mit Firniß und Del verdünnen, daß sie gleich einem Glase durchsichtig aufgetragen schiene. Diese Lichtfarbe würde ich überall, über alles, wo nach meiner Einsicht und Ausheilung das Licht hinfallen kann, so dünn ziehen, wie man ein Gemählde firnißt, an der einzigen Citrone und dem kleinen Platz des Tisches ausgenommen, wo das Hauptlicht ist; da würde ich die wahre Farbe des Körpers eben so dünn mit dem Firniß zur Lafur gemischt überziehen.

Den Effect solcher Bearbeitung wird jeder, der sich die Mühe geben wird, auf die gemeldete Art etwas zu mahlen, selbst einsehen und mit mehrern suchen; auf diese Weise alle, auch noch so zertheilte Objecte eines Gemählde, jedes für sich und durch die letzte Lafur allgmein zusammenhangend, spielend hervorbringen, und so, wie seinem Geist das Studium seiner Kunst mehr Application und Nachdenken verschaffen wird, so wird seinem mechanischen Theil der Kunst das Verdrießliche erleichtert, und in ein angenehmes Spielwerk verwandelt werden. Es ist mir unmöglich, die Arten zu lasiren verständlicher und in allen Theilen weitläufiger aufzuschreiben. Ein denkender Mahler wirds leicht finden, und denen, die nicht denken, kann niemand verständlich sprechen.

So wie man mit chinesischem Tuschtone von Farbe immer durchsichtig über einander zieht, und auf dem weißen Papier warme, reizende, wirkende und täuschende Zeichnungen durch den Pinsel lasirt und hervorbringt, so macht man mit verdünnten Farben über gemahlte ausdrucksvolle Körper Wärme, Reiz und Leben. Es giebt Sachen, welche an gewissen Orten 20 und mehrmalen lasirt sind, und wo das sogenannte Schneid- oder Hauptlicht oft nur einer Erbse groß pur hingeworfen ist. In Rembrand's Köpfen kann man das sehen. Man kann jede Figur oder jeden sonstigen Gegenstand in allen seinen

Theil-

Theilen stückweise lasiren, und solchen hernach mittelst der Local-Luftfarbe, genommen nach dem Standpuncte, worauf man sich ihn denkt, dem Haupttheile, der ihn umfaßt, wieder einverleiben. So mahlte von der Belde und andere in Wylands Landschaften die Figuren, und der Letztere accordirte sie in den Luftraum seines Plans durch eine demselben angemessene Lafur, und so lebten sie mit seiner Arbeit in gleicher Harmonie. Man kann mit jeder Farbe, es sey welche es wolle, lasiren, wenn man sie mit Del und dem Lafir-Firniß zum durchsichtigen Fluß mischt. Man kann 10 und mehrere Lafuren auf einander ziehen, wenn die erste nur eben trocken ist, ohne daß ein Gemählde einschlägt, oder, wie sonst, trübe wird. Man kann diesen Firniß, womit man lasirt, zugleich für einen Retouch-Firniß, allein mit etwas Del verdünnt und aufgetragen, brauchen, und sehr bequem ins ganze Bild, oder in einige Theile desselben mahlen. Man kann im Augenblick einer Partie seines Gemählde, mittelst Lafirung und Beymischung einer gewählten Farbe, eine andere Stimmung geben, und so mit einem einzigen Ueberzug Abstände von der größten Wirkung hervorbringen. Kurz, einem denkenden Mahler ist möglich, damit alle Effecte seiner Phantasie zu erzeugen. Man muß im Auftragen der Lafur behutsam und sauber seyn; man muß sorgen, daß solche überall so gleich, als möglich, aufgetragen werde. Man kann sie mit zarten Vorst-Haar- und Fisch-Pinseln, nach der Größe und dem Fleiß, den man an das Bild wendet, auftragen. Es giebt Oerter in den fleißigen niederländischen Gemählde, wo kein Menschenauge die sorgsam aufgetragene Lafur sehen wird; in andern ist sie ganz sichtbar, sonderlich in großen Sachen. Man untersuche nur, und man wirds bald finden.

Oft nimmt man für Schmutz des Zufalls, oder Verwahrlosung, den verdorben scheinenden Ort eines Gemählde, der mit äußerstem Genie, Ueberlegung und Kunst so von des Künstlers Hand überlasirt ward, um den Glanz seiner saubern Lichtfarben schimmernder zu machen. Man sehe den Rembrand an. Ein Brillant auf schwarzem Gewand, blizt besser, als auf Silberstoff. Eine Hauptsache muß man beim Mahlen auf solche Art nicht vergessen. Man darf ein solches lasirtes Gemählde nicht, wie andere, so man auf die bekannte Art mahlt,

vor der Luft und dem Staube bewahren; im Gegentheil muß man sorgen, daß es inimer offen in der Luft, und wenn es auf Zuch oder Kupfer gemahlt ist, eine gute Zeit der Sonne ausgesetzt sey, woben man wegen dem Zerspringen, wie bey Brettern, nichts zu fürchten hat. Es ist für seine Schönheit und Dauer durchaus nöthig, es so austrocknen zu lassen, sonst würde es gelb werden. Wenn es aber einmahl recht ausgetrocknet und hart ist, so kann man es aufheben, wie man will; es wird so wenig ändern, als die herrliche Meisterstücke Venedigs und der Niederländer. Man darf nur, wenn man zu mahlen aufhört, die Fenster seiner Werkstatt aufmachen, und die Nacht über, oder am Tage, Sonne und Luft hinein lassen, darf sein Bild nicht umdrehen, sondern so auf der Staffeley oder an der Wand trocknen lassen. Die Kälte im Winter wirkt geschwinder, wie die größte Hitze des Sommers dazu.

Noch einmahl, ich wollte nicht lehren. Ich habe die Erfahrung, die man mir mittheilte und welche ich selbst machte, aufrichtig hingeschrieben. Ich habe Nutzen und Vergnügen für mich, und Beyfall von Kennern gefunden. Man tadle mich also nicht; man probire diesen Firniß nach meiner Erfahrung, oder nach seinen eigenen Willen, und mache zur Vervollkommenung der Kunst, und Belehrung und Erleichterung unsers Studiums, seine eigenen neuern und bessern Erfahrungen ebenfalls öffentlich kund. Im May des 1783 Jahres."

Lassitudo, siehe Müdigkeit.

Läßlich, ein Bey- und Neben-Wort, läßlicher, läßlichste, ein nur im Oberdeutschen für erläßig, oder vielmehr erlasslich, übliches Wort. Eine läßliche Sünde, welche erlassen, d. i. vergeben werden kann. *Läßlich* sündigen. Siehe Laß-Sünde, oben, S. 150.

Last, (die) im Plurali, die Lasten (*). L. Onus, Fr. Charge, Fardeau.

I. Eine

(*) Im Nieders. Dän. und Schwed. gleichfalls Last, im Poln. Ładzt, im Engl. Load (siehe Lorch), alle, so fern dieses Wort zunächst den Begriff der drückenden Schwere hat, von

1. Eine Unvollkommenheit, ein Mangel, und in engerer Bedeutung, eine sittliche Unvollkommenheit, in welchem nunmehr veralterten Verstande man nur noch sagt, einem etwas zur Last legen, ihn dessen beschuldigen, ihm ein Versehen, einen moralischen Fehler Schuld geben, und ihn deswegen tadeln. Man legte es ihm sehr zur Last, daß er ausgeblieben war, man tadelte ihn deswegen sehr.

Daß diese Bedeutung ehemals von weitem Umfange gewesen ist, erhellet aus dem Isländ. Last und Laust, welches noch einen jeden physischen oder sittlichen Fehler bedeutet, und aus dem Griech. *λαστον* und *λαισθη*, Schande. Siehe Laster, welches noch davon abstammt, und Verlegen, dessen letzte Hälfte gleichfalls hierher gehört.

Aus dieser Bedeutung des Wortes Last, läßt sich auch der Gebrauch desselben bey den Mahlern erklären, da eine burleske Uebertreibung derjenigen Partien, welche an einer Person die kennbarsten sind, und zu ihrer Aehnlichkeit das meiste beitragen, deren Uebertreibung dennoch so beschaffen ist, daß man die Person, welche man belästigt (dont on fait la charge), erkennen kann, im Franz. Charge, und im Deutschen Last, genannt wird. Die Lasten verfälschen allezeit die Wahrheit, und sind der Richtigkeit der Zeichnung, der regelmäßigen Einfalt und der edeln Zierlichkeit der Natur zuwider. Diese Arten von Lasten, welche ein Mahler gemeiniglich nur zu seiner Belustigung macht, sind Vergrößerungen oder Verkleinerungen desjenigen, was in der Person, welche man mahlt, M 5 auf

von laden, welches im Dän. læsse, und im Schwed. lasta, lautet. Schon im Griech. bey dem Suidas ist *λαστον*, lästig. Siehe indessen auch Laster. In einigen oberdeutschen Gegenden ist es männliches Geschlecht, der Last, in welchem auch Haller es braucht. Eben daselbst hat es im Plural auch Lasten, für Lasten. Auch in dem Worte Ballast ist das männliche Geschlecht beybehalten worden.

auf der lächerlichen Seite wahr ist, als: aus einer etwas kleinen Nase, eine sehr stumpfe, und aus einer etwas mehr, als gewöhnlich, langen, eine übermäßig große machen; dieses ist, was man die Last einer Person nennt. Eben so verhält es sich mit den andern Partien des Körpers, deren Größe oder Kleinheit der Maler übertreibt; daß solcher Gestalt eine Last, eigentlich zu reden, kein Portrait, sondern eine Bezeichnung der Mängel ist.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein hoher Grad der Schwere, und ein sehr schweres Ding selbst.

(1) Ein hoher Grad der drückenden Schwere, als ein Abstractum, und ohne Plural; L. Pondus, Fr. Poids.

a) Eigentlich. Der Stein hat eine rechte Last, einen hohen Grad der Schwere. Bücher haben eine große Last. Der Grund ist wegen der Last des Hauses ausgewichen. Die Säule ist für die Last des Gebäudes, welche sie tragen soll, zu schwach. Im weitesten Verstande ist in der Natur: Lehre die Last eine jede Kraft, welche eine Bewegung hindert, oder derselben entgegen gesetzt ist, im Gegensatz der Kraft im engern Verstande, wo zugleich der Begriff des hohen Grades verschwindet.

b) Figürlich.

α. Die Empfindung dieses hohen Grades der drückenden körperlichen Schwere, doch nur in einigen Fällen. Viele Last von etwas haben.

β. Die Eigenschaft eines Dinges, da es von uns mit einem großen Grade des Widerwillens, oder mit einer hohen Empfindung des Beschwerlichen, des Unangenehmen, gethan oder gelitten wird. Die Last der Geschäfte. Unter der Last der Arbeit erliegen. Sich unter der Last der Jahre krümmen.

(2) Ein

(2) Ein mit dieser drückenden Schwere begabtes Ding.

a) Eigentlich, wo

α. in der weitesten Bedeutung, in der Natur: Lehre ein jeder Körper, welcher der Bewegung widersteht, eine Last genannt wird, im Gegensatz der Kraft im engern Verstande, wo zugleich der ganze Neben: Begriff des hohen Grades der Schwere verschwindet.

In der Mechanik, wird Last alles dasjenige genannt, was vermittelst einer Kraft entweder erhalten oder bewegt wird, oder dasjenige, was der Kraft widersteht; in welchem letztern Verstande auch zugleich damit alle bey der Bewegung sich eräugnende Friction, begriffen wird. z. B. in der Mühle gehört nicht allein der Mühl: Stein, sondern auch der Widerstand des Getreides, welches gemahlen wird, zu der Last; bey den Schleifen und beladenen Wagen, wird darunter auch zugleich der ungleiche Weg, das Pflaster, und die Friction der Räder um die Achsen, begriffen; bey dem Reile, dem Meißel und der Art, das Holz und Metall.

Dasjenige, was ein Mensch tragen oder fortbringen kann; und was durch Thiere, insonderheit Pferde, fortgebracht werden kann.

Ein starker Mann trägt auf der Schulter eine kurze Weile 1 Malter Roggen von 250 bis 300 lb.; auf dem Rücken trägt er 100 bis 130 lb. Eine starke Frauensperson trägt auf dem Kopfe 50 bis 60 lb., auch wohl mehr.

Ein Pack: Pferd kann 250, 300 bis 400 lb.; ein Esel 300 bis 400 lb. mit Bequemlichkeit tragen.

Ein starker Mann kann auf der Schieb: Karre 200 bis 250 lb. vor sich hinschieben; und nach Beschaffenheit der Umstände noch mehr nach sich ziehen.

Ein

Ein Fuhrmann ladet auf einen einspännigen Karren 10 volle Centner. Auf einem vierspännigen Wagen können 20 Centner, auch mehr, gefahren werden. Fracht-Fuhrleute, die ihre Pferde gut füttern, fahren, wenn sie auf das Pferd 10 Centner rechnen, bey erträglichen Wegen, täglich 4 Meilen.

a. In engerer Bedeutung ist Last in manchen Fällen so viel als Ladung überhaupt, auch ohne den Neben-Begriff der Schwere. So wird dasjenige, was auf die Flöße, und in die obern Theile der Schiffe geladen ist, die Oblast oder Ober>Last genannt, dagegen das Floß selbst, ingl. der Ballast, und andere in den untern Schiff-Raum geladenen Dinge die Unter>Last heißen. Auch auf den Last-Wägen hört man zuweilen von der Vorder- und Sinter>Last, d. i. der vordern und hintern Ladung.

Diejenige Last oder Fracht, welche jedem Schiff-Bedienten für sich mitzunehmen erlaubt wird, wird Beylast genannt.

γ. In der gewöhnlichsten Bedeutung, ein mit drückender Schwere versehener Körper. Oft erliegt das Saum-Roß unter der Last, welche es tragen muß. Diese Säulen tragen eine gewaltige Last. Welche Lasten trägt nicht ein Schiff! Eine Last fort ziehen, fortrollen. Ein Fauler ist eine unnütze Last der Erde. Hütet euch, und traget keine Last am Sabbathtage durch die Thore. Jerem. 17, 21.

b) Figurlich.

(*) Ein Körper von gewisser bestimmter Schwere, wo dieses Wort zugleich ein Körper-Maß ist, welches doch auf verschiedene Art gebraucht wird, aber überhaupt so viel zu bedeuten scheint, als man auf einen Wagen laden kann.

Der innere körperliche Raum eines Schiffes wird nach Lasten bestimmt; und die Schiff>Last, L. Pondus nauticum, ist dasjenige Gewicht, nach welchem man

man die Ladung oder die Menge der Tonnen, die ein Schiff fassen kann, mithin die Größe und Stärke eines Schiffes zu rechnen pflegt. In dieser Bedeutung ist das Wort Last in Holland, England, Flandern, Deutschland, Dänemark, Schweden, Pohlen, und andern nordischen Reichen üblich, da dann die Last, zwey Tonnen (*), jede zu 2000 ℔. gerechnet, oder die ganze Last 4000 ℔. beträgt; daß also, wenn gesagt wird, ein Schiff sey von 100 Last, oder es trage 100 Last, solches so viel heißt, als es trage 400,000 Pfund. Doch ist die Last, auch zu 4000 ℔. gesetzt, eben so beträchtlich von einander verschieden, als das Handels-Gewicht ihres Vaterlandes.

Da es bey Schiffen vornehmlich auf den Raum ankommt, welchen sie, wenn sie voll geladen sind, im Wasser einnehmen, so ist die Bestimmung der körperlichen Größe eines Stückes See-Wasser, dessen Gewicht die Schwere einer Last ist, das erste, wovon man ausgeht. Es lassen sich hierzu auch andere Methoden anwenden. Chapmann nimmt die Schwere des schwedischen Würfel-Rubik. Fußes See-Wasser zu 63 ℔. schwedisches Victualien-Gewicht an, und berechnet darnach die Größe des Stückes See-Wasser, welches eine Last wiegt, zu 91 Würfel-Fuß, mit Weglassung aller Brüche. Es wiegt also die Last nach schwedischem Victualien-Gewicht 5760 ℔.; nimmt man diese zur Einheit an, so ist die Größe der Last zu und in

Bremen	122740
England (London)	241023
Emden	12326
Frankreich	250106
Hamburg	126393
Holland (Amsterdam)	124418
Königsberg	130671
Lübeck	126657
Schweden (Stockholm)	100000
Stettin	130671

In

(*) Nicht, wie in Hrn. Adeling Wörterbuche, 3 Th. Col. 66, steht, zwölf Tonnen.

In Nieder-Sachsen, besonders in den See-Städten, wird besonders das Getreide sehr häufig nach Lasten berechnet, welches Getreide-Maß aber nach der Verschiedenheit der Länder und Städte bald größer, und bald kleiner ist. In einigen Ländern ist eine Art Getreide-Maßes die Sack>Last. In Danzig z. B. bedienen sich die Bäcker der Sack>Last, welche 5 Malter oder 80 Scheffel hält, dagegen eine gewöhnliche Last nur $3\frac{1}{2}$ Malter oder 60 Scheffel hält.

Die Last Getreide in Amsterdam, ist 27 Mudden, 1 Mudd hat 4 Scheffel; 1 Scheffel, 4 Viertel oder Bierdevat; 1 Viertel, 8 Koppen. Ingleichen hat eine Last daselbst 36 Sack, und der Sack 3 Scheffel. Sonst aber wird daselbst auch die Last in Tonnen eingetheilt, und hat sodann solche 21 Tonnen und 3 Scheffel, jede Tonne aber 5 Scheffel. Die Last Roggen wiegt zu Amsterdam gemeinlich 4560, 4600 bis 4800 lb.; die Last Weizen aber 4000 bis 4200 lb.; und die Last Gerste, 3200 bis 3400 lb. Mark-Gewicht. Die Last ist zu Amsterdam 9 bis 10 pro Cent kleiner, als zu Hamburg; mit der danziger und königsberger Last aber wird sie gleich geachtet. 1 amsterd. Last ist 38 Boisseaux bourdeaurisch Maß; und 19 pariser Septiers; ingl. 50 Fanegas von Sevilien und Cadix; 216 Alquiers oder 4 Muids von Lissabon; 25 Minen von Genua, und 40 Sack von Livorno gleich.

Mit der amsterdamer Last wird die Last zu Nonnikendam, Edam, Purmerend, und andern nordholländischen Städten, gleich gehalten.

Die Last von Hoorn und Enkhuizen, welches auch nord-holländische Städte sind, ist von 22 Mudden, oder 44 Sack; und der Sack von 2 Scheffel.

Mit dieser Last ist gleich: die Last zu Muiden, Naarden und Weser.

Zu Haarlem rechnet man 38 Sack auf die Last, den Sack zu 3 Scheffel.

Die Last zu Alkmaar ist von 36 Sack.

Die

Die Last zu Leyden, hält 44 Sack, und der Sack 8 Scheffel.

Die Last zu Rotterdam, Delft und Schiedam, ist von 29 Sack, und der Sack von 3 Scheffel.

Die Last der jetztgedachten Städte, ist um 2 p. C. größer, als die amsterdamer. Die rotterdamsche Last Hanfsörner ist von 29 Sack, und in Leinsaat 24 Tonnen.

Die Last zu Dortrecht, ist von 24 Sack, und der Sack von 8 Scheffel.

Zu Gouda rechnet man 28 Sack auf jede Last; der Sack ist 3 Scheffel.

In der Provinz Utrecht macht die Last 25 Mudden oder Sack.

Zu Amersfoort ist die Last von 64 Scheffel, oder 16 Mudden.

Die Last von Montfort, ist von 21 Mudden, die Mudden von 2 Sack.

Die Last von Ysselstein, ist von 20 Mudden, die Mudden ebenfalls von 2 Sack.

Die Last von Vianen, ist der von Ysselstein gleich.

In West-Friesland, als: zu Leeuwarden und Harlingen, hat die Last 32 oder 33 Mudden, oder 18 Tonnen, oder 36 Loopers.

Zu Gröningen, ist die Last mit jener gleich.

In Geldern und den clevischen Ländern, als: zu Timmenen, ist die Last von $21\frac{1}{2}$ Mouders; zu Arnhem und Doesburg aber, von 22 Mouders; die Mouders ist von 4 Scheffel.

Zu Tiel, rechnet man 22 oder 23 Mudden, oder 93 Scheffel, auf die Last.

Zu Ruremont, ist die Last von 68 Scheffel.

Die Last von Bommel, ist von $18\frac{1}{2}$ Mudden, und um $\frac{1}{2}$ größer, als die rotterdamsche.

In Ober-Yssel, als: zu Rampen, hat die Last Korn 25 Mudden.

Zu Zwol, ist die Last von 26 Sack oder 9 Mudden; und zu Deventer, ist die Last von 36 Mudden, 4 Scheffel auf die Mudden gerechnet.

In der Provinz Zeeland, ist zu Middelburg die Last von 41 Sack und 1 Achtendeel, den Sack zu 2 Achtendeels gerechnet.

Zu

Zu Vlissingen und Ter Veer, hält die Last 39 oder 40 Sack. Zu Zirkzee, Goes, und Tholen, hat die Last 37½ Sack.

Zu Briel hat die Last 38½ bis 40 Sack, daß also solche beynahe mit der middelburger Last übereinkommt.

In der Provinz Brabant, ist zu Antwerpen, die Last Korn 32¼ Viertel, Haber 32 Viertel. Der Viertel hat 4 Mueßen.

Zu Brüssel, machen 25 Sack eine amsterdamer Last aus. Zu Mecheln hält die Last 34½ Viertel. 100 Viertel machen 108 antwerper Viertel, und 12 Viertel 29 delfter Achtendeel.

Die Last zu Löwen, hat 27 Mudden, und die Mudd 8 Halsters.

Die Last zu Breda, ist beym Korne 33¼ Viertel, und bey dem Haber von 29 Viertel. 13 Viertel machen 18 Sack oder 1 Hoed zu Rotterdam; 14 Viertel zu Antwerpen, und 1 Hoed zu Delft.

Die Last zu Steenberg, ist von 35 Viertel.

Die Last zu Bergen op Zoom, hält 63 Sifers bey dem Korne, und 28½ bey dem Haber.

Die Last zu Herzogenbusch, ist von 20½ Mowvers; 8 Mowvers für 1 Hoed zu Rotterdam gerechnet.

In Flandern, hält die Last von Gent, an Korn 56 Halsters, an Haber 38 Halsters; 11 Halsters machen 1 Mudd oder 6 Sack, indem jeder Sack 2 Halsters hält.

Zu Brügge, hat die Last Korn 17½ Hoed, Haber 14½ Hoed, welche 1 amsterd. Last betragen.

Die Last von St. Omer, hat 22¼ Masières.

Die Last zu Dismuyden, hat von Korn 30½ Masière, an Haber 24 Masières; die Masière ist so viel als 2 Scheffel zu Rotterdam.

Die Last zu Kyffel, hat 30 Masières. Die Masière macht ebenfalls 2 rotterd. Scheffel.

Die Last zu Grevelingen von Korn, hat 22 Masières, und von Haber 18¾.

Im lütticher Lande, ist die Last zu Lüttich 96 Septiers, und der Septier 8 Mudden.

Zu Tongern, ist die Last Korn 15 Mudden, Haber aber nur 14.

In England, hat zu London, die Last 10¼ Barrels oder Quarteele; das Quarteele 8 Scheffel oder Galions;

lions; der Galon 4 Picotins. Sie kommt mit der amsterdamer Last ziemlich überein.

Zu Newcastle, besteht die Last aus 10 Quartier, und das Quartier aus 10 Galons.

In Schottland und Irland, hält die Last 10¼ Quarteele, oder 38 Scheffel, und der Scheffel 18 Galons.

Zu Danzig und Königsberg, ist die Last mit der amsterdamer gleich, und wird bey dem Korne gemeiniglich zu 60 Scheffel, oder 16 Schiffpfund, und jedes Schiffpfund zu 340 lb., folglich die Last Korn zu 5440 lb. danziger Gewicht, bey dem Weizen aber nur zu 15 Schiffpfund, folglich zu 5100 lb. gerechnet. Die Last Hopfen, oder die große Last, ist 90 Scheffel, oder 3810 lb., und die Last Leinsamen 2040 lb.

Die polnische Last ist etwas größer, als die amsterdamer, danziger und königsberger; sie ist so viel als 40 Boisseaux zu Bourdeaux, oder als 20 Septiers zu Paris.

Zu Riga, hält die Last 46 Cooperß.

Zu Kopenhagen, hat die Last 42 Tonnen, oder 80 bis 96 Scheffel, nach der Beschaffenheit und Art des Getreides.

Die schwedische oder stockholmer Last, hat 23 Tonnen. Die Last zu Lübeck, hat 85 Scheffel, deren 95 erst eine amsterdamer Last machen.

Die Last zu Hamburg, hat 3 Wispel, jeder Wispel 30 Scheffel, und also die Last 90 Scheffel, deren 95 eine amsterd. Last machen.

Zu Bremen, ist die Last etwas kleiner, als die amsterd. Last, indem 24 bremer Last 23 amsterd. ausmachen.

Die Emder Last, hält 15¼ Tonnen.

In dem Sächsischen und Brandenburgischen, ist die Last Getreide 6 Malter, oder 72 Scheffel; der Malter à 12 Scheffel.

Siehe auch Korn: Maß, im XLV Th. S.

665, 699.

An einigen Orten ist die Last auch ein Maß flüssiger Dinge. Bey dem Weine ist eine Last 2 Faß, oder 8 Orhöst, oder 12 Alm, oder 48 Anker, oder 240 Viertel. Auch ist Zulast, ein vornehmlich in den rheinischen Gegenden übliches Wort, ein Stück. Oek. technol. Enc. LXV Th. N Faß

Faß zu bezeichnen. Eine Zulast Rhein: Wein, ein Stück: Faß. Eine Last Bier, hat in Danzig 6 Faß, oder 12 Tonnen, oder 1080 Stoff oder Quartier.

An andern Orten, werden auch, ausser dem Getreide, noch verschiedene andere Arten trockner Dinge nach Lasten gemessen. So hält eine Last Bücklinge, im Niedersächsischen 20 Stroh; eine Last Säringe, Salz oder Stein: Kohlen aber 12 Tonnen. Eine Last Kupfer hält in Goslar $15\frac{1}{2}$ Centner, oder 1550 Pfund; und eine Last Schiefer: Steine, $17\frac{1}{2}$ Centner.

Beim Deich: Bau u. wird die Lieferung der Quader: Steine sowohl, als der Feld: Steine oder Felsen, u. d. gl. mit den Schiffen gemeinlich nach sogenannten Roggen-, Schiff: oder Commerz: Lasten bedungen. Eine solche Last hält in der Gegend von Hamburg 4000 Pfund. Sind die Quader unbehauen, so rechnet man daselbst 36 Kubik: Fuß auf die Last, den Kubik: Fuß zu 1 Centner oder 112 Pf.; sind sie aber schon behauen, so werden 40 Kubik: Fuß auf eine Last gerechnet. Die Lieferung der Felsen oder Feld: Steine geschieht am besten in abgewogenen Fahr: Zungen, jede Last zu einem vorher bedungenen Preise.

In Lübeck, ist die Last so gar ein Flächen: Maß des artbaren Landes, wo eine Last Land 60 bis 80 Quadrat: Ruthen ist, d. i. so viel Land, als zur Aussaat einer Last Getreide erfordert wird.

In allen diesen Fällen wo das Wort ein bestimmtes Maß bezeichnet, bleibt es, wie andere Wörter dieser Art, im Plural, wenn eine Zahl oder ein gleichgültiges Bey: Wort voran steht, unverändert: zwey Last Korn, viele Last Säringe, nicht Lasten.

(B) Im gem. Leben wird es im Singular häufig für sehr viel, von einer unbestimmten Menge gebraucht. Eine Last Geldes haben, sehr vieles Geld.

Ist

Ist das nicht eine Last Menschen! Es fiel eine Last Steine von dem Dache. Eine Last Schläge bekommen.

(V) Eine jede Sache, welche man mit einem hohen Grade der Empfindung des Beschwerlichen erduldet, wo es sowohl im Singular allein gebraucht wird. Des Tages Last und Hitze tragen. Alle diese Besuche sind mir eine Last, oder sind mir sehr zur Last. Eine schwere Last auf dem Halse haben. Unter der Last erliegen. Einem eine Last aufbürden. Einem eine Last abnehmen. Müßiggänger, denen die Zeit eine Last ist. Seine Last mit etwas haben. Die ganze Last allein auf sich haben. Er wird mir sehr zur Last. Sich selbst zur Last leben. Einem zur Last fallen. Als auch im Plural von einzelen beschwerlichen Dingen. So pflegt man die Abgaben an die Obrigkeit, und alle gegen den Grund: und Landes: Herrn auf sich habende Verbindlichkeiten, häufig Lasten, Onera, zu nennen. Das Land hat viele Lasten zu tragen. Bürgerliche Lasten, Kriegs: Lasten, siehe Kriegs: Schäden und Lasten, im Ll Th., S. 645, fgg. Im Oberdeutschen und Niedersächsischen wird auch ein jeder Auftrag, ein jeder Befehl, eine Last genannt, wodurch der Begriff des Beschwerlichen verschwindet. Von seinem Principale Last haben, d. i. Auftrag.

Last: Balken, auf den Schiffen, gewisse Hölzer, welche den Balken gleichen, und von 6 zu 6 Fuß unter dem ersten Berdecke, und $3\frac{1}{2}$ Fuß unter dessen Balken liegen.

Last: Geld, wird in Holland ein Zoll genannt, der von jedem Schiffe, welches ein: und ausfährt, genommen wird. Es hat seinen Nahmen daher, weil jedes Schiff nach der Last, die es enthält, bezahlen muß. Dieser Zoll besteht in 5 Stüvern für die Last, bey der Ausfahrt, und in 10 Stüvern, bey der Einfahrt.

N 2

Wenn

Wenn dieser Zoll ein Mahl entrichtet ist, so bleibt das Schiff, das ihn bescheiniget hat, ein ganzes Jahr frey, d. i. es kann ein- und ausfahren, und so viel Reisen thun, als es kann oder für gut befindet, 12 Monathe lang, ohne daß es ein anderes Last-Geld bezahlen darf.

In Hamburg wird ebenfalls von den fremden Schiffen und Waren, die in den dastigen Hafen einlaufen, oder aus demselben ausgehen, ein Last-Geld bezahlt. Die französischen Schiffe sind, vermöge des 41sten Artikels des zwischen dem Könige von Frankreich und den Hanse-Städten im J. 1716 d. 28 Sept. geschlossenen See- und Handels-Tractates, davon frey.

Siehe auch Certificat, im VII Th., S. 774.

Last = Holz, *Tilia europaea*; siehe Linde.

Last = Pferd, im Oberd. ein Saum-Roß, Fr. *Cheval à bast* oder *Bar*, *Cheval de Somme*, ein Pferd, welches, nach Art der Maul-Esel mit einem sogenannten Saum-Sattel belegen, und zu desto bequemerer Forttragung gewisser Sachen und Waren gebraucht wird; zum Unterschiede von einem Zug-Pferde und Reit-Pferde. Bey marschirenden Soldaten nennt man dieselben insonderheit Bagage- oder Pack-Pferde, Fr. *Chevaux de Bagage*.

Last = Sand, der Ballast eines Schiffes, so fern er aus Sande besteht.

Last = Schiff, L. *Navis oneraria*, Fr. *Batiment de voiture*, *Navire de charge*, ein Schiff, welches dazu bestimmt ist, Güter und Waren von einem Orte zum andern zu führen, wie auch Kriegs-Völker überzusetzen. Dahin gehört z. B. der im XXIV Th. S. 340, gedachte Holf. Siehe Rauffahrdey-Schiff, im XXXVI Th. S. 470, fgg.

Von

Von den Last-Schiffen der Griechen und Römer, *Copryoi*, s. im I Th. S. 268, f. und 335.

Siehe auch Schiff.

Last = Stein, ein Stein von ungewöhnlicher Größe; ein ungebräuchliches Wort, welches nur Zach. 12, 3. vorkommt. Jerusalem will ich zum Laststein machen allen Völkern, alle, die denselbigen wegheben wollen, sollen sich daran zerschneiden.

Last = Thier, L. *Jumentum*, ein lastbares Thier, ein Thier, welches zur Tragung und zum Transport großer Lasten, Waren und Güter, bestimmt ist. Das Collectivum, zahme Last-Thiere zu bezeichnen, heißt Last-Vieh, Fr. *Bêtes de somme*.

Jedes Land hat, um große Lasten, Waren und Güter von einem Orte zum andern zu schaffen, seine eigenen Gewohnheiten, welche von der jedesmahligen Beschaffenheit des Bodens und des Klima, von dem vorhandenen Last-Thieren, und von dem einmahl eingeführten Gebrauche, abhängen. So fährt der Lappe sein Habe und Gut mit Rennthieren auf Schlitten; der Kamtschadale, mit Hunden; der Ost-Indier, mit Ochsen; der Spanier und Portugiese, so wie andere Nationen mehr, mit Maulseeln oder Maulthierern. In einigen Gegenden von Süd-Europa sowohl, als in Asia, bedient man sich der Esel zum Tragen der Bagage; in Arabien und in Süd-Asia, so wie in Afrika, gebraucht man die Kamele, so wie in einigen Provinzen dieser Erd-Theile sogar die Elephanten genuset werden, um schwere Lasten, Waren und Personen, von einem Orte zum andern zu bringen. In Deutschland werden hierzu durchgängig Pferde gebraucht; die wenigen südlichen Gegenden, wo man sich der Esel und Maulesel bedient, ausgenommen.

Last-Träger, ein Mensch, der Lasten trägt, aus Tragung schwerer Dinge ein Geschäft macht.

In der Bau-Kunst, nennt man Last-Träger, als Männer vorgestellte, gemahlte oder geschnitzte Bild-Säulen, welche, an statt einer Säule, das Gebälke oder andere schwere Lasten, als: ganze Decken, Globos oder Welt-Kugeln, auf dem Kopfe, oder auf den Schultern tragen, oder zu tragen scheinen. Man nennt sie Atlas, Atlante, welche Benennung man von der heidnischen Dichtung, die dem Atlas den Himmel auf die Schultern legt, angenommen hat. Vitruv nennt einen solchen männlichen Last-Träger Telamon, weil Telamon ein tapferer streitbarer Held war, der vieles hat ausstehen und ertragen können, oder, weil Telamon von ταλάω, ich ertrage, abstammt. Diese Atlantes nennen Einige fälschlich Herkules, wenn sie die wahre menschliche Größe überschreiten. Artige Beispiele von männlichen Last-Trägern finden sich in dem Eugenischen Pallast vor Wien, da dieselben, statt der Pfeiler, ansehnliche Kreuz-Gewölbe tragen müssen. Die Atlantes welche Globos oder Welt-Kugeln tragen, dergleichen man in Fig. 3913 ^a) abgebildet sieht, werden gern auf die Frontons der Akademie-Gebäude, Stern-Warten (Observatorien) und dergl. gesetzt, und von Stein, auch Holz, und getriebenem Kupfer, gemacht; die Welt-Kugel aber wird gemeiniglich aus Messing-Blech durchbrochen, daß der Thier-Kreis darauf zu sehen ist. Nach der Höhe des Gebäudes und dessen Pracht, werden solche 6, auch 10 Fuß, ohne die Welt-Kugel, hoch gemacht; diese muß gegen der Höhe des Atlantis ihre proportionirte Größe haben, weil sie, wenn sie zu groß ist, dem Winde allzuviel Fläche giebt, und, wenn sie zu klein ist, das Ansehen verliert. Gemeiniglich wird ihr Durchmesser der Höhe des Atlantis bis unter die Arme gleich genommen.

Die

Die Last-Trägerinnen, oder weiblichen Bild-Säulen, welche man, an die Stelle der Säulen oder Pfeiler, Gebälke und Lasten zu tragen gebraucht, und zur Verschönerung des Einganges eines Hauses, der Treppen, der Säule, u. s. f. anzubringen pflegt, werden Caryatiden genannt. Ihren Ursprung haben sie, wie ich bereits im VII Th. S. 682, gemeldet habe, laut Vitruv, B. 1, C. 1, daher genommen: Die Caryer standen den Persern wider die Griechen bey; als aber die Perser von den Griechen waren überwunden worden, machten sich die Letztern über die Caryer, und tödteten alle Männer, die Frauen aber führten sie in die Slaveren, welche bey ihrem Dienste ihre ansehnliche Kleidung nicht ablegen durften, damit der Spott desto größer wäre; und um diesen noch stärker zu machen, und auf die Nachwelt zu bringen, setzten die Architekten die Bilder des caryatischen Frauenzimmers, statt der Säulen, unter das Gebälke, welche den Namen Caryatiden bekamen; wie denn die Franzosen die Caryatiden auch wohl Ordre Caryatique zu nennen pflegen. Man findet dergleichen nachgemacht: im Louvre zu Paris, im Rathhause zu Amsterdam, und an der Fassade gegen dem Garten des königl. Lust-Schlusses Sanssouci; s. Fig. 854, im XVI Th. Den amsterdamer Caryatiden, gleichen die in Fig. 3913 ^b) abgebildeten.

Die Nachahmung der Caryatiden wird von vielen neuern Architekten getadelt, weil sie eine Anspielung auf die Geschichte der Caryer, und sogenannte Schimpf-Säulen der Griechen für dieselben sind, weil sie den Griechen treulos geworden waren, wir Deutsche aber weder an der Ueberwindung derselben, noch an ihrer Beschimpfung, Theil nehmen können, indem sie uns nicht beleidigt haben. Ueberdies ist der Mißbrauch der Caryatiden so stark, daß man an Privat-Gebäuden, zur Tragung des Balcons, und an andern Orten, solche sieht.

Last-Vieh, siehe **Last-Thier**, S. 197.

Last-Wagen, L. Plaustrum, Fr. Chariot, ein zu Führung schwerer Lasten bestimmter Wagen. Siehe **Fracht-Wagen**, im XIV Th., S. 737, und **Wagen**.

Lastadie, eine in verschiedenen an der See oder an großen schiffreichen Flüssen gelegenen Städten, z. B. zu Stettin, Königsberg, Riga, Kopenhagen etc. übliche Benennung desjenigen Ortes, wo die Waren in die Schiffe aus- und eingeladen werden, oder auch, wo die Schiffe ihren Ballast ausladen, oder doch ehemals ausgeladen haben. Es stehen daselbst insgemein die Vorraths-Häuser zu den Waren, welche Speicher genannt werden, welche den Waren zu einer Niederlage dienen, ehe sie weiter in die Gewölbe gebracht werden.

Schwed. Lastagie. Ohne Zweifel aus dem im mittlern Lat. von Last geformten Lastadium und Lastagium, welches aber nur den Ballast, die Schiff Fracht, bedeutet.

Lastbar, was Lasten trägt oder tragen kann. **Lastbare Thiere**, oder **Last-Thiere**, unter welchen der Esel das berühmteste ist. Das stumme lastbare Thier (Bileams) redete mit Menschenstimme, 2 Petr. 2, 16.

Lasten, ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, welches nur im gem. Leben üblich ist, eine Last d. i. hohen Grad der drückenden Schwere haben. Bücher lasten sehr, haben viele Last nach Maßgebung ihrer Masse.

In den zusammengesetzten **belasten**, **entlasten**, **überlasten**, ist es auch in thätiger Gestalt üblich.

Belasten. 1. Eigentlich mit einer Last belegen. Einen Wagen, einen Esel belasten, wofür aber im g. L. beladen üblicher ist.

2. Figürlich. a. Ueber die Gebühr mit etwas versehen. In dieser Bedeutung sagen die Maler, daß die Züge eines Gemäldes belastet sind, wenn sie übertrieben, oder übermäßig bezeichnet sind. Siehe oben,

oben, S. 185. b) Mit etwas als mit einer Last besetzen, in der höhern Schreib. Art. Mit Schande belastet.

So auch die **Belastung**.

Belasten bedeutet im Oberdeutschen auch, Auftrag geben. Ich bin belastet, Ihnen zu hinterbringen, u. s. f.

Das Frequentativum von belasten, ist **belästigen**, und kommt nur in dessen figürlichen Bedeutungen vor. 1. Mit einer Sache, als mit einer Last, belegen. Die Unterthanen mit Steuern und Gaben belästigen. Sich mit anderer Leute Kindern belästigen. Besorglich fallen, zur Last seyn. Jemanden mit seinen Besuchen belästigen.

So auch die **Belästigung**.

Entlasten, von einer Last befreien, in der edlern Schreib. Art, sowohl eigentlich, als figürlich, mit der zweiten Endung der Sache. Jemanden seiner Bürde entlasten.

Auch das Frequentativum **entlästigen**, kommt in diesem Verstande zuweilen vor.

Überlasten, mehr Last auflegen, stärker beladen, als ein Ding tragen kann. Ein Schiff überlasten.

Laster. (das) 1. Eine jede Verstümmelung oder grobe körperliche Verletzung; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher Laster noch im Schwed. vorkommt, wo auch lasta, verletzen ist. Im gem. Leben braucht man noch das Zeitwort **zerlastern** in dieser Bedeutung, so wie auch die letzte Hälfte des Zeitwortes **verletzen**, **laedere**, hierher gehört. Siehe **Last** 1.

2. Eine Beleidigung, und in engerer Bedeutung, Beschimpfung, Beleidigung der Ehre, wie auch im leidenden Verstande, Schande, Schimpf; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, von welcher indessen noch **lästern** abstammt. Einem etwas zu **Laster** thun, Schwabensp. Cap. 173, zum Schimpfe. Einem

weder Laster noch Leid thun, Königshoven. In gem. Leben einiger Gegenden braucht man das Wort Laster als ein niedriges Schimpf-Wort auf eine schändliche Person oder verächtliches Ding. Siehe Laster: Stein.

3. Schaden, Nachtheil; welche Bedeutung gleichfalls veraltet ist.

4. Ein Verbrechen, eine grobe Uebertretung des Gesetzes, schon bey dem Otfried und im Tatian Laster. Wenn jemand ein Weib nimmt, und ihre Mutter dazu, der hat ein Laster verwirkt, 3 Mos. 20, 4. Da ihr mustet eure Laster und Gräuel tragen, Ezech. 16, 58. Um drey und vier Laster willen der Stadt Zor will ich ihrer nicht schonen, Amos 1, 9. 11. 13. Auch in dieser Bedeutung kennt man es im Hochdeutschen nur noch in dem Ausdrucke das Laster der beleidigten Majestät, wofür doch auch das Verbrechen der beleidigten Majestät üblicher ist.

5. In der engsten und gewöhnlichsten Bedeutung, die thätige Neigung ein Gesetz wissentlich zu übertreten, oder wider das erkannte Gute zu handeln; und in noch engerm Verstande, die thätige Neigung ein Natur-Gesetz zu übertreten, imgl. die Fertigkeit zu übertreten; L. Vitium, Fr. Vice. In gem. Leben pflegt man nur gewisse solche thätige Neigungen, deren Ausbruch mit einem besondern Grade äußerer Schande verknüpft ist, Laster zu nennen. Allein, in der Sitten-Lehre nimmt man es in dem weitesten Umfange der Bedeutung, auch von solchen thätigen Neigungen dieser Art, welche gemeiniglich nicht von der öffentlichen Schande (welches die nächste Bedeutung dieses Wortes ist) gebrandmarket werden. Ein Laster an sich haben. Das Laster der Trunkenheit, der Hurerey, des Fluchens, des Ungehorsams, u. s. f. In Laster fallen. Den Lastern ergeben seyn. Wo es figürlich zuweisen im Singular

lar an statt des Plurals gebraucht wird. Das Laster fliehen, die Laster. Ingl. an statt der lasterhaften Person. Das Laster scheut die Ewigkeit, weil es genöthigt ist, einen Gott knechtisch zu fürchten, Gellert.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Wort mittelst der End-Sylbe er, von Last in der ersten Bedeutung, oder vielmehr von dem veralteten Zeit-Worte lästen, lasten, legen, verlegen, laddere abstammet, daher denn die allgemeine Bedeutung einer Verlegung und damit verknüpften Beschimpfung sehr leicht zu erklären ist. Notker braucht Laster auch für Betrug.

Die Griechen und Römer hatten die Laster, so wie die Tugenden, in die Zahl der Götter aufgenommen. Einige verehrten sie, um Wohlthaten von ihnen zu erlangen, und die andern, um von ihren Uebeln befreuet zu bleiben.

Bei einer lächerlichen Vorstellung der Laster verschiedener Völker, als: der Völlerey, Unkeuschheit u. in einer feinen Satyre, s. im LA Th. S. 287, f.

Bei einer allegorischen Vorstellung des Lasters, muß der bildende Künstler grammatisch unterscheiden. Das Laster im Allgemeinen, welches der Tugend im Allgemeinen entgegengesetzt ist, wird am gewöhnlichsten als eine Furie abgebildet, und dadurch angezeigt, daß alle Laster wahre Plage-Götterinnen der Menschen, die sich ihnen überlassen, seyn. Will man der Furien-Figur, welche das Laster vorstellen soll, allenfalls noch ein zweckmäßiges Beywerk geben, so ist es eine Larve (Maske), oder ein Schleyer, weil das Laster dem Menschen, den es täuscht, gemeiniglich nicht bey dem ersten Anblicke seine ganze Abscheulichkeit zeigt. Diese Larve oder diesen Schleyer reißet ihm auf vielen Vorstellungen die Tugend oder die Wahrheit ab, welche beyderseits gewöhnlich als über das Laster triumphirend vorgestellt

stellet werden. Die allegorische Vorstellung einzelner Laster, als: Neid, Verleumdung, Böllerey, Zorn u. findet man unter den davon handelnden besondern Artikeln angezeigt.

Von dem Einflusse der Tugenden und Laster
in die Gesundheit (*).

Die meisten Menschen machen sich ein Verdienst daraus, tugendhaft zu seyn. Sie wollen deswegen gelobt seyn, daß sie Gott fürchten; daß sie einem Jeden das Seine lassen; daß sie sich zuweilen ihrer Rechte begeben, um gegen andere gefällig zu seyn, u. s. w. Ein Bettler fordert, man soll ihm verbunden seyn, daß er kein Spitzbube ist. Ein Handwerks-Mann will damit Dank verdienen, daß er gute Arbeit macht. Ein Edelmann will gerühmt seyn, wenn er seine Schulden bezahlt; und ein Fürst, wenn er sein Wort hält. Es ist nicht anders, als ob wir alle unsere Tugend Gott und der Republik schenken, und als ob wir eigentlich das Recht hätten, alle Laster zu begeben, die uns befehlen.

Dieses unsinnige Vorurtheil hat seinen Ursprung ohne Zweifel darin, daß wir uns wehe thun, wenn wir unsere natürlichen Triebe und Leidenschaften der Rechtschaffenheit aufopfern; und kein Beweis kann deutlicher seyn, als dieser: daß wir von Natur verdorbene Herzen haben. Es ist bloße Heuchelei, wenn ein Mensch sich rühmt, daß er von Natur geneigt sey, die Tugenden auszuüben, die wider seine Eigenliebe, seinen Eigennuß, seine Wollust und seinen Ehrgeiz streiten. Ein jeder Mensch bequemt sich nur zu solchen Tugenden freiwillig, die er unter dem Deckmantel seiner natürlichen Neigungen ver-

(*) Der Arzt, von D. Nizer, 308 St.

bergen kann. Er ist freigebig, gastfrei und gutthätig, wenn er zur Verschwendung geneigt ist; er ist friedfertig und geduldig, wenn er ein feiges Herz hat; er hält auf seine Ehre und guten Namen, und läßt keinen Schurken auf sich sitzen, wenn er rechthaberisch, hitzig und streitsüchtig ist; er versorgt die Armen, wenn er glaubt, daß es ihm Gott hundertfältig wieder erstatten werde; und kurz, ein Jeder bedient sich seiner natürlichen Schwachheiten, um gewisse Tugenden auszuüben, die diese Schwachheit nähren. Allein, wenn es darauf ankommt, seine Leidenschaften einer rechtschaffenen Handlung aufzuopfern; einen Armen zu speisen, wenn man geizig ist; einem Feinde zu vergeben, wenn man rachsüchtig ist; einem Freunde sein Brod zu gönnen, wenn man neidisch ist; einem Unterdrückten beizustehen, wenn man unbarmherzig und boshaft ist: so verschwindet entweder auf einmal der Trieb zur Tugend, oder man rechnet sie Gott so hoch an, daß man sich nicht einbilden kann, wie er es anfangen müßte, wenn er sie uns vergelten wollte.

Bei dieser allgemeinen Verderbniß des menschlichen Herzens ist es in der That eine sehr schwere Aufgabe für die Sitten-Lehrer, die noch dazu eben so verderbte Menschen sind, als ihre Schüler, die Menschen lebendig von den Vorzügen der Tugenden zu überzeugen, und sie zu nöthigen, daß sie lieber ihnen, als ihren Neigungen und Leidenschaften, folgen. Diese weisen Sitten-Lehrer erfahren nur allzu oft, daß die Tugenden bey den Menschen keinen Eingang finden, als in so fern sie mit ihren natürlichen Neigungen und Leidenschaften übereinstimmen und bestehen können; und wenn Tugenden, die aus dieser Quelle fließen, keine wahre Tugenden, sondern im Grunde lauter Laster, sind: so müssen alle Sitten-Lehrer mit Gelert sagen:

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
 Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.
 Ein Laster wird icht ausgetrieben,
 Ein andres fängt man an zu lieben.
 Der Weichling flieht den geilen Scherz,
 Wird karg, und nennt sich fromm und kläger.
 Wer ist der listigste Verrüger?
 Ist's nicht des Menschen eignes Herz?

Inzwischen ist dem State daran gelegen, daß die Menschen die Handlung der Tugend ausüben; und ein jeder hat, um seines eigenen Besten willen, dahin zu sehen, daß diese Handlungen aus einer reinen Quelle fließen. Der Ehrgeiz macht die Menschen großmüthig, tapfer, getreu; die Wollust macht sie weich und mitleidig; der Geiz arbeitsam und unversdrossen. Durch diese Wirkung gewinnt die menschliche Gesellschaft sehr vieles, ungeachtet dabey die meisten Menschen ihr wahres Heil, ja sich selbst, verlieren, weil die Quellen, woraus sie fließen, unlauter sind.

Wenn man ein Mittel erfinden könnte, den Menschen die Tugenden angenehm zu machen; wenn dieses Mittel von solcher Beschaffenheit seyn könnte, daß das menschliche Herz mit der Tugend vertraulich in einen Bund träte; daß sich dessen natürliche Neigungen und Leidenschaften ihren Gesetzen gutwillig unterwürfen, und daß der Bewegungsgrund, durch welchen dieses geschähe, seiner Natur nach, unschuldig und unsträflisch wäre: so würde man, meines Erachtens, dadurch der menschlichen Gesellschaft einen wahren Dienst leisten, und zur Ausbreitung der Tugend nicht wenig beitragen. Ein Weichling, der die Geilheit verläßt, weil er karg wird, und sich um deswillen für frommer hält, hat seine Enthaltbarkeit keiner Tugend, sondern einem andern Laster zu zuschreiben

schreiben, welches er an die Stelle des vorigen setzt. Sein Herz hat dabey nichts gewonnen; er ist eben der vorige Bösewicht, in einer neuen Verkleidung. Seine Verwandlung ist bloß ein Tausch eines Lasters gegen ein anderes. Könnte man diesen Tausch nicht ändern und unsträflicher machen? Giebt es kein Gut in der Welt, das man den Menschen, statt aller ihrer Laster, anbieten kann, wogegen sie alle eine gleich starke Neigung haben, und das sie nicht allein gern gegen die Laster vertauschen würden, sondern das sie auch dagegen umtauschen könnten, ohne sich einen gerechten Vorwurf deshalb zu zuziehen? Ich will icht zu erweisen suchen, daß ein dergleichen Gut vorhanden, und daß es die Gesundheit der Menschen sey. Welcher Mensch liebt nicht sein Leben und seine Gesundheit? Alles, was ein Mann hat, sagt jener heilige Schriftsteller, läßt er für sein Leben. Sollte er nicht die Laster für seine Gesundheit lassen? Wenn uns das Leben gewiß ist, was haben wir dann noch für ein großes Kleinod auf Erden, ohne welches uns das Leben unnütz und lästig ist, und welches uns in den Genuß aller Güter desselben einsezt? Die Gesundheit ist dieses Kleinod, und wird auch wirklich von allen dafür erkannt, die nicht unsinnig sind. Man sagt, daß es Leute gebe, die ihr Leben für nichts, und andere, die es für eine Last achten. Wenn es solche Leute giebt, so hat ihr Unmuth unstreitig in dem Elende und Unglücke ihres Lebens seinen Grund. Sie wünschen sich also den Tod, weil er das Mittel ist, diesem Elende zu entgehen. Allein, so rasend ist kein Mensch, sich Unglück und Elend selbst zu wünschen. Man hört wohl franke und gebrechliche Personen sagen, daß sie des Lebens müde sind, und es aufzugeben wünschen. Aber, welcher Mensch hat den unsinnigen Wunsch gethan, krank und gebrechlich zu leben? Es ist also, natürlich, daß die Menschen ihre

Ge-

Gesundheit lieben; ja, es ist noch natürlicher, daß auch die ihre Gesundheit lieben, die das Leben selbst für kein Gut mehr halten; daß man Krankheit mehr, als den Tod, fürchtet, und daß man mehr daran wendet, gesund zu bleiben, als sein Leben selbst zu retten. Ist nun die Liebe zum Leben eine natürliche Neigung der Menschen, wie viel mehr muß es nicht die Liebe zur Gesundheit seyn! Wir finden also an der Liebe zur Gesundheit einen sehr mächtigen natürlichen Trieb, der selbst den natürlichen Trieb zum Leben übertrifft, für welchen doch fast alle Menschen ihre liebsten Leidenschaften, Triebe und Neigungen, gern aufopfern.

Welcher Mensch würde nicht anstehen, ein Laster zu begehen, ob ihn gleich seine Haupt Leidenschaften dazu reizten, wenn er überzeugt wäre, daß er mitten in der Ausübung desselben sein Leben verlieren müßte? Stünde der Tod auf einer Sünde der Unreinigkeit, welcher Mensch würde sie nicht gern freiwillig vermeiden? Als der unersättliche Midas seinen Wunsch, alles, was er berühren würde, in Gold verwandelt zu finden, erfüllt sahe, und keine Speise zu seinem Unterhalte mehr übrig war, so flehere er die Götter, um seines Lebens willen, an, die gütigste Gnade zurück zu nehmen. Sein Geiz gab nach, als er ihm das Leben kosten sollte. Kann also die Liebe zum Leben die Menschen nöthigen, ihren liebsten Lastern zu entsagen, um wie viel eher muß dieses nicht von der Liebe zur Gesundheit behauptet werden können, die auch bei denen noch nicht erlischt, welche die Liebe zum Leben nicht mehr empfinden! Es kann also den Menschen kein stärkerer Bewegungsgrund vorgelegt werden, ihre lasterhaften Neigungen zu bestreiten, als der, wenn sie überzeugt werden, daß ihre Laster sie um ihre Gesundheit bringen.

Die Liebe zur Gesundheit ist auch, an sich betrachtet, weder lasterhaft, noch schädlich. Wenn man ihr
seine

seine Laster aufopfert, so kann kein Sitten-Lehrer behaupten, daß man dadurch einem Laster ein anderes aufopferte, wie solches geschieht, wenn man eine neue sträfliche Neigung einer alten opfert. Ein Wollüstiger, der enthaltsam wird, weil der Geiz sich seines Herzens bemächtigt, bleibt lasterhaft, wie er vorher schon war. Ein Wollüstiger, der darum enthaltsam wird, weil er eine Menge abscheulicher Krankheiten vermeiden will, ist zwar um deswillen kein sonderlicher Heiliger; allein er vertauscht kein neues Laster mit dem alten, er fährt nicht, wie jener fort, dem State durch neue Laster schädlich zu seyn, sondern er wird wenigstens unschuldig, wenn er auch noch nicht heilig ist. Also gewinnt dabei der Stat, dem er durch seine Laster schädlich zu seyn aufhört, und er gewinnt selbst, indem er seine Laster verläßt, und keine andere dagegen erwählt. Gleiche Bewandniß hat es in allen andern Fällen.

Es ist also keine unanständige Bemühung, die Menschen, vermöge des Bewegungsgrundes ihrer Gesundheit, von den Lastern abzumahnern; und wenn bewiesen werden kann, daß die Gesundheit durch die Ausübung der Laster unendlich leidet, so kann man sich von der heftigen natürlichen Neigung der Menschen zu derselben den Vortheil versprechen, daß sie den mächtigsten und lebendigsten Bewegungsgrund abgeben werde, die Menschen mit ihren liebsten Lastern in Feindschaft zu setzen, und ihre kräftigsten Leidenschaften und Triebe, die sie dazu verleiten, zu entwaffnen.

Dieses zum voraus gesetzt, will ich jetzt einmahl das Verhältniß der Gesundheit gegen die Tugenden und Laster in Betrachtung ziehen. Ich werde zeigen, daß die Gesundheit durch die Ausübung der Tugenden unendlich gewinne, und hingegen durch die Ausübung der Laster unendlich verliere. Hierdurch wird die Tugend in einem Gesichtspuncte vorgestellt, aus
Vek. technol. Enc. LXV Th. D wel.

welchem man sie bisher sehr wenig betrachtet hat; und hierdurch bekommen die Laster einen so abscheulichen Anstrich, daß sie verhaßter werden, als wenn man sie uns aus jedem andern Gesicht: Puncte zeigt, wo ihre Folgen zwar allemahl abscheulich und fürchterlich sind, aber uns und unsere Eigenliebe, unsere allerheftigste Neigung, und unsern angelegentlichsten Trieb nicht so sehr interessiren.

Es giebt einige Laster, welche durch Handlungen des Körpers begangen werden, die dessen Gesundheit fast unmittelbar zerrütten. Dergleichen sind: die Unmäßigkeit, die Völlerey, die Unkeuschheit, und verschiedene andere Arten der Ueppigkeit und Unreinigkeit. Es ist nicht zu beschreiben, wie viele Menschen durch diese Ausschweifungen allein auf ihre ganze Lebenszeit ungesund werden. Nimmermehr würde die Gicht, die Lustseuche, und das große Heer aller Arten dieser verhaßten Krankheiten, so allgemein unter den Menschen seyn, wenn sie sich diesen Lastern nicht so sehr ergeben hätten. Die reißenden und brennenden Schmerzen des Podagra, Gonagra, Chiragra, der Hüft-Gicht, der Migraine, haben gemeiniglich keinen andern Ursprung, als die Unmäßigkeit und Ueppigkeit. Die Lustseuche und ihre Arten, deren schändliche Nahmen ich verschweige, würden nicht in der Welt seyn, wenn das Laster der Unkeuschheit sich nicht so viel Eingang bey den Menschen verschafft hätte. Der elende Zustand derer, die sich der Völlerey ergeben, ist so jammervoll für sie, und so abscheulich in den Augen anderer Menschen, daß er kaum beschrieben werden kann. Die Zerrüttung ihrer Sinne, die Unverdaulichkeit, Lähmung der Zunge und der Glieder, und Schlagfluß, sind die gewöhnlichsten Folgen davon. Ein Wollüstiger, der so vorsichtig ist, daß er die Lustseuche verhütet, verschwendet durch seine Ausschweifung so viel Kräfte, daß

daß er dennoch gar bald zum elendesten Geschöpfe wird. Ausschweifungen dieser Art verzehren mehr Kräfte, als das heftigste Verbluten. Der Gebrauch des Gesichtes geht zeitig davon verloren; der Leib schwindet; die Glieder werden verkrümmt und vor der Zeit steif; und man versetzt sich in dem blühendsten Alter in den kläglichen Zustand eines verlebten Greises. Kurz, es sind durch diese Art von Lastern mehr Menschen unglücklich gemacht worden, als durch tausend physische Ursachen, denen man allgemeine und ansteckende Seuchen zu zuschreiben pflegt. Das größte Unglück dabey ist dieses, daß man dergleichen üble Folgen nicht vermuthet; denn eben durch diese Sturheit geschieht es, daß ihnen niemand entgeht.

Sehr viele Laster sind von der Art, daß sie nicht ohne heftige Leidenschaften ausgeübt werden können; und es ist etwas Besonderes, daß diese Leidenschaften durchgängig solche sind, die der Gesundheit sehr nachtheilig sind. Die Zanksucht macht ihren Sklaven durch seinen Zorn und durch seine Aergerniß zum Märtyrer, und verzehrt das Mark in seinen Gebeinen. Der hündische Neid macht die Menschen dem Sinne Bilde dieses Lasters ähnlich wie ihn die Dichter schildern, wie er sein eigenes Fleisch frisst, und an seinen dürrn Fäusten naget. Ein Neidischer ist ein Gerippe, das nur in so fern lebt, als sein Laster es beseelet. Der Geiz martert seinen Sklaven mit Gram, Sorgen, Schlaflosigkeit und Unruhe, welche Leidenschaften insgesammt die schädlichsten Wirkungen auf die Gesundheit äußern. Der Unkeusche wird durch sein Laster entnerot; seine Leidenschaften verzehren seine Lebensgeister. Der Hochmüthige wird unausschöpflich von Gram und Neid verfolgt, und sein Leib muß das bezahlen, was seine Einbildungskraft sicher wirbt. Der Schwelger opfert seine Gesundheit seinem Geschmacke auf, und sitzt mit Ekel bey der Tafel,

auf welcher kein Gericht zu finden ist, das sein Magen verdauen könnte. Die Falschheit und Untreue beunruhigt das nichtswürdige Werkzeug, durch welches sie sich offenbaret, mit Gewissens-Bissen, die ihm die Ruhe des Nachts entziehen, und ihn im Wachen mit lauter solchen Leidenschaften ängstigen, die niemahls mit der Gesundheit bestehen können. Kurz, alle Leidenschaften, wodurch ein Laster ausbricht, haben für die Gesundheit üble Folgen. Die vergnügten Leidenschaften werden ihr schädlich, weil sie ausschweifend sind; denn wenn sie dieses nicht wären, so würden sie den Mahnen der Laster nicht verdienen; und die unangenehmen sind durchgängig ein heimliches Gift, das an dem Leben naget, und den gesündesten Menschen nach und nach auszehrt und hinopfert.

Alle Laster sind mit einer gewissen Gemüths-Unruhe verbunden, welche man Gewissens-Bisse nennt. Man hat diese von je her mit einem nagenden Wurm verglichen, der unsere Eingeweide und Kräfte verzehrt; und so ist es auch in der That. Wer gesund seyn will, der muß ein heiteres Gemüth, ein freyes Gewissen, und also ein reines Herz haben. Der verrückteste Bösewicht kann diesen innern Regungen des Gewissens nicht widerstehen. Er kann sie zuweilen betäuben; allein, dieses geschieht durch neue Laster, die seiner Gesundheit vielleicht noch nachtheiliger sind. In Kurzem aber wacht das Gewissen wieder auf, und der nagende Schmerz wird verdoppelt. Viele Bösewichter, die ihre Laster lange genug im Verborgenen getrieben haben, verfallen zuletzt in Gemüths-Krankheiten, Melancholie, Unsinn, Wahnwitz und Raserey. Wer weiß aber nicht, daß diese Krankheiten ihren Ursprung in gewissen Leibes-Krankheiten haben, welche die Früchte der Schwäche sind, die ein unre-

gel:

gelmäßiger und lasterhafter Lebenslauf im Körper hervorgebracht hat?

Ist es gewiß: und wer kann wohl daran zweifeln? daß die Gesundheit des Leibes ein ruhiges, von heftigen unangenehmen Leidenschaften freyes Gemüth, und eine gemäßigte Lebens-Ordnung erfordert, so wird leicht kein herrschendes Laster zu finden seyn, bey welchem alle diese Erfordernisse Statt finden sollten; und so wird es unmöglich seyn, bey herrschenden Lastern lange gesund zu leben. In welcher Gestalt zeigt sich uns hingegen nicht die Tugend, wenn wir sie in eben diesem Verhältniß betrachten! Wessen Herz ist wohl ruhiger, wessen Leidenschaften sind gemäßigter und angenehmer, wessen Lebenslauf ist besser geordnet und mäßiger und vergnügter, als eines Tugendhaften, der sich mit der Ueberzeugung eines wohl vollbrachten Tages alle Abend zur Ruhe legt, und mit dem Verlangen, einen Tag wohl zu vollbringen, alle Morgen erwacht? Wann foltern ihn unordentliche Begierden und tadelhafte Wünsche? Wann erschreckt ihn eine Handlung in dem Register, das ihm sein Gedächtniß täglich vor Augen legt? Wann empfindet er den Dorn der Reue, den Brand der Nachsicht, das Naget des Grames, die Wuth des Zornes, den Rausch der Wollust, das Gift des Meides, den Kiesel schadenfroher Freude, das Gewicht der Angst, die Unruhe der Sorgen, den Wurm des Gewissens? Er lebt jeden Tag in einer stillen Freude; er ruhet jede Nacht sanft; er genießt die Glückseligkeit des Lebens mit vergnügter Dankagung, und ist geschickt, alle Vergnügungen zu schmecken, weil er gesund ist. Ich bin nicht so thöricht, zu glauben, daß die Tugend uns vor allen Krankheiten schütze. Denn ob uns dieselben gleich mit als ein Lohn der Sünde angerechnet werden, so trifft doch derselbe, eben so wie der Tod, den Gerechten und Un-

gerechten ohne Unterschied. Ich glaube also auch nicht, daß alle Krankheiten von Lastern herrühren. Allein, das halte ich für gewiß, daß ein Lasterhafter sich jederzeit in Umständen befindet, die seine Gesundheit zu unterbrechen geschickt sind; daß bey ihm tausendmahl mehr Gelegenheiten zu Krankheiten Statt finden; daß er, vermöge seiner lasterhaften Gemüths-Verfassung und schlechten Lebens-Ordnung, seinen Leib natürlicher Weise ungesund mache, und daß von diesem allen das Gegentheil bey demjenigen Statt findet, der sich der Tugend befließt. Ich fürchte nicht, daß mir jemand den Einwurf machen werde: ich hätte die Gründe dieser Behauptung zu weit hergeholt. Man müßte nicht wissen, was eine schlechte Lebens-Ordnung, was ausschweifende Leidenschaften, was langsam nagende und unangenehme Gemüths-Bewegungen, und was ein beunruhigtes und geängstigtes Gemüth, für einen offenbaren Einfluß in unsere Gesundheit haben, wenn man diesen Einwurf machen sollte. Zudem bestätigt die tägliche Erfahrung alles, was ich behauptet habe. Sollte mancher ehrwürdiger Greis reden, wie er zu so vielen Gebrechen und Krankheiten, die ihm sein Alter verbittern, gekommen sey, so würde man mit Erstaunen hören, daß diejenigen Laster den meisten Theil daran haben, die er nun, seitdem er ehrwürdig und grau geworden ist, nicht mehr begehen kann. Gibt es nicht ganze Geschlechter und Familien von Krankheiten, die bloß das Laster zum Ursprunge haben? Muß nicht natürlicher Weise ein Tugendhafter von allen diesen frey seyn; und ist dieses kein Vorzug der Tugend vor dem Laster, in Absicht der Gesundheit? Ist es nicht eine allgemeine Lebens-Regel, die kein Arzt läugnen wird, daß eine mäßige und ordentliche Lebens-Art ein heiteres Gemüth und ein Herz das keinen heftigen und unangenehmen Leidenschaften unterworfen ist, die

sicher:

sichersten Mittel zu einem gesunden und langen Leben seyn? Sind denn nun aber dieses wohl Eigenschaften eines Lasters?

„Indessen giebt es doch Lasterhafte genug, die gesund leben.“ Dieses ist der einzige Einwurf von Erheblichkeit, und er beruhet mit dem auf Einem Grunde, daß es viele Tugendhafte giebt, die ihr Leben in beständiger Krankheit zubringen. Allein erstlich kann ich diesen ganzen Einwurf von mir ablehnen. Es giebt Leute, die bey der schlechtesten Lebens-Ordnung dennoch gesund bleiben; gleichwohl wird um deswillen niemand läugnen können, daß eine gute Lebens-Ordnung von allen geführt werden müßte, die gern gesund seyn wollen. Eben so ist es mit der Tugend und dem Laster. Wenn einige Lasterhafte gesund sind, so bleibt doch die Regel allezeit unumstößlich, daß man tugendhaft leben müsse, wenn man gesund seyn will, weil ein lasterhaftes Leben den wesentlichsten Bedingungen der Gesundheit schnurstracks entgegen läuft. Zweitens aber ist auch gewiß die Zahl der Lasterhaften, die sich einer guten Gesundheit rühmen können, sehr geringe. Von denen, die bey ihren Lastern die Kräfte ihres Leibes mißbrauchen, ist kein einziger gesund. Von denen, die ausschweifenden und unangenehmen Leidenschaften frohnen, sind es so wenige, daß man so gar im gemeinen Leben Sprichwörter eingeführt hat, welche die Krankheiten dieser Leute charakteristren. Man sagt von einem abgekehrten Menschen: er sey so dürre als der Meid; von einem Geizigen: er fresse sich selbst auf; von einem Feindseligen: er glühe vor Zorn und Rache; von einem Aufgeblasenen: er werde vor Hochmuth närrisch; von einem schadenfrohen Menschen: daß ihn der Kitzel plage; von einem Menschen, der ein scheußliches Ansehen hat: er sehe aus, wie ein Spitzbube, u. s. w. Alle diese Redens-Arten zeigen diese Gebrechen und Haupt-

D. 4

Eigen:

Eigenschaften der Krankheiten an, die man bey den Lasterhaften aller Asten aus unzähligen Erfahrungen kennen gelernt hat. Zudem so verbergen lasterhafte Leute die aus ihren Lastern fließenden Gebrechen, so viel ihnen möglich ist, vor den Augen der Welt eben so sorgfältig, als die Laster selbst. Sie schämen sich der Wirkungen, weil sie die Ursachen davon wissen, die ihnen keine Ehre bringen; und endlich so offenbaren sich auch diese schädliche Wirkungen der Laster nicht allezeit so bald, daß man sie von ihren unreinen Ursachen herleiten sollte, wozu man ohnedies nicht sehr geneigt ist. Was mancher in der frühen Jugend verbrochen hat, das muß er erst im späten Alter büßen. Wäre nur vielen etwas daran gelegen, diesen Zusammenhang zu entdecken, so würden sie ihn gar leicht finden. Allein, wer will sich gern selbst anklagen? Wer entschuldigt sich nicht gern vor sich selbst, und noch viel mehr vor den Augen der Welt, wenn er nur noch Einen möglichen Ausweg finden kann, die Schuld seiner Strafen von sich abzuwälzen, und sich als unsträflich und als einen unschuldig Leidenden zu betrachten?

Ich will aufhören, die Laster zu schelten. Aber ich kann diesen Aufsatz nicht beschließen, ohne noch einmal alle Menschen, besonders aber die Jugend, zu bitten, den hier vorgetragenen Sätzen ernstlich nachzudenken, und bey Zeiten den Weg der Tugend zu erwählen, um sich selbst ein gesundes und vergnügliches Leben, so viel wenigstens an ihnen ist, zu erwerben; da es doch ein für allemahl unmöglich ist, auf dem Wege des Lasters dazu zu gelangen, und, da doch gleichwohl kein Mensch ein so rasender Feind von sich selbst seyn kann, daß er seine Gesundheit für nichts schätzen sollte, um sich der Menschlichkeit unwürdig zu machen, und, außer dem Vergnügen die-

ses

ses Lebens, noch den Trost im Tode, die Hoffnung eines künftigen vergnügten Lebens, zu verlieren.

Lasterhaft, ein Bey- und Neben-Wort, lasterhafter, lasterhafteste, Fertigkeit zur möglichsten Ausübung schädlicher, und in weiterer Bedeutung, böser Neigungen, und in dieser Fertigkeit gegründet. Ein lasterhafter Mensch. Lasterhaft seyn. Lasterhafte Neigungen, Gedanken, Begierden. Lasterhaft leben.

Das ungewöhnlichere Oberdeutsche lasterhaftig, kommt in der veralteten Bedeutung für schändlich noch bey dem Opitz vor: die lasterhaftig dich verspotten.

Daher die Lasterhaftigkeit, die Fertigkeit zu Lästern, so fern dieses Wort ehemals eine mit Schande verbundene Uebertretung des Gesetzes bedeutete. Da aber jetzt Laster von dieser Fertigkeit gebraucht wird, so kommt jenes nunmehr seltener vor.

Laster: Stein, an einigen Orten, ein Stein, auf welchem oder mit welchem gewisse Verbrecher zu ihrer Schande öffentlich zur Schau ausgestellt werden, von Laster, so fern es ehemals Schande bedeutete; der Schand-Stein.

Läster: Maul, **Läster: Rede**, **Lästerer**, **Lästerlich**, **Lästerung**; siehe im folgenden Artikel.

Lästern, ein Zeit-Wort, von dem Haupt-Worte **Laster**, in dessen sämtlichen Bedeutungen es ehemals üblich war.

1. Verstimmen, zerfehen, verunstalten, dilacerare, in welcher Bedeutung im gem. Leben noch zerlästern üblich ist; s. weiter unten, und Lasterer.

2. Schänden, eine gleichfalls veraltete Bedeutung, von welcher Frisch einige Beispiele anführt. Die Frauen lästern, sagte man ehemals in eben der Bedeutung, in welcher wir jetzt das Zeit-Wort schänden brauchen.

3. Aus Vorsatz schändliche oder grobe Unvollkommenheiten wider die Wahrheit von jemanden sagen, jemand-

jemandes Ehre auf eine grobe Art durch Worte schänden. Die Obrigkeit lästern. Jemanden lästern. Gott lästern.

Daher die Lästerung, sowohl die Handlung, als auch die Laster: Rede selbst. Lästerungen wider jemand austreiben.

In einigen alten Deich: Schau: Ordnungen, bedeutet lästern die gefährlichen Mängel eines Wasser: Werkes bemerken. Die Redens: Art: Wer lästern kann, der lästere, was zu lästern ist, bedeutet nur so viel: Wer Einsicht besitzt, der bemerke die vorgefallenen gefährlichen Beschädigungen der Deiche und Wasserwerke.

In der letzten Bedeutung schon im Isidor lastron, im Ottfried gilastron, im Notker lalteren, im Dän. laste.

Man braucht die Wörter: schimpfen, schmähen und lästern, von einer Beleidigung, welche mit ehrenrührigen Worten geschieht. Schimpfen, kann von einer solchen Beleidigung gesagt werden. Schmähen setzt den Begriff hinzu, daß es mit der äußersten Verachtung oder Geringschätzung geschehe. Lästern zeigt an, daß man jemand begangener schändlichen Laster oder Thaten beschuldige.

Man schimpft jemand, wenn man solche Worte wider ihn ausstößt, die ihn als einen ehrlosen Menschen vorstellen, oder seiner Ehre nachtheilig sind. Man schmähet jemand, wenn man ihn nicht nur als einen ehrlosen Menschen vorstellt, sondern auch die äußerste Verachtung gegen ihn bezeigt, und eben dergleichen bey Andern gegen ihn zu erwecken sucht. Man lästert ihn, wenn man ihm aufbürdet, solche grobe Laster und schändliche Thaten begangen zu haben, die ihn billig in den Augen aller Menschen verunehren müssen.

Das Evangelium verbietet die Schimpf: Worte, Matth. 5, 22. Wer zu seinem Bruder sagt, Racha! der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig.

Von denen, die mit Christo gekreuziget wurden, steht Matth. 27, 44. und Marc. 15, 32. Sie schmäheten ihn,

in der Absicht, weil sie ihn mit der äußersten Verachtung, als einem solchen begegneten, der die schändliche Todes: Strafe verdient hätte. Und Luc. 29, 39: der Uebelthäter einer lästerte ihn, in der Absicht, weil er ihn des Verbrechens beschuldigte, daß er sich fälschlich für den Messias Christus ausgegeben, und das Volk betrogen habe.

Daher Verlästern, im hohen Grade schmähen und an der Ehre beleidigen; ein nur noch im g. L. übliches Wort, welches indessen noch mehrmahl in der deutschen Bibel vorkommt. Gott, Gottes Nahmen, den Weg der Wahrheit verlästern, 4 Mos. 14, 23. 2 Pet. 2, 2. Darum schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde, Röm. 14, 16.

So auch die Verlästerung.

Zerlästern, im hohen Grade verunstalten; und im g. L. wo es oft für verstümmeln gebraucht wird. Das Fleisch zerlästern, bey den Fleischern, es ungeschickt zubereiten und zuhauen. Siehe oben, S. 217.

Das Laster: Maul, im g. L. und in der harten Sprech: Art, eine lästernde Person, in der letzten Bedeutung des Zeit Wortes. Sprichw. 4, 24.

Die Laster: Rede, eine Rede, worin man aus Vorsatz jemandes Ehre durch Worte schändet, ihm grobe, schändliche Unvollkommenheiten beymisset; Lasterworte. Eine solche Schrift wird eine Laster: Schrift, oder ein Pasquill, genannt. Siehe Pasquill.

Der Lasterer. 1. So fern das Zeit: Wort lästern ehemals zerfetzen, auf eine ungebührliche Art zerreißen oder zerschneiden bedeutete, pflegen die Stadt: Fleischer, sowohl die Dorf: Fleischer, als auch alle übrige Pfluscher ihres Handwerkes, Lasterer zu nennen, weil sie, dem Vorgeben nach, das Fleisch nicht so geschickt und reinlich ausschachten können.

2. Von der jetzt gewöhnlichern Bedeutung des Zeit: Wortes, der einen andern schändlicher und erdicht:

dichteter Unvollkommenheiten beschuldigt, im harten Verstande, ein großer Verleumder. Ein Lästerer der Majestät. Ein Gottes-Lästerer, der Gott grober Unvollkommenheiten beschuldigt, bey dem Nothker Kegelschello.

Schon bey dem Nothker Lasterer für Verleumder. Das weibliche Geschlecht Lästerinn, (um des Wohlklanges für Lästererin) kommt in der deutschen Bibel vor. Ihre Weiber sollen ehrbar seyn, nicht Lästerinne (Lästerinnen), 1 Tim. 3, 11. Den alten Weibern, daß sie nicht Lästerin (Lästerinnen) seyn, Tit. 2, 3.

Lästerlich, ein Bey- und Neben-Wort, lästerlicher, lästerlichste.

1. Von dem Haupt-Worte Laster. 1) Strafbar, wider das Gesetz streitend oder handelnd, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. 2) Schändlich, eine noch im g. L. übliche Bedeutung. Er hat mich lästerlich betrogen.

2. Von dem Zeit-Worte lästern, in einer Lästerung gegründet, derselben ähnlich oder gleich. Lästern, wider die Obrigkeit reden. Lästern, lästern.

Die Lästerung, s. oben, S. 218.

Lästig, ein Bey- und Neben-Wort, lästiger, lästiger, ein Wort, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Wortes Last üblich ist, sehr beschwerlich, von Dingen, welche man mit einem merklichen Grade des Widerwillens thut oder leidet. Ein lästiger Besuch. Nieders. lastig, Lat. molestus. Daher die Lästigkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es lästig ist.

Überlästig. 1. Zu sehr belastet oder beladen. Ein Schiff ist überlästig, bey einigen nicht so richtig überlästig, wenn es entweder zu sehr beladen oder zu stark von Holz ist, so daß es zu tief in dem Wasser geht. 2. Überlast, d. i. Beschwerde, verursachend, beschwerlich; doch nur im g. L. Jemanden überlästig

lästig seyn, beschwerlich. Ein überlästiger Besuch, ein beschwerlicher. Daher die Überlästigkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es überlästig oder beschwerlich ist.

Lasur, (der) (*) Lasur = Stein, Lazur, in der höhern Schreib- Art Azur, Lazuli, Lazur = Stein, L. Lapis Lazuli, Fr. Pierre d'azur, l'Azur, Lazul, Lazur, Pierre azurée, Verd d'Azur, ein jaspisartiger Stein, welcher blau, mehrentheils aber mit weißen oder goldfarbigen Flecken eingesprenkt ist, und aus welchem das unter dem Nahmen Ultramarin bekannte prächtige Blau bereitet wird. Er kommt aus dem Gebirge der bucharischen Tataren, welches von der caspischen See ab östlich streicht (), vornehmlich aus Kalab und Bu:

(*) Wenn Einige das Wort Lasur im weiblichen Geschlechte, die Lasur brauchen, so ist vermuthlich Farbe darunter zu verstehen.

(1) Brunnich Mineralogie, (St. Petersburg und Lpz. 1781, 2.) S. 112.

Daß der ächte Lasur in der Tataren gefunden wird, bestätigt auch Tavernier, in der Beschreibung der sechs Reisen, Th. 2, S. 148. Von jenem Lande scheint auch Paulus Venetus, (nach der helmstädt. Ausgabe, S. 70,) zu reden: suppeditat quoque mons alius in hac provincia (Balascia) lazuluro, de quo fit azurum optimam, quale etiam in mundo non invenitur. Elicitur autem ex mineris non fecus ac ferrum; praebent quoque minerae argentum. Sehr viele versichern noch immer, daß diese Stein-Art aus Persien komme, aber der auch daher kommt, ist dort nicht einheimisch, sondern er wird dorthin aus Tibet gebracht. Weil die Perser diese Farbe sehr lieben, so zieht sich diese Ware nur vornehmlich dorthin. Persien selbst aber hat nur den blauen Kupfer-Ocher, welchen man dort zuweilen an statt des Ultramarines braucht. Tavernier hat dieses sehr richtig und bestimmt gemeldet: und er, der mit Edelfeinen handelte, konnte es auch am besten wissen. Er sagt, im 1 Th., S. 242. „In den Kupfer-Gruben von Persien hat man auch Lasur. Andern gefunden, welches in Persien in großer Menge verbraucht, und damit das Blumwerk an dem Gefäßen und Gewölbern der Häuser gemahlt wird. Ehe dies entdeckt ward, hatte man keine andere Lasur, als die rechte, welche aus der großen Tataren kommt, und sehr theuer verkauft ward. Diese

Budusschu; von da kommt er nach Ost-Indien, und von Ost-Indien nach Europa; auch bringen ihn die Bucharen, in Brocken, welche 1 Pfund und darüber schwer sind, nach Orenburg, wiewohl jetzt nicht mehr so viel, als ehemals (.). Der ächte Lasur-Stein, welcher in Asien und Afrika gefunden, und von daher nach Europa gebracht wird, wird der orientalische, auch, weil er seine schöne blaue Farbe im Feuer behält, und in demselben weiter nichts, als seine eingesprenkten gelben Flecken, verliert, der feuerbeständige Lasur-Stein, L. Lapis Lazuli fixus; derjenige hingegen, den man in verschiedenen Ländern und an verschiedenen Orten in Europa, insonderheit in

Ital:

„Diese Art Lasur aus Persien ist eine Art von Kupfer-Erz, und wenn der Stein zerrieben und gesiebt ist, wie man mit dem rechten Lasur zu verfahren pflegt, so wird eine, seine Farbe davon, welche eine reine und den Augen angenehme Farbe giebt. Auf diese Weise durfte Persien nicht mehr nach der tatarischen Lasur fragen, und der Mahmet-Beg ließ auch verbieten, daß sich die Mahler nicht der fremden, sondern der persianischen, gebrauchen sollten: aber das Verboth währte nicht lange, weil die persianische Lasur nicht in der Luft dauern konnte, wie die rechte, sondern endlich eine dunkle und traurige Farbe bekam. Hiervon ward sie voll Schuppen, und blieb nicht an der Spitze eines zarten Pinsels hängen, wurde also bald verlassen, als eine gefärbte Erde, und die Lasur aus der Tataren ward wieder hervorgesucht.“ Eben dies bestätigt Chardin, in Voyages en Perse, Th. 4, S. 66. „Dans la contrée à l'entour de Tauris, on trouve de l'Azur, mais qui n'est pas si bon que celui de Tartarie; la couleur s'altère, devient sombre et enfin se passe.“ Eben derselbe, S. 255: „Le lapis la Zuly qu'ils appellent Lagsverd, d'où nous avons fait le mot d'azur, se prend dans leur voisinage au pais de Yushec's, mais la Perse en eut le magazin général.“ Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die Stein-Art jemals aus Cypern gekommen ist, wie doch in vielen Büchern versichert wird. Kupfer hat diese Insel, und Bergblau liefert sie noch jetzt.

(2) Kall Beyträge zur topographischen Kenntniß des russischen Reichs, (St. Petersburg. 1786, 4.) III. unter den Mineralien.

Italien, Ungarn, Böhmen, Deutschland, Frankreich und England, findet, der occidentalische, und, weil er im Feuer seine blaue Farbe in Grün verändert, der nicht feuerbeständige Lasur-Stein, L. Lapis Lazuli non fixus, genannt. Der aus Asien und Afrika hat einen großen Vorzug vor den aus Europa, welcher oft für jenen verkauft wird; man muß sich daher in Acht nehmen, und, wenn man viel auf ein Maß kauft, die Probe mit einem Stücke machen. Der europäische Lasur-Stein läßt sich weit leichter calciniren, und nimmt, wie gesagt, im Calciniren eine grüne Farbe an; der aus Asien und Afrika hingegen behält sein schönes natürliches Blau beständig, und verliert es niemahls.

Man findet den Lasur-Stein allemahl nester- oder stöckweise, in unformlichen Stücken, welche nicht leicht eine halbe Elle im Durchschnitt haben. Er bricht vornehmlich in eischenschüssigen Berg-Arten, in welchen sich der Eisen-Kies zu erzeugen pflegt. Die ungarischen Gänge, im neuen St. Antonius von Padua, bey Hoderisch, sind, wie Brünnich meldet, schön blau gefleckt, zum Zeichen eines guten Silber-Gehaltes. Im Anbruch ist der Lasur-Stein allemahl uneben. An den spathartigen Stellen pflegt er schuppicht, an den reinen blauen aber körnigt, zu brechen.

Obgleich die alten Nahmen der Edelsteine noch nicht mit hinlänglicher Genauigkeit untersucht, und noch nicht mit der größten möglichen Zuverlässigkeit bestimmt sind, so läßt sich darunter doch der Lasur erkennen. Der Ritter Michaelis bemerkt, 2 Mos. 28, 18. daß die Alten unsern heutigen Lasur-Stein auch Sapphir zu nennen pflegten, unter welchem Nahmen er auch bey dem Plinius vorkommt, und dieser Meinung sind Mehrere beygetreten.

Diese

Diese Meinung, daß der Sapphir der Alten unser Lazur sey, hat Dr. Hofr. Beckmann (*) gewisser gemacht, als sie bisher gewesen ist. Er führt deshalb folgende Beweise:

„Der Sapphir der Griechen und Lateiner hatte erstlich eine himmelblaue Farbe, die etwas ins Violette schielte, oder in Purpur fiel, zuweilen auch sehr dunkel, fast schwärzlich, blau war. Zweitens war dieser Stein undurchsichtig. Drittens hatte er viele Goldpuncte oder goldgelbe Flecke, wiewohl man ihn höher schätzte, wenn er derselben nicht viele hatte. Viertens ward er geschnitten, aber wenn er nicht ganz rein war, sondern fremde härtere Theile eingemischt hatte, so war er dazu nicht tauglich. Fünftens scheint man so große Stücke dieser Stein-Art gehabt zu haben, daß man ihn zu eingelegten oder musivischen Arbeiten brauchen konnte. Sechstens ward er oft mit Kupferblau, mit kupferhaltigen Erzen, Steinen und Erden verwechselt oder verglichen. Siebentens schrieb man ihm solche medicinische Wirkungen zu, welche nur ein Kupferkalk haben kann. Achters brach er zwischen andern Stein-Arten, wie Dionysius (*) andeutet.

Daß

(*) In seiner lehrreichen Abb. vom Ultramarin, im 2. St. des 3. B. seiner Veyträge zur Geschichte der Erfindungen, (Lps. 1790, 8.) S. 182.

(*) Plin. L. 37, c. 9. Reddetur et per se cyanos, accommodata gratia paulo ante nominato colore caeruleo. Inest ei aliquando et aureus pulvis, non qualis in sapphiris. In sapphiris enim aurum punctis collucet caeruleis. Sapphirorum, quae cum purpura, optimae apud Medos; nusquam tamen perlucidae. Praeterea inutiles sculpturae, intervenientibus crystallinis centris. Quae sunt ex iis cyanei coloris, mares existimantur. Cap. 10. Coralloachates guttis aureis sapphiri modo sparfa.

Isidor. Orig. L. 16, c. 9. Saphirus caeruleus est cum purpura, habens pulveres aureos sparsos; apud Medos optimus, nusquam tamen perlucidus.

Theophrast. de lapid. §. 33: ὁ σάπφειρος ἀντὶ τὸ ἰσθὶν ἀσπὶς χερσέπραστος.

Dioscorid. L. 5, c. 157: Sapphirus lapis ictis a scorpione potu prodesse existimatur. Bibitur et contra intestinæ exulcerationes. Extuberantia in oculis eorumque

Daß ein Stein von diesen Eigenschaften nicht der Sapphir unserer Juwelirer seyn kann, ist außer allem Zweifel. Unser ächter Sapphir macht nicht in andern Berg-Arten Andern aus, sondern er kommt im Sande in einzelnen kleinen Krystallen vor, welche, so viel man weiß, in der Bildung den Diamanten ähnlich sind, wiewohl sie zuweilen mehr säulenförmig seyn sollen, und vielleicht sind die wahren Sapphire nichts anders als blaue Diamanten. Allemahl sind sie, wie die übrigen Edelsteine, ganz durchsichtig; niemahls haben sie Goldpuncte zwischen sich; ihr Blau fällt mehr oder weniger in das sammetartige Blau, ist

que vuas et pustulas reprimat; sed et ruptas eorundem membranas cogit atque glutinat.

Dionys. orbis terrae descript. V. 1105. Passim item sub rapibus subtus venae pariunt aureae caeruleaeque pulcrum lapidem sapphiri, χερσέπρας κυανὸς τε καὶ πλάκα σαπφείροιο.

Epiphan. de XII gemmis, §. 5: Sapphirus gemma purpurascit, ut species blattae, id est, purpurae nigrae. Multa sunt eius genera. Est enim regius, aureis punctis varius, χερσέπρας. Non est vero hic in tanta admiratione, quanta ille, qui prorsus purpurascit. Et hic dicitur esse cum in India, tum etiam in Aethiopia. Quocirca aiunt apud Indos templum extractum Baccho extare, quod gradus ex sapphiro trecentos sexaginta quinque habeat, quamvis multi fidem non adhibeant. Est vero gemma admirabilis, pulcherrima, gratissima; propterea etiam in armillis et monilibus reponi conluevit, idque potissimum a regibus. Locum etiam inter remedia habet. Attrita enim et lacti permixta plagis quae sunt ex pustulis albis et tuberculis medetur, si illis illinatur.

Marbodeus de lapidibus 53, p. 46:

Sapphiri species digitis apuissima regum,
Egregium fulgens puroque simillima caelo,
Vilior est nullo virtutibus atque decore.
Hic et syrtites lapis a plerisque vocatur,
Quod circa Syrtis Libycis permixtus arenis,
Fluctibus expulsum fervente freto reperitur.
Ille sed optimus est quem tellus Medica gignit,
Qui tamen asseritur nunquam transmittere visum.

ist oft sehr blaß, und zieht nur selten ganz wenig auf Violet. Das Sapphirpulver verhält sich wie fein zerriebenes Glas, zeigt keine Spur von Kupfer, ist weiß, und kann auf keine Weise eine blaue Mahlerfarbe abgeben, oder mit Bergblau verwechselt werden.

Die Frage, ob denn die Alten unsern Sapphir gekannt haben, ob er vielleicht zu ihren Amethysten oder Hyacinthen gehört, will ich hier nicht untersuchen; aber lieber möchte ich sie verneinen, als bejahen. Wenigstens wird der Beweis allemahl zweifelhaft bleiben. Fällt es doch so gar schwer zu bestimmen, ob jeder neuer Mineralog, der Sapphir nennt, auch den ächten Stein dieses Rahmens gekannt oder gemeint hat?

Hingegen kann man mit größter Zuverlässigkeit behaupten, daß der Sapphir der Alten unser Lazurstein seyn muß. Dieser hat eine blaue Farbe, die nicht selten in Violet oder Purpur fällt, und oft sehr dunkel ist. Er ist ganz und gar undurchsichtig; aber deswegen leidet er doch die Vergleichung mit der Farbe des Himmels, woben Plinius nicht an Durchsichtigkeit gedacht hat, indem er so gar einen undurchsichtigen Jaspis himmelblau nennt (*). Der Lazur hat hin und wieder goldgelbe Punkte, die man ehemahls für Gold gehalten hat, die aber Kieseltheilchen oder Markasite sind. Er kann leicht zu allerley Geräthen verarbeitet, auch geschnitten werden, wie er denn auch jetzt noch oft zu Siegeln geschnitten wird. Aber Plinius hat ganz richtig angemerkt, daß er alsdann dazu nicht taugt, wenn er mit fremden und harten Theilchen (mit Quarz, weswegen er alsdann am Stahle Funken giebt,) vermischt ist, und eben deswegen ward der einfarbige höher geschätzt (**). Man findet auch noch in manchen Samml-

(*) Jaspis aerizula. II. p. 782, den ich gewiß nicht mit Salsinus für Türkis ausgeben möchte. Wir haben ja auch blauen Jaspis.

(**) Plin. Inutilis sculpturae, intervenientibus crystallinis centris. Verschiedene Gelehrte haben dies so verstanden, als ob Plinius behauptete, der Sapphir lasse sich gar nicht schneiden. Sie scheinen die Umstände, unter welchen er dies behauptet, nicht beachtet, und sich nicht erinnert zu haben, was die alten Künstler in Steinen, auch Gold-Arten, die geschnitten werden sollten, centra nannten. Plinius erklärt es XVI, 39: Inveniuntur in quibusdam, sicut

Sammlungen geschnittene Lazursteine, die wenigstens für alt gehalten werden (*). Ich erinnere mich, verschiedene Arbeiten dieser Art in der vortrefflichen herzoglichen Sammlung zu Braunschweig gesehen zu haben, welche mit vieler Wahrscheinlichkeit für ägyptische gehalten werden, und eine sorgfältige Beschreibung verdienen. Daß Lazuli ehemahls zu eingelegten Arbeiten gebraucht worden, weiß ich gewiß, ungeachtet ich jetzt keinen Zeugen anführen kann. Wie herrlich er noch dazu in den florentiner Arbeiten angewendet wird, ist bekannt. So sind zu Zarskoes Selo, dem prächtigen Lustschlosse bey St. Petersburg, in die ganz mit Bernstein getäfelten Wände die größten und schönsten Tafeln von Lazuli, welche ich jemahls gesehen habe, eingefügt worden; man sagte mir dort, man habe sie aus Thibet kommen lassen. Der Zweifel, den Epiphanius wider die mit Lazuli belegten Staffeln äußert, bezieht sich wohl nur auf die gar zu große Kostbarkeit, und vielleicht hat er sich eingebildet, daß die Stufen massiv aus dem Steine gehauen seyn sollten. Die Verwechslung oder Vergleichung des Sapphirs mit Cyanus, wovon verschiedene Beispiele vorkommen, beweiset, daß solcher dem Kupfererze sehr ähnlich gewesen seyn müsse. Denn daß cyanus ein von Kupferblau gefärbtes Erz oder Bergblau gewesen ist, habe ich schon anderswo erwiesen (**). Die blaue Farbe des Lazur hat man bis auf unsere Zeit von Kupfer hergeleitet, die aber, nach den neuesten Untersuchungen, ihren Ursprung von Eisen haben soll (***). Die medicinischen Wirkungen, welche die Alten ihrem

Pl 2

Sap-

sicut in marmore, centra, id est, duritia clavo similis, inimica ferris. So rechnet er XXXVII, 2. praedurum ac fragile centrum zu den Fehlern des Bergkrystalls, der sich doch, ohne diesen Fehler, sehr gut verarbeiten läßt. Auch Theophrast braucht in eben dieser Bedeutung das Wort κέντρον.

(*) S. Christs Verzeichniß zu Lippert Dactyliotheca, pag. 48, 62, 65, 97. II. p. 11, 20, 29. III. p. 13, 56.

(**) Aristotelis aescult. mirabil. c. 59, p. 123.

(***) Gleichwohl ist die Farbe der Eisenoehern in Feuer sehr veränderlich: oder ist sie in gewisser Mischung beständiger? Wallerius ist immer der Meinung geblieben, die blaue Farbe rühre von Silber her. Systema mineral. I. p. 313.

Sapphir zuschreiben, können nur von einem Kupfergehalte entstehen, da sie den armenischen Stein oder den unächten Lazuli statt des ächten genommen haben. So empfehlen sie Kupferochern wider entzündete Augen (*). Endlich trifft auch das überein, was Dionysius meldet, daß der Sapphir oder Lazuli in andern Steinarten vorkomme (**). Auch der Sapphir, dessen in den ältesten hebräischen Schriften gedacht wird, scheint kein anderer als der Sapphir der Griechen oder unser Lazuli zu seyn; denn ihm werden ebenfalls Goldpuncte beygelegt (***).

Eben so gründlich, ist folgende Belehrung, welche Hr. Beckmann über den Ursprung und das Alter des Namens Lazuli ertheilt.

„Um von jenem mehr zu sagen, als was bereits Salmasius (†) gesagt hat, bat ich Hrn. Prof. Tychsen um seine Meinung, welche ich hier mit seiner Erlaubniß beynüge (††). Darnach ist gewiß, ersichtlich: daß das Wort

(*) *Dioscorides* parabil. p. 10, f. empfiehlt *ῥος* und *καλοὺ ἀνδρος*.

(**) Vor einigen Jahren hat Hr. Larman, in Sibirien am Baikal Lazuli in Granitängen entdeckt. Mit ihm bricht auf den Gängen auch Feldspath, und ein milchfarbiges, leicht zeolithartiges Gestein, ungleichen Schwefelkies. S. Beobachtungen und Entdeckungen der berlin. naturf. Gesellsch. I. S. 402.

(***) *Braun de vestitu sacerdotum*, II. p. 530. Aber vornehmlich gehört hieher, was Hr. geb. Just. N. Michaelis darüber in *Supplementis ad lexica hebraica*, num. 1775, p. 1798 — 1800 gelehrt hat. Der Name Sapphir ist uralt.

(†) *De homonymis hyles iatricae*. (Traj. ad rh. 1689, f.) p. 217.

(††) Lazul oder Lazur ist nicht arabischen, sondern persischen Ursprungs. Im Persischen heist Ladschnardi oder Lazuardi blaue Farbe und Lapis Lazuli. Es sollte eigentlich Lazurverd ausgesprochen werden, allein die Araber ziehen häufig das *va* in der Aussprache zusammen, so daß bloß ein *u* gehört wird, und man also auch Lazurd sagen kann. Das Derivatium Lazurdi oder Lazurverdi heist blau.

Die Aussprache Lazul mit *l* am Ende, ist die gewöhnliche Verwechselung des *l* und *r*, so wie der Araber für Zingiber sagt Zengebil. Das *L* initiale ist wohl nicht der

Artic

persischer Abkunft ist; auch ist dieser Stein, wie ich schon angemerkt habe, bisher über Persien zu uns gekommen; zweyten: daß es die blaue Farbe bedeutet. Es ist auch in Europa anfanglich die allgemeine Benennung für blaue Steine und blaue Mahlerfarbe gewesen, und langehin ist sie für das kupferhaltige Bergblau gebraucht worden. Erst die neuern systematischen Mineralogen scheinen das verdorbene persische Wort dem jetzt eigentlich sogenannten Lazurstein zugeeignet zu haben, so daß jetzt einer wider die Mineralogie verstoßen würde, welcher diesen Namen dem armenischen Steine, dem Bergblau, oder sonst einem blauen kupferhaltigen Mineral, beylegen wollte.

Dhne mir mit der Einbildung zu schmeicheln, daß ich die erste Erwähnung des Namens Lazuli in den auf uns gekommenen Schriften gefunden hätte, gebe ich als die älteste, die ich weiß, diejenige an, welche bey *Leonius* (*) vorkommt, wo er seine Himmelskugel mit einer Farbe anstreicht lehrt, die man, wie er sagt, damals *λαζουριον* nannte. Wenn *Fabrizius* Recht hat, so hat dieser Schriftsteller schon im 6ten Jahrhundert gelebt (**). In den von *Muratori* (***) bekannt gemachten Mahler-Vorschriften aus dem 8ten Jahrh., findet man eine unverständliche Anweisung Lazuri zu machen, wozu *cyanus*

P 3

Artikel, sondern scheint zum Worte selbst zu gehören, weil es nicht arabischen Ursprungs ist. Sonderbar ist freylich, daß der Spanier blau azul nennt, was offenbar aus jenem Wort entstanden ist; allein die Weglassung des *L* kommt wohl daher, daß man es für den Artikel hielt, und so das Wort verstümmelte, wie es die Araber bey fremden Namen nicht selten machen. J. E. *Elscandria* für *al elscandria* (*Alexandria*).

(*) *Leontius de constructione Aratae sphaerae*, p. 144. coloretur atque incrustetur sphaera gypso aut cerulla, si lignea est, ut eius rimulae et lacunulae, si quae fuerint, compleantur complanenturque. Post siccatum hoc colore alioque ei crasso inducto, qualis est, quem Lazurium vocant; καὶ ἄλλω βαθεῖ τινι χροματὶ ἰσχυρῶς, διὸν τῷ καλουμένῳ λαζουρίῳ. *Leontius* steht in der Sammlung, welche *Joh. Commelin* herausgegeben hat: *Astronomica veterum scripta*, 1589, 8.

(**) *Biblioth. graeca* II. p. 456.

(***) *Antiquit. Ital. medii aevi* II. p. 372. 378.

nus compositus (vielleicht zugerichtetes Bergblau) genommen werden soll; ferner eine andere, wozu Beichen im Mörser zerrieben werden sollen. Also schon damals war in dem elenden Latein das Wort für eine blaue Mahler-Farbe gebräuchlich. Dasselbige Wort griechisch geformt hat auch der Astrolog Ahmet, der im 9ten Jahrh. gelebt zu haben scheint, für blau gebraucht (*), so wie im 10ten Jahrh. Nonus (**) für eine blaue Erde. Noch weit wichtiger ist die Stelle des Arethas aus dem folgenden Jahrh., der in seiner Erklärung der Offenbarung Johannis sagt, der Cap. 21, 19. genannte Sapphir sey eben derjenige Stein, aus dem, wie man sage, das *λαζούριον* gemacht werde (***). Das ist denn auch eine starke Befräftigung, daß der Sapphir der Alten wirklich unser Lazuli seyn müsse, und dies scheint denn auch die erste sichere Erwähnung des eigentlichen Ultramarins zu seyn. Aber noch oft kommt in den folgenden Jahrhunderten das Wort für Kupferblau vor. Constantinus Africanus, der Arzt des 11ten Jahrhunderts, schreibt dem Lapis lazuli die medicinischen Kräfte des Kupferlazurs zu (****), so wie auch Avicenna, Averroes und Rhazes. Ersterer hat unter dem Buchstaben Lam, ein Capitel mit der Ueberschrift: Lazuard, welches der Uebersetzer

(*) *Introduct. in astrolog. v'g'as ēsi, καὶ χρῶμα τῶν λαζούριον* 1224.

(**) *Nonus de morb. curat. c. 143: ἡ τὴν ἀρμενίαν βῶλον πίνειν, ἢ τὸν λαζούριον.*

(***) *cap. 67, p. 827: ἐξ οὗ σαπφείρου παρὶ καὶ τὸ λαζούριον χρῶμα γίνεσθαι.* Des Arethas Erklärung ist *Oecumenii commentariis in novum testamentum*, (Lutet. Par. 1630. 1631. 2 Voll. f.) beygedruckt.

(****) *De gradibus, quos vocant simplicium, p. 362: Lapis lazuli frigidus. Si in collyriis mittatur, oculis proficit. Palpebrarum pilos confirmat et multiplicat. — Lotus et propinatus, vomitum sine omni angustia provocat.* Diese Worte dienen zu weiterer Erläuterung und Bestätigung dessen, was ich bey *Aristotelis* anführt. mirab. c. 59. gesagt habe, wo ebenfalls steht, daß Kupfer: Ocher das Wachsthum der Haare an den Augenbraunen befördere. *Constantini Opera* sind zu Basel 1536, 1539, in 2 Foliohänden gedruckt worden.

setzt *De azulo, id est, de lapide armenio*, gegeben hat; und letzterer sagt ausdrücklich: *Lapis Lazuli* der Lateiner sey der *λαζούριος* der Griechen (*). Auch die Wörter *azura*, *azurum*, *azurum*, kommen in jenem Zeitalter oft für blau vor.“

Man muß den Lasur: Stein nicht mit der Kupfer: Lasur, dem armenischen Steine, und einigen andern blauen Steinen, verwechseln. Die Kupfer: Lasur, das Lasur: Erz, oder Kupfer: Lasur: Erz, *Cuprum lazereum*, von welchem ich im LV Th., Seite 554, f. gehandelt habe, ist ein grünelbes, mit vielen Farben überzogenes Kupfer: Erz; von diesem, und andern undurchsichtigen hochblauen Steinen, welche vom Kupfer ihre Farbe haben, und im gelinden, kaum merklichen Glühe: Feuer eine schwarze Farbe annehmen, unterscheidet sich der Lasur: Stein, durch seine im mittelmäßigen Feuer beständig bleibende Farbe. Wenn man etwa eines Hirsekorns oder einer Erbse groß Lasur: Stein auf einen kaum merklich dunkel glühenden Scherben legt, so wird das Lasur: Erz dunkel, kaffeebraun und fast schwarz; der Lasurstein hingegen behält in der gelinden Hitze seine blaue Farbe. Der armenische Stein, ein von Kupfer gefärbter Kalk: Stein, dessen im LV Th. S. 531 und 536, Erwähnung geschehen ist, hat, nach Pott's Zeugniß, welches weiter unten vorkommen wird, zu seiner Grund: Erde eine wahre Kalk: Erde, daher er auch mit dem Scheide: Wasser augenblicklich brauset, wodurch man ihn am geschwindesten von dem Lasur: Steine unterscheiden kann. Woodt (†) giebt noch zwey Kenn-

P 4

zeis

(*) *λαπίς λαζούλι, τούτῳ λίθος λαζούριος.* *Matth. Silvaticus: Lapis lazuli* Latinis, Arabibus *Magor alzenar* sive *Alzanar*. Ebenderselbe: *Lauzud*, Arab. *Azurinum*, lapis lazuli.

(†) *Historia gemmar. et lapid. L. 2, c. 119.*

zeichen an, wodurch man den armenischen Stein von dem Lasur-Steine unterscheiden kann. Der armenische Stein, sagt er: ist nicht so hart, als der Lasur, und kann leicht in ein Pulver verwandelt werden, weil er zerbrechlich ist; er hat auch keine Gold-Adern und Punkte, wie der Lasur hat. Man hat auch einen blauen Jaspis, der kein Lasur-Stein ist; allein, er hat nie diese himmelblaue Farbe, die dem Lasur eigen ist. Man hat auch blaue Horn-Steine, aber ihre blaue Farbe ist allemahl blaß, nicht zu gedenken, daß der Horn-Stein im Bruche allemahl einige Durchsichtigkeit zeigt, da der Lasur ganz undurchsichtig ist. Kurz, man hat unter allen Steinen keinen einzigen, der mit dem Lasur eine so große Aehnlichkeit hätte, daß man ihn mit demselben verwechseln könnte.

Der Lasur-Stein ist niemahls mit einer Kruste oder Schale umgeben, sondern denen Steinen ähnlich, welche von den ganzen Lagen abgepöhlet, und durch Zufälle nachher geglättet oder gerundet sind. Er ist von Natur von glatter und glänzender Oberfläche, und dessen allgemeine Farbe ist die bereits erwähnte herrliche. Es ist aber dieselbe auf eine sehr schöne Art mit Flecken oder Wolken von weißer, und mit Adern von feinscheinender Gold-Farbe geziert. Diese weiße Wolken sind bisweilen trübe, bisweilen aber hell wie Krystall, und im letztern Falle trägt es zur Schönheit des Steines ein Großes bey. Die Gold-Farbe, welche von manchen, zumahl ältern, Schriftstellern, fälschlich für wahres Gold gehalten wird, eigentlich aber ein bloßer Schwefel-Kies ist, sind theils Adern, theils Flecken und Sterne. Ueberhaupt trifft man den Lasur-Stein in größern Stücken nie ganz rein, in kleinern aber nur selten ganz rein, an; es bleibt daher immer ein Zufall, wenn der Lasur-Stein manchemahl goldgelbe, manchemahl silberweiße, und

und manchemahl kupferrothe Flecken oder Körner hat; daher ist der Unterschied unter dem Gold-Lasur, Silber-Lasur, und Kupfer-Lasur ungegründet, noch ungegründeter aber ist es, den Gold-Lasur für wahres Gold zu halten. Fallopius (*) sucht sich dadurch heraus zu helfen, daß er zweyerley Gold-Lasur annimmt, solchen der wahres Gold, und solchen der nur Schwefel-Kies hält. Allein, man kann diese Meinung dadurch hinlänglich bestreiten, daß diese Farbe im Feuer nicht hält, welches, wie ich sogleich anführen werde, Pott bezeugt, und vor ihm schon Strobilberg bezeugt hat, wie aus Volkmann zu ersehen ist.

Herr v. Justi (†), setzt den Lasur-Stein, seiner Kostbarkeit wegen, die aber in unsern Tagen eben nicht die größte ist, unter die Halb-Edelsteine, und zwar mit dem Berg-Krystall, dem Carneol, dem Achat, dem Chalcedon, dem Onyx, dem Sardonix und dem Malachit, in Eine Classe, welches man zugeben könnte, wenn erwiesen werden kann, was Viele behaupten, daß er unter die Jaspisse gehöre. Wallerius (‡) sagt, daß der Lasur-Stein von blauer Farbe mit weißen Stein-Körnern, oft mit Kies-Korn, oft mit Gold-Korn vermenget sey, und zugleich Kupfer halte. Seine eigenthümliche Schwere sey zum Wasser, 3,054 zu 1,000. Bey dieser Beschreibung aber hat er den Rahmen Lasur-Stein als Geschlechts-Nahmen angesehen, darunter der armenische Stein, und der eigentliche Lasur-Stein, als Gattungen stehen. Von diesem Lasur-Steine giebt er folgende Beschreibung: „ist von einer hohen oder dunkelblauen Farbe, und

P 5

(*) de fossilib. c. 33. f. Volkmann Silesia subterranea, S. 31.

(†) Grundr. des Mineralr. S. 206. 210.

(‡) Mineralogie, S. 130, f.

„und allezeit ⁽⁸⁾ mit Kies: Splittern oder Gold: Körne
 „vermischt. Zuweilen hat er wie weiße eingemischte
 „Sand: Körner, zuweilen nicht. Im Feuer behält
 „er seine Farbe; wenn der Stein geglühert und her-
 „nach in Essig abgelöscht wird, bekommt er eine noch
 „höhere.“ Wider Wallerius behauptet Pott ⁽⁹⁾,
 theils, daß der Lasur: Stein keine Gold: Körner halte,
 und daß auch seine Gold: Farbe, oder die gelben gold:
 farbigen Flecken, nicht im Feuer bestehe. „Die bis-
 „her von Woodt und Andern angegebenen Differenzen,
 „daß nämlich der Lapis armenius silberne, der Lapis
 „Lazuli aber güldene Fleckchen enthalte, haben gleich-
 „falls keine Richtigkeit; denn in den Experimenten,
 „die ich mit beyden vorgenommen, habe ich gefunden,
 „daß durch das Glühen alle Goldfarbe, sowohl vom
 „Lapide Lazuli, als vom Lapide armenio, weggetrie-
 „ben und zerstört werde. Ja, es dauert diese Gold-
 „Farbe des Lapidis Lazuli nicht einmahl im Aquafort,
 „welches beydes doch geschehen müßte, wenn diese in
 „der That recht schön gelbe goldfarbene Fleckchen ein
 „wirkliches Gold wären. Der wahre Unterschied be-
 „steht darin, daß der Lapis Lazuli zu seiner Grund-
 „Erde einen kieseligten und quarzigten Stein hat, denn
 „daher kommts, daß er mit Stahl Feuer schlägt, mit
 „Acidis aber nicht effervescirt; dahingegen der Lapis
 „armenius zu seinem Grunde eine kalkigte Erde, oder,
 „wie man es auch nennen kann, einen alcalischen Spath
 „hat, darum effervescirt er mit allen Acidis, und
 „schlägt kein Feuer.“ Herrn Pott widerspricht in der
 Aussage, daß der Lasur: Stein Feuer schlage, Brück-
 mann ⁽¹⁰⁾ mit Grunde: er konnte aus diesem Steine
 keine Funken locken; und wenn es ja geschieht, so ist
 es

(8) Man hat aber Ausnahmen, ohne Kies.

(9) Lithoeognose, erste Fortsetz. S. 72.

(10) Abhandl. von den Edelsteinen, erste Ausg. S. 110.

es gewiß nur an solchen Stellen, wo Kies eingemischt
 ist; doch giebt Scopoli, wie ich weiter unten melden
 werde, von dem reinen Lasur: Steine vor, daß er mit
 dem Stahle allerdings Funken schlage, und Waller-
 rius ⁽¹¹⁾ sagt, daß er zuweilen, und an manchen Or-
 ten, Feuer schlage. Wenn das ist, so ist es nicht der
 Lasur: Stein, der Funken giebt, sondern es sind bey-
 gemischte fremde Theile, die nicht zum Lasur: Stein
 gehören.

Die Alten wiesen dem Lasur: Steine einen Platz
 unter den Edelsteinen an; sie waren aber, bekannter
 Massen, mit dem Nahmen der Edelsteine sehr freigeb-
 ig, indem ein jeder Stein, der in ihren Augen nur
 einigen Werth hatte, oder, nach ihrer Meinung, in
 der Medicin brauchbar war, Edelstein hieß. In den
 mittlern Zeiten setzte man ihn wenigstens unter die
 Halb: Edelsteine ⁽¹²⁾; und dahin gehören auch die:
 jenigen, welche den Lasur: Stein für einen Jaspis hal-
 ten. Hr. geh. Fin. R. Gerhard hat eine Ordnung
 von Steinen, die er schmelzbare Steine nennt, und
 da sind der Lasur: Stein und der Zeolith, die beyden
 hierher gehörigen Gattungen. Cronstedt hält, wie
 ich hernach melden werde, den Lasur gar für eine
 Zeolith: Art. Auch Wallerius in seinem Syst. mine-
 ral. hat den Lasur: Stein, wie Cronstedt, unter den
 Zeolithen, welches auch Sage thut; in seiner Mi-
 neralogie hingegen hat ihn Wallerius unter die Jas-
 pisse gesetzt, welches auch v. Bomare ⁽¹³⁾ und Du-
 ro ⁽¹⁴⁾ gethan haben.

Ver:

(11) Syst. Mineral. To. I. p. 326.

(12) Dieses hat in neuern Zeiten auch noch Hr. v. Just ge-
 than; s. oben, S. 233.

(13) Mineralogie, Th. 1.

(14) von den Edelsteinen, S. 23.

Verschiedene Schriftsteller verweisen den Lasur-Stein gar aus dem Stein-Reiche heraus, und legen ihn unter die Kupfer-Erze. Sie wissen weiter keinen Grund anzugeben, als diesen, daß er Kupfer in sich halte. Vorzüglich gehört Linné ⁽¹⁵⁾ hierher, der ihn sogar ein blaues feuerschlagendes Kupfer (*Caprum caeruleum scintillans*) nennt. In der ältern Ausgabe des Natur-Systems sagt er: daß der Lasur allezeit Kupfer halte; in der neuern aber gesteht er auf richtig, daß man das eigentliche Geschlecht dieses Steines nicht wisse, und daß er vielleicht unter die Fels-Steine gehöre. Hier sind seine eigenen Worte: *Genus dubium, Cupro vix scatet; pyrita auri colore interdum adpersum, Petra nondum rite innotuit. Aurum vix continet, saepe argentum. An Saxum dicendum, sed color a metallo.* Gewisser Maßen kann man auch Hrn. Vogel ⁽¹⁶⁾ hierher rechnen, welcher den Lasur-Stein unter die metallischen Steine, und insonderheit unter die kupferigen Steine rechnet. Woodward ⁽¹⁷⁾ sagt von dem Ultramarin, welches der blaue Theil des Lasur-Steines ist, daß er etwas Kupfer bey sich führe. Hill ⁽¹⁸⁾ aber treibt die Sache gewiß zu hoch, wenn er den Lasur-Stein zu einer wahren Kupfer-Miner macht, und von ihm behauptet, daß man aus ihm gewöhnlich ein Achtel dieses Metalles, und zuweilen etwas Silber ziehe. Pott, a. ang. D., wendet dawider ein, daß, wenn man alle Steine, welche Kupfer halten, unter die Kupfer-Erze zählen wollte, der Lenden-Stein, der Sapphir, der Smaragd, der Türkiß, und andere Steine, eben

(15) *Systema naturae* 1748, S. 179. 1763, S. 145, f.

(16) *Practisches Mineralsystem*, S. 182.

(17) In der physikalischen Erdbeschreibung, S. 713.

(18) In den Anmerkungen zum Theophrast, S. 182.

ebenfalls unter die Kupfer-Erze gehören müßten; man müsse die Benennung allemahl von dem, was am meisten in der Sache ist, oder von dem was das Kostbarste darin ist, annehmen, und das sey bey dem Lasur-Steine das Kupfer allerdings nicht. Das Schlimmste oder vielmehr das Beste hierbey ist dieses, daß die neuern gegründeten Erfahrungen darthun, daß der Lasur-Stein gar kein Kupfer in sich hält. Ich will darüber einige gültige Zeugen aufstellen. Scopoli ⁽¹⁹⁾ sagt: „Ein reiner Lasur-Stein hält kein Kupfer; fließt zu einer glänzenden, und mit weißen kleinen Flecken eingesprengten Schlacke; verliert die blaue Farbe nicht gänzlich; färbt die Lute inwendig braun, und giebt mit dem Stahle Funken.“ Am ausführlichsten hat Hr. Direct. Marggraf ⁽²⁰⁾ den Lasur-Stein untersucht, und darin ebenfalls keinen Kupfer-Gehalt gefunden, hat es aber ziemlich deutlich entschieden, daß das Eisen dem Lasur seine blaue Farbe ertheile.

Hr. Marggraf beschreibt seinen untersuchten Lasur-Stein, welcher aus Friedberg war, als einen blauen violetfarbenen mäßig harten Stein mit weißen Adern, und öfters mit mineralisch-metallischen, dem Golde gleich sehenden Puncten gezieret, welche aber, wenn man sie genau besteht, einen Schwefel-Ries in seiner würfeligen Gestalt darstellen. Oft finden sich auch weiße glänzende Flecke darin, welche aber gleichfalls, wenn man sie genau besteht, nichts anders als ein zarter Kalk-Glimmer sind. An einigen Stellen giebt er mit dem Stahle Funken, an

(19) Einleitung in die Kenntniß der Fossilien, S. 25.

(20) Rapport de quelques expériences faites sur la pierre qu'on nomme Lapis Lazuli, par Mr. Marggraf, trad. de l'allemand. st. im 14 Th. der Memoir. de l'Acad. de Berl. p. l'a. 1758, (à Berl. 1765, 4.) in der vorangesetzten Histoire, S. 10 — 19.

Vergleichniß einiger mit dem Lapide Lazuli gemachten Erfahrungen, st. in Dessen hymnischen Schriften, 1 Th. (Berl. 1781, 8.) S. 130 — 143.

andern aber nicht. Uebrigens ist er nicht zu hart, und auch nicht zu weich; er läßt sich mäßig polieren, und brauset an einigen Stellen mit Scheide-Wasser auf, an andern aber nicht.

1. Marggraf suchte zuvörderst eine Quantität eines recht reinen Lazur-Steines ohne gelbe metallische Punkte und ohne viele weiße Berg-Art zu erhalten. Er zerschlug ihn mit einem Hammer in mäßig kleine Stücke, und sonderte, so viel möglich, sowohl die hier und da sich findende glänzenden metallischen Theilchen, als auch die weißen steinigen Theile ab, daß er also bloß die blauen Partien dieses Steines zu seinen Versuchen übrig behielt.
2. Diesen auserlesenen blauen Lazur-Stein zerkleinerte er mit einem Hammer zwischen vielfachem Papier, und rieb ihn hierauf in einem gläsernen Mörser zu einem feinen Pulver.
3. Eine halbe Drachme dieses Pulvers wurde mit $\frac{1}{2}$ Unze reinen Salmiak-Geist in einem verstopften Glase, 24 Stunden lang, anfangs in kalte, nachher in gelinde warme Digestion gesetzt; dieser Spiritus urinosus hatte aber nicht die geringste blaue Farbe davon ausgezogen, welches doch sonst bey kupferhaltigen Erzen, die dem Lazur-Steine gleich sehen, sogleich zu spüren ist.
4. Etwas von diesem Pulver unter der Muffel calcinirt, veränderte seine Farbe nicht, und theilte sie auch nicht dem darauf gegossenen Salmiak-Geiste mit, woraus dann erhellt, daß der Lazur-Stein kein Kupfer enthalte.
5. Ein halb Loth Lazur-Pulver wurde mit 2 Loth verdünnter Vitriol-Säure übergossen. Es brausete etwas auf, und roch fast als eine Mixture aus Eisen-feil-Spänen und verdünnter Vitriol-Säure.

Zwey Drachmen des Pulvers mit 1 Unze Salpeter-Säure übergossen, brausete etwas stärker auf, doch aber roch es nicht sulphurisch.

Reine Salz-Säure brausete mit dem Pulver ebenfalls auf, und es entstand ein Geruch nach Schwefel-Leber.

Alle diese Mischungen wurden nachher scharf digerirt, sie blieben aber dabey dünn und ganz weiß; in-

indessen hatte doch der Stein seine blaue Farbe verloren. Alle diese Extraktionen wurden filtrirt, und auf folgende Weise untersucht.

6. Die mit Vitriol-Geist gemachte Auflösung auf reines und polirtes Eisen-Blech getropfelt, zeigte durchaus keine Kupfer-Farbe. Salmiak-Geist in diese Auflösung bis zur Sättigung gethan, ließ keine Spur von Kupfer bemerken. Eben so verhielt es sich bey den auf gleiche Art geprüften salpeter- und salzsauren Auflösungen. Indessen präcipitirte sich doch aus allen diesen Solutionen, durch Zugießung des Salmiak-Geistes ein weißes Pulver, und zwar aus der salpetersauren Solution das meiste, welches sich aber durch Zugießung mehrerer Salpeter-Säure sogleich wieder auflösete. Hierauf wurde jede dieser Solutionen besonders mit Blut-Lauge gesättigt, da dann die salpetersaure Auflösung sich vor den andern schön blau präcipitirte, und sich also die Gegenwart einiger Eisen-Theilchen zeigte.
7. Wenn man in die salpeter- und salzsauren Auflösungen etwas Vitriol-Säure gießt, so präcipitirt sich endlich etwas Selenitisches, zum Anzeigen, daß eine Kalk-Erde darin mit eingemischt sey.
8. Alle diese angeführten Versuche wurden auch mit dem calcinirten Lazur-Steine wiederholt, und es wurden gleiche Erscheinungen dabey bemerkt; nur mit dem Unterschiede, daß die Säuren nicht mehr damit aufbrauseten, und daß die salzsaure Auflösung gelb aussah, und auch durch die Blut-Lauge sich sehr stark blau präcipitirte. Uebrigens wurden alle diese mit den benannten drey Säuren gemachte Auflösungen ganz gelatinös (gallertartig), dagegen die mit dem rohen Steine gemachten Solutionen dünn und flüssig blieben.
9. Ein 4 Unzen wiegendes Stück Lazur-Stein, welcher von seiner weißen Erd-Art nicht geschieden, doch aber ohne gelbe Flecken war, wurde in Stücke zerschlagen, und im Ziegel bey nicht allzustarkem Feuer durchglühert, da er dann anfangs sehr schön phosphorisch zu leuchten. Als das Feuer vermehrt worden war, verlor sich das schöne Weißblauleuchtende,

tende, und der Stein fieng an zu glähen. Nachdem er eine halbe Stunde lang durchgeglähet hatte, wurde er in reinem Wasser abgelöscht; und dieses Durchglähen und Ablöschen wurde 6 bis 7 Mal wiederholt. Der Stein ward hierdurch sehr zerreiblich. Das Wasser, welches durch das Ablöschen sehr trübe geworden war, wurde filtrirt, worauf aus demselben mit Weinstein = Salz ein weißes Pulver niedergeschlagen wurde. Dieses Pulver verhielt sich bey der nähern Untersuchung wie eine Kalk = Erde. Die davon abfiltrirte Flüssigkeit gab durch Abdampfen und Krystallisiren einen wahren vitriolisirten Weinstein, woraus geschlossen wurde, daß der Lafur = Stein außer dem Kalk zugleich Gyps enthalten müsse.

Das Kieselige findet sich von selbst, weil dieser Stein, wenn er auch am reinsten ist, an verschiedenen Stellen mit dem Stahle Funken giebt.

10. Ein Stück eines recht schön blauen Steines $\frac{1}{2}$ Stunde in verschlossenem Tiegel scharf geglähet, hatte nichts von seiner Farbe verloren.

Ein anderes Stück in einem verschlossenen Tiegel, eine Stunde lang im Feuer gehalten, war zu einer schwarzgelben schaumigen Masse geschmolzen, an welcher hin und wieder noch einige blaue Flecke zu sehen waren.

Ein anderes Stück eben so, doch vor dem stärksten Gebläse bearbeitet, war gänzlich zu einem weißlichen Glas gestossen, welches aber doch an vielen Stellen etwas von seiner hohen blauen Farbe zeigte.

11. Um der oberrühnten Eisen = Theilchen vergewissert zu werden, wurde 1 Quent pulverisirter und calcinirter Lafur = Stein mit $1\frac{1}{2}$ Quent Salmiak in Sublimation gesetzt, und es wurden dadurch eisenhaltige Salmiak = Blumen (Flores salis ammoniaci martiales) erhalten. Der Rückstand sah noch blau aus, und wog fast 1 Quent. Er wurde mit Wasser ausgelaugert, die Lauge filtrirt, und mit Weinstein versetzt, wodurch ein guter Theil Kalk = Erde zu Boden fiel. Der Sublimat ließ, nachdem er im Wasser aufgelöst war, und eine Zeitlang gestanden hatte, etwas wenig Eisen = Ocher fallen.

12. $1\frac{1}{2}$ Quent calcinirter und pulverisirter Lafur = Stein erlitt durch die Sublimation mit gleichen Theilen Schwefel = Blumen, keine Veränderung. Der Schwefel stieg rein auf, und das rückständige Pulver hatte seine vorige blaue Farbe noch. Eben dies erfolgte bey der Sublimation des Steines mit ägendem Quecksilber = Sublimat, wie auch mit reinem Zinnober.

13. 1 Theil reines Weinstein = Salz mit 2 Theilen Lafur = Pulver in einem lutirten Tiegel eine Stunde lang in starkem Schmelz = Feuer bearbeitet, war zu einer porösen grüngelblichen Masse geworden.

14. Eine Mischung von 3 Theilen Salpeter und 1 Th. Lafur = Pulver, stufenweise geglähet, fließt zuerst ganz ruhig; bey vermehrtem Feuer behält der Stein seine blaue Farbe; bey noch stärkerm Feuer aber wird die Mischung immer dicker, und endlich zu einer grauen Masse, welche noch heiß in reines Wasser geschüttet, demselben eine grünlichblaue Farbe mittheilt, die aber in einer Nacht wieder verschwindet, worauf alsdann das Wasser hell und klar bleibt; und die blaue Farbe des Steines ist gänzlich verschwunden.

15. Um zu erfahren, ob dieser blaue Stein den Gläs = Sägen, oder so genannten Tritten, eine blaue Farbe beybringe, wurde $1\frac{1}{2}$ Quent Weinstein = Salz mit 1 Quent pulverisirten Kiesel und 10 Gran Lafur = Stein in verdecktem Tiegel zu Glas geschmolzen. Das Glas war klar gestossen von schöner citrongelber Farbe.

An statt des Weinstein = Salzes mineralisches Alkali genommen, gab ein ziemlich weißes helles Glas, welches auf der Oberfläche einen röthlichen Schein zurückwarf.

1 Quent calcinirter Borax mit 10 Gran Lafur = Pulver, wie beyde vorige verdeckt geschmolzen, gab ein schönes chrysolithfarbened Glas.

Hr. geh. Finanzr. Gerhard sagt, daß die blaue Farbe des Lafur = Steines bloß von Eisen, und gar nicht von Kupfer, herrühre, und das sollen die Marggrafischen Versuche deutlich beweisen, welches Sco: Def. technol. Enc. LXV Th. N poli

poli läugnet. Wallerius leitet die Farbe vom Silber her ⁽²¹⁾. Sage ⁽²²⁾ leitet die Farbe des Lasur-Steines auch von Eisen her, doch hält er die Materie, welche dem in ihm enthaltenen Eisen diese schöne blaue Farbe giebt, für sehr unterschieden von der Materie, welche das berliner Blau färbt, weil das Eisen im Lasur sich von Säuren auflösen läßt, das berliner Blau hingegen dadurch nicht merklich verändert wird. Sage beschreibt den Lasur-Stein und seine damit angestellten Versuche folgender Maßen.

Der Lasur ist ein gemeiniglich aus Quarz oder Spath zusammengesetzter Stein, der seine blaue Farbe dem Eisen verdankt. Man findet zuweilen kleine Kies-Körner, Glimmer und andere Dinge darin, und am Stahl schlägt er an verschiedenen Stellen Feuer.

Der

(21) Hier ist sein Beweis, aus dem *Syst. Mineral. To. I.* p. 327. *Constat cum oleo vitrioli ab eodem, sub coctura, quidquam leparari, quod per oleum tartari p. del. praecipitatum, atque deinde cum borace fusum, dat argentum. Idem testantur experimenta doctrinae, per scorificationem cum plumbo, et massae plumbeae cupellationem debite instituta, qua via etiam argentum obtinetur. Nullum itaque est dubium, quin color caeruleus ab argento dependet, qualis etiam arte chemica ab eodem metallo praeparari potest, absque eupro, ut in experimentis curiosi chemici indicatur. Ferrum vero quidquam simul adesse ab iisdem his experimentis patet.*

(22) *Observations sur le Lapis Lazuli et sur la préparation pour l'usage de la peinture, par Mr. Sage, st. in Dessert Examen chimique de différentes substances minérales. à Par. 1769, 12.*

Zu das Deutsche übers. von L. N. G. S. (Schrad er) u. d. E. Beobachtungen über den Lasur und dessen Zubereitung zur Malterey, mit des Hrn. Hofr. Beckmanns Anmerkungen begleitet, st. im Naturforscher, 2 St. (Halle, 1774, gr. 8.) S. 237 — 246; und in des Hrn. Sage chemischen Untersuchung verschiedener Mineralien, aus dem Französl. übersetzt, mit einigen Anmerk. vermehrt, von Jo. Beckmann, (Gött. 1775, 8.) S. 13 — 24.

Der Stein behält seine Farbe, wenn man ihn einem gemäßigten Feuer aussetzt, und wird nur ein wenig dunkler dadurch; aber wenn man ihn pulverisirt, bekommt er eine schiefergrüne Farbe. In einem heftigen Feuer fließt er zu einem schaumigen und schwärzlichen Glase, welches, zu Pulver gestoßen, zum Theil vom Magnete angezogen wird. — — —

Den Lasur, welchen ich zu den folgenden Versuchen gebraucht habe, hatte ich von dem Hrn. Abbé Chappe erhalten, und war aus Sibirien. Die Farbe desselben war vortreflich, und mit weißen Adern durchzogen; er schlug Feuer, und wenn man ihn noch stärker schlug, so gab er einen sehr unangenehmen Geruch. Während der Zeit, daß er in einem eisernen Mörtel zu Pulver gestoßen wurde, war dieser Geruch noch viel stärker, und wie der Gestank der Schwefel-Leber, wenn sie durch eine Säure zerlegt wird.

Alle Säuren wirken auf den Lasur, sie lösen ihn auf, und zeigen merkwürdige Erscheinungen.

Das Vitriol-Sauer, mit 2 Theilen Wasser verdünnt, greift ihn schnell an, und löset ihn auf. Bey dem Aufzuge der Auflösung bemerkt man etwas Aufbrausen, und steigt ein Geruch vom flüchtigen Schwefel-Sauer, und hiernächst ein Geruch von decomponirter Schwefel-Leber, auf. In 24 Stunden verdickt sich die Solution, und formirt eine halbdurchsichtige, opalfarbige Gallerte. Oft entsteht diese schon innerhalb einer Stunde.

Salpeter-Säure löset den Lasur sehr geschwinde auf. Der Geruch, welcher davon aufsteigt, ist weniger sinkend, und wenn die Auflösung geschehen ist, bildet sich bereits binnen einer Stunde, eine durchsichtige ungefärbte Gallerte.

Salz-Säure löset ihn mit Aufbrausen auf; der Geruch ist ebenfalls wie decomponirte Schwefel-Leber. In 6 Stunden, oft noch eher, verändert sich die Solution in eine durchsichtige, rothfarbige Gallerte.

Königs-Wasser löset den Lasur ebenfalls auf; die Gallerte entsteht sehr geschwinde, und ist fester, als die durch andere Säuren hervorgebrachte; von Farbe gelb, welche etwas aufs grüne zieht.

Weinessig wirkt ebenfalls auf ihn, und raubt ihm, wie die andern Säuren, seine Farbe. Es entsteht auch

während der Auflösung, ein Geruch nach zerlegter Schwefel-Leber, welcher sehr stinkend ist, und lange anhält.

Nimmt man den Laser-Stein, an statt ihn zu Pulver zu stoßen, in ganzen Stücken, so ereignet sich Folgendes. Wenn die Säuren diese angreifen, läßt sich ihre Wirkung nicht sogleich beobachten, aber nach und nach löset sich das Stück Laser auf, und die Oberfläche verliert ihre Farbe. Vitriol-Sauer macht den Stein weiß. Salz-Säure giebt ihm eine der Eisen-Ober ähnliche Farbe. Salpeter-Säure bringt ein helles Seladongrün. Nach gescheneher Auflösung entsteht eine Gallerte; der Laser-Stein, so sich nicht gänzlich aufgelöst hat, wird zu einem Breie, und verliert die Farbe.

Wahrscheinlicher Weise war also der Laser, den ich zu meinen Erfahrungen gebrauchte, von dem, dessen sich Hr. Marggraf bedient hat, unterschieden; denn in seinen Schriften sagt er: „daß die aus calcinirtem Laser, mit allen drey Säuren gemachte Solutionen gänzlich gallertartig würden, an statt daß die, von nicht calcinirtem Laser, flüssig blieben.“

Der calcinirte Laser ist ebenfalls auflöslich in allen Säuren, und zeigt dieselben Erscheinungen, außer daß im Anfange die Auflösung etwas röthlich zu seyn scheint.

Ob schon die mineralischen Säuren beynahe eine gleiche Wirkung auf diesen Stein haben, so bemerkte ich doch, daß die Salpeter-Säure am geschwindesten die Gallerte hervorbrachte, welches auch Hr. Marggraf beobachtet hat. Die Farbe, so diese Gallerten haben, und welche von den Säuren, womit man den Laser aufgelöst hat, herrühren, verlieren sie. Begießt man die Gallerten mit Wasser, so zertheilen sie sich in demselben, und scheinen sich nicht darin aufzulösen; läßt man sie alsdann trocknen, so verlieren sie ihre Durchsichtigkeit, und behalten beständig viel Säure bey sich, welches man durch den Geschmack erkennen kann. Unter den Zähnen verhalten sie sich wie feiner Sand.

Diese durch die Auflösung des Laser-Steines entstandene Solution, erinnerte mich an die von Hrn. Swab (*) gemach-

(*) Hr. Schrader hat hier die Urschrift verbessert. Der Franzos hat allemahl Swab geschrieben. Die angeführten Ver-

gemachten sehr besondern Erfahrungen, welche man im 25 B. der Schrift. der Schwed. Akad. vom Jahr 1758 antrifft.

Der Stein, von dem Hr. Swab redet, ist, nach seinem Berichte, von einer hellröthlichen Farbe, wie ein nicht gaar gebrannter Backstein gewesen. Er rechnete ihn unter die von Cronstedt beschriebenen Zeolithen. Mit mineralischen Säuren machte er Gallerte, so wie etwa das aus gleichen Theilen Quarz und Kalk, oder aus Kiesel, Kalk und feuerschlagendem Spath entstandene Glas. Ferner merkt Hr. Swab an, daß je älter die Gallerten würden, desto mehr erhärteten sie. Wenn sie trocknen, so erhalten sie die Consistenz eines Spathes. Im Anfange sind sie zerbrechlich und voll Rissen, und auf dem Bruche glänzend, und brechen wie Glas oder Hornstein. Ihre Durchsichtigkeit behalten sie, nur bey dem trocknen wird die Farbe etwas dunkler. Noch härter werden die in eine Masse zusammen getrockneten Gallerten, wenn sie vorher ausgefüßt worden. Diese ziehen die Feuchtigkeit der Luft an sich, und zerspringen mit Geräusch, so oft man sie, nachdem sie ausgetrocknet sind, beneget. Dieses währt so lange, bis sie zu einem feinen Sande werden. Endlich, wenn die Gallerten wohl ausgefüßt worden, so werden sie, weder durch Säuren, noch Laugen-Salze, decomponirt, und diese können ihre Verbindung nicht mehr trennen. Im Feuer überzieht sich ihre Oberfläche mit einer Art von Emaille, ohne vollkommen in Fluß zu gerathen.

Eben die Resultate des Hrn. v. Swab fand ich, da ich mit denen, durch die Auflösung des Lasurs in mineralischen Säuren erhaltenen Gallerten gleiche Versuche machte. Daher muß man ihn, auch nach meiner Meinung, unter die Zeolithen rechnen (*).

N 3

Der

Versuche stehen in den Abhandl. der schwed. Akad. XX. S. 269. Anmerk. des Hrn. Beckmann.

(*) Zu den Zeolithen rechnen ihn auch Cronstedt, Gerhard, in Beitr. zur Chymie, S. 390. Wallerius im Syst. mineral. p. 312. Nur in der ältern Ausgabe hatte Lestor ihn unter die Arten des Jaspis gesetzt, worin ihm Bommare, und noch neulich Hr. Cuvierius, gefolgt sind.

Der Lasur scheint mir ein aus einer kalkartigen und glasartigen Erde zusammengesetzter Stein zu seyn, welchem nur noch ein kleiner Theil Eisen beigemischt ist, der ihn färbt. Wallerius und andere Mineralogen setzen ihn unter die Jaspisse. Er hat auch die äussern Eigenschaften desselben, er ist undurchsichtig, nimmt eine Politur an, und schlägt Feuer. Aber wenn man, ungeachtet seiner gänzlichen Auflösung in Säuren, dabey bleiben wollte, ihm unter den Jaspissen seinen Rang anzuweisen, so müßte daraus eine neue Theorie entstehen, nämlich: daß Körper, die sonst in Säuren auflöslich sind, auflösbar werden, wenn sie viel Brennbares haben.

Ob schon die blaue Farbe des Lasur-Steines, dem mit dem Brennbaren übersehten Eisen zuzuschreiben ist (*), und man eine ähnliche Farbe aus der Vermischung des erstern mit diesem Metalle zu bereiten weiß: so bemerkt man doch, daß jener, durch seine Eigenschaften, wesentlich davon verschieden ist; denn seine Farbe läßt sich durch die Säuren zerstören, welche doch das Berlinerblau gar nicht angreifen.

Aus den beschriebenen Erfahrungen sieht man, daß der Lasur von keinem Nutzen und innerlichen medicinischen Gebrauche seyn könne (**), und daß die beschriebene Art, das Ultramarin davon zu erlangen, eine unnütze und ermüdende Arbeit sey. Man bemerkt, daß derselbe in Säuren auflöslich sey, und diese Solution selbst ein Mittel, diesen Körper zu classificiren, abgebe.

Die

(*) Also hat die blaue Farbe des Lasurs und des natürlichen Berlinerblaus, welches man in Dorfurnen oder andern morastigen Boden zu finden pflegt, einerley Ursprung. Von diesem natürlichen Berl. Blau habe ich in meiner phys. oek. Biblioth. IV. S. 327, verschiedene Nachrichten gegeben. Wallerius nennt es in Syst. min. p. 82: Ochram ferri, inflammabili combinatam, caeruleam. Inzwischen behauptet Wallerius eb. das. S. 313: die Farbe des Lasurs sey vom Silber, und er giebt Mittel an, aus dem Lasur Silber zu erhalten. Merkwürdig ist, was de la Lande in Voyage d'un François en Italie, VI. p. 24, vom Prinzen San Severo erzählt, daß nämlich dieser, durch Kunst, einen Stein bereiten können, der in allen Eigenschaften dem Lasur gleich gewesen. B.

(**) Man sehe des Hrn. Bergr. Baumer historia lapidum pretiosorum, p. 150. B.

Die Veränderung seiner färbenden Bestandtheile durch Säuren, zeigt, daß, außer dem Feuer und dem Brennbaren, wovon der Stein seine Farbe hat, es vermuthlich noch ein anderes Mittel der Vereinigung gebe, welches wir nicht kennen. Vielleicht giebt solches den Geruch von decomponirter Schwefel-Leber, der sich, indem man den Stein stark schlägt, oder wenn die Säuren ihn angreifen, entwickelt.

Wenn man der Fritte von dem Sapphir-Flusse (den man aus 1 Unze Krystall-Glas, und 24 Gran von dem durch Alkali aus der Salpeter-Säure gefällten Kobalt-Kalke erhält,) verdunkelnde Sachen, Knochen-Asche, Arsenik, gut verkalktes Spießglas, Zinn-Asche u. zuseht, so bekommt man einen künstlichen oder nachgemachten Lasur-Stein. Man nehme, 1. B. 10 L. Glasfluß: oder Pasten-Composition, 1/2 L. weiß calcinirte Knochen oder Horn, 1 1/2 Unze Zaffer, und 1/2 Unze Braunstein. Man schmelze die Glas- oder Pasten-Composition mit dem Zaffer und dem Braunstein, bis dadurch ein sehr tiefes durchsichtiges Glas erzeugt worden ist. Wenn die Masse kalt geworden ist, pulverisire man sie, und mische sie mit dem calcinirten Horn durch Abreiben gut mit einander. Diese Mischung schmelze man bey einer mäßigen Hitze so lange, bis man sieht, daß sich alles wohl mit einander verbunden hat. Die geschmolzene Masse bilde man in Kuchen, indem man sie auf eine reine polirte Kupfer- oder Eisen-Platte ausgießt. Verlangt man, daß sie Gold-Adern habe, so vermischt man gleiche Theile Gold-Pulver und calcinirten Borax mit einander, feuchtet diese Mischung mit Spieß-Öhl an, und mahlt auf die Kuchen damit Adern; man bringt sie sodann in einen Ofen von mäßiger Hitze, wodurch das Gold sich so fest mit dem Glase verbindet, daß es scheint, die Adern wären natürlich. Wenn diese Nachahmung des Lasur-Steines heller von Farbe seyn soll, so muß die Menge

des Zaffers und des Braunnsteines vermindert werden; soll sie aber durchsichtiger seyn, so nimmt man weniger calcinirte Knochen. Wo man keinen Zaffer haben kann, nimmt man dafür eine doppelte Menge Smalte.

Aus dem Lasur-Steine verfertigt man das Ultramarin, eine herrliche, aber kostbare, hochblaue Farbe, welche gewöhnlich noch etwas theurer, als Gold, ist, und zur Miniatur-, Oehl- und Fresco-Malerey, auch zum Email, gebraucht wird, heutiges Tages aber durch das wohlfeilere berliner Blau, und das sächsische Blau, oder die Smalte, größtentheils verdrängt ist.

Diese Farbe wird Ultramarin, L. Ultramarinum; Ultramarinum siue Praeparatum terreum, intente caeruleum, de lapide-lazuli praecipitatum *Waller*. Hr. Outremer, Bleu d'Outremer, genannt. Vor einigen Jahrhunderten benannte man viele ausländische Waren, die jenseit des Meeres gehohlt wurden, vom Meere, in welcher Bedeutung auch schon die Alten das Bey-Wort marinum genommen haben. Daraus hat man, nach dem Verfalle der Sprachen, ultramarinum gemacht, welches Einige in transmardinum haben verbessern wollen, aber auch dieses hat bey den Alten nie ein Pigment bedeutet. Daß den alten Griechen und Lateinern der Lasur-Stein, aber unter dem Nahmen Sapphir bekannt gewesen sey, ist oben bewiesen worden. Ob sie ihn aber bereits zu einer Maler-Farbe zugerichtet, oder daraus Ultramarin gemacht haben, läßt sich nicht mit hinlänglichen Gründen beantworten. Möglich ist es, nach Hrn. Hofr. Beckmann Urtheil (*), daß ihr Caeruleum (*) zuweisen

(*) Am ang. O. S. 189, f.

(*) *Plin.* XXXIII. 13. Man vergleiche *Arist.* auct. mirab. p. 123.

weisen wahres Ultramarin gewesen ist, aber eigentlich und gemeinlich war dies doch nur Kupfer-Ocher. Auf den scheinbaren Einwurf, daß gleichwohl die Alten blaues Glas und blauen Schmelz gemacht haben, und daß sie dazu, in Ermangelung der Smalte, kein anderes feuerfestes Pigment, als Lazuli, haben nehmen können, antwortet Hr. Beckmann, a. ang. O., S. 210, f. Den Nahmen Ultramarinum, oder, wie man zuerst sprach: Azurum ultramarinum, findet man noch bey keinem Schriftsteller des 15ten Jahrh.; aber am Ende desselben wird er doch schon gebräuchlich gewesen seyn, weil ihn *Camillus Leonardus* 1502 brauchte (*). Vermuthlich ist die Benennung in Italien aufgekomen. In der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. lehrte *Vannuccio Biringuccio* die Bereitung des achten Ultramarines, welches er genau vom Kupfer-Lasur, dem Azurro dell' Alemagna, wie er es nennt, unterscheidet (**). Indessen muß damals die beste

Ω 5

Zu:

(*) *Speculum lapidum*, (Hamb. 1717, 8.) p. 125: Zume-méllazuli siue Zemech, latine vero lapis lazuli. — Ex eo fit color vocatus azurum ultramarinum.

(**) *Pirotechnia*, p. 38: Et primo vi dico l'azzurro esserne di due sorti, l'uno chiamato dalli pittori azzurro ultramarino, et l'altro azzurro dell' Alemagna. L'ultramario é quello che si fa della pietra chiamata Lapis lazuli, laquale é la propria madre della minera del l'oro, questa si macina et luasi, et si dispone a certa sottiliezza de impalpabilitá, et dipoi con ordine di certi pastelli fatti di gomma si fa ritornare al suo vivo et bel colore, si assuolce, et alciuga da ogni humiditá, et questo di tutti é il piu stimato, il quale é secondo il suo colore, et sottiliezza é da pittori pagato buon prezzo. Perche non solo mostra in opera molta vaghezza, ma resiste al fuoco et acque, tormenti che gli altri colori sappoian non possono.

Fallopianus, der 1557 sein Buch de metallis f. fossilibus schrieb, sagt c. 33, p. 338: Caeruleus etiam vocatur Lapis Lazuli et Lazurium ab Avicenna, et vulgo nominatur a pictoribus Azurium ultramarinum, et dicitur Azurium vel Azzurro a Lapide Lazuli; dicitur porro Ultramarinum, quia deferitur ex locis ultra mare, ut

Zurichtung noch mißlich, wenig bekannt, und eben deswegen sehr einträglich gewesen seyn. Denn im Anfange des 16ten Jahrh. besaß der Vater des bekannten *Giambatista Pigna*, der eine Apotheke im Modenesischen hatte, das Geheimniß, das beste Ultramarin zu machen, welches ihm mehr als ein großes Land: Gut eintrug (*). Es ist demnach nicht ganz richtig, daß *Alexius Pedemontanus*, wie Spielmann meldet (**), der erste gewesen sey, der des Ultramarins gedacht habe. Gleichwohl ist es glaublich, daß dieser *Alexius*, oder der unter diesem Namen versteckte *Hieronymus Ruscellai*, welcher ebenfalls im Anfange des 16ten Jahrh. schrieb, zuerst die Zubereitung vollständig öffentlich bekannt gemacht hat. Wenigstens ist seine Vorschrift immerfort bis auf unsere Zeit als die zuverlässigste wiederholt worden. Aber worauf gründet sich die Nachricht, die man bey

Engl.

ex Cipro. Et pretiosi genus coloris, et caro admodum venditur, nam una uncia venditur centum scutulis aureis; venditur autem ita caro pretio, nam quia est venustissimus et pulcherrimus color, igni et fumo resistens; ita ut pictura ex hoc colore non inficiatur a fumo, immo reddatur magis colorata et pulchra; tum propter praeparationem difficillimam et longam, quae requiritur in praeparando tali colore.

(*) Als der junge *Pigna* zu fleißig studierte, ermahnte ihn *Bartol. Ricci*, in einem noch vorhandenen Briefe, mäßiger zu seyn, zumahl da ihn nicht die Noth dazu zwänge. *Solus est*, sagt er: *in re bene ampla. Praedia enim tibi non desunt, villae atque aedes in urbe; supellex nobilissima; pater praeterea est, qui tibi pro centum praediis esse potest, qui vel uno coeruleo colore, quod nostri Ultramarinum appellant, conficiendo (ut in pharmacis componendis eius scientiam atque vberissimum fructum omittam) solus est, qui perfectam scientiam habeat, ingentes copias comparare potest, atque adeo quotidie non parvas comparat. Ricci Opera*, Vol. 2, p. 366, und des *Tiraboschi Bibliotheca Modenese*, (in Modena, 1783, 4.) Vol. 4, p. 134.

(**) Institut. chemiae, p. 45.

Engländern und Franzosen (*) lieset, daß die Bereitung des Ultramarins in England erfunden sey, und daß ein Bedienter der ostindischen Gesellschaft solche, um sich wegen einer Beleidigung zu rächen, öffentlich verrathen habe?

Die Art, wie man das Ultramarin macht, besteht kürzlich in Folgendem. Man nimmt reinen Lasure-Stein, calcinirt ihn auf einem lebhaften Kohlen-Feuer, reibt ihn auf einem Reibe-Steine mit Wasser zu einem ganz feinen Pulver, läßt das Geriebene trocknen, und mischt hernach eine gewisse Quantität Pech, Wachs und Oehl darunter, um einen Teig daraus zu machen, den man mit den Händen durchknetet. Darauf knetet man ihn in einem Gefäße mit reinem Wasser noch mehr durch, macht ihn ganz dünn, bis das Pulver von allen fleberigen Theilen wohl abgefondert ist, und sich zu Boden gesetzt hat, und gießt zuletzt das Wasser ab, damit das Pulver trockne. Alsdann knetet man den Teig von neuem in frischem Wasser, um das Pulver, welches etwa noch darin zurückgeblieben seyn möchte, vollends heraus zu bringen. Dieses Pulver ist zwar nicht völlig so gut, als das erste, aber doch allemahl von einem schönen Blau.

Kunkel (24) behauptet, daß der Proceß des Ant. Meri, das Ultramarin zu verfertigen, die Farbe schmutzig und unscheinbar mache, und er giebt folgenden Proceß, welchen er, nebst einem Franzosen, der ihm solchen mitgetheilt hatte, mit Erfolg versucht hat, an.

„Wie

(*) S. B. in *Savary Dictionnaire de commerce*, Art. Outremer; und daraus auch in *Dictionary of Trade*, by *Holt*. (Lond. 1756, f.)

(24) In seiner *Glasmacherkunst*, 1 Th. (Münch. 1756, 4.) S. 159, 199.

„Wir nahmen,“ sagt er: „Lasur-Stein; wir machten ihn zu Stückchen von der Größe einer Erbse; wir ließen ihn im Feuer glühend werden, und löschten ihn in starkem Weinessig; wir rieben ihn in Essig, und machten ihn zu feinem Pulver; hierin besteht der wichtigste Kunstgriff der Operation. Wir nahmen hierauf an Gewicht eben so viel, als das Pulver wog, halb reines Jungfer-Wachs, halb Kolophonium; wir ließen es in einer irdenen glasuren Schüssel zergehen, und warfen nach und nach, unter beständigem Umreiben, das Pulver hinein; wir gossendiese Masse in kaltes Wasser, in welchem wir es 8 Tage ließen; wir nahmen hernach zwey Gefäße, welche wir mit so warmem Wasser anfüllten, daß wir sie kaum halten konnten; einer von uns nahm alsdann eine Rolle von dieser Materie, und knetete solche in diesem warmen Wasser. Nachdem wir glaubten, das Schönste daraus gezogen zu haben, thaten wir die Rolle in ein anderes Gefäß; allem was zu diesem zweyten Mahl heraus kam, war nicht mit dem ersten zu vergleichen; das Blau war bleicher, und nicht so gut. Wir ließen dieses Wasser 4 Tage stehen, in dessen setzte sich das Pulver ganz, und wir sammelten es sorgfältig. Es ward nur wenig von der feinsten Art. Eine einzige Masse giebt, nach der Quantität, welche man davon macht, und nach dem man sie in verschiedenen Wassern knetet, 3 bis 4 unterschiedene Arten. Vor allen Dingen muß man sehr reine Hände haben; denn diese Farbe nimmt leicht alle Arten von Schmutz an. Einige Mahler begnügen sich, den Lasur-Stein nur zu reiben, und ohne Zubereitung zu gebrauchen; allein auf diese Art giebt er nur eine Farbe, die schmutzig, und weit unter dem Ultramarin ist.“

Die beste Bereitungs-Art des Ultramarines, ist nach Hrn. Hochheimer (*), folgende. Man muß sich zuvorderst mit ächtem oriental. Lasur-Stein versehen. Diesen erkennt man, wenn man ihn durch und durch geglühet hat, und er noch eben die blaue Farbe hat, wie vorher. Je nach dem er übrigens

(*) In seinem Haus- und Kunstbuch, (Lpz. 1794, gr. 8.) S. 346, 399.

mehr dunkel: oder hellblau ist, je nach dem wird auch das Ultramarin werden. Man stoße den Lasur-Stein zu einem gröblichen Pulver, bringe dieses in einen Schmelz-Tiegel, decke ihn zu, und lasse ihn in einem starken Feuer eine Stunde lang recht durchglühen. Hierauf lösche man ihn in Wein-Essig ab, und lasse es so ein Par Tage stehen. Man gieße dann den Wein-Essig ab, und lasse nur so viel darüber stehen, als nöthig ist, den Lasur-Stein beym Abreiben feucht zu erhalten. Dieses Abreiben geschieht in einem gläsernen Mörser. Ist aber der Stein noch zu hart, um mit Leichtigkeit zu dem allerfeinsten Pulver gerieben zu werden, so wird das Durchglühen und das Ablöschen auf bemeldete Weise wiederholt. Wenn er ganz fein abgerieben ist, wird der Essig durch wiederholt aufgegossenes Wasser weggespühlet, und alsdann auf einem Porphyr so lange abgerieben, bis er nicht mehr zwischen den Fingern gefühlet werden kann, worauf man ihn trocknet. Nun nimmt man 9 Unzen burgundisches Pech, 6 Unzen weißes Harz, eben so viel venedischen Terpenthin, $1\frac{1}{2}$ U. Jungfer-Wachs, und $\frac{1}{2}$ U. Lein-Öhl, mischt alles dieses in einem Topfe über dem Feuer wohl unter einander, und läßt es so lange kochen, bis es eine solche Consistenz erhält, daß, wenn es siedendheiß in Wasser getröpfelt wird, es auf der Oberfläche nicht aussprüht, sondern bloß ein rundes Tröpfchen bildet. Es wird nunmehr in Wasser ausgegossen, und werden daraus zum Gebrauch Kuchen oder Stangen gemacht. Von dieser Masse und dem gepülverten Lasur-Stein nimmt man ein gleiches Gewicht, schmelzt erstere in einem glasuren Töpfchen, doch so, daß es nicht zu flüssig werde, vermischt damit das Pulver in sehr kleinen Portionen, und rührt es mit einem Spatel von Bein oder Horn wohl unter einander. Nach geschעהner Mischung erhitzt man die Composition etwas stärker, und

und schüttet sie alsdann in ein großes Becken aus, welches völlig mit kaltem Wasser angefüllt ist; und so wie sie zu einer solchen Consistenz abgekühlt ist, daß sie eine Behandlung mit der Hand erträgt, so befeuchtet man die Hand mit Lein-Öhl, und knetet sie so lange, bis sich alle Theile sehr genau mit einander verbunden haben. Aus dieser Masse macht man einen Kuchen, welcher entweder bey Seite gelegt werden kann, bis man ihn weiter bearbeiten will, oder man verfährt sogleich auf folgende Art. Man lege diesen Kuchen in ein irdenes Gefäß, dessen Boden man zuvor mit Lein-Öhl gerieben hat, und gieße darauf Wasser, ungefähr von der Wärme des Blutes, und lasse es $\frac{1}{2}$ Stunde stehen. Hierdurch wird der Kuchen bloß erweicht werden, ohne daß das Lazur-Pulver sich davon losmacht. Nun bewege man das Wasser gelinde, ohne jedoch den Kuchen zu zerbrechen, oder die kleineren Theile zu trennen. Dieses Wasser gieße man sodann in ein anderes Gefäß, gieße von neuem Wasser auf, und verfähre so 2 bis 3 Mal. Hierdurch wird so viel von der Farbe ausgezogen, als ohne größere Gewalt geschehen kann. Diejenige Menge ausgewaschenes Ultramarin, welche von einerley Farbe ist, wird zusammen geschüttet; eben so verfährt man auch mit derjenigen vom zweyten und dritten Grade. Man kann hierauf nochmahls heißeres Wasser aufgießen, um noch einen Grad von der Farbe des Ultramarines zu erhalten. Wenn nun das Wasser von jedem dieser Theile abgegossen worden ist, gieße man eine aus 2 Unzen Weinstein-Salz bereite und filtrirte siedendheiße Lauge über das Ultramarin, rühre es wohl darin um, und lasse es alsdann abkühlen. So wie sich das Pulver gesetzt hat, wird die Lauge ab- und reines Wasser aufgegossen, welches so lange wiederholt wird, bis alles Salz weg ist. Das Ultramarin wird hierauf getrocknet.

Ein

Ein anderes Verfahren, das Ultramarin von dem harzigen Theilen zu reinigen, ist, daß man die Masse mit Eydotter anfeuchtet, und alsdann alles zusammen in einem gläsernen Mörser verarbeitet, worauf die Mischung in eine Weinstein-Salz-Lauge gethan, und ferner auf vorige Art behandelt wird. Man kann auch, statt obiger Masse, bloß Jungfern-Wachs und weißes Harz zu gleichen Theilen nehmen, und zusammen schmelzen. Dieser Kitt läßt, wenn warmes Wasser darüber gegossen wird, die Farbe eher gehen, als die vorhergehende. Man kann auch Ultramarin ohne allen Kitt machen. Man darf den Lazur-Stein nur auf die oben angegebene Weise calciniren, ablöschen, fein reiben, schlämmen, mit heißgemachtem destillirtem Wein-Essig eine Zeit lang digeriren, dann mit Wasser auswachen und trocknen. Man erhält dadurch das Ultramarin in größerer Menge; allein es ist auch weit schwächer an Farbe, als das vorhergehende, wiewohl es immer noch eine sehr gute Farbe ist.

Wenn man das Ultramarin aus dem Kitt gezogen hat, so macht man ferner die sogenannte Ultramarin-Asche. Man nimmt nämlich den Kitt, welcher vom Ultramarin zurückgeblieben ist, vermischt ihn mit 4 Mal so viel Lein-Öhl, und kocht beydes eine kurze Zeit in einem gläsernen Töpfchen. Man gießt es, wenn es so weit abgekühlt ist, daß man das Springen nicht befürchten darf, in ein Glas, und setzt solches in ein Sand-Bad, welches so heiß als möglich gemacht wird, doch ohne daß es kocht, und erhält es so lange, bis man sieht, daß die Farbe sich ganz zu Boden gesetzt hat; das Öhl wird alsdann abgegossen, so weit es hell abläuft; das übrige wird mit der darin befindlichen Farbe in ein anderes eben so gestaltetes Glas gethan, und frisches Öhl dazu gegossen, daß es 5 bis 6 Zoll hoch darüber steht. Dieses kann man öfters wiederholen, worauf man

die

die Farbe mit kochendem Wasser, nachher aber mit einer Weinsteinsalz-Lauge, die ebenfalls kochendheiß gemacht worden ist, von dem Dehle zu befreien sucht. Zuletzt süßet man die Farbe wiederholt mit reinem Wasser aus, reibt sie ab, schlämmt und trocknet sie. Die vom Schlämmen zurück gebliebenen gröberen Theile reibt man weiter ab, schlämmt sie wieder, u. s. f. Diese Ultramarin-Asche ist von geringerm Werthe, als das Ultramarin; sie ist blaß und ein wenig röthlich, doch aber immer sehr brauchbar, und besitzt eben so, wie das Ultramarin, die Tugend, daß sie niemals verschiefert.

Sage meldet von der Bereitung des Ultramarines Folgendes:

„Wenn der Lasuren-Stein zur Malerey angewendet werden soll, erfordert er eine vorläufige Zubereitung, die, ob sie schon kein Geheimniß mehr ist, doch nicht allgemein bekannt seyn dürfte. Ich will sie daher hier mittheilen. Der Anfang wird damit gemacht, daß man den Stein pulverisirt; dann reibt man ihn auf einem Porphyr, und macht mit Lein-Dehl einen Brei daraus; dieser wird mit 3 oder 4 Theilen eines Teiges vermischt, der aus gleichen Theilen Geigen-Harz und Lein-Dehl besteht, und welchem, nach Vorschrift Einiger, noch Mastix, Terpenthin und Harz (Poix refine) beigemischt sind. Man soll dieses alles 3 oder 4 Wochen digeriren lassen. Hierauf schüttet man das Gemenge in heißes Wasser, und rührt es um; dann gleßt man es ab, oder trennt es von dem, was sich niedergesetzt hat. So wird fortgeföhren, die Masse zu schlämmen, bis sie nichts Blaues mehr giebt. Die Bodensätze von dem Abgegossenen behält man sorgfältig, jeden für sich; denn die ersten sind am besten blau. Man ist fertig, wenn sie nochmahls geschlümmt, und auf Lösch-Papier getrocknet werden. Der auf diese Art bereitere Lasuren-Stein, heißt sodann Ultramarin.“

Einige bedienen sich zur Schlämmung des Lasuren-Steines, einer alkalischen Lauge. Andere rathe an, um die Farbe dieses Steines zu erhöhen, ihn in Stücken, so wie er aus dem Feuer kommt, mit Weinessig zu benehen. Aber

Aber dergleichen Verfahren ist zu vermeiden, denn der Weinessig greift die Farbe an.

Diese umständliche, langwierige und unangenehme Arbeit dient bloß dazu, aus dem Lasuren-Steine den Antheil weißer oder grauer Erde zu scheiden, welcher sich oft aderns weise darin befindet. Wenn man die ungefärbten Theile vorher davon trennt, und das übrige in einem achatenen Mörser, oder auf einem Porphyr, zu einem unsählbaren Pulver reibt, kann man durch bloßes Schlämmen ein eben so schönes Blau erhalten. Sollte ja das Ultramarin, das man durch den ersten Proceß erhalten hat, ein wenig lebhafter ausfallen, so rührt dieses daher, weil es noch etwas Dehl bey sich hat.“

Wenn man Lasuren-Stein kaufen will, um daraus Ultramarin zu machen, so muß man denjenigen wählen, welcher schwer ist, ein feines dichtes Gewebe und eine dunkelblaue Indigo-Farbe hat, indem man nicht viel Gold-Fleckchen sieht, und der, wenn man ihn im Feuer calcinirt, gar keinen Geruch von sich giebt. Man muß sich aber hüten, daß man nicht solchen nehme, dessen blaue Farbe äußerlich durch Kunst erhöht worden ist; dieses geschieht, wenn man ihn mit Baum-Dehle reibt, wovon er ganz dunkelblau wird. Es läßt sich aber dieser Betrug leicht entdecken, und zwar dadurch, wenn man ihn zerschlägt, da dann, wenn die Farbe inwendig schwächer ist, als auswendig, solches ein Zeichen der Verfälschung ist.

Wer sich nicht die Mühe mit Verfertigung des Ultramarines selbst geben will, muß solches kaufen, das schön hoch an Farbe, und recht fein gerieben ist. Das letzte erkennt man, wenn man solches zwischen die Zähne nimmt, da man dann, wenn es zwischen denselben wie Sand knirscht, solches als ein Zeichen annehmen kann, daß es nicht wohl gerieben ist. Das Kennzeichen, woran man erkennen kann, ob es wirklich aus Lasuren-Steine gemacht, und also ächt, auch unvermischt ist, besteht darin, daß man etwas

weniges davon in einen glühenden Schmelz-Tiegel oder auf ein glühendes Eisen wirft, und zusieht, ob die blaue Farbe sich verändert, oder nicht; denn wenn solche sich nicht verändert, so ist es gewiß, daß solches wirklich und unvermishtes Ultramarin ist, da hingegen, wenn man einige Veränderung oder etliche schwarze Flecke darin gewahr wird, dieses ein Beweis ist, daß solches nicht das rechte, sondern vermischte ist; wie man denn nicht selten dafür eine gut gefärbte Smalte theuer verkauft, und zwar um desto dreister, je gewisser es ist, daß ihre Farbe im Feuer noch dauerhafter, als selbst die Farbe des Lazuli, ist.

Diese Farbe ist sehr theuer, wie man denn Ultramarin hat, von welchem das Loth bis auf 25 Thaler zu stehen kommt, wiewohl man auch welches hat, wovon das Loth nur 3 bis 4 Thaler kostet. Zu Paris kostete im J. 1763, die Unze 69 Livres, und von Cendre d'outremer, welches den Auschuß andeutet, 48 Livres.

Das Ultramarin ist eine sehr zärtliche und lustige Farbe. Man braucht es in allen schönen Gemälden, besonders zum Fleische des schönen Geschlechtes und der Kinder. Es giebt den halben Schatten ein zartes und marklichtes Wesen. Diese Farbe besteht allezeit. In der Fresco-Mahleren kann man sie ersparen, wo die Smalte fast eben die Wirkung thut; allein in der Miniatur ist das Ultramarin unumgänglich nöthig, und kann durch keine andere Farbe ersetzt werden.

Man hat auch eine Gattung Ultramarin, die man gemeines oder holländisches Ultramarin, Fr. Outremer commun, oder de Hollande, Azurblau, oder Lazurblau, nennt, welches aber nichts anders, als die aus Kobalt gemachte blaue Farbe ist, die man ganz fein pulverisirt und gerieben hat. Siehe im V Th. S. 591.

Man

Man kann auch aus Silber, zu dünnen Blechen geschlagen, über einem scharfen Essig, ein schönes Blau, welches dem Ultramarin sehr nahe kommt, ausziehen, es ist aber kostbar.

Von Verfertigung einer dem Ultramarin beynah gleichkommenden schönen blauen Farbe aus den Korn-Blumen, siehe im XLIV Th., S. 761, fgg.

Es hat vormahls Aerzte gegeben, welche dem Lazur-Steine auch in der Medicin besondere Kräfte beilegte, wie denn damahls alles, was gefärbt und schön aussah, für Arzeneien gehalten wurde. Man hat ihn daher nicht allein als ein herzstärkendes Mittel mit unter die vollständige Alfermes-Confection genommen, sondern auch, um ein Erbrechen und Abführen zu bewirken, einen präparirten Lazur-Stein, ein Magisterium des Lazur-Steines, purgirende Lazurstein-Krystallen, ingleichen ein Elixir, oder eine Essenz und Tinctur, daraus verfertigt. Er soll die Melancholie stillen; Kinder, wenn er an ihren Hals gehängt wird, gegen das Schrecken schützen; an den Händen getragen, gutes Geblüt machen, und Warzen heilen; wider das viertägige Fieber gut seyn; Schlaf geben; Podagrasten helfen, u. s. w. welches alles Boodt⁽²⁵⁾ weitläufig ausführt und erhebt. Vernünftigen Aerzten wird es nicht einfallen, von diesen unsichern, zweydeutigen und widersinnigen Mitteln wirklichen Gebrauch zu machen.

Ob der Lazur-Stein als Erz-Mutter (Matrix) gebraucht werden könne, kann aus dem Vorhergehenden schon beantwortet werden. Kupfer hat er nicht; Silber im Centner nicht über 4 Loth, wie Cronstedt bezeugt; es würde also eine kostbare Bemühung seyn, wenn man den Lazur-Stein auf Silber verarbeiten wollte. Man weiß auch diesen Stein besser zu nuz-

R 2

gen,

(25) Gemm. et lapid. hist. L. 2, c. 121, p. 275.

hen, denn ausser dem, daß man aus ihm die kostbare Ultramarin-Farbe macht, verfertigt man auch allerley künstliche Sachen daraus, denn wegen der mäßigen Härte ist er leicht zu bearbeiten. Er wird mit Smirgel auf der bleiernen Scheibe geschliffen, und auf der zinnernen mit Tripelpolirt. Der ganz reine blaue nimmt, vor allen übrigen Arten die schönste Politur an; der mit Spath und Kies vermischte hingegen pflegt allemahl, besonders an den Spath-Stellen, etwas matt zu bleiben. Daß er sich zu Siegeln schneiden lasse, und ehemahls zu eingelegten Arbeiten gebraucht worden sey, habe ich bereits oben, S. 226, f. nach Hrn. Beckmann, angeführt. Die Alten schnitten zwar Siegel in den Lasur-Stein, deren sich noch viele bis auf unsere Zeiten erhalten haben⁽²⁶⁾; nur selten aber sind sie schön geschnitten, zum Beweis, daß entweder die großen Künstler, wegen der geringen Härte dieses Steines, ihn zum Schneiden un bequem fanden, oder daß er in denen Zeiten, wo die Steinschneide-Kunst schon gefallen war, sey geschnitten worden. In unsern Zeiten wird er noch vorzüglich zu der mosaïschen Arbeit genommen, wo er, um seiner blauen und weißen Farbe willen, zur Bekleidung des Himmels besonders dienlich ist. Ausserdem verfertigt man aus demselben, vornehmlich aus dem mit Gold-Strichen und Flecken gezeichneten, vielerley Bijouterie: Arbeiten und Gefäße, als: Dosen, Etuis,

(26) Description d'un Camée de Lapis Lazuli, fait en dernier lieu par Mr. Louis Siries, Artiste françois, Orfèvre du Roi de France, et employé dans la Galerie de Florence; ou Lettres de deux amis sur les diverses Productions de l'art, avec des Notes curieuses et intéressantes. On a joint a la fin du Livre la description d'un Camée d'Onyx, travaillé fort singulièrement. Le tout avec des figures de tres-bonne main; par Joannon de Saint-Laurent. 1751, 4. 1 A. 1 B. II. 1 A. E.

Etuis, Schalen, Uhrgehäuse, kleine Säulen, Kreuz-Bilder, Stockknöpfe, Leuchter, Messer-Schalen, u. d. gl.; seine Politur wird aber bald matt, wenn dergleichen Arbeiten oft getragen oder gebraucht werden.

Nach Knyssler's Bericht⁽²⁷⁾, ist in der Kirche del Gesu, einer der schönsten in der Stadt Rom, das Herrlichste die Capelle des h. Ignatius, welche ausser der großherzogl. florentinischen Begräbnis-Capelle ihres gleichen nirgends hat. Unter dem Altar-Tische ist der Leib des h. Ignatius in einem metallenen und vergoldeten Sarge, vor welchem der Nahme Jesu, aus Krystall zusammengesetzt, wegen der dahinter brennenden Lampen einen großen Schein von sich giebt. Il Paliotto, oder die Bekleidung des untern Altares, ist an Fest-Tagen von gediegenem Silber, aber durchbrochen, damit besagter Sarg und Nahme in die Augen falle. Ein wenig über dem Altar-Tische halten zwey vergoldete Engel den Wahlspruch des h. Ignatius: Ad maiorem Dei gloriam, von Lasur-Stein zusammengesetzt. Auf dem Altare sind 4 große canelirte, oder nach der Länge herunter eingekerbte und gestreifte Säulen zu sehen, welche ohne ihre bases und Capitaux (so von vergoldetem bronzo sind,) 28 palmi romani oder 21 Werkschuh in der Höhe und einen Diameter von 3 palmi und 7 Zoll in ihrer größten Dicke haben; diese große Säulen sind mit Lasur-Stein, der in bronzo dorato gefasset ist, überzogen, und geben dem Altare ein ungemeines Ansehen. Es sind auch über den Architraven etliche Kugeln von Lazuli doppelt so groß, als ein Menschen-Kopf.

Der Preis oder Werth der Lasur-Steine, ist veränderlich. Auf kleine Stücke wird eben kein hoher

R 3

Werth

(27) In Dessen Reisen durch Deutschland, Böhmen etc. (Hannov. 1776, gr. 4.) S. 494, f.

Werth gesetzt, in größern aber wird er ungemein hoch gehalten, und sehr theuer verkauft. Boodt sagt, ein Pfund von den Stücken dieses Steines sey 10 Kronen werth, und man könne daraus, wenn er gut ist, wohl 20 Loth Ultramarin verfertigen. Wenn der Lafur-Stein ganz rein ist, so schätzt man ihn, weil er alsdann zum Ultramarin am geschicktesten ist, am höchsten; für Cabinete aber, und zu künstlichen Arbeiten, zieht man den mit Gold-Adern und Flecken allemahl vor.

Lafur-Blau, s. oben, S. 258.

Lafur-Erz, s. oben, S. 231.

Lafur-Kies, s. Th. LV, S. 563.

Lafur-Stein, künstlicher oder nachgemachter, s. oben, S. 247.

— — — natürlicher, s. oben, S. 221, fgg.

— — — (Porzellan-) siehe Petuntse.

Latan-Baum, Latanien-Baum, Wein-Palme; s. unter Palme.

Lätare-Donnerstag, s. Th. LVIII, S. 681, fgg.

Latargus Klein, siehe Stein-Beißer.

Late, siehe Latte.

Late, Laten-Bank, Laten-Gericht, Laten-Güter, Laten-Zerr, Laten-Scheffen; siehe Laß, oben, S. 127, fgg.

Latebra, was die Jäger Behältniß nennen; s. Th. IV, S. 150.

Latée-Bret, s. Th. XII, S. 579.

Latein, (das) aus dem Lat. Latinum, die lateinische Sprache, doch nur im gem. Leben. Latein reden, die lateinische Sprache. Schlechtes Latein schreiben. Dein Latein taugt nichts. Latein lernen.

Unreines barbarisches Latein, nennt man im Scherz Küchen-Latein, vermuthlich so fern es ehemals in den Küchen der Klöster auf diese Art gesprochen wurde.

Latei-

Lateiner, (der) Fämin. die Lateinerinn. 1. Ein ehemahliger Bewohner des alten Latium in Italien, wo die lateinische Sprache einheimisch war; ein Latiner.

2. Eine Person, welche die lateinische Sprache versteht. Ein guter, ein schlechter Lateiner.

Die Ableitung des Namens Latium, von late-re (1), weil Saturnus, als er vor seinem Sohn Jupiter flohe, sich in diesem Lande versteckt haben soll, ist wohl ohne Grund; wahrscheinlicher hingegen ist die von einem alten Könige *Latinus*, dessen Regierung in die trojanische Epoche fällt, zumahl da auch *Dionysius Halicarn.* schreibt, die Lateiner hätten diesem Könige ihren Namen zu danken. Anfangs war Latium sehr enge, nämlich nur von der Tiber, dem Anio und dem circäischen Vorgebirge (Monte Circilli) begrenzt; d. i. von den Ufern der Tiber erstreckte es sich südwärts nur bis an das circäische Vorgebirge; gegen Norden bestimmte der Fluß Anio, gegen Osten aber der Berg Algidus, der nur 18 Meilen von Rom lag, die Grenzen desselben, und dieses war eigentlich das alte Latium, welches nach und nach folgende Einwohner hatte; anfangs die Siculer, nach ihrem Abzuge die Pelasger der oenotrischen Colonie, die Arcadier, endlich Trojaner unter dem Aeneas. Unter Romulus kamen noch Etrusker, die sich auf dem Berge Cölius niederließen, Sabiner von ausonischer Abkunft, und wohl noch andere Völker aus der Nachbarschaft, z. B. aus Picenum, dazu. Ja, Hr. Hofr. Gatterer (2) hält es für wahrscheinlich, daß auch Nationen von illyrischer Herkunft mit darunter seyn können. Viel weiter erstreckten sich die Grän-

R 4

zen

(1) Virgil. Aen. VIII. 322.

(2) S. Dessen Einleit. in die synchronist. Universal-Historie, 2 Th., S. 561, f.

zen des neuen Latium, nämlich bis an den Fluß Liris, als die Volsci, Osce, Aufones, Rutuli, Hernici, Aurunci u. daz. geschlagen wurden (3); und *Strabo* schreibt: die See: Küste von Ostia bis Sinuessa wurde Latium genannt. Es ist aber nicht wohl zu bestimmen, in welcher Ordnung die Völker des alten und neuen Latium diese oder jene Landschaft auf einander bewohnt haben. Heut zu Tage versteht man unter Latium das Patrimonium Petri. Von den Städten Latiums vor den Zeiten der Römer, z. B. Saturnia, Janiculum und Pallanteum, reden die alten Schriftsteller selbst mit keiner Zuverlässigkeit.

Die Latiner, Latini, von deren Vorfahren kurz vorher Meldung geschehen ist, bewohnten den Strich Landes an der Tiber. In ihrer Landschaft lag die Hauptstadt von ganz Italien, nämlich Rom. Sie traten mit den Römern in ein genaues Bündniß, und wurden daher oft schlechtthin Socii, bald Socii Latini, bald Socii latini nominis, u. s. f. genannt, behielten aber ihr eigenes Recht, welches Latinitas genannt wurde, und zwar etwas geringer, als der Römer, doch aber auch besser, als der andern Italiäner ihres war, da sie insonderheit zu Rom selbst, bey Erwählung der Obrigkeit ihre Stimmen mit geben durften, wenn es gefährlich um die Römer aussah; sie hatten nicht römische, sondern ihre eigene Obrigkeiten, und wurden, da sie in ihren Städten Aediles oder Quaestores gewesen waren, sodann für völlige römische Bürger geachtet, bis sie endlich dieses völlige Bürger: Recht auch insgesammt vom Julius Cäsar, im J. d. Stadt 662, erhielten.

Die

(3) Tacit. Annal. L. 4. c. 5.

Die Römer und Latiner hatten ein besonderes Fest, FERIAE LATINAE oder LATIARES, da sie jährlich auf dem albanischen Berge Mons Albanus zusammen kamen, dem Jupiter Latiaris opferten, und sich sodann mit einander lustig machten. Die Gelegenheit zu der Feyer dieses Festes gab *Tarquinius Superbus*, da er den *Turmus Hordonius Arcinus* getödtet, und sich des Reiches der Latiner bemächtigt hatte (4). Er schickte Gesandte zu den Völkern und Hernikern, um sie um ihre Freundschaft zu ersuchen. Die Herniker traten sämtlich in ein Bündniß mit *Tarquinius*, von den Völkern aber nur zwey Nationen, die Ecetraner und Antiatier. Damit dieses Bündniß recht fest und heilig möchte gehalten werden, that *Tarquinius* den Vorschlag, daß er einen Ort wollte einweihen lassen, der den Römern, Latinern, Hernikern und Völkern, die mit einander ein Bündniß errichtet hatten, gemeinschaftlich heilig seyn sollte. Alle Jahre sollten sie sämtlich ein Mahl zusammen kommen, ein gemeinschaftliches Gastgeboth halten, und einerley Gottesdienst verrichten. Der Vorschlag gefiel Allen, und es kam nur auf den Ort an, den man dazu bestimmen wollte. Der albanische Berg lag ungefähr in der Mitte zwischen allen diesen Völkern, daher wurde er dazu ausersehen, und es wurde beliebt, dem Jupiter Latiaris jährlich auf demselben ein Fest zu feyern, bey welchem jede dieser Nationen ein besonderes Geschäft hatte, wie es ihnen war bestimmt und ausgemacht worden. Zu diesem Feste brachten die daran Theil habenden Völkerschaften, Lämmer, Milch, Käse, und andere Opferstücke, Libamina, zusammen; das Hauptopfer aber, welches im Nahmen aller gebracht wurde, zu dessen Ankauf alle mit einander beytragen mußten, und von dem jeder Stadt ein

R 5

Stück

(4) Liu. L. 1. c. 51.

Stück gegeben wurde, war ein Ochse, der daher Sacrificium Latiar hieß (5).

So war es bey der ersten Anordnung dieses Festes, und so ist es nachher beständig dabey gehalten worden. Der albanische Berg war immer der Versammlungs-Platz, wo ehemals die Stadt Alba longa gestanden hatte, und wo der Jupiter Latiaris einen Tempel hatte, den zwar niemand, seiner Beschaffenheit nach, beschrieben hat, dessen aber doch *Liuius* gedenkt (6). Die Zeit dieser Fest-Feyer läßt sich daher nicht bestimmen, weil es kein unbewegliches, sondern ein bewegliches Fest, *Feriae conceptivae*, war, welches nach Belieben angesetzt und verlegt werden konnte; indessen mußte es doch jährlich gehalten werden, und nie giengen die Consuls eher als Feld-Herren zur Armee ab, bis sie dieses Fest erst gefeyert hatten (7).

Die Feyer selbst war also beschaffen. Von den 47 mit einander vereinigten Völkerschaften kamen Gesandte auf dem albanischen Berge zusammen, und hatten die Speisen oder Opfer-Zuthaten bey sich, welche ein Jeder liefern mußte. Alsdann wurde das gemeinschaftliche Haupt-Opfer, nämlich der Ochse, geschlachtet, und zwar in Beyseyn der römischen Consuls. Auch die, welche von den Völkern zugegen waren, fanden sich bey dem Opfer ein, und allesamt riefen den Jupiter Latiaris um das Wohlfeyn der Römer und Latiner flehentlichst an. Alsdann wurde das gemeinschaftliche Gast-Gebot gehalten, wozu von dem Opfer, nämlich von dem geschlachteten Ochse

(5) *Dion. Halic. L. 4, c. 6. Rosin. L. 4, c. 17. Alex. ab Alex. L. 4, c. 7.*

(6) *Liuv. L. 27, c. 11.*

(7) *Liuv. 44, 19, 17, 22, 41, 16, 25, 12, 42, 10.* Man glaubte, es stünde ihnen lauter Unglück bevor, wenn sie es unterließen. *Liuv. 21, 63, 22, 6. Dio Cass. 46, 33. Flor. L. 3, c. 18. Sigon. de Ant. Jur. Ital. L. 1, c. 3.*

Ochsen, ein sehr großer Theil verwendet wurde. Man pflegte auch Menschen zu opfern, so daß die, welche zum Tode verurtheilt waren, oder den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten, sich mit einander so lange herum sechten mußten, bis sie auf der Stelle todt da niederlagen (8). In Einem Tage pflegte in den ersten Zeiten die ganze Sache zu Ende zu seyn; nachmahls aber dauerte das Fest länger. Man stellte allerley Spiele an, sowohl in Rom, als auf den Dörfern. In Rom wurden Wettläufe von Pferden und mit Wagen auf der ebenen Fläche des capitolinischen Berges angestellt (9); auf den Dörfern hingen die Bauer-Jungen und Knechte kleine Puppen an die Bäume, welche der Wind hin und her wehete; dadurch wollte man sich der Kindheit, und der Unbeständigkeit der menschlichen Begebenheiten, erinnern (10).

Bey dem Opfer wurde ein feyerliches Gebet gesprochen. Wenn dabey ein einziges Wort unrecht gesagt, oder bey einem Opfer-Thiere das verordnete Gebet nicht war gebraucht worden, so mußte das Fest von neuem angefangen werden (11). Eben das mußte geschehen, wenn bey Austheilung des Opfer-Fleisches, die abgeordnete Magistratsperson einer oder der andern Völkerschaft, ihre gehörige Portion nicht empfangen hatten (12). Ob nun diese zufällige Wiederholung Anlaß gegeben hat, oder woher es sonst gekommen seyn mag, daß in den folgenden Zeiten mehr als Ein Tag zu diesem Feste erfordert wurden, ist unbekannt.

(8) *Tertull. Apolog. p. 36. Minuc. Felix, c. 30. Lactant. L. 1, c. 21. Prudent. contra Symmach. L. 1, v. 397. Athanas. contra gent. Orat. fol. 27. Prisci quoque Latini Jouem Latia rem humanis caedibus venerati sunt.*

(9) *Plin. 27, 7.*

(10) *Virgil. Georg. L. 2, v. 389.*

(11) *Liuv. 41, 16.*

(12) *Liuv. 32, 1, 37, 7.*

bekannt. Es wurde nachher drey Tage lang ⁽¹³⁾ gefeyert, und endlich kam auch noch der vierte hinzu ⁽¹⁴⁾.

Bei dieser Fest-Feyer mußten, außer den Consuln, auch alle andere obrigkeitliche Personen von ganz Rom gegenwärtig seyn, sogar die Vorsteher des gemeinen Volkes, welche doch sonst keine Nacht außer der Stadt seyn durften. Ueberdies waren alle benachbarte Völker um Rom herum den Römern feind, weil sie durch ihre Gewalt und Herrschbegierde sich alle zu Feinden gemacht hatten. In der Stadt waren bloß die *Triumviri nocturni*, und die *Triumviri capitales*. Es war daher nöthig, daß ein eigentlicher Commendant bestellt wurde, welcher in der Zeit, da dieses Fest gefeyert wurde, und alle Magistrats-Personen abwesend waren, Ordnung und Sicherheit erhielt. Er hieß *Præfectus vrbi Latinarum caussa*. Er hatte das Commando über die ordentliche Besatzung in der Stadt, und mußte auf alles ein wachsames Auge haben. Daher wurde in den ältesten Zeiten allemahl ein tüchtiger Mann, ob er gleich noch nicht 30 Jahr alt war, und Rathsherr hätte werden können, dazu erwählt. Als aber nachmahls alle feindliche Völker um Rom herum besiegt und überwunden waren, daß man keinen feindlichen Einfall oder Ueberrumpelung befürchten durfte, so wurde nur zum Schein, und alter Gewohnheit wegen, ein Stadt-Commendant während des Latiner-Festes bestellt, wozu man dann die Söhne vornehmer Leute nahm ⁽¹⁵⁾. Endlich kamen gar junge Edelleute oder Ritter dazu, *pueri impuberes ex equestri ordine* ⁽¹⁶⁾; ja, man bestellte auf jeden Tag neue, und zwar immer zwey ⁽¹⁷⁾, und

(13) *Dion. Halic. L. 6, p. 415.*

(14) *Plutarch. in Camill. p. 152.*

(15) *Tacit. Ann. L. 6, c. 11. Strabo, L. 5, p. 350.*

(16) *Dio Cass. 49, 42.* (17) *Dio Cass. 53, 33.*

und zuweilen vergaß man es gar, solche zu ernennen ⁽¹⁾. Sobald dieser Commendant erwählt war, begab er sich auf das Tribunal, gleichsam im Rahmen des Consuls, die Gerichtbarkeit anzutreten. Es durften ihm aber keine wichtige Sachen vorgebracht werden, sondern nur Kleinigkeiten, welche er schlichten und entscheiden konnte ⁽²⁾. Die Ursache sieht man gar leicht von selbst ein. Denn da sehr oft, und in den spätern Zeiten allemahl, ein ganz junger Mensch dazu bestellet wurde, so würde große Zerrüttung haben entstehen können, wenn man ihm überlassen hätte, wichtige Sachen zu schlichten. Da er aber doch Commendant seyn sollte, so wäre es auch unschicklich gewesen, wenn man ihm gar keine Sachen in Ordnung zu bringen, hätte vortragen wollen. Lateinisch, ein Bey- und Neben-Wort, aus dem Lat. *Latinus*.

1. Den ehemahligen Einwohnern des alten Latium in Italien (s. oben, S. 263), und in weiterer Bedeutung, dem ganzen ehemahligen mittlern Italien gehörig, daher kommend, u. s. f. wo es doch nur selten gebraucht wird. In der Schifffahrt pflegt man noch die dreyeckigen Segel lateinische Segel zu nennen.

2. In engerer Bedeutung braucht man dieses Wort am häufigsten von der in dem alten Latium ehedem üblichen Sprache, welche in Rom am besten geredet wurde. Die Lateinische Sprache. Lateinisch reden, schreiben. Etwas in das Lateinische übersetzen.

Die Lateinische Sprache ist, eben so wie die griechische, ursprünglich aus der Sprache der verwandten Nationen, die erst Deutschland und die nordischen Reiche bevölkerten, und von welchen hernach ein

(18) *Dio Cass. 41, 14. 54, 6.*

(19) *Tacit. Ann. 4, 36.*

ein Theil aus Deutschland nach Italien ging, und sich daselbst wohnhaft niederließ, entstanden. Daher können die ältesten lateinischen Wörter und Ausdrücke allein aus den deutschen Dialekten hergeleitet und erklärt werden (*). Nach und nach verfeinerten und bereicherten die Römer die lateinische Sprache durch die griechische, und ihr bestes Zeit-Alter fing ungefähr 217 Jahr vor Christi Geburt an, und währte bis in das 14te Jahr nach derselben, so daß es zu der Zeit des Cicero und Kaisers Augustus in seinem größten Flor war. Aber auch damals, als die Römer ihre Sprache nach der griechischen bildeten, mußte sie doch dieser sowohl in Ansehung des Reichthumes, als der Feinheit, Zierlichkeit und Anmuth, weichen (**).

Den:

(*) Die Aborigines, oder ersten Einwohner Italiens, sind aus Deutschland dahin gekommen, und haben also die Sprache, welche die ältesten Einwohner Deutschlands redeten, dahin gebracht. Diese Sprache ging nicht nur vor der lateinischen, sondern auch vor der griechischen, her, und in denselben Töchtern Sprachen, oder in der jetzt genannten Deutschen, niederländischen, dänischen, norwegischen, isländischen und schwedischen Sprache, findet man allein die ältesten Stamm-Wörter, so wie der griechischen, also auch der lateinischen Sprache. Die spätern griechischen und lateinischen Schriftsteller nennen diese alte Sprache, die Sprache der Barbaren, und Dionysius von Halicarnass schreibt, in seinen *Antiquitatibus Romanorum*, am Ende des ersten Buches: die Römer hätten eine Sprache angenommen, die weder ganz griechisch, noch ganz barbarisch, sondern aus beyden vermischt gewesen ist. Varro, Festus und Cicero, suchen die Abkammerung und Bedeutung der lateinischen Wörter ihrer Zeit in der lat. Sprache selbst, und irren darin gar sehr, daß sie auch nichts wahrscheinliches herausbringen. Jo. Nic. Funccius de origine lat. linguae, (Gieß. 1720, und 1735. 4.) c. 5. Jo. ab Ihre Scripta, veri. Vphilatam et ling. moesogothicam illustrantia, edita ab A. F. Balthing, 1773, in der Vor. S. 7. f. Hr. Hofr. Heyne glaubt, daß die lateinische Sprache von der ausonischen oder oskischen abstamme, weil die Latiner ein Zweig der Ausoner gewesen wären.

(**) Das will zwar Cicero, dessen Verdienst um die römische Sprache so groß ist, nicht zugeben, aber Seneca, Plinius und Quinctilianus läugnen es nicht.

Dennoch haben die späteren europäischen Nationen die römische Sprache für würdig gehalten, die Sprache der Gelehrten und der Wissenschaften zu seyn; und der Jesuit Melchior Inchofer (*) hat sie gar zur Sprache des Himmels gemacht.

Betrachtungen über die Frage:

Ob es vorthailhaft sey, die lateinische Sprache unter den Gelehrten abzuschaffen?

Man hat zwar noch nicht eben das Herz gehabt, den Satz öffentlich zu behaupten, über den ich meine Gedanken sagen will; aber wer deswegen sich einbildet, daß niemand ihn glaube, der muß nicht wissen, daß es sowohl praktische als theoretische Atheisten giebt. Und wie die meisten Atheisten aus praktischen erstlich theoretische werden, so ist zu vermuthen, daß nicht lange Zeit hingehen werde, da man öffentlich behaupten wird, es sey gut, die lateinische Sprache abzuschaffen, wie man jetzt nur durch seine Schriften zeigt, daß man es für gut halte. Denn wenn die Gelehrten anfangen in ihrer Mutter-Sprache zu schreiben, und die Philosophen nicht mehr in die Kirche gehen, so wird man mit gleichem Rechte Jenen wenig Eifer für das Latein, und Diesen wenig Hochachtung für den öffentlichen Gottesdienst, zuschreiben.

Ich will hier die Gründe anführen und zu heben suchen, die für die Abschaffung der lateinischen Sprache vorgebracht werden, oder werden könnten. Wenn ich sage: werden, so widerspreche ich dem nicht, was ich so eben gesagt habe, son:

(*) In seiner *Historia sacrae latinitatis*, (Monachii, 1638, 8.) L. 5, c. 2.

sondern nehme nur das von der Abschaffung der Sprache an, was man insgemein wegen ihrer Unbequemlichkeiten zu klagen pflegt. Man spricht z. B. es werde in den ersten Jahren unsers Lebens so viel Zeit auf diese Sprache verwandt, in der man sich nützlichere Dinge bekannt machen könnte; die Art, auf welche einem diese Sprache beygebracht wird, sey so beschaffen, daß sie manchem vor dem Studiren überhaupt einen Ekel erwecke, und man sehe endlich keine Vortheile in Verbesserung unsers Verstandes und Willens davon, wenn man mit vielem Fleiße sich in dieser Sprache auf das zierlichste ausdrücken lernt.

Was den ersten von diesen Einwürfen betrifft, so begreife ich nicht, von was für wichtigern Geschäften die Knaben abgehalten werden, wenn sie Lateinisch lernen. In denen Jahren, da den Knaben Mensa und Amo eingepräget werden, ist ihr Gemüth zu nicht viel mehrern fähig, als Wörter zu merken; bey reifern Jahren aber wird nicht allezeit mit dem Lateinischen allein, sondern zugleich mit Erlernung anderer Dinge zugebracht; denn ich halte die Beschuldigung, daß man in den meisten Schulen der Erlernung des Lateines so viel Zeit zueigne, für sehr ungegründet. Die Jünglinge, die davon auf Akademien ankommen, zeigen öfters das Gegentheil, zumahl da es jetzt an vielen Orten Mode wird, eher große Philosophen, als gute Lateiner, auf die hohen Schulen zu senden, die ihre Phrasen-Bücher mehr mit metaphysischen Redens-Arten, als mit Stellen der Alten, angefüllt zu haben scheinen. Das Lustigste aber ist, wenn ein großer Theil von denen, die über die Verhinderungen klagen, welche den Knaben das Latein wegen Erlernung nützlicherer Dinge in den Weg legt, einen Theil dieses Fleißes auf die deutsche Sprache gewendet wissen wollen, als wenn die Zeit mit der letztern nützlicher zugebracht würde, als mit der ersten.

Der

Der Verdruß, mit welchem die Knaben größten Theils die lateinische Sprache lernen, gereicht zu ihrem Vortheile. Sie bereiten sich dadurch vor, in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit hundert Dinge zu lernen, die einem zärtlichen Verstande unangenehm vorkommen. Sich einen Haufen dunkler und öfters wider einander laufender Gesetze und Meinungen der Rechts-Lehrer in das Gedächtniß zu bringen, ist, dünkt mich, so eine liebliche Arbeit, als sich die Anomala und Defectiva wohl bekannt zu machen; und Acten zu lesen, muß für einen Mann, der denken kann, eben das seyn, was den Cicero zu lesen für einen Knaben ist, der nicht denken kann. Auch giebt es gewiß nicht viel größere Lust, Recepte zu schreiben, als Exercitia zu machen. Wenn uns also die Erlernung der lateinischen Sprache nicht schon etwas angewöhnt hat, so wird uns die Beschäftigung mit solchen Sachen bey der Gelehrsamkeit unerträglich seyn.

Was drittens die Vortheile betrifft, die wir von der Fertigkeit im Lateinischen haben, so scheinen mir diejenigen, die daran zweifeln, gar nicht zu verstehen, was zu einem Gelehrten gehört. Es ist wider alle Erfahrung, daß die Gelehrsamkeit bestimmt sey, unsern Verstand und Willen zu bessern. Urtheilen denn die Gelehrten von Dingen, die in das gemeine Leben, oder auch zu Wissenschaften, auf die sie sich nicht ordentlich gelegt haben, gehören, besser, als andere Leute? Mich dünkt aber, dieses wäre ein Kennzeichen eines vollkommenen Verstandes; denn daß der Rechts-Gelehrte Leges, und der Arzeney-Gelehrte Aphorismos herfagen kann, macht zwischen ihnen und dem Kaufmanne, dem Künstler und Handwerker, keinen Unterschied. Jeder derselben kann von gewissen besondern Dingen reden, die andern unbekannt sind, und es erfordert, dünkt mich, wenig Verstand, von einer gewissen Anzahl Sachen, mit denen man sich zeitlebens

Det. technol. Enc. LXV Th.

S

be:

beschäftigt hat, Sachen zu erkennen, die nicht alle Leute sonst erkennen. Von der Verbesserung des Willens zu reden, ist gar nicht der Mühe werth. Das war eine Arbeit für die alten Philosophen, die ihre zerstreuten Sätze der Sitten-Lehre fleißig in der Uebung behalten mußten, damit sie solche nicht vergaßen; jetzt, da man diese Sätze systematisch zu verbinden, und sein alle aus einem einzigen Grundsatz herzuleiten weiß, hat es keine Noth, daß man einen davon vergißt, oder man kann ihn doch gleich wieder nachschlagen. Man darf also die Befehle der Natur so wenig durch öftere Ausübung sich eindrücken, so wenig jemand, der die Rechen-Kunst mathematisch gelernt hat, alle Exempel durchzurechnen braucht, durch die ein anderer sich die Regeln in den Kopf bringen muß. Wenn nun die angeführten Absichten bey der Gelehrsamkeit gar nicht sind, so können sie keine gültige Einwendungen abgeben. Ich werde im Gegentheile bald die wirklichen Vortheile zeigen, die ein Gelehrter hat, wenn er sich der lateinischen Sprache bedient. Dieses wird bey Gelegenheit eines andern Einwurfes, den man zu machen pflegt, geschehen. Man spricht nämlich: die Gelehrten wären verbunden, ihre Wahrheiten auszubreiten, und auch Leuten, die nicht studiert haben, bekannt zu machen, hierzu aber sey der Vortrag der Wissenschaften in der Mutter-Sprache geschickter, als in der lateinischen. Bey diesem Schlusse gebe ich keinen von beyden angenommenen Sätzen zu. Ich sehe nicht ab, warum die Gelehrten ihre Kenntnisse ausbreiten sollten, da alle andere Leute mit dem, was sie etwa besonders wissen, geheim thun. Mich dünkt, die Gelehrten haben eben das Recht und eben so viel Grund dazu, ja vielleicht noch mehr. Man mache doch den Ungelehrten die Fatale, die Rechts-Formeln und die übrigen Geheimnisse der Gerichte bekannt, die Cicero in drey Tagen zu lernen ver-

versichert, würde nicht der größte Theil der Sachwalter ärmer werden, als sie ihre Klienten gemacht haben? Man erniedrige die Metaphysik, bis sie dem Verstande eines ehrlichen Bürgers begreiflich wird; man sage ihm z. B. wenn sein Kleid von Tuche ist, so könne es nicht von Seide seyn; die Kinder, die er noch bekommen solle, seyn so gut möglich, als die, die er schon hat; das göttliche Wesen könne nicht aus Stücken bestehen, denn sonst möchte es einmahl aus einander fallen; unsere Seele sey kein Uhrwerk, denn wir könnten kein Uhrwerk machen, das nachzudenken vermögend sey, u. d. gl. m.; ich befürchte sehr, daß man durch dergleichen Nachrichten den Lehrer der Weltweisheit um ein Par Thaler bringen wird, die er sonst seinem Sohne zugesandt hätte: kurz, es ist so nothwendig, daß die Gelehrten ihre Kenntnisse für sich behalten, so nothwendig es für andere Künstler ist, daß sie ihre Kunstgriffe verhehlen. Zweitens, zweifle ich auch sehr, ob durch den Vortrag der gelehrten Sätze in der Mutter-Sprache, das Wachsthum der Wissenschaften so sehr befördert werde. Denn man findet, daß viele Gelehrte so künstlich sind, daß ein gemeiner Mann sie eine Stunde lang deutsch reden hören, ohne daß er weiß, was sie gesagt haben; das Beste ist, daß er es sich doch insgemein einbildet. Und dieses ist noch der einzige Vortheil, den man durch den deutschen Vortrag der Wissenschaften erhält. Die Leute bilden sich ein, es zu verstehen, und danken den Gelehrten für die Mittheilung ihrer Geheimnisse, in der That aber verstehen sie so viel davon, als von den Feldzügen und Belagerungen in einer deutschen Zeitung. Eben daraus läßt es sich vertheidigen, daß die Lehrer den mündlichen Unterricht in ihren Lehr-Stunden meistens deutsch geben; denn den Zuhörern wird wenigstens die Zeit nicht so lang, indem sie lauter bekannte Töne hören.

Zu diesem Grunde kommen noch andere, z. B. daß die Schwänke und Hiflördchen, mit denen mancher Lehrer die Zuhörer bey der Aufmerksamkeit erhalten muß, sich nicht allezeit gut ins Lateinische würden übersetzen lassen, weil sie meistens nur für den deutschen Wiß sind. Das aber ist ein sehr ungegründeter Vorwurf, daß die Gelehrten, die Deutsch schreiben, es deswegen thäten, weil sie es nicht im Latein thun könnten. Ihre lateinischen Aufsätze, die sie etwa herauszugeben genöthigt sind, zeigen das Gegentheil. Die Schreib-Art darin, ist öfters nicht viel anders, als die Schreib-Art vor etlichen hundert Jahren, da nichts gelehrtes in der Mutter-Sprache aufgesetzt wurde. So gut also als die damaligen Lehrer der Wissenschaften alles Lateinisch schrieben, so gut könnten es die jetzigen auch, wenn sie sonst wollten.

Die Deutsch-schreibenden Gelehrten sehen also, wie billig ich mit ihnen verfare, da ich sie wider einen Vorwurf vertheidige, der ihnen zur größten Schande von ihren Feinden nachgesagt wird. Ja, ich will noch weiter gehen, und zeigen, daß sie es sind, die das Latein als eine noch lebende Sprache unter den Gelehrten erhalten, wenn sie nach vorbeschriebener Art verfahren; denn die sorgfältigen Verehrer des Alterthumes thun ja nichts zum Vortheile des Lateinischen. Sie brauchen nur die Wörter und Redens-Arten, die sie in alten Schriften finden, und diese Wörter und Redens-Arten würden auch ohne sie nicht untergegangen seyn. Wenigstens zweifle ich, ob man ihrer Schriften wegen Latein lernen würde, wenn die Schriften der Alten nicht mehr vorhanden wären. Aber die lateinische Sprache mit neuen Wörtern und Redens-Arten zu bereichern, dazu ist nur derjenige fähig, der nicht allzu viel Fleiß auf sie gewandt hat, und gleichwohl in ihr schreibt. Es würde nicht schwer fallen, aus den Schriften dieser Männer

Männer einen Anti-Nizolius zu sammeln, der zehn Mal stärker wäre, als des Nizolius Ciceronianisches Lexikon, insbesondre wenn man eine Arbeit unternehmen wollte, wie Rudolph Goclenius mit den scholastischen Kunst-Wörtern unternommen hat, nämlich: zu zeigen, wie jenes sich im alten Latein ausdrücken ließe. Denn das ist noch das Merkwürdigste, daß unsere Gelehrten, von denen ich rede, mit ganz neu erfundenen Wörtern, großen Theils Dinge sagen, die schon lange vor der sieben Weisen Zeiten bekannt waren, und von denen die Römer reden konnten, ehe noch Cicero die Philosophie lateinisch lehrte. Aber eben dadurch wird die lateinische Sprache am meisten bereichert und zierlich gemacht, wenn man einerley Gedanken auf so verschiedene Art in ihr auszudrücken fähig ist; die Vortheile also, die man der lat. Sprache verschaffen kann, wenn man sie noch im Schreiben beibehält, müssen uns auch verbinden, sie nicht ganz und gar abzuschaffen.

Man wird vielleicht sagen, eben diese Pflicht verbinde uns auch, für die Verbesserung der deutschen Sprache bemüht zu seyn, und folglich in derselben zu schreiben. Hierauf antworte ich: daß nicht alles, was in einer Sprache angeht, sich auch in der andern thun läßt. Boileau bemerkt, daß vieles im Französischen anstößig klinge, was man im Lateinischen ohne Bedenken sagen kann (*). Eben so klingt vieles im Lateinischen gelehrt und tiefsinnig, was im Deutschen gemein und unsinnig seyn würde. Eine exhibilitas, eine actio prima infinita; eine essentia passivitaris rationem in se continens, würde alle ihre Pracht und Ansehen verlieren, wenn man sie deutsch ausdrücken wollte. Wenn man davon überzeugt seyn will,

S 3

(*) Le Latin effronté brave l'honnêteté,
Mais un Lecteur François veut être respecté.

will, so erinnere man sich nur, was Hr. v. Leibnitz gesagt hat: „Die deutsche Sprache sey gleichsam ein Probestein, an welchem man erkennen könne, was für Wörter in andern Sprachen wirkliche Begriffe andeuten, oder bloß leere Töne sind, nach dem sie sich nämlich im Deutschen ausdrücken lassen, oder nicht.“ Dieser Satz ist ohne Zweifel mit einiger Einschränkung anzunehmen, und soll eigentlich nur so viel heißen: Dasjenige, was eigentlich gelehrt sey, und Ungelehrte gar nicht wissen dürfen, das lasse sich nicht deutsch geben. In der That, wenn wir den Vorrath der deutschen Wörter durchgehen, so finden wir nicht nur Benennungen solcher Dinge, die zum gemeinen Leben gehören, sondern auch solcher, die in Wissenschaften vorkommen; aber es sind allezeit solche Wissenschaften, die Erfahrung und Nachdenken, aber keine Gelehrsamkeit anzeigen. Man weiß, daß sich nur aus den Sprichwörtern und Gedichten unserer Vorfahren ein Inbegriff der Sitten-Lehre abfassen ließe, der fast so vollständig seyn dürfte, als des Aristoteles *Magna moralia*. Man weiß, daß die vornehmsten griechischen Lehrer der Mathematik vor hundert und mehr Jahren deutsch gelehrt haben; man weiß endlich, daß die deutsche Sprache reich genug ist, die Erfindungen der Deutschen in der Mechanik, der Schmelz-Kunst, dem Bergbaue und andern Theilen der Natur-Lehre auszudrücken; und daß die Namen der Winde von den meisten europäischen Völkern den niederdeutschen Schiffen abgehört werden. Aber dieses alles sind ja Dinge, die auch Ungelehrte wissen, und darin öfters mehr Kenntnisse besitzen, als große Gelehrte; sie gehören also nicht eigentlich zur Gelehrsamkeit. Man nenne mir aber etwas, das eigentlich gelehrt ist, sogleich werde ich zeigen, daß es sich im Deutschen nicht thun läßt. Lateinische Verse machen, ist gelehrt; kann

kann man aber wohl lateinische Verse in deutscher Sprache machen? Können die Ausgaben alter Schriftsteller, die deutsche Noten haben, wohl von sehr gelehrten Männern her? Ist es wohl eine gelehrte Beschäftigung, im Hagedorn zu lesen? Nein, aber das ist eine, im Anakreon zu lesen. Warum? etwa weil Anakreon's Scherz artiger ist, als Hagedorn's? Im geringsten nicht. Welcher Gelehrte würde sich darum bekümmern? Nur weil Hagedorn deutsch schreibt, und Anakreon griechisch. Ja, daß sich im Deutschen nichts Gelehrtes sagen lasse, kann ich selbst mit dem Zeugnisse des ersten unter den deutschen Dichtern bestärken. Er spricht von denen, die fremde Sprachen in ihren Schriften einmischen:

Ein Deutscher ist gelehrt, der euer Deutsch versteht.

Folglich kann dasjenige, was in reinem Deutsch geschrieben ist, von ungelehrten Deutschen verstanden werden. Wie wollte aber so was gelehrt seyn?

Und wie kann man doch so viel prahlen, daß die deutsche Sprache so geschickt sey, die meisten gelehrten Wahrheiten auszudrücken; geht es doch nicht einmal mit den ersten Gründen der Weltweisheit an, bey denen es doch, nach Vieler Meinung, am leichtesten und nothwendigsten ist. Ich will nur Ein Beispiel anführen. Wenn der Bar. v. Wolf mit seinen Nachfolgern das, was er einen Grund nennt, erklären will, so spricht er: es sey dasjenige, woraus man sehen kann, warum eine Sache ist. Man sieht leicht, wie dunkel diese Erklärung ist, und wie wenig sie uns zeigt, was eigentlich ein Grund sey. Ein gewisser scharfsinniger Philosoph hat es entdeckt, woher die Dunkelheit komme. Sie steckt in der verzeifelsten deutschen Partikel warum. Die sollte erklärt werden, und wer sie ohne Definition gebrauchen muß, hat eben so verwirrte Begriffe, als wer die Wörter:

demnach und dierweil, oder die Kreuz und die Quere, ohne Erklärung gebraucht. Aber eben dieser Philosoph giebt, statt dieser dunkeln Erklärung, eine andere, die, wie man leicht sieht, ihre große Deutlichkeit nur einigen lateinischen Wörtern zu danken hat. „Ein Grund,“ sagt er: „ist ein prius, an welches ein posterius seiner Existenz und Beschaffenheit nach verknüpft ist.“

Etwas, das man mir noch mit vielem Scheine entgegen setzen könnte, möchte vielleicht folgendes seyn: „Man weiß die unversöhnlichen Streitigkeiten der lateinischen Gelehrten mit den Liebhabern der Mutter: Sprache; diese könnten geendigt werden, wenn man den Gebrauch der lat. Sprache abschaffte, und allenfalls die Gelehrten, die jezt noch ihre Verehrer sind, nach und nach aussterben ließe, wie man es etwa bey dem Anfange der Reformation in einigen Klöstern mit den Mönchen gemacht hat.“ Aber so vortheilhaft diese Gedanken bey dem ersten Anblicke aussehn, so wenig kann man ihnen nach einer reifern Ueberlegung Beyfall geben. Man muß die Gelehrten sehr wenig kennen, wenn man sich einbilden will, ihre Zänkereyen würden aufhören, wenn eine von denen Gelegenheiten, wobey sie sich zanken, wegfiel; als wenn sie nicht gleich dafür zehn andere vom Zaune brechen könnten? Und man muß insbesondre in Absicht auf das, wovon jezt die Rede ist, ungemein wenig berichtet seyn, wenn man glaubt, es gehe auf deutschem Grund und Boden alles ruhig her, wenn nur die Latiner Friede hielten. Wer das glaubt, den kann man nicht nur in den Geschichten unwissend nennen, er muß sogar die Zeitungen nicht einmal lesen. Man fordere eine Vollkommenheit, was für eine man will, von denen, die man den lateinischen Kunstreichern als eigen beygelegt hat; dictatorische Aussprüche, lange Beweise, in denen kein vernünftiger

iger Schluß ist, Auslegungen eines Schriftstellers, die ihm nie in den Sinn gekommen sind, Spötereien ohne Wiß, und Ausgaben eines schlechten Dichters mit übertriebenen Lobeserhebungen desselben, von allen könnte ich häufige Beispiele auch bey den Deutschen anführen. Wenn es bey den lateinischen Kunstreichern Gelehrsamkeit heißt, die Macht: Wörter des römischen Pöbels recht in seiner Gewalt zu haben, so ist ja niemanden unbekannt, wie es durch den Fleiß und Eifer ihrer deutschen Zunftgenossen so weit gekommen ist, daß die römische Sprache gewiß unserer deutschen Helden: Sprache an Reichthum und Nachdruck in Schimpf: Wörtern weichen muß. Selbst Wortspiele werden unter den Deutschen gewöhnlich, die so sinnreich sind, als wenn Pauw und D'Orville einander unter den Nahmen Orbilius und Pao herunehmen. Aus diesem allen folgt, daß, wenn die deutschen Gelehrten, so lange das Latein dauert, mit ihren Nachbarn beständig im Streite liegen, die Abschaffung desselben nur ihre Bürger: Kriege hitziger machen würde.

In unsern Zeiten, wo unter allen zur Erziehungs: Verbesserung gegebenen Vorschlägen wohl keiner einleuchtender ist, als der, daß nicht alle, noch so verschiedene Stände auf einerley Art erzogen und unterrichtet werden sollten, giebt es doch hier und da noch manche, die das wieder zusammen werfen, was andere sorgfältig abgesondert haben. So übertrieben und ungereimt es ist, das Lateinlernen völlig abschaffen zu wollen: so sehr schweift Dillenius (*) aus,

S 5 wenn

(*) Ueber die Vortheile, die ein Professionist, Wirth, Kaufmann, und jeder Nichtstudierende vom Lateinlernen hat; von Fr. Wilh. Jon. Dillenius, Ober: Präceptor in Urach. Sturg. 1787, 2. 4 B.

wenn er das Latein allen Nichtstudierenden empfiehlt. Auch ein Handwerksmann soll Latein lernen, „denn,“ sagt Hr. D. „er bildet dadurch seinen Verstand, oder er lernt geschickt denken, beim Erponiren und Componiren; er lernt nützliche Kenntnisse, historische, geographische, galante; er bessert sein Herz durch Moral und Religion; er lernt einen guten deutschen Stil; er lernt correct schreiben; er gründet dadurch sein Glück, und macht sich zu einem brauchbaren Bürger.“ — Also dies alles kann ein Tischler, ein Schuster, ein Schneider, nicht erreichen ohne Latein? nicht besser ohne Latein? nicht wohlfeiler ohne Latein? Was nicht dem lieben Latein alles zugeschrieben wird! Wenn sich aber auch alles so verhielte, so scheint der Verf. nicht zu sehen, wie weit eigentlich sein Beweis geht. Daß Lateinlernen seinen möglichen Nutzen auch für Ungelehrte haben könne, wird man ihm gern zugeben; nur hat der Verf. nicht gezeigt, wie fern die Vortheile an die Latinität gebunden sind, und ob nicht alles das, was er durch Erponiren und Componiren, u. s. w. zu erreichen behauptet, eben so wohl in der deutschen Sprache, und für den Nichtgelehrten mit weit größerem Vortheil zu erhalten steht; indem es nicht genug ist, etwas, das an und vor sich gut ist, zu lernen, sondern es muß zweckmäßig erlernt werden. Was einem Nichtstudierenden einmahl in seiner künftigen Laufbahn als Bürger und Meister, Latein fruchten soll, müßte besser bewiesen werden, als durch die Geschichtchen von einigen Handwerksburschen, welche mit der Zeit einmahl Gelegenheit zum Studiren fanden. Aber wohl ist es deutlich, daß es eine Menge anderer Kenntnisse giebt, die dem Bürger und Handwerksmanne nützlicher seyn würden, wenn er sie in jenen Jahren begriffen hätte. Des Verfassers Gründe können allenfalls nur für solche Dörfer gelten, wo Bürger-Unterricht und Gelehrten-
Un-

Unterricht für Eins gehalten wird, und es also freylich verzeihlicher ist, Knaben durch Gründe, als durch den Sakel, zur Erlernung von etwas zu bewegen, wofür sie etwas Nützlicheres lernen könnten.

Für Knaben, die dem Studiren gewidmet sind, und Fähigkeit dazu zeigen, ist das Lateinlernen nöthig, sowohl um den Geschmack an den reinen ungetrübten Quellen des Alterthumes zu bilden, als auch ihre junge Herzen, durch die Erzählung der edeln Thaten der größten Römer, zu ähnlichen zu erheben. Friedrich der Einzige, der doch seine Griechen und Römer nicht aus dem Original, sondern aus französischen Uebersetzungen kannte, hielt das Latein auch für den Nichtstudierenden nothwendig. In einer Cabinets-Ordre, v. J. 1779, schreibt dieser Monarch an seinen großen Stats-Minister so:

„Latein müssen die jungen Leute absolut lernen. Davon gehe ich nicht ab. Es muß nur darauf raffinirt werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten zum besten bezubringen. Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was anderm widmen, wie es auf das Genie immer ankommt: so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können.“

Was die Lehr-Art der lateinischen Sprache selbst, und die Mittel, bey der Jugend das lateinische Sprach-Studium zu befördern, betrifft, so wird davon im Art. Schul- und Erziehungs-Anstalten zu handeln seyn.

Mit der lateinischen Sprache wird öfters, und zwar in Geschäften, ein großer und schädlicher Mißbrauch begangen. Man lese nur manche obrigkeitliche Befehle, Verordnungen, Nachrichten, Zeitungen und Bekanntmachungen, wie viel lateinische Wörter

ter darin vorkommen, welche, wo nicht in allen Fällen, doch gewiß in den meisten, eben so bestimmt und deutlich deutsch hätten gegeben werden können! Desters sind sie noch überdies verkürzt nur mit Einem Buchstaben angedeutet. Nun alle diese lateinische Wörter und Verkürzungen soll der Bürger und Bauer, den die Befehle, Verordnungen etc. oft hauptsächlich angehen, der so selten lateinisch lesen kann, verstehen, da sie doch manchem Manne von der großen Welt den Kopf warm machen, daß er mit den verkürzten lateinischen Wörtern, nicht anders als durch ein geschicktes Husten und Stottern wegkommen kann. Was Kunst: Wörter, besonders juristische Ausdrücke, betrifft, welche, ohne unverständlich zu werden, nicht wohl zu übersetzen sind, davon ist hier die Rede nicht. Wer kein Jurist ist, und sie nicht versteht, dem nimmt es kein Mensch übel; viele aber, welche kein Latein verstehen, und welches man auch nach ihrem Berufe nicht schlechterdings von ihnen fordern kann, werden durch viele gleichgültige lateinische Wörter, deren Sinn man im Deutschen eben so gut ausdrücken kann, in Verlegenheit gesetzt. Da liest man in Zeitungen und andern öffentlichen Schriften so oft: Anno, anni, eiusd. huj. An. huj. Mens. Anni, oder mens. prer. eod. den 5ten huj. a. c. an. cur. pass. elapsi, futur. &c. Wie manchem mag das verkürzte Wort *Smus*, das er etwas laut hat lesen müssen, Angst: Schweiß ausgepreßt haben, zumahl wenn kurz darauf etwa *Smu*, oder *Smio*, kommt!

Im Rechnungswesen ist manchem verständigen, ja gelehrten Manne, der Ausdruck *Recess*, *Activ*, *passiv*, *propre* *Recess*, ganz unverständlich. Der größte Philosoph wird ihre Bedeutung nicht herausbringen, wenn er den Rechnungs: Schendrian nicht versteht. Man kann zwar sagen: dieses seyn Kunst: Wörter. Ich gebe es zu; allein können diese Kunst: Wörter:

Wörter nicht deutlich genug deutsch gegeben werden, damit sie einer jeden deutschen Christen: Seele, welche nur schlichten Menschen: Verstand hat, eben so verständlich seyn mögen, als dem bloßen Rechnungs: verständigen? Warum wollen wir unnötiger Weise aus Sachen, welche, wenn sie deutsch genennet werden, einem Jeden verständlich sind, durch Einmischung fremder Wörter gleichsam Geheimnisse machen, und unverständlich werden?

Von dem Gebrauche lateinischer Buchstaben zum Abdruck deutscher Schriften und beym Deutschschreiben.

Man hat seit einigen Jahren die Mode eingeführt, deutsche Bücher mit lateinischen Buchstaben zu drucken. Man glaubt, daß Ausländer dadurch zum Ankaufe gereizt werden sollen, weil man sich einbildet, die Abweichung der deutschen Lettern schrecke Ausländer von Erlernung unserer Sprache ab. Ich denke mit Hrn. Hofr. Beckmann (*), diese hat so viele Schwierigkeit, daß dabey die Abweichung der Lettern, die in wenigen Augenblicken erlernt ist, verschwindet. Dagegen geben die ausländischen Lettern der deutschen Schrift ein affectirtes unangenehmes Ansehen, halten im Lesen auf, und dünken dem, der ohne Vorurtheil ist, eben so abgeschmackt, als das Griechische, was neulich ein Franzose in seiner Uebersetzung des Aethanäus auch mit lateinischen Lettern hat drucken lassen. Ob wohl Cicero seine Bücher jemahls mit griechischen, oder Plutarch die seinigen mit lateinischen Buchstaben hat abschreiben lassen? Doch, wir wollen die Vertheidiger dieser Mode, und diejenigen, die dabey

Be-

(*) Im 1 St. des 17 B. seiner phys. oekon. Biblioth. S. 32.

Bedenken gefunden, und zum Theil einen Mittelweg in Vorschlag gebracht haben, selbst hören.

Zu den Vertheidigern gehört zuvörderst ein Ungenannter, der sich bloß G. unterschrieben hat, im 35 St. des Samov. Magaz. v. J. 1775.

In Europa sind wir Deutschen nunmehr die einzigen Völker, welche sich in ihrer Mutter-Sprache nicht der lateinischen, sondern einer andern Art Buchstaben bedienen, welche man deutsche nennt. Hätte man diese Buchstaben selbst in Deutschland ehemals erfunden, so würde ich viel zu stolz darauf seyn, als daß ich anrathen sollte, unsere eigene Erfindung verächtlich bey Seite zu setzen, und fremde, nämlich die lateinischen, statt derselben in unsere Sprache einzuführen. Allein, diese unsere deutsche Buchstaben sind ursprünglich lateinisch, welche wir nebst vielen andern Künsten und Wissenschaften von fremden Völkern gelernt haben. Unsere ältesten Vorfahren sind nicht so glücklich, als die Engländer, Holländer und Franzosen, gewesen, daß sie diese Künste von den Römern unmittelbar gelernt hätten, sondern sie wurden nur Schüler von den Schülern der Römer, und bekamen elende Stümper zu ihren Lehrmeistern. Eine deutsche Colonie der Franken gieng über den Rhein, überwältigte die Römer in Gallien, vermischte sich mit den dasigen Einwohnern, kam zurück zu uns, unterjochte Deutschland, und lehrte uns schreiben und lesen, beten und singen, ackern, pflanzen, pflanzen und säen, nebst andern Künsten, welche sie von den Römern in Gallien sehr stümperhaft gelernt hatten; gleich als wenn heutiges Tages eine wilde Nation in Amerika eine noch viel wildere in denjenigen Künsten unterrichten will, welche sie von den Europäern gelernt hat. Weil unsere ältesten Vorfahren so schlechte Lehrmeister hatten, so war es nicht zu verwundern, daß sie in den Künsten und Wissenschaften eine geraume Zeit zurück blieben. Niemand konnte zu selbiger Zeit lesen und schreiben, als die wenigen Mönche in den Klöstern. Diese wollten die Schreib-Art im Angelsächsischen, Belgischen, Fränkischen und Deutschen, von dem Lateinischen unterscheiden, verdarben die Buchstaben, und dadurch entstanden die heutigen deutschen Buchstaben, welche außer uns annoch auch die Holländer in ihrer Sprache am längsten bey-

behalten haben. Nunmehr haben sowohl die Holländer, als Franzosen, Engländer, Dänen, Schweden und Pohlen, solche verdorbene Buchstaben abgeschafft, und wir sind die einzigen, welche selbige annoch fast durchgängig im Deutschen gebrauchen.

Diese Absonderung von andern Nationen verursacht uns Schaden und Unbequemlichkeit. 1. Wir vermehren dadurch den Ausländern die Schwierigkeiten unsere Sprache zu erlernen. Sie müssen erst unsere Buchstaben, wie die Kinder aus der Fibel, lernen. Ihnen ist das Deutsche eben so schwer zu lesen, als uns das Russische oder Arabische ist. Man stelle sich vor, wie ekelhaft es für erwachsene Leute seyn muß, wenn sie wieder anfangen sollen zu buchstabiren, ehe sie die Sprache lernen können.

2. Diejenigen Ausländer, welche Deutsch verstehen und reden, können gleichwohl das deutsch geschriebene oder gedruckte nicht lesen. Sowohl in den vereinigten als oesterreichischen Niederlanden giebt es viele, welche Deutsch verstehen, wenn es geredet wird, aber solches nicht lesen können. Sie klagen über die deutschen Buchstaben, und versichern, daß sie sich deutsche Bücher sehr gern anschaffen würden, wenn sie mit lateinischen Lettern gedruckt wären, also daß sie solche nur lesen könnten. Allein durch die deutschen Buchstaben werden sie von deren Ankauf abgeschreckt. Wir schwächen und verhindern also dadurch den Debit deutscher Bücher, und sperren uns damit in unsere Landes-Gränzen ein. Da anjeto wenige Schriften in lateinischer Sprache und die meisten im Deutschen gedruckt werden, so machen wir uns dadurch den Ausländern nur immer unbekannter.

3. Unserer eigenen Jugend verdoppeln wir dadurch die Mühe, das Lesen und Schreiben zu lernen. Wenn wir, wie die Franzosen und Holländer, nur einerley Buchstaben, nämlich die lateinischen, hätten, so würde den Kindern das Lesen und Schreiben nur halb so sauer werden, anstatt daß sie jezo ohne Noth zweyerley Buchstaben kennen und schreiben lernen müssen.

4. Die lateinischen Buchstaben, wosern sie nicht zu lang gemacht werden, sind viel geschwinder zu schreiben, als die deutschen. Ein lateinisches a b g p v w kann viel geschwinder in Einem Zuge geschrieben werden, als ein deutsches a b g p v w, wobey man durch die

Krümm-

Krümmungen und Absätze aufgehalten wird. Wir Deutschen aber schreiben die lateinischen Buchstaben zu groß, und länger, als unsere eigene Buchstaben, und als andere Nationen gewohnt sind. Dadurch wird man im Lateinisch schreiben etwas aufgehalten.

5. Die einfache Form der lateinischen Buchstaben sieht viel schöner aus, als die gekräuselte Schreib-Art im Deutschen. Daher hat man Ursachen genug, jene dieser vorzuziehen.

Da man seit wenigen Jahren in der Schweiz, zu Hamburg und Berlin angefangen hat, deutsche Bücher mit lateinischen Lettern drucken zu lassen, so hielt ich dieses anfänglich für eine Eitelkeit und unnötige Neuerung, und vielleicht werden viele andere in Deutschland gleiche Gedanken davon gehegt haben. Allein, wenn man die Klagen der Ausländer über die deutschen Buchstaben hört, und die Sache genauer überlegt, so wird man bald anderer Meinung werden; und ich hoffe, daß die vorangeführten Ursachen jedermann von den Vorzügen der lateinischen Buchstaben überführen und dahin vermögen werden, mit mir zu wünschen, daß ihr Gebrauch im Deutschen allgemeiner gemacht, und die deutschen Buchstaben abgeschafft werden mögen.⁴

Ueber diesen Vorschlag, äußert ein Ungenannter im 82 St. des Hannov. Magaz. v. e. d. J. folgende Bedenklichkeiten.

„Der Hr. Verf. der Abhandlung von Einführung der lateinischen Buchstaben beym Deutschschreiben hat ganz recht, daß wir uns von andern Nationen dadurch absondern, und unsere deutsche Buchstaben einen Fremden abschrecken, manches gute deutsche Buch zu lesen, und die deutsche Sprache zu erlernen, als wir so gar zweyerley Buchstaben zum Druck und zum Schreiben haben. Allein, wenn unsere Buchstaben abgeschafft werden sollen, folglich unsere Jugend solche nicht mehr lesen und schreiben lernt, wie wird es alsdenn um unsere Archive und Registraturen aussehen? Würde dem Publico und manchem Privato nicht an seinen Gerechtsamen ein Nachtheil erwachsen, wenn alle mit deutschen Buchstaben geschriebene Urkunden nicht mehr gelesen werden können? Wie wenig Menschen findet man jetzt, welche die alte Mönchs-Schrift zu

zu lesen verstehen! In Ansehung gedruckter Bücher würde es weniger Schwierigkeit haben, weil solche leicht ausgedruckt werden können, und daher werden die Buchdrucker nichts verlieren, sondern sich wegen der abzuschaffenden deutschen Buchstaben völlig entschädigen. Jener Umstand aber bleibt der bedenklichste, wenigstens würden die deutschen Buchstaben in Schulen noch eine gute Zeit gelehrt werden müssen, mithin unsere Jugend vor der Hand nichts profitiren. Wie ist dieser Inconvenienz sonst abzuhelfen? Eine Sache, die eines weitem Nachdenkens wohl werth ist. Wie wollen wir endlich schreiben? Soll der bisherige Gebrauch die Nomina Substantiva mit einem großen Buchstab zu schreiben, welches bey den deutschen Buchstaben sich so wohl ausgenommen hat, auch abgeschafft werden?

Was die Einführung selbst anlangt, so würde solche leicht seyn, wenn die hohen Landes-Collegia nur den Anfang machten, die Rescripte und Bescheide mit lateinischen Buchstaben schreiben zu lassen.⁵

Rechtfertigung der lateinischen Lettern, vom Verfasser der Hieroglyphen (*).

„Die meisten lebendigen Nationen bedienen sich der lateinischen Lettern, nicht nur in ihren Büchern, sondern auch in ihren Briefen. Nur der Deutsche weicht davon so merklich ab, daß er sich verschiedener Lettern in Büchern, und verschiedener Lettern im Schreiben bedient. Grund hat die Sache nicht, man müßte denn Vorurtheil und Eigensinn an dessen Stelle setzen. Hingegen giebt es vielen Nachtheil, den die Sache hervorbringt. Der Ausländer ist der lateinischen Lettern gewohnt, der gothischen aber ungewohnt; folglich wird ihm die Erlernung der Sprache äußerst erschwert. Hat er endlich diese von seiner Mutter-Sprache entfernte Buchstaben erlernt, und will er schreiben lernen, so muß er neue Schwierigkeiten überwinden; er muß wiederum neue Buchstaben kennen und nachmachen lernen. In dieser lächerlichen Mode sucht man den Grund, daß die Ausländer so sehr die Sprache

(*) Im 3 Th. (Berl. 1782, 8.) S. 16, fgg.

che verachten, und sich so wenig darauf legen. Man kann noch hinzu setzen, daß sie dem ganzen deutschen Wohlstande schade.

Bei dem Einländer setzt sie nicht minder Schwierigkeiten. Wenn man die Knaben mit großer Mühe dahin gebracht, in einem Buche zu lesen, so können sie deswegen noch nichts geschriebenes lesen. Sie müssen also mit eben so großer Mühe dahin gebracht werden, um die Schreibe-Buchstaben zu kennen, und sie nachzuahmen. Der Bürger und der Bauer ist in der That am äbelsten daran. Nicht genug, daß sie aus der Uebung kommen, und das Schreiben vergessen; ihrem Gedächtniß entfallen mit der Zeit die Züge der Schreiberey so sehr, daß sie ihre Zuflucht beständig zu andern nehmen müssen.

Man kehre aber die Sache um, oder man ahme andern Völkern nach, und drucke die Bücher mit eben den Lettern, als man sie schreibt, so wird man ganz andere Wirkungen entdecken. Wenn der Knabe ein Buch mit lateinischen Lettern lesen kann, so kann er im Augenblick auch Geschriebenes lesen. Die Ausübung im Schreiben kann ihm lange nicht so schwer fallen, als izt, da sich die Züge der Buchstaben, durch das Lesen in seinem Gedächtniß festgesetzt, und sein nothwendiger Mechanismus gleichsam geleitet wird. Hier ist es nicht möglich, daß der gemeine Mann Geschriebenes vergessen sollte, da er sich der Schreibe-Buchstaben immer durch das Lesen wieder erinnert. Ueberdem verstattet der lateinische Buchstabe nie die unaufhörlichen Veränderungen der bisherigen Buchstaben. Wir sehen es an der Schreiberey der Franzosen und anderer Nationen. Die lateinischen Buchstaben sind auch leichter zu schreiben, sie sind geschwinder zu schreiben, und nehmen nicht die Hälfte Platz der bisherigen Buchstaben ein. Diese Ursachen sollten in der That die Gelehrten bewegen, schlechterdings ihre Werke mit keinen andern als lateinischen Lettern drucken zu lassen, und wo sie Freyheit hätten, (denn man muß sich sehr oft nach den Thoren richten,) sollten sie ihre Briefe mit eben denselben Buchstaben schreiben. Ich, meines Theils, habe in Absicht des lezten, schon seit einem halben Jahr den Anfang gemacht, und meinen Correspondenten mit lateinischen Lettern geschrieben. In Absicht des ersten werde ich ebenfalls noch zum Zweck kommen. Uebrigens ist es nicht

nicht zu läugnen, daß nicht schon viele Gelehrte auf die Abschaffung der fatalen gothischen Lettern bedacht gewesen, und ihre Werke mit lateinischen haben drucken lassen. Seit einiger Zeit aber ist es damit wieder ins Stecken gerathen. Was sie davon abschreckt, läßt sich ganz und gar nicht begreifen. Das Vellen der Kunstreicher und aller derer, welche bloß des Alterthums wegen Sachen vertheidigen, denk ich, wird niemanden in Furcht setzen. Vernünftige Gründe habe ich noch nie gesehen, und wer die meinigen über den Haufen wirft, dem will ich öffentlich eine Ehrenerklärung geben. „Man hat über dies alles, noch eine neue Lieblings-Mode angenommen,“ sagt der Hr. D. Er alle s (*) in Breslau: „deutsche Prosa und Poesie mit lateinischen Lettern drucken zu lassen. Wäre es nicht thöricht, wenn man das Lateinische mit deutschen oder griechischen, das Griechische mit lateinischen, und das Französische mit deutschen Lettern drucken ließe? So ungereimt dieses, so ist es jenes gewiß auch.“ — Das ist denn so hingeschrieben, ohne das geringste Nachdenken. Denn wenn Hr. Er alle s zuvor die Vorurtheile abgefordert hätte, so würde er gewiß mit dem Hrn. Abt Jerusalem einerley Meinung gewesen seyn. Eine Sache, die Vortheil bringt, wie ich gezeigt habe, ist niemals ungereimt, und derjenige verdient gewiß einen sehr harten Vorwurf, der in einer schädlichen zu beharren sucht. Es kommt mir eben so vor, als wollte man tadeln, daß man in Westpreußen sich die Härte abschneidet, und einerley Kleidung mit den übrigen preussischen Unterthanen trägt. Eine geraume Zeit wird freylich noch hingehen, ehe man die lateinischen Lettern allgemein beliebt wird. Viele Köpfe viele Sinnen. Um aber desto früher zum Zweck zu kommen, so darf man es nur dahin bringen, daß eine Bibel und einige Schulbücher, und sodann die Gesetze und Verordnungen mit lateinischen Lettern gedruckt werden; alsdenn wird man eine allgemeine Nachahmung sehen.“

(*) Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur, S. 29

Apologie der deutschen Lettern, von M. mit Hrn. Hofr. Wieland Antwort (*).

„Man hat den unglücklichen Einfall gehabt, die deutschen Lettern verbannen zu wollen; ich möchte sie uns zu erhalten versuchen. Es sey Mönchs-Schrift, sagt man; alle Nationen haben sie verlassen, wir müßten sie auch abschaffen.

Ob sie Mönchs-Schrift ist oder nicht, das thut zur Sache nichts, wenn sie sonst etwas Gutes hat. Unsere gewöhnlichen Ziffern sind ja arabischen Ursprungs, und wir ziehen sie doch den römischen vor. Freylich haben die europäischen Nationen unsere Schrift verlassen, aber zu einer Zeit, da sie noch ganz anders ausah als jetzt. Sie hätten sie wohl nicht verlassen, wenn sie die Schrift in der Vollkommenheit gekannt hätten wie wir. Sie wechselten mit der Schrift zu einer Zeit, wo ihre Sprache noch nicht die völlige Ausbildung hatte, und wo es also noch Zeit war, daß sich die Sprache der Schrift und die Schrift der Sprache anschmiegen konnte. Dieses ist jetzt bey uns zu spät. Wir haben sogar Schriftzeichen, die sich in den beliebten lateinischen Lettern gar nicht, oder höchst unangenehm, geben lassen. Mit den Diphthongen hilft man sich noch zur Noth; aber, wie ein Freund von mir bemerkte, das *ß* läßt sich in der lateinischen Schrift, außer dem Cursiv, gar nicht geben, ohne einen neuen Charakter dazu zu erfinden, der dann wohl schwerlich mit den übrigen Charaktern harmoniren würde; denn das *sz* ist nicht nur gar nicht der Buchstabe, den wir haben wollen, drückt das gar nicht aus was unser *ß* bedeutet, sondern steht denn auch häßlich aus; das *sz* wird auch gewiß Niemand für unser *ß* gelten lassen wollen.

Aber, die Haupt-Ursache, weswegen ich für die Beybehaltung der deutschen Schrift bin, ist diese: sie ist den Augen angenehmer, als die lateinische. Man verstehe mich nicht unrecht; nicht dem Auge als Beurtheiler der Schönheit, sondern den Augen als Organ. Jedermann, der ein etwas schwaches Gesicht hat, (und derer sind ja unter den lesenden und schreibenden Menschen sehr viele,) fühlt

fühlt die Augen mehr angegriffen vom Lesen lateinischer Schrift, als vom Lesen der deutschen, von gleicher Größe, gleicher Schwärze, auf gleichem Papier. Mehrere haben dieses schon bemerkt, und ich bin gewiß, sehr viele werden es gegründet finden, wenn sie darauf achten.

Was sollte die Ursache seyn, warum die deutsche Schrift den Augen leidlicher wäre, als die lateinische? — Wenn man nur erst von der Thatfache überzeugt ist, so wird man das warum bald finden. Einige Fingerzeige glaube ich indessen schon dazu geben zu können.

Ich fand einst, vor langer Zeit, bey einem Freunde die schöne pariser Quart-Ausgabe der italienischen Dichter. Wer sie kennt, wird mit mir übereinkommen, daß sie wohl das schönste bisher bekannte Werk der Buchdrucker-Kunst sey; die typographische Pracht ist daran verschwendet. Das schöne Papier hat nirgends den kleinsten Fehler; die Zeilen sind weit von einander, und die Buchstaben sind von einer Reinheit, Schärfe und Form, daß sie weder die gewöhnliche Didot'sche, noch die, wie mir dünkt, schönere Baskerville'sche, erreicht. Ich las einige Seiten in diesem Buche, und schon in der kurzen Zeit spürte ich, ohne eben ein schwaches Gesicht zu haben, daß mir das Lesen eine unangenehme Empfindung in den Augen verursachte. Indem ich daher das Buch aus der Hand legte, sagte ich meinem Freunde: so schön es ist, so möchte ichs doch nicht durchlesen. Ich sagte ihm aber nichts neues, denn er antwortete mir: es fatiguit die Augen. Ich dachte damahls nicht weiter über die Ursache nach.

Seitdem hat man angefangen viele deutsche Bücher mit lateinischer Schrift zu drucken. Seitdem hörte ich engländische Gelehrte über unsere deutsche Schrift klagen, und mich versichern, deutsche Bücher und deutsche Gelehrsamkeit werde unter ihnen weit angenehmer werden, wenn man nur anfangen wolle die gothische Schrift abzuschaffen, und das Deutsche dadurch lesbarer zu machen. Seitdem ist man in Deutschland von dem Extrem des schlechtesten Papiers, der stumpfsten Lettern, zu dem des prächtigsten Papiers und der saubern Didot'schen lateinischen Schrift, selbst für wahre ephemerische Producte unserer Litteratur, übergegangen.

(*) Im Neuen Teutschen Merkur, 9 St. 1793, S. 99, 199.

Der Strohm riß mich mit fort, und zumahl bewog mich das, was man mir in England sagte, als ich vor einiger Zeit eine kleine Schrift heraus gegeben hatte, zu dem Entschlusse, sie zwar nicht auf geglätteten Papier und mit Didot'scher Schrift, aber doch mit guten lateinischen Lettern, auf gutes Papier drucken zu lassen. Ich erhielt die Probe vom Titel und vom ersten Bogen. Es ist wohl Eigenliebe, daß man bey eignen Arbeiten empfindlich ist auf das, wovon man glaubt es verunstalte sie; genug, die Proben mißfielen mehr. Der aus lauter Capital-Buchstaben bestehende Titel, die vielen Z. K. daz u. s. w. im Texte selbst, machten mir die sonst recht gute lateinische Schrift so unangenehm, daß ich augenblicklich meinen Verleger bat, deutsche Schriften zu nehmen. Dieser Umstand veranlaßte mich indessen, über die Vorzüge der einen und der andern Schrift für uns Deutsche einige Betrachtungen anzustellen.

Wir haben eine unsrer Sprache durch langen Gebrauch angepasste Schrift; man will sie umtauschen; was werden wir gewinnen? Für Ausländer thun wir damit sehr wenig; denn wer eine fremde Sprache lernen will, der thut auch wohl so viel mehr, und lernt das Alphabet.

Für uns selbst entstehen daraus mancherley Beschwerden. Würde es mit Ende dieses Jahrhunderts allgemein, daß wir lateinische Schrift brauchten, so werden alle deutschgedruckte Schriften dieses Seculums in 50 Jahren ziemlich unbrauchbar seyn; und unsre Landleute müssen entweder zweyerley Schrift lesen lernen, oder man muß ihnen alle Bibeln, Gesang- und Erbauungs-Bücher, u. s. w. nach gerade auch lateinisch drucken, und beydes wird ihnen schwerlich gefallen.

Aber die Haupt-Ursache bleibt immer dieses: das Lesen der lateinischen Schrift greift die Augen mehr an, als das Lesen der deutschen, wenn sich alles gleich ist. Das was bey jener Ausgabe der italiänischen Dichter im höchsten Grade war, und deswegen so schnell wirkt, mag denn in aller lateinischen Schrift in einigem Maße seyn. Die allzu große Schärfe und Reinheit, die seltenen Buchstaben auf dem glänzend weißen Papier, kann wohl die Wirkung verstärkt haben. Aber die Haupt-Sache scheint mir in der allzugroßen Einförmigkeit der lateinischen Charaktere und in ihrer Zirkelförmigkeit zu liegen. Fast alles

ist in der lateinischen Schrift entweder geradelinig, oder neigt sich der Zirkel-Form, bey den Capital-Buchstaben noch mehr wie bey den kleinen. Das o, das e, und das große Q. C. sind ganz zirkelförmig; am g, d, b. p. klein q, nähert sich, was nicht gerade ist, wieder dem Zirkel; selbst das kleine s hat in seinen beyden Biegungen etwas Zirkelförmiges; die l, w, v, k, t, x, y, z, bestehen ganz aus geraden Linien, und bey dem m, n, r, f, h, werden die geraden Linien nur durch Biegungen unterbrochen, die meist Segmente eines Zirkels sind. Bloß allein der untere Theil des a weicht von der zirkelförmigen Biegung ab. Sehr wenig eckiges ist in der lateinischen Schrift. Mir scheint daher die wahre Ursache, warum die lateinische Schrift die Augen mehr angreift als die deutsche, ihre zu große Einförmigkeit, und zumahl ihre Neigung zum Zirkelrunden, welches bey dem langen Anschauen eben so wohl unangenehm für die Augen wird, als das Schwahe gestreifte. Bey kleiner Schrift fällt dieses Runde besonders auf, und daher der Ausdruck der Perl-Schrift.

Eben weil die deutsche Schrift gar nichts Zirkelrundes hat, welches auch ausser ihrem Charakter wäre, sondern überall länglichrund und mehr Ecken hat: so ist, sonderlich wegen des Gebrauchs der vielen Capital-Buchstaben, und weil die geraden Linien oben und unten Verdickungen haben, mehr Mannigfaltigkeit darin, und darum erträgt ihren Anblick das Auge länger. Denn, daß schwache Augen länger den Anblick des Deutschen, als des Lateinischen, aushalten, nehme ich hier als eine Erfahrungssache an, die man bald erwiesen finden wird; und es folgt daraus, daß auch gesunde Augen auf die Dauer mehr vom Lesen lateinischer Schrift, als deutscher, leiden werden.

Dann wären ja aber die Engländer zu bedauern, sagte man mir, sonderlich bey ihren vielen Zeitungen. Ich kann hierauf weiter nichts antworten, als, daß man zuverlässig in England mehr Brillen gebrauchen sieht, als bey uns. Und wahrlich, wenn man einige Stunden in englischen Zeitungen gelesen hat, so fühlt man doch auch wohl eine Zufriedenheit, die Augen ruhen zu lassen, selbst bey sehr guten Augen. Was sie aber noch erträglich macht, ist, daß die Lettern nicht sehr scharf, sondern etwas stumpf sind. Allemahl, je schärfer die lateinischen

Charaktere sind, desto beschwerlicher sind sie für die Augen; dahingegen die Schärfe der deutschen Schrift den Augen nicht nachtheilig ist, wegen ihrer geringern Einförmigkeit.

Nir scheint immer, daß deutsche Schrift ein frischeres Ansehen habe, als die lateinische von gleicher Größe, und als ob man das Deutsche noch in einer Entfernung erkenne, wo das Lateinische schon undeutlich wird. Ein schön gedrucktes deutsches Buch, wie etwa Zimmermanns Einsamkeit, die große Ausgabe, fällt auch gewiß gut ins Auge, und die deutschen Schriften sind wohl noch Verschönerungen fähig, ohne ihr Eigenthümliches zu verlieren.

M.

Antwort des Hrn. Hofr. Wieland.

„Bekanntermaßen hat schon der große Leibniz den Gedanken gehabt, daß es wohl gethan seyn dürfte, die aus allmählicher Verschönerung der alten lateinischen Mönchs-Schrift entstandenen sogenannten deutschen Lettern, mit den lateinischen zu vertauschen, deren sich Spanier, Italiäner, Franzosen, Engländer, und andere europäische Völker, schon längst als Schrift- und Druck-Zeichen ihrer Sprachen bedienen. Kleist, Bodmer und Gleim, waren schon vor mehr als 40 Jahren die ersten (*), so viel ich weiß, die den Versuch machten, was das

(*) Im 4 Th. von Hrn. Hofr. Meusel historisch-literar. Magazin (Bayr. und Lpz. 1786, gr. 8.) S. 156, fgg. wird in dem Aufsatz: Ueber den lateinischen Letterndruck deutscher Schriften, gegen eine Behauptung im teutschen Museum dargethan, daß man nicht, wie da angegeben ist, erst zwischen den Jahren 1740 und 1759, sondern schon 40 Jahre früher den Anfang gemacht habe, zuweilen teutsche Schriften mit lateinischen Lettern zu drucken. In eben Dess. historisch-literarisch-bibliographischen Magazin, 3 St. (Zürich, 1791, gr. 8.) S. 291, f. führt Hr. Reinhard ein Beispiel, welches beynähe 100 Jahr älter ist, mit den Worten des Hrn. Prof. Will aus seiner Reise durch Sachsen, an: „Unter vielen andern Büchern, die ich „(auf der Jenaischen Bibliothek) sah, fiel mir ein lateinisches: teutscher Tacitus, von der Uebersetzung Jacob Meyllus, von 1612 in 8. auf, wo schon die teutsche Uebersetzung

das Ansehen eines der größten Männer unserer Nation, nebst der in die Augen fallenden vorzüglichern Schönheit der runden Lettern, über eine althergebrachte Gewohnheit vielleicht erhalten möchte; und binnen dieser Zeit, in welcher unsre Sprache und Litteratur überhaupt rasche und große Fortschritte zur Vollkommenheit gemacht hat, ist es auch durch allerley Abwechselungen endlich mit dem Gebrauch der lateinischen Lettern dahin gebrichen, daß diese letztern zwar die sogenannten deutschen nicht gänzlich verdrängen, aber doch so viel über sie gewonnen haben, daß sie dermalen, fast ausschließlich, zum Druck solcher Schriften und Werke, die man eines schönen Drucks vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigstens durch eine zierliche Aussenfete eine gefälligere Ausnahme zu verschaffen hofft, um so mehr gebraucht werden, da durch Baskervill's, Didot's und anderer Bemühungen, die verschiedenen Arten der lateinischen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben.

Der Apologist der deutschen Lettern (dessen Namen ich, seinem Willen gemäß, und um so lieber verschweige, da sein Ansehen nicht wenig zum Gewicht seiner Gründe hinzuthun könnte,) ist zu wahrheitsliebend, um den lateinischen Lettern den Vorzug der Schönheit freitig zu machen, den sie vor den deutschen, oder vielmehr vor der gothischen Mönchs-Schrift, wie sehr man auch an ihrer Verschönerung gearbeitet hat, so augenscheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu seyn, daß durch die Verbannung der deutschen Lettern wenigstens aus denjenigen Werken unsrer Litteratur, mit welchen die Ausländer, es sey nun des Inhalts oder der Sprache wegen, vorzüglich Bekanntschaft zu machen wünschen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den größten Theil dieser letztern entweder abschreckt, oder ihnen wenigstens unangenehm und anstößig ist, aus dem Wege geräumt würde.

I 5

Der

„setzung mit lateinischen Buchstaben gedruckt war, die wir „Zeitlebende nach (damahls) 172 Jahren einzuführen, gleichwohl noch so viele Bedenkllichkeiten haben.

Bemerkung zum 3ten Stück des Magazins, S. 291, den lateinischen Letterndruck deutscher Schriften betreffend, st. im 7 und 8 St. des hist. liter. biogr. Magaz. (Chemn. 1794, gr. 8.) S. 277, fgg.

Der Apologist gesteht also den Liebhabern des lateinischen Drucks deutscher Schriften die zwey wesentlichsten Beweggründe ein, welche sie zum Behuf derselben geltend machen, und welche in der That völlig hinreichend sind, ihren Vorzug vor den gothischen zu behaupten, in so fern nicht etwa ein neues, bisher noch von niemand bemerktes Argument den Sieg auf die Seite der letztern lenken sollte.

Ein solches Argument glaubt nun unser edler Antagonist in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf seine eigene Erfahrung ihn gebracht hat, nämlich: daß lateinische Druckschriften die Augen in die Länge weit mehr angreifen und ermüden, als deutsche. Auch hier wird er uns gern gestehen, daß sonderlich bey den englischen und französischen großen Tagblättern, wo diese Augen-Beschwerde sehr auffallend ist, die Haupt-Ursache an dem grauen Papier, den allzukleinen Lettern, der schlechten Farbe, oder dem allzu eilfertigen Druck, liegen könne; aber dagegen ist nicht mehr als billig, daß wir eben so ehrlich gegen ihn verfahren, und ihm einräumen, daß auch, wenn alles übrige gleich ist, ein mit *Bascker* villischen oder *Didot* schen Lettern aufs prächtigste gedrucktes italiänisches Buch die Augen mehr angreift, als ein mit schönen deutschen Schriften gedrucktes. Die Erfahrung scheint ihre Richtigkeit zu haben; nur die Ursache, aus welcher er sich diese Erfahrung erklärt, ist, deucht mich, nicht so einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf sie beruhet, nicht vielmehr in einem ganz andern Umstand liegen könnte, als in der wenigern Einförmigkeit der deutschen, mit so vielen kleinen Ecken und Spizen versehenen Buchstaben. Denn es dürfte, im Gegentheil, noch die Frage seyn, ob nicht eben diese vielen Spizen einem schwachen Auge weher thun, als die abgerundeten Formen, oder die geradern und gleichern Striche der lateinischen.

Mit Einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf sich Hr. M. beruft, dürfte wohl in derjenigen allzu großen, und allerdings, in die Länge, auch die besten Augen ermüdenden Einförmigkeit des französischen und italiänischen Drucks zu suchen seyn, welche aus der Gewohnheit entsteht, beynahe alle Substantiva mit kleinen Anfangsbuchstaben zu drucken; als woher es öfters kommt,

kommt, daß auf einer ganzen Octav- oder Quart-Seite unter 14 bis 1500 Lettern kaum 8 bis 12 Capital- oder Unzial-Buchstaben zu finden sind; wie ich z. B. in den *Oeuvres de Voltaire* häufig bemerkt habe (*). Neuere eigene Erfahrungen, die ich hierüber angestellt, und besonders die Bemerkung: daß auch ein mit deutschen Schrift-Formen gedrucktes Buch, wenn die Substantiva darin, nach der französischen Mode, mit kleinen Anfangs-Buchstaben gedruckt werden, die Augen mehr ermüdet, als wenn es bey der löblichen Gewohnheit unsrer Alten (die auch hierin von einem richtigen Sinne geleitet wurden,) belassen wird, haben mich in dieser Meinung gänzlich bestätigt. Ich glaube also, in sofern 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten deutschen Werken die großen Anfangs-Buchstaben, die zur Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Formen so viel beytragen, nicht nur beybehalten, sondern eher auf eine schickliche Art vervielfältigt als vermindert werden; 2) das geglättete Papier nicht einen die Augen blendenden Glanz hat; 3) die Farbe so fein und schwarz ist, als möglich; 4) die Buchstaben rein und scharf ausgedruckt (**), und 5) nicht an sich selbst zu dünn sind, sondern die gehörige Dicke haben: so werde der okulistische Vorwurf, den Hr. M. den lateinischen Lettern macht, ziemlich gehoben seyn, und gegen die übrigen eingestandenen Vorzüge und Vortheile der letztern, in keine Betrachtung kommen.

Uebrigens ist ja keine Noth vorhanden, daß man vor der Hand alles, oder auch nur das Meiste, was unsere Pressen in ganz Deutschland beschäftigt, mit lateinischen Lettern drucke. Die Vertauschung derselben kann entweder nach und nach, auf eine Art, die den Buchdruckern am wenigsten lästig ist, bewerkstelliget werden; oder die lateinischen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch

(*) In Marchetti's zu London bey Mackintosh gedruckten Uebersetzung des *Lukrez*, ist oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hinter einander, kein anderer Unzial-Buchstaben zu sehen, als die womit jeder Vers anfängt; und es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich dies das Lesen dieses übrigens prächtig gedruckten Buches macht.

(**) Denn daß stumpfe Lettern den Augen wohlthätig seyn, kann Hr. M. doch kaum im Ernst gemeint haben.

durch sich Werke des Genies und Geschmacks, Bücher von vorzüglichem wissenschaftlichem Werth, welche hauptsächlich für die Bibliotheken der Liebhaber und für die öffentlichen Bücher-Säle bestimmt sind, von dem übrigen großen Haufen der Druck-Sachen unterscheiden.

Was Hr. N. von noch möglichen Verschönerungen der deutschen Lettern erwähnt, erinnert mich an die neuesten, mühsamen und kostspieligen Bemühungen des Hrn. Unger in Berlin (*), wofür dem patriotischen und un-

per-

(*) Probe einer neuen Art deutscher Lettern; erfunden und in Stahl geschnitten von J. K. Unger. Berlin, 1793, 8. u. e. Bert. Bog. Die großen Verdienste, welche sich Hr. Unger (dessen ich, im LX Th. S. 152, bey Gelegenheit der von ihm geschnittenen Land-Karte, Erwähnung gethan habe,) um die Kunst und um die Typographie bereits erworben hat, werden durch diese Probe beträchtlich vermehrt.

Schon mehrere Jahre beschäftigte sich Hr. Unger mit der Idee, wie unsere gewöhnlichen deutschen Lettern zu vereinfachen, das viele Eckige von den gemeinen, und das Kränke, Gothisch, schindelartige von den großen Buchstaben wegzuschaffen wäre, ohne jedoch der Schrift durch die damit vorzunehmende Veränderung ein fremdartiges Ansehen zu geben. Er versuchte Zeichnungen, und schickte sie Hrn. Didot, um sie in Stahl zu schneiden, aber sie schienen kein angenehmes Ganzes auszumachen. Didot strengte seine Kunst noch einmahl an; aber der Versuch mißlang wieder. Endlich meldete Didot, daß er auf der königl. Bibliothek zu Paris ein sehr schönes Manuscript gesehen habe, und geneigt sey, nach diesem und mit Zustimmung der ihm gesandten Zeichnungen noch eine deutsche Schrift zu versuchen. Er that es, und darauf erfolgten die Lettern, die auf der letzten Seite dieser Blätter abgedruckt sind; aber Männer von entschiedenem Kunst-Geschmacke urtheilten darüber auch nicht günstig. Nun entschloß sich Hr. Unger selbst einigen Unterricht im Stahl-Schneiden zu nehmen, wobey ihm sein Holzschnitten so gut zu Statten kam, daß er jene Kunst im Allgemeinen sehr bald faßte. Durch anhaltende Übung und mit Anstrengung aller Geduld gelang es ihm endlich, die Schrift, welche er in erwähnter Probe dem sachverständigen Publicum vorlegt, in Stande zu bringen. Er mußte dabey mit großen Schwierigkeiten kämpfen; denn bey aller Abweichung von den alten Lettern, die er zu machen hatte, mußte er doch alle fremdartigen Züge vermeiden. Um sich zu überzeugen, daß er dies wirklich gethan habe, setzte er die Wörter von seinen Lettern zusammen, und legte sie Hindern vor, die im Lesen noch nicht sehr geübt waren. Lesen

verdrossenen Eifer dieses verdienten Mannes alle Ehre gebührt; wiewohl ich gänzlich gegen mein Gefühl sprechen müßte, wenn ich nicht gestände, daß mich eben diese Versuche in der Meinung bestätigten haben, daß Hr. Breitkopf dem deutschen Buchstaben bereits alle die Schönheit, dessen er, seiner gothischen Natur und Art nach, fähig ist, gegeben habe, und daß jeder neue Versuch, denselben durch Abstumpfung seiner Ecken den edeln und zierlichen Formen des lateinischen näher zu bringen, und ihm gleichwohl noch so viel davon zu lassen, daß er wesentlich von dem lateinischen verschieden bleibe, nothwendig verunglücken müsse. Meine einzelne Stimme in dieser Sache kann der Majorität, wenn sie für die neu erfundenen Let-

tern sie bey dem ersten Anblick ohne Anstoß, so hielt er seine Buchstaben für annehmlich, so wie er sie im entgegen gesetzten Falle verwarf. Sein Endzweck bey der Fertigung dieser Lettern war: erstlich, die vielen Ecken davon wegzuschaffen, damit sie eine gefälligere Form bekämen; die Lettern dem schwachen Auge unentstellter, heller und deutlicher darzustellen, und dadurch den nicht ungegründeten Klagen über das Unangenehme der jetzigen deutschen Schriftzüge abzuhelfen; zweitens, den Buchstaben so zu formen, daß er sich deutlich von dem andern auszeichnete, und daß die jetzt so häufigen Verwechselungen in den Büchern vermieden würden. Man muß gesehen, daß diese Schriftform, ohne von der gewöhnlichen sehr abzuweichen, viel Helles, Zartes und Deutliches hat, wenn gleich das an die alte Form gewöhnte Auge, dem daher das Eckige und Stumpfe nicht so auffällt, sie anfangs etwas mager finden sollte. Daß besonders die Formen der Versal-Buchstaben sehr schön gebildet sind, fällt soaleich bey dem ersten Anblicke in das Auge. Bey dem ersten Anblick glaubt man eine von einem sehr geschickten Schönschreiber nachgebildete seine Druckschrift zu sehen.

Nachdem Hr. Unger die Urtheile über diesen seinen ersten Versuch abgewartet hatte, verfertigte er nach einer andern Idee, zwey Schriften, eine kleinere und eine etwas größere, und druckte damit, im J. 1794, ein Buch, u. d. T. Die neue Cecilia. Letzte Blätter, von Karl Phil. Moris. Zweite Probe neu veränderter deutscher Druckschrift. Berl. 1794, gr. 8. 76 S. Er legte dabey die gewöhnliche deutsche Schrift zum Grunde, that alle entbehrlichen Züge davon, gab sämtlichen Buchstaben mehr Behältniß und Licht, und so entstanden diese Lettern, welche dem Auge weniger fremd sind, als seine ersten Versuche.

B.

Lettern entscheiden sollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenschein mich eines andern belehren sollte, der Wahrheit mit Vergnügen huldigen; aber, so viel ich nach den Proben, die mir dermahlen vor Augen liegen, urtheilen kann, müßte ein Buch von einiger Größe mit diesen neuen deutschen Lettern gedruckt, theils wegen der Unbestimmtheit mancher Buchstaben und der häufigen stumpfen Ecken, theils wegen der zu großen Feinheit der kleinen Züge, die gegen jene desto auffallender abstechen, schwachen Augen ungleich beschwerlicher seyn, als irgend ein italiänisches oder französisches; eine Sache, worüber ich mir getraue, unsern unbefangenen Apologisten der deutschen Lettern selbst entscheiden zu lassen."

B.

Im Journal des Luxus und der Moden, Dec. 1793, S. 622, fgg. eröffnete Hr. Leg. R. Vertuch, in Weimar, seine Gedanken über diese Materie, in folgendem Aufsatz.

"Mein Votum über lateinische und deutsche Lettern, als Typographische Mode betrachtet. Ich habe in der kleinen Abhandlung, über den typographischen Luxus, im Nov. dieses Journals versprochen, in gegenwärtigem Hefte mein ausführliches Votum über den Vorzug der lateinischen Lettern vor unsern sogenannten deutschen, zu liefern, und erfülle hiermit um desto lieber mein Versprechen, da mir Herr Unger in Berlin selbst seinen Versuch einer Verschönerung der deutschen Lettern (*) zuschickte, und mir dadurch die Ehre erwies, mich zu einer Erklärung meiner Meinung hierüber aufzufordern.

Es ist nach und nach Mode geworden, deutsche Werke, denen man eine Art von Eleganz geben wollte, mit lateinischen Lettern zu drucken; der Geschmack daran hat sich seit 30 Jahren in Deutschland sehr verbreitet, und es ist wirklich Hoffnung da, daß Deutschland endlich auch so glücklich

(*) Probe einer neuen Art deutscher Lettern; erfunden und in Stahl geschnitten von J. F. Unger. Berlin, 1793. B.

Siehe oben, S. 300, Anm.

R.

glücklich seyn werde, wie alle andere Europäische Nationen seine häßliche Mönchsschrift los zu werden, sie mit den allgemein eingeführten lateinischen Typen zu vertauschen, und dadurch mit den andern abendländischen Nationen von Europa in Einklang zu treten. Sey dies auch vielleicht erst in 30 bis 40 Jahren: dies thut nichts; wenn es nur dennoch dazu kommt. Ich werde hernach zeigen, wie langsam dieser Wechsel im 16ten Jahrhunderte in Frankreich und Spanien gieng; und dennoch drang der bessere Geschmack durch.

Es ist sonderbar, daß eben diese glückliche Krise, die wir in unsrer Typographie und dem deutschen Bücherwesen zu erwarten haben, noch bis jetzt die Meinungen unsrer Gelehrten theilt, sie Parthey für und gegen dieselbe nehmen macht, und anjezt zu mancherley Schritten, Versuchen und Aeufferungen Anlaß giebt, die wirklich zum Theil mißverstanden, zum Theil vorurtheilsvoll und übereilt sind, und das Publikum irre führen können. Ich bin gewiß, daß sich alle Einwürfe und Bedenklichkeiten, die man der Einführung der lateinischen Lettern in deutschen Druckereyen entgegenstellt, leicht heben, und die dissentirenden Meinungen der Partheyen, vereinigen lassen, sobald man die Sache nur gründlicher untersuchen, sich klarer darstellen, und zur Detail die nöthigen Unterschiede machen will, die sie nothwendig verlangt. Ich habe es hier eigentlich mit drey Gegnern der lateinischen Lettern zu thun: 1) mit Hrn. Unger in Berlin, der durch seinen obgedachten Versuch das Publikum von seiner Vorliebe zu den lateinischen Lettern zurückbringen will; 2) mit Hrn. H. v. Archenholz, der im Jul. d. J. seiner Minerva, in dem kleinen Aufsatz, zur Geschichte des deutschen Bücherwesens, die deutschen Lettern in Schutz nimmt; und 3) mit Hrn. M., der im Sept. des 17. Deutschen Merkur eine Apologie der deutschen Lettern geliefert, und, ich muß bekennen, die meisten und scheinbarsten Gründe für seine Sache aufgestellt hat; zum Theil aber auch schon dort recht gut von Hrn. Hofr. Wieland widerlegt worden ist.

Ehe ich mich auf die Streitfrage selbst einlassen kann, muß ich erst bestimmen, was eigentlich unsre deutschen Lettern sind? woher wir sie haben? und wie nahe oder fern sie mit den lateinischen verwandt sind? Diese klei-

ne Entwicklung wird mir schon ziemlich reine Bahn machen, und die Richtigkeit so manches Einwurfs zeigen.

Es ist ein großes Vorurtheil, wenn wir mit Hrn. Unger glauben (S. 13 seiner Probe), die sogenannten teutschen Lettern gehörten Deutschland ausschließlich zu, und wir würden auf Originalität Verzicht thun, wenn wir sie aufgäben, und auf die sogenannten lateinischen übergiengen. Beide sind einerley Ursprungs, und höchstwahrscheinlich aus dem uralten Gothischen Alphabet des Bischof Ulphilas in Mörsien entstanden, mit welchem dieser seine Uebersetzung der IV. Evangelisten schrieb, und sie nach Rom brachte (*). Dies neue Alphabet war offenbar, und wie man gleich auf den ersten Blick bey einer Vergleichung sieht, nichts anders als verbesserte scandinavische Runen. In den Homilien des heil. Gregorii erscheint zuerst das sogenannte Gregorianische Alphabet, das unsrer alten Mönchsschrift, und unsrer eckigten teutschen Druck-Lettern am ähnlichsten, und offenbar auch gothisch-runischer Herkunft ist (**). Wer mit der Diplomatie ein wenig bekannt ist, weiß, daß diese Alphabete nun bey dem Schreiben, nach Landes-Art und Geschmack, und Gebrauch der Abschreiber in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, England, u. s. w. fast in jedem Jahrhunderte andere Formen annahmen. So hat z. E. ein Alphabet aus dem VI. Jahrhunderte beynähe die Züge der jezigen teutschen Current-Handschrift; das sogenannte Merovingische Alphabet fast ganz lateinische kleine Buchstaben; das älteste Sächsische Alphabet, das wir kennen, so wie das Longobardische aus dem VIII. Jahrhunderte, halb teutsche, halb lateinische Lettern. Kommt man in die Handschriften der Diplomen des Mittelalters, so findet man beyderley Alphabete in einerley Sprache beständig vermischet, und ohne Unterschied gebraucht. Im XIV. und zu Anfange des XV. Jahrh. wurde in den Klöstern meistens mit Rohrfedern geschrieben, und da diese keine stüchtige rundgeformte Züge, sondern nur geradlinigte und eckigte Striche erlaubten, so fand die Buchdruck-

(*) M. G. Heupel Diff. de Ulphila, seu versione IV. Evangelistarum Gothica. Wittemb. 1693.

(**) Conf. Schannad Vindem. litter. p. 228.

herkunft bey ihrer Entstehung im J. 1440 keine andere als die sogenannte Mönchsschrift allgemein verbreitet; und nahm ihre eckigten und geradlinigten Formen um desto lieber an, da ihre ersten Versuche in Holz geschnittene Tafeln, oder auch hölzerne Buchstaben waren, und das Messer des Holzschnegers weit besser nach geraden als nach krummen und runden Linien arbeiten konnte (*).

So kam es nun, daß mit Verbreitung der Buchdruckerey in Europa die Lettern endlich eine feste, bestimmte und unveränderliche Form bekamen; die darin aufgenommene Mönchsschrift mit der Druckerpresse von Nation zu Nation wanderte, und Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, England, Holland, u. s. w. ohne Unterschied sowohl Werke in der Landessprache als auch lateinische daraus druckte, obgleich die runden Typen auch neben der eckigten Mönchsschrift, schon im XV. Jahrh. hie und da, obgleich roh genug, in den Druckereyen existirten, und vermuthlich nach der Handschrift der Diplomen kopirt worden waren, um diesen nachzuahmen. Dies dauerte länger als ein Jahrhundert so fort, wie ich gleich zeigen will. Claude Garamond, einer der größten und berühmtesten Schriftschneider und Gießer die es je gab, der zu Anfange des XVI. Jahrh. in Paris lebte, war der erste, der im J. 1510 die häßliche Mönchsschrift in den Druckereyen ganz zu verdrängen suchte, und auf Befehl des Königs Franz I. so schöne lateinische Schriften für die königl. Druckerey schnitte, daß sie noch bis jetzt bewundert werden, und einem Fournier und Didot zu Muster der ihrigen dienten. Dies machte eine merkwürdige Epoque für die sogenannten lateinischen Lettern, so wie wir

(*) Nach Hrn. Unger Urtheil, in der seiner zweyten Probe (s. oben, S. 301, Anm.) vorangeschickten Nachricht, S. 7, irrt Hr. Bertrich, wenn er glaubt, daß man, bey Erfindung der Buchdruckerkunst, lieber die eckigte und geradlinigte Form der Buchstaben wählte, weil sie für das Messer des Holzschnegers leichter zu verfertigen sey; „daran“, sagt Hr. Unger: „war wohl bloß der damalige Geschmack Schuld; für den Formschneider sind vielmehr runde Buchstaben weit leichter und besser zu schneiden, als eckichte, worüber ich aus eigener Erfahrung urtheilen kann.“ B.

wir sie jetzt kennen, und die wir besser Garamond'sche Lettern nennen sollten (*).

So bald sich auch diese so glückliche Verbesserung der Druckereyen durch Frankreich, Spanien, Italien, England und Teutschland verbreitete, so gieng die gänzliche Absehung und Verwechslung der Mönchsschrift mit dieser schöneren, selbst in Frankreich, Spanien und England, bey weitem nicht so schnell, als man vielleicht glauben sollte; und ich habe Beweise davon in den Händen, daß man noch beynähe 50 Jahre lang, nachdem Garamond schon die verschönerten Lettern geliefert hatte, in Frankreich und Spanien, sonderlich Volksbücher, mit Mönchsschrift, die unsern ältern teutschen Lettern vollkommen gleich ist, druckte, vermuthlich weil man diese Schrift noch in Menge in den Druckereyen hatte, und die Augen des Volks erst nach und nach an die neuen schönern Formen gewöhnen wollte.

In Teutschland waren zwar schon die runden Typen auch bekannt, und die neue französische oder verschönerte Garamond'sche Schrift wurde eben so schnell, als in andern Ländern, von unsern fleißigen Künstlern in die teutschen Druckereyen aufgenommen, wie die noch bey uns gangbaren französischen Namen verschiedener lateinischen Typen beweisen; man druckte aber — wohl zu merken — nur lateinische Werke damit, und behielt für teutsche Bücher entweder aus Oekonomie, oder, eben so wie in andern Ländern, um das ungelehrte gemeine Volk nicht vom Lesen abzuschrecken, die eckigte Mönchsschrift bey. Man nahm ihr die in den Handschriften und ersten gedruckten Büchern eingeführten hässlichen Abbreviaturen, und unsre geschickten teutschen Schriftschneider führten eine

(*) In Paris war zwar, wie Hr. Unger, a. ang. D., S. 6, anführt, Garamond der erste Künstler, welcher lateinische Lettern schnitt, vor ihm aber hatten schon, im J. 1469, in Rom, Conrad Schweinheim und Pannartz, den Virgil, 1471 Georg Leyer den Eutropius, und andere Buchdrucker mehr, mit ziemlich guten runden Buchstaben gedruckt; und Garamond fand nicht viel an der Buchstaben-Form zu ändern, nur daß er in seiner Gießerey genauere Instrumente hatte, wodurch die Buchstaben mehr in eine Linie kamen, und sich dem Auge gefälliger darstellten.

eine etwas leidlichere und festbestimmte Form der Buchstaben im XVI Jahrhundert ein. Da man nun in Teutschland fortfuhr mit den runden Typen, welche Garamond in Frankreich und Aldus Manutius in Venedig — der die sogenannte Cursiv-Schrift hinzu that, verschönert hatten, bloß lateinische Werke, mit der verbesserten eckigten Mönchsschrift aber nur teutsche Schriften zu drucken, so bekamen jene daher im gemeinen Leben den Nahmen lateinische und diese teutsche Lettern.

Alle abendländische Nationen Europas hatten sich nun zu Anfange des XVII Jahrhunderts ganz unmerklich von ihrer alten Mönchsschrift — die man zum Glück bey ihnen gar nicht zu verbessern gesucht hatte — losgemacht; nur in Teutschland blieb unglücklicherweise in den Druckereyen eben deswegen, weil man die Formen der alten Mönchsschrift etwas leidlicher gemacht hatte, bey dieser Gewohnheit. Der typographische gute Geschmack verlor sich fast in ganz Europa, und die Druckereyen lieferten zu Ende des XVII, und in der ersten Hälfte des XVIII Jahrhunderts, sonderlich in Teutschland wahre Eudeleyen. In der Mitte dieses Jahrhunderts stieg aus den Trümmern der schönen Aldinischen, Garamond'schen, Stephanischen, Plantinischen, Frobenischen, Sporinischen, Nassenghischen, Elzevirischen, und Sheldonschen Ausgaben gleichsam ein neuer Geist in den europäischen Druckereyen auf, und Baskerville in England,ournier und Didot in Frankreich, Jbarra in Spanien, und Bodoni in Italien, fiengen fast zu gleicher Zeit an, in allen diesen Ländern den gesunkenen typographischen Geschmack zu verbessern; indessen auch Haas in Basel und Breitkopf in Leipzig nochmals versuchten, unsern teutschen Lettern ihre Schnörkel wegzuschneiden, und ihnen die möglichste Simplicität zu geben, deren sie, ihrem Wesen nach, fähig wären.

Diese kleine Entwicklung, welche ich nothwendig machen mußte, um den Punct unsrer Streitfrage richtig zu bestimmen, zeigt also deutlich: 1) daß unsre dermaligen teutschen Lettern mit den sogenannten lateinischen einerley und gemeinschaftlichen gothischen Ursprungs sind, beyde von andern europäischen Nationen lange Zeit ohne Unterschied gebraucht wurden, und wir gar keinen Anspruch auf Originalität und Alleinbesitz der ersteren machen können;

nen; 2) daß andere Nationen die Mönchsschrift wegen ihrer Hässlichkeit nach und nach abschafften, und auf die schöneren runden Typen übergiengen. Nun ein Wort mit den drey Herren Gegnern der lateinischen Lettern.

Es ist wirklich sonderbar, daß Hr. Unger in Berlin, dieser verdienstvolle Künstler, der bisher einer der eifrigsten und wärmsten Beförderer der Einführung der schönen Didot'schen Lettern in Deutschland war, und dessen Druckerey vortreffliche Proben davon lieferte, auf einmahl jene gute Bahn verläßt, und mit einem Versuche, die teutschen Lettern zu verbessern, auftritt, der ihm, nach dem einstimmigen Urtheile mehrerer Kenner, die ich darüber sprach, weil ich dem Gefühle meiner Augen nicht allein trauen wollte, nicht geglückt ist. „Ich habe bey diesen Lettern gesucht — sagt er, S. 15 — das Helle und Zartheit der lateinischen Schrift hineinzubringen, ohne nur einen Zug davon zu entlehnen.“ Eben dadurch ist sein Versuch verunglückt, denn seine neuen Lettern sind zu zart und zu mager, und thun dem Auge wirklich nicht so wohl, als die auf S. 11 als Contrast abgedruckte fettere alte Corpus-Schrift. Unser Auge ist von Jugend auf nur an zwey Hauptformen von Schriften, nemlich an die Teutsche oder Lateinische, bey'm Lesen gewöhnt, und jede neue ungewohnte, mit deren Form man sich beschäftigen muß, wenn man bloß über den Inhalt dessen, was man liest, denken will, ist uns so unangenehm, als Spielkarten von neuer Form, weil es den Mechanismus unsrer Seelen-Operation stöhet. Meiner Meinung nach haben Haas und Breitkopf aus unsern gothischen Lettern schon gemacht was nur möglich war; und man sollte sie nicht mehr zu verbessern, sondern nach dem Beyspiele anderer Nationen nach und nach abzuschaffen suchen. Ein glücklicher Anfang ist bereits seit 30 Jahren her schon damit gemacht worden: das Publikum, ja sogar Kinder, lesen teutsche Schriften mit lateinischen Lettern gedruckt, ohne Anstoß und Beschwerde; und in 30 bis 40 Jahren ist vielleicht ohne große Mühe, der große Uebergang von selbst gemacht. Herr Unger suche also das Publikum von seiner Vorliebe zu den lateinischen Lettern (die er doch also eingesehen muß?) nur nicht zurückzubringen, sondern befördere immer, so warm er anfangs that, durch schönen Druck mit lateinischen Lettern, die glückliche Krise der

völligen Verbannung unsrer Runen, die Deutschland zu hoffen hat. Es ist allerdings ein weit wichtigerer Punkt als Hr. Unger glaubt, wenn wir dem Ausländer, der Deutsch lernen will, unsre Schriftsteller mit Lettern gedruckt, die seinem Auge schon mechanisch sind, in die Hände geben können; und ich bin gewiß, daß dadurch unsre Literatur im Auslande weit schnellere Fortschritte machen wird.

Herr v. Archenholz schrieb den obgedachten Aufsatz im Julius Hefte seiner heurigen Minerva, hauptsächlich Hr. Unger's Versuch bekannt zu machen, und seine neue teutsche Schrift zu empfehlen. Er ist aber zu flüchtig hingeschrieben, und Hr. v. Archenholz hat, ausserdem daß er ein paarmahl petitionem principii darin begehrt, seine Meinung, ob Deutschland die lateinischen Lettern an statt seiner alten teutschen annehmen solle oder nicht, so schwankend darin ausgedruckt, daß sich nichts darüber sagen läßt. Vollkommen einverstanden bin ich übrigens mit ihm über folgende Sätze: 1) daß eine schnelle und allgemeine Verdrängung der teutschen Lettern sogleich unausführbar sey, und wenigstens noch die folgende Generation dazu gehöre dies zu bewerkstelligen; 2) daß man vor der Hand keine populären Schriften mit lateinischen Lettern drucken müsse, sondern nur wissenschaftliche Werke, wenn man als Buchhändler sicher gehen will. Eben so machten es unsre benachbarten Nationen im XVI Jahrhunderte.

Der Apologist der teutschen Lettern im N. Teutschen Merkur (Sept. d. J.) hat zwar mehr und scheinbare Gründe gegen die lateinischen Typen aufgestellt; sie sind ihm aber größtentheils schon ebendasselbst vom Hr. Hofr. Wieland so gut widerlegt worden, daß ich mich, um einerley Sache nicht zweymahl zu thun, darauf beziehen kann. Sein Haupteinwurf, daß die lateinische Schrift die Augen mehr angreife, als die teutsche, verschwindet ganz, wenn man 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten Büchern eben so viele größere Anfangsbuchstaben oder Versalien braucht, als bey teutschen, und überhaupt die lateinische Schrift, in Rücksicht unserer Diphthongen, Doppel-Vocalen, u. d. gl. völlig auf teutsche Sprache einrichtet, wie die Schriftgießer auch jetzt schon thun; und 2) wenn man nicht jedes Pamphlet luxuriös prächtig

druckt, und bey guten Werken das Papier nicht bis zum Glanze glättet, sondern nur sanft preßt.

Mein unvorgreifliches Votum, wenn ich eins in dieser nicht unwichtigen Angelegenheit des teutschen Bücherwesens zu geben habe, würde also folgendes seyn. Man bleibe nicht auf halben Wege der glücklich eingeschlagenen Bahn stehen, und suche den Austausch der gothisch-teutschen Lettern gegen die schöneren lateinischen zu vollenden. Dies zu bewirken, gehe man langsam, aber nach einem bestimmten Plane fort, und drucke nur wissenschaftliche Werke, oder unsre klassischen Schriftsteller, von letzter Hand, mit lateinischen, populäre Bücher, Volksschriften, Gesetze, politische Zeitungen, u. s. w. aber noch lange hin mit teutschen Lettern. Man lasse in den Volksschulen die Kinder zuweilen abwechselnd teutsch mit lateinischen Lettern gedruckt und geschrieben lesen, auch teutsch mit lateinischen Lettern schreiben, woran sie sich leicht gewöhnen werden. Nach und nach, vielleicht in 30, 40 Jahren, wird der Umtausch durch ganz Teutschland ohnvermerkt — denn der Himmel bewahre uns für allen schnellen und gewaltthätigen Umschaffungs-Operationen à la Française! — gemacht seyn, und unsre Nachkommen, wenn sie den Nutzen davon spüren, werden uns herzlich danken, daß wir endlich einmahl auch ansien gegen unsre Druckereyen zu simplifiziren, und ihnen diese Wohlthat erwiesen.“

J. J. Bertuch.

Das letzte Werk, welches der d. 28 Jan. 1794 verstorbene gelehrte Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig, Hr. Joh. Gottlob Imman. Breitkopf, unter dem Titel: Ueber Bibliographie und Bibliophilie, 1793, auf 4 Bog. in gr. 4. geliefert hat, enthält eigentlich eine genaue Untersuchung, wie die deutsche Schrift, oder die deutschen Buchstaben, in den Buchdruckereyen, von ihrem ersten Anfange an gebrauchet, wie sie nach und nach verändert, verbessert, und endlich zu der Schönheit gelanget sind, die man gegenwärtig an ihnen findet; und bey dieser Ge-
legen-

legenheit zugleich auch eine gründliche Ablehnung der Einwürfe gegen die deutschen Schrift-Arten, und den deutschen Druck, um diese National-Schrift aus den deutschen Druckereyen zu verdrängen, und die lateinische Schrift, gleich andern Nationen, die ehemahls auch die deutschen Schrift-Arten gebrauchten, anzunehmen.

„Ungeachtet,“ sagt Hr. Breitkopf: „die deutsche Schrift aus der lateinischen Schrift-Art, vornehmlich der Mönche in Klöstern, entsprungen ist, so ist sie doch diese Schrift nicht mehr, sondern auf einen gewissen Grad ausgebildet. Die lateinische Schrift ist ja aus der griechischen entstanden; aber sie war schon gänzlich für die römische Sprache ausgebildet, als der römische Staat im größten Flore war; und die griechische Schrift ist wieder aus der phönizischen entstanden, und so hat immer eine die andere zur Stamm-Mutter. Vor Alters konnte das Deutsche um so viel leichter mit lateinischen Buchstaben ausgedruckt werden, da die deutsche Sprache damahls mehr Vocale, als Consonanten, brauchte, und die deutsche Schrift der lateinischen ähnlicher war. Nachdem aber die deutsche Sprache mehr ausgebildet worden, fand sich die Unbequemlichkeit nur zu sehr, alle Worte gehörig mit lateinischen Buchstaben auszudrücken. Selbst die Nationen, welche lateinische Charaktere angenommen haben, sind gar nicht damit zufrieden gewesen. Denn die lateinischen Buchstaben reichen allein nicht zu, das Eigene der Mund-Art vollkommen auszudrücken, ohne fremde hinzugefügten Charaktere einzumischen. Alle Verbesserungen und Reformationen in der deutschen Sprache werden es nicht dahin bringen, daß die lateinischen Charaktere für die Sprache hinlänglich zureichen werden. Man muß nur Bücher-Sprache, und Provinz-Sprache oder Volkssprache unterscheiden. Selbst in denen Ländern, wo die lateinische Schrift-Art in Büchern zum Gebrauch angenommen ist, hat das Volk seine deutsche Schrift nicht verabschiedet. Kirchen-Schul- und Andachts-Bücher werden noch immer in der angewohnten Schrift-Art gedruckt. Warum will man einer Nation eine Schrift-Art nehmen, und verächtlich machen, die, der Buchstaben wegen, ihrer Sprache angemessener ist, als die, welche man ihr

dafür aufdringt? Solche Verachtung des deutschen Schrift-Charakters schrecket die Künstler ab, sie zu verbessern und ganz auszubilden. Und deswegen kann die lateinische Schrift, wenn sie noch so häufig zur deutschen Sprache gebraucht wird, nicht weiter ausgepugnet werden."

Lateran, ein Pallast und eine dabey stehende Kirche in Rom. Obgleich die im XXXVIII Th. S. 180, fgg. beschriebene St. Peters-Kirche in Rom, alle andere an Pracht übertrifft, so hat doch die Lateran-Kirche den ersten Rang, weil sie die älteste in Rom ist. Dieses ist eigentlich die Pfarr-Kirche des Papstes, als Bischofes von Rom; und die erste Ceremonie nach seiner Wahl ist, von derselben Besitz zu nehmen; dies geschieht mit außerordentlichem Pomp, und ist auch gemeiniglich das einzige Mahl, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarr-Kirche besucht. Sie hat den Namen von einer alten römischen Familie, die daselbst ein ansehnliches Haus besaß. Da nämlich, nach dem Berichte des Tacitus, der römische Senator Plautius Lateranus an einer Verschwörung wider den Kaiser Nero Theil hatte, oder gar das Haupt derselben war, ließ ihn Nero hinrichten, und seine Güter wurden eingezogen. Gedachter Pallast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern, bis auf Konstantin den Großen. Dieser schenkte ihn dem Bischofe zu Rom, Melchiades, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger, der h. Sylvester, weihte dieselbe im J. 324 ein (*), daher wird sie

(*) Diese Kirche wurde, nach Konstantin's Namen, die konstantinische, sonst zu St. Salvator, oder dem Heilande, genannt, weil unter der Zeit, da der heil. Sylvester solche einweihte, das Bild des Heilandes der Welt an der Wand erschien; und weil gedachter Kaiser nahe bey dieser Kirche einen Tauf-Stein bauen ließ, die Tauf-Steine aber das Bildniß Johannes des Täufers hatten, so gab man ihr auch den Namen St. Johannes von Lateran, welchen sie behalten hat, obgleich ihr wahrer Name St. Sal-

sie wie die Cathedral-Kirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peters-Kirche zugestanden (*). Die ganze Gegend zwischen dem Capitolium und dieser großen Kirche, wurde 1080 von Robert Guichard, Fürst von Salerno, einem Normann, verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden. Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die dabey liegenden herrlichen Gebäude, stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb der Ring-Mauern der Stadt ist.

Anastasius, der Bibliothekar, giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Konstantin, nach erhaltener Taufe, dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Stücken: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wasser-Gefäß, welches mehr als 300 Pfund wog; eine porphyrene Säule, an welcher eine 50 Pf. schwere, goldene Lampe hing; eine silberne Bildsäule Christi von 170, eine andere von 140, und noch eine andere von 130 Pfund; eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber, 100 Pfund schwer; vier silberne Engel, jeder von 150, und die zwölf Apostel, jeder von 90 Pfund; sieben silberne Hirsche, jeder von 80 Pfund; ein goldenes Lamm; ein goldenes Kästchen mit 42 Edelsteinen besetzt; vier goldene Kronen von 20, eine silberne Kette von 40, und vier silberne Altar-Aufsätze von 200 Pfund. Man versichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldene Lampe von

11 5

80

Salvator ist, denn unter diesem Namen begeht die Kirche d. 9 Nov. ihre Kirchweihe.

(*) Die Unwissenheit des Mittel-Alters dachtete, daß der Name Lateran vom Kaiser Nero herrühre, der daselbst heimlich den Teufel, in Gestalt von Fröschen (latons ranas) von sich gespien habe.

80 Pfund, 45 silberne Lampen, und 40 goldene Kelche, fügte. Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen; indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päpste sie mit Land: Gütern beschenkt haben, in deren Besitze sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV. König von Frankreich, die Abten Clerac in Guienne, welche 5000 römische Scudi jährlich einträgt. Ausserdem ist merkwürdig, daß die Lateran: Kirche unter dem Schutze des römischen Kaisers, als Nachfolgers Konstantin's, und des Königs von Frankreich, als des ältesten Sohnes der Kirche, steht, deren beyde Wapen auch über der großen Kirch: Thüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird, wegen der Entlegenheit, sehr wenig besucht; man findet ihn beständig leer, ob er gleich, wie alle Kirchen Roms, den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päpstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammelt, um von dem neuen Papste den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht, so wie in der St. Peters: Kirche, von einem Balcon (*).

In

(*) Hierher gehrt eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Als Clemens XIII. in dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postament einer Säule in der Kirche, um desto besser die Proceßion zu sehen, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarthe noch obendrein einige Stöße versetzte. Wie wenig konnte sich dieser vortreffliche Mann damals etablieren, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Haupt: Rolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volkes damals auf den Knien lag! Welch ein unermesslicher Abstand zwischen einem armseligen Franciscaner: Mönche, der barfuß geht, und einem römischen Papste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bey

In der Lateran: Kirche machen die 12 Apostel in Marmor, in kolossalischer Größe, einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortreflich, und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. Auch steht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Steine, Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Capelle des heil. Thomas befindet sich, unter andern außerordentlichen Reliquien, auch die Bundes: Lade der Juden; dieses sind zwey Bretter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmahl die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll, nebst den andern Reliquien, der Tradition zu Folge, von der heil. Helena nach Rom geschenkt worden seyn; in dem Verzeichnisse aber, welches Josephus von den aus dem jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligtümern macht, welche nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundes: Lade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumph: Bogen des Titus abgebildet. Auch liest man im 2ten Buche der Macchabäer, daß Jeremias die Bundes: Lade nebst dem Rauch: Altar, in eine Höhle des Berges Nebo bringen ließ, wobey er prophezeiete, daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte, und versöhnt wäre. Siehe im LVIII Th., S. 629, f. In der Lateran: Kirche sind eilf, sowohl allgemeine, als besondere, Kirchen: Versammlungen (Concilien) gehalten worden. Die merkwürdigste ist von 1215, weil darauf die Kirchen: Zucht, und

bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahr hernach als Papst im ardsten Ponty bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendeter Ceremonie erzählte er selbst die Geschichte, da ihn die Cardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

und andere noch heutiges Tages übliche Kirchen-Verordnungen reguliret worden sind.

Der vor der Lateran-Kirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voll Hieroglyphen. Seine Länge ist 112 Fuß, ohne das sehr hohe Postement. Konstantin der Große ließ ihn aus Aegypten hohlen, und in den großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V., dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Papst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ.

In dem bey der Kirche erbaueten Pallaste haben die Päpste über 1000 Jahr gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI., nach 70 Jahren, Rom wieder zur päpstlichen Residenz machte, war der Lateran-Pallast dermaßen verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Pallast begeben mußte, wo auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Pallast auf dem Monte Cavallo erbauet wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateran-Pallast aufführen, allein die Päpste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung; daher hat man dieses herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht.

Von den regulirten Chor-Herren von St. Salvator von Lateran, oder von der lateranischen Congregation. Dom Gabriel Penot, regulirter Chor-Herr von der lateranischen Congregation, welcher die Geschichte derselben geschrieben hat, giebt vor, es hätte eine ununterbrochene Reihe Geistliche von den Aposteln an bis auf St. Sylvester's Zeiten gegeben, welche in Gemeinschaft mit einander gelebt hätten; und eben diese, sagt er, hätte gedachter Papst in die Kirche St. Salvator von Lateran gesetzt. Allein, da dieses Vorgeben streitig ist, und der wahre

Ursprung

Ursprung der Gemeinschaften der Geistlichen nur dem heil. Augustin zugeschrieben wird, so ist dasjenige weit glaubwürdiger, was dieser Schriftsteller hinzu setzt, daß sich nämlich der heil. Leo I., um das Jahr 440, des Gelasius, der hernach einer von seinen Nachfolgern und des heil. Augustin's Schüler war, bedient habe, um die Geistlichen an dieser Kirche zu verbessern, und sie nach denen Regeln leben zu lassen, welche dieser große Kirchen-Lehrer den Geistlichen bey seiner Kirche zu Hippon vorgeschrieben hatte, und die nichts weiter enthielten, als was die Apostel und die ersten Gläubigen der Kirche zu Jerusalem ausgeübt hatten. Die römische Geistlichkeit hatte in der That eine Verbesserung nöthig, weil sich schon im J. 383 der h. Hieronymus über die Unordnungen der Geistlichen dieser Stadt beschwerte, welche die Verweise dieses großen Mannes nicht hatten ertragen können, und seinen guten Namen daher durch so viele Verleumdungen und Aferreden schmälerten, daß er, um ihrem Neide zu entgehen, genöthigt war, Rom zu verlassen und wieder nach Palästina zu gehen.

Unter der päpstlichen Regierung des heil. Leo I. also lebten die Geistlichen an der Kirche zu St. Johann vom Lateran in Gemeinschaft. Sie blieben viele Jahre lang in der Beobachtung der apostolischen Regeln. Nachdem sich aber nach und nach das ungebundene Leben unter ihnen eingeschlichen hatte, ließ der Papst Alexander II., welcher Chor-Herr von der Congregation St. Frigidian's zu Lucca gewesen war, Chor-Herren von dieser Congregation im Jahr 1061 kommen, um die Lateran-Kirche zu verbessern; und nachdem er im J. 1063 eine Kirchen-Versammlung zu Rom gehalten hatte, auf welcher man von der Verbesserung der Chor-Herren handelte, so unterwarf er die vom Lateran der Beobachtung desjenigen, was auf dieser Kirchen-Versammlung war verordnet

wor:

worden; er erklärte auch diese Kirche für das Haupt vieler Chorherren: Häuser, die davon abhingen, und die insgesamt eine Congregation ausmachten, welche, von der Zeit an, den Namen der lateranischen Congregation annahm, und von des heil. Frigidian's von Lucca Congregation unterschieden war. Sie besaßen diese Kirche über 800 Jahr lang, von dem h. Leo I. an, bis auf Bonifacius VIII., welcher, nachdem er im J. 1294 auf den apostolischen Stuhl war erhoben worden, sie nöthigte, hinaus zu gehen, um weltliche Chor: Herren an ihre Stelle zu setzen. Nunmehr fing die lateranische Congregation an abzunehmen, und erlosch nicht lange darnach, da sie alle ihre Klöster verloren hatte, wovon einige waren weltlich gemacht, die andern aber, als das zu Grotto Ferrata, den Mönchen des h. Basilus gegeben worden. 150 Jahr darnach, wurden die regulirten Chor: Herren von dem Papste Eugen IV. in eben dieser Lateran: Kirche wieder niedergesetzt; und weil gedachter Papst auf die frigidionarische Congregation, oder der h. Maria von Frisonaria seine Augen warf, um aus derselben diese Chor: Herren zunehmen, und verlangte, daß sie in Zukunft von Salvator im Lateran sollten genannt werden, so ist es nöthig, ihren Ursprung hier zu erzählen.

Die frigidionarische Congregation, oder der heil. Maria von Frisonaria, ist von der, bereits erwähnten, Congregation des heil. Frigidian's von Lucca unterschieden, ob sie gleich bloß wegen dieses Heiligen die frigidionarische genannt wurde. Denn man giebt vor, als er Bischof zu Lucca gewesen, so habe er 3 Meilen von dieser Stadt eine Kirche, unter dem Namen Unserer lieben Frau, erbauen lassen, welche mit der Zeit, wegen ihres Stifters Santa Maria Frigidionaria, und nach einer verderbten Aussprache Frisonaria genannt wurde. Diese Kirche ist stets von Geist-

Geistlichen bestellt worden, welche gemeinschaftlich mit einander lebten, und nach der Zeit regulirte Chor: Herren wurden, als man alle die Geistlichen, die in Gemeinschaft lebten, zu der Entsagung alles Eigenthumes verbunden hatte. Sie machten sich durch ihr heiliges Leben preiswürdig; ihre Nachfolger im 14ten Jahrh. aber hatten sich sehr von ihrem Geiste entfernt. Kaum fand man bey ihnen noch Spuren von einer regulirten Zucht. Das Zeitliche wurde eben so schlecht verwaltet, als das Geistliche; und was noch von den Einkünften, die vordem sehr ansehnlich gewesen waren, übrig war, das reichte zum Unterhalt dreier Religiosen, welche sich im J. 1382 daselbst befanden, nicht zu. Der Bischof von Lucca, welcher in eben diesem Jahre eine Untersuchung daselbst hielt, hatte, eine Verbesserung darin vorzunehmen, sich bemühet. Die Religiosen hatten mit darein gewilligt, und sogar vielfahls versucht, ein so gutes Vorhaben auszuführen. Sie konnten solches aber nicht glücklich ins Werk richten, sondern die häufigen Durchzüge der Kriegs: Völker, und die vielen Parteyen, welche das Kloster oftmahls geplündert, hatten sie vielmehr gezwungen, dasselbe zu verlassen, und in die Stadt zu flüchten. Weil sie bey ihrem Entschlusse beständig verharreten, so schickte ihnen Gott einen frommen Mann zu ihrem Beystande, welcher der Verbesserer der regulirten Chor: Herren in Italien gewesen war, und dem man den Titel eines Stifters der Congregation der h. Maria von Frisonaria gegeben hat. Er hieß Bartholomäus Colonna, und war von dem alten Geschlechte der Colonnen in Italien, welches wegen seines Adels, wegen der großen Männer, die es der Kirche und den Kriegs: Heeren gegeben hat, und wegen der ihm erblichen Würde eines Groß: Connetable des Königreiches Neapolis, so bekannt ist. Unter denen Klöstern, welche die Congregation

gregation der heil. Maria von Frisonaria inne hatte, ist unstreitig dasjenige das preiswürdigste gewesen, welches mit der Kirche St. Salvator, die man insgemein St. Johann vom Lateran nennt, verbunden war, weil diese Kirche, oben erwähnter Mäßen, die Mutter und das Haupt aller Kirchen in der Welt ist, die ihnen von dem Papste Eugenius IV. im J. 1442 war zugestanden worden. Dieser Papst mochte nun entweder von Natur eine Zuneigung gegen die regulirten Chor: Herren haben, weil er selbst einer von den Stiftern der Congregation der Chor: Herren St. Georg's in Algha gewesen war, oder es mochte auch, wie Penot sagt, diese Kirche aller ihrer Zierrathen beraubt, von ihren Dienern verlassen, und der Gottes: Dienst darin gänzlich vernachlässigt seyn, so war er doch kaum dem Papste Martin V. gefolget, als er regulirte Chor: Herren von der Congregation von Frisonaria kommen ließ, diese Kirche zu verbessern. Er konnte aber damahls seine Absicht nicht ausführen, weil die Colonnen, seines Vorfahren Anverwandte, einen Aufstand wider ihn erregeten, und er mit der Kirchen: Versammlung zu Basel Streitigkeiten hatte, welche einige Jahre dauerten, und ihm andere Dinge zu thun gaben. Ein anderer Aufstand der Römer, welche, auf Antrieb des Herzogs von Mailand, sich seiner Person bemächtigen wollten, nöthigte ihn, vielmehr auf seine Sicherheit, als auf die Verbesserung der Lateran: Kirche, zu denken. Er konnte kaum die Mündung der Tiber erreichen, um sich zu Ostia auf eine Galere zu setzen, mit der er zuerst nach Pisa kam, und von da nach Florenz gieng, wo er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, da unterdessen die Römer seine Habseligkeiten plünderten, und seinen Neffen und den Cardinal Gondelmaire gefangen nahmen.

Im

Im J. 1442 endlich, nachdem er die Kirchen: Versammlung zu Florenz glücklich geendigt hatte, welcher der Kaiser aus Constantinopel, Johann Paläologus, sein Bruder Demetrius und der Patriarch gedachter Stadt, nebst vielen griechischen Bischöfen beywohnten, die sich sowohl als die Armenier und viele andere Schismatiker mit der römischen Kirche vereinigten, befahl er, da er noch zu Florenz war, den frisonarischen Chor: Herren, welche damahls ihr General: Capitel zu Ferrara hielten, sie sollten 32 von ihren Religiosen nach Rom schicken, um die Lateran: Kirche zu verbessern. Sie schickten aber nur 5, welche anfangs in dem dicht an dieser Kirche liegenden Pallaste wohnten; und als sie sich anschickten ein Kloster zu erbauen, so wurden sie insgesammt krank, und es starben gar einige. Dieses verursachte, daß die andern von ihrem Unternehmen abstanden, und wieder in die Convente ihrer Congregation zurück kehrten. Der Papst, welcher indessen bey seinem Vorsatze beharrte, schickte im folgenden Jahre Schreiben aus Siena, wo er damahls war, an ihr General: Capitel, und befahl darin den Obern, 30 Chor: Herren nebst einem Prior nach Rom zu schicken. Sie gehorchten diesem Befehle, und wurden wieder in eben dem Lateran: Pallaste aufgenommen, bis das Kloster fertig wäre. Die weltlichen Chor: Herren aber, welche diese Kirche bestellten, und deren nur 12 an der Zahl waren, machten sich die Abwesenheit des Papstes, und das Fronleichnam's: Fest, an welchem Tage man einen feyerlichen Umgang hält, der alle Bauern umher nach Rom zieht, zu nutze. Sie nahmen einen Trupp von diesen Bauern und einige Uebelgesinnte aus dem Volke zu sich, und griffen die Religiosen in dem lateranischen Pallaste an, als sie am wenigsten daran dachten, und nach ihrem Mittags: Mahle Gott eben Dank sagten. Sie brachen die Thüren auf, zwangen einige, zum Fenster

Def. technol. Enc. LXV Th.

K

her:

herunter zu springen; andere griffen sie, und thaten ihnen allerley Schmach an. Alle ihre Geräthe gaben sie diesem Pöbel preis; und es wurden sogar einige seyn getödtet worden, wenn nicht die Conservatores des römischen Volkes ihnen zu Hülfe geeilet wären, sie aus den Händen des Pöbels gerissen und in den Vatican geführt hätten, wo sie so lange blieben, bis dieser Anlauf gestillet war, und sie sicher nach ihren Conventen zurück kehren konnten.

Als diese Nachricht dem Papste, welcher sich noch in Siena aufhielt, gebracht wurde, ward er sehr zornig darüber; er verschob die Bestrafung der Uebelthäter bis zu seiner Rückkunft, er beschleunigte sogar seine Abreise dieserwegen; und als er zu Ende des Septembers im J. 1443 zu Rom angekommen war, befahl er diesen Religiosen zum dritten Mal wieder, 30 Chor-Herren nebst einem Prior nach Rom zu schicken. Sie sahen diesen Befehl ungern, und hatten sich eingebildet, es würde der Papst nach so vielen Schwierigkeiten von seinem Vorsatze vielleicht abstecken. Damit sie ihm aber doch gehorchten, machten sie im folgenden Jahre in ihrem General-Capitel, welches sie jährlich zu halten pflegten, eine Familie von 30 Religiosen aus, die sie für St. Johann vom Lateran bestimmten. Sie gaben ihnen Dom Nicolas von Bologna zum Prior, und sollten sie sich auf den ersten Befehl, den sie von dem Papste erhalten würden, auf den Weg machen. Indessen schickten sie doch erstlich allein den Prior nebst zwey Religiosen an ihn, um ihm demüthigste Vorstellungen zu thun, wie es nicht in ihrem Vermögen stände, alle die Beschwerclichkeiten übersteigen zu können, die sich bey Ausführung des Vorsatzes, den er gefaßt hätte, fanden, und ihn zu bitten, daß er davon abstecken möchte. Der Papst nahm diese Vorstellungen sehr übel, und wollte die Abgeordneten über einen Monat lang

nicht vor sich lassen. Da er indessen durch ihre Freunde, die für sie geredet hatten, war erweicht worden, ließ er sie kommen, und bezeigte ihnen viele Zärtlichkeit, als er vernahm, daß die Familie für die Lateranische Kirche in ihrem Capitel wäre bestimmt worden, und daß bloß die Gefahr, der sie im vorigen Jahre wären ausgesetzt gewesen, ihnen eine Furcht eingejagt, und sie abgehalten hätte, zu kommen.

Unter der Zeit bemüheten sich die weltlichen Chor-Herren, unter der Hand, das Volk aufzuwiegeln, indem sie ihm beybrachten, es wollte dieser Papst die Römer aus St. Johann vom Lateran verjagen, und an ihre Stelle fremde einsetzen, welche keine andere Absicht hätten, als die Häupter der heiligen Apostel wegzuführen, die man in dieser Kirche verwahrte. Als der Papst solches erfuhr, ließ er sie vor sich kommen, und brauchte alle gelinde Mittel, diese Gemüther zu befriedigen, welche wider die regulirten Chor-Herren so sehr aufgebracht waren; und da er sahe, daß die Schmeicheleyen und Versprechungen, die er ihnen machte, nichts halfen, hielt er mit den Cardinälen ein Consistorium, denen er vortrug, daß er den Vorsatz hätte, die Kirche zu St. Johann vom Lateran zu verbessern, und regulirte Chor-Herren an die Stelle der weltlichen, welche ihre Pflicht schlecht beobachteten, hinein zu setzen. Einige unter ihnen waren nicht dieser Meinung; der größte Theil aber billigte den Eifer des Papstes, und willigte ein, daß er zwey Cardinäle ernannte, eine Untersuchung bey dieser Kirche anzustellen. Diese waren Thomas, Bischof zu Bologna, welcher ihm unter dem Nahmen Nicolas V. folgte, und Peter Barbo, ein Venetianer, welcher dem Papste Plus II., unter dem Nahmen Paul II. folgte.

Da diese Cardinäle mehr Unordnung unter den weltlichen Chor-Herren fanden, als man sich eingebildet

gebildet hatte, hielten sie solche für gänzlich unwürdig, diese Kirche, welche die Mutter aller andern ist, inne zu haben. Und da diese Chor: Herren nichts zu ihrer Rechtfertigung vorbringen konnten, als sie vor dem Papste erschienen, so legten sie freiwillig alle ihre Pfründen in seine Hände nieder. Der Papst ließ sogleich eine Bulle ausfertigen, wodurch sie den regulirten Chor: Herren die Haupt: Kirche zu St. Johann vom Lateran nebst allen Canonicaten, Pfründen, Capellen, zeitlichen und weltlichen Gütern und Rechten, die dazu gehörten, zustanden. Er machte auch durch eben diese Bulle, welche vom Jänner 1445 ist, alle Chor: Herren der frigidianischen Congregation, oder der Congregation der h. Maria von Frisonaria, zu Chor: Herren von St. Salvator im Lateran, und wollte, daß sie künftig den Namen davon führen sollten. Im folgenden Jahre ertheilte er ihnen noch eine andere Bulle, wodurch er ihnen den Titel der Chor: Herren von St. Salvator im Lateran bestätigte, und sie, ihren alten Privilegien und Rechten zu Folge, die er hatte untersuchen lassen, für ursprünglich aus dieser Kirche hergekommene Chor: Herren erklärte.

Die regulirten Chor: Herren blieben nicht lange ruhige Besitzer dieser Kirche; denn 2 Jahr darnach, da der Papst Eugenius gestorben war, wollten sich die weltlichen Chor: Herren den erledigten päpstlichen Stuhl zu nuße machen, und thaten sich zusammen, um sie zu verjagen. Die Cardinäle, welche sich vor denen Folgen, welche dieser Handel während des Conclave haben könnte, fürchteten, besänftigten sie durch das Versprechen, sie sollten sogleich wieder eingesetzt werden, wenn sie der Kirche nur erst ein Oberhaupt gegeben hätten. Die Wahl fiel im J. 1447 auf Nicolaus V, welcher, auf Anhalten der Cardinäle, sie nebst den regulirten Chor: Herren wieder in den Besitz dieser Kirche setzte, doch unter der Bedingung, sie

sie sollten sich nicht in dieser ihre Sachen mischen, und nicht nebst ihnen im Chore seyn. Es war aber unmöglich, daß Gemüther, die gegen einander so verbittert waren, lange Zeit in gutem Vernehmen und in einer vollkommenen Einigkeit zusammen leben konnten. Die Streitigkeiten, die sie täglich mit einander hatten, nöthigten diesen Papst endlich, den weltlichen Chor: Herren andere Pfründen zu geben. Einige von ihnen wurden sogar zu Bischöfen gemacht, und es blieb nur, zur Verwahrung der Heiligtümer, einer mit 4 Pfründnern da, denen man jährliche Einkünfte anwies.

Die Sachen blieben nicht lange in diesem Stande. Denn da Nicolaus V. im J. 1455 gestorben, und Alphonsus Borgia, ein Spanier von Geburt, ihm unter dem Namen Calixtus III. gefolgt war, wollte er sich anfänglich, weil er ein Fremder war, die Freundschaft der Römer dadurch erwerben, daß er die regulirten Chor: Herren in ihre Klöster zurück schickte, die weltlichen Chor: Herren wieder einsetzte, und alles dasjenige, was Eugenius IV. gemacht hatte, aufhob. Dem ungeachtet verneuerte sich ihre Hoffnung doch wieder im J. 1464, als sie sahen, daß nach des Papstes Pius II. Tode, welcher dem Papste Calixtus III. gefolgt war, die Cardinäle den Peter Barbo zum Papste erwählt hatten, welcher sich Paul II. nannte. Weil er einer von denen Commissarien gewesen war, die der Papst Eugenius IV. ernannt hatte, eine Untersuchung bey der Lateran: Kirche anzustellen, und von der weltlichen Chor: Herren Verabsäumung des Gottesdienstes ein Zeuge gewesen war, so gab er auch wirklich, im Anfange seiner päpstlichen Regierung, diese Kirche den regulirten Chor: Herren wieder, und befahl ihrem Generale, 30 Religiosen nach Rom zu schicken. Als solche daselbst angekommen waren, und vermuthlich glaubten, daß sie nicht mehr aus der La-

teran-Kirche ausziehen sollten, so wollten sie, daß ganz Rom von ihrer Besitznehmung Zeuge wäre. Denn sie zogen in Procession, in Begleitung der vornehmsten päpstlichen Bedienten und im Gefolge einer großen Menge Volkes ein, welches auch 7 Jahr darnach von ihrem Auszuge Zeuge war, als sie durch die Gewaltthätigkeit der weltlichen Chor-Herren dazu gezwungen wurden, welche im Jahr 1471 unmittelbar nach dem Absterben des Papstes Paul II., mit Gewalt nebst einer großen Anzahl bewaffneter Leute in ihr Kloster gedrungen waren, sie zum letzten Mahl daraus verjagten, alle ihre Habseligkeiten plünderten, und sich aller ihrer Papiere bemächtigten. Sie überreichten dem Papste Sixtus IV., Paul's II. Nachfolger, viele Bitt-Schreiben, um Gerechtigkeit von ihm wegen dieser Gewaltthätigkeiten zu erlangen, und in St. Johann vom Lateran wieder eingesetzt zu werden; es war aber vergebens, denn der Papst war seines Lebens selbst nicht sicher, wenn er nach demjenigen urtheilte, was ihm begegnet war, als er von eben dieser Kirche, welche der Sitz der Päpste, als Bischöfe von Rom, ist, Besitz nehmen wollte. Er gerieth dabei in Lebens-Gefahr, und dachte nicht anders, als er würde von einigen Römern gesteiniget werden, welche von seiner Wache zu Pferde verfolgt wurden, mit denen sie in Streit gerathen waren. Er gab also diesen regulirten Chor-Herren nur eine Bulle vom May 1472, wodurch er ihnen den Titel der regulirten Chor-Herren von St. Salvator im Lateran nebst denen Privilegien bestätigte, die ihnen von seinen Vorfahren waren bewilliget worden, als sie sich noch im Besitze dieser Kirche befanden, und wollte, sie sollten dieselben eben so genießen, als ob sie noch zu diesem Capitel gehörten. Er bewilligte ihnen noch eine andere v. 1480, wodurch er viele Klöster zu Abteyen machte, welche diesen Titel verloren hatten, da sie die

Ver-

Verbesserung annahmen, von welcher ich geredet habe; und im J. 1483, da er ganz Italien in Frieden sah, ließ er mitten in Rom eine Kirche, unter dem Namen Unserer lieben Frau des Friedens, bauen, wie er es angelobet hatte. Er ließ ein Bild der heil. Jungfrau hinein setzen, welches viel Blut von sich gegeben hatte, da es von einem gottlosen Soldaten, welcher sein Geld verspielt hatte, sehr war geschlagen worden; und gab diese Kirche den regulirten Chor-Herren, welche bis izt darin geblieben sind. Der Cardinal Olivier Caraffa ließ ihnen ein Kloster bauen, und hinterließ ihnen durch ein Testament seine Bibliothek nebst einem Lust-Hause ausserhalb Rom. Diese Kirche des Friedens ist izt ein Cardinals-Titel, und der Papst Alexander VII, welcher sie unter seiner Regierung hatte ausbessern lassen, ließ vorn auf der einen Seite sein Bildniß mit diesen Worten aus dem 71sten Psalm setzen: ORIETUR IN DIEBUS EIUS JUSTITIA ET ABUNDANTIA PACIS. Weil es aber diesem Papste nicht an Feinden fehlte, so ließ man den Pasquin reden; man setzte vorn noch ein *M* hinzu, und machte aus dem *C* in *PACIS* ein *N*, so daß man darauf las: MORIETUR IN DIEBUS EIUS JUSTITIA ET ABUNDANTIA PANIS.

Was die weltlichen Chor-Herren anbetrifft, so sind sie von der Zeit an stets ruhige Besitzer der Haupt-Kirche St. Johannis im Lateran geblieben, welche seit vielen Jahrhunderten unter dem Schutze der Könige in Frankreich steht, die sie mit vielen Geschenken bereichert haben; und Heinrich IV., welcher seine Vorgänger darin übertraf, hat diesen Chor-Herren die Abtey Clerac in Languedoc gegeben, welche, zur Bezeugung ihrer Erkenntlichkeit gegen ihren Wohltäter, ihm eine prächtige Bild-Säule von Erz unter dem Gange dieser Kirche haben errichten lassen; und alle Jahr d. 13 Dec., am Feste der heil. Lucia, lassen

lassen sie eine Messe für den König und das Königreich Frankreich mit einer prächtigen Musik singen, welcher der französische Gesandte und die französisch gesinnten Cardinäle und Prälaten beywohnen.

Die regulirten Chor: Herren haben dem ungeachtet nicht unterlassen, einige Versuche zu thun, um wieder hinein zu kommen. Venot giebt vor, der Papst Pius IV. hätte sie in diese Kirche wieder einzusetzen wollen; die Bullen dazu wären schon entworfen gewesen, der Tod aber hätte ihn verhindert, seinen Voratz auszuführen. Er hatte auch 16 von ihren Prioren zu Abteyen gemacht, wovon die Urkunden aber nicht vor seinem Tode konnten ausgefertigt werden, sondern erst unter der Regierung seines Nachfolgers, Pius V., erschienen. Unter dem Papste Pius IV., im J. 1564 gewannen sie auch den Proceß, den sie mit den Mönchen von Monte Cassino hatten; und zur Erkenntlichkeit für die von diesem Papste erhaltenen Wohlthaten, verordneten sie in einem General: Capitel, man sollte jährlich in allen Klöstern der Congregation seinen Jahrs: Tag begehen.

Diese regulirten Chor: Herren hatten ehemahls 45 Abteyen, 56 Prioren, 21 Propsten und 2 Erz: Priesterschaften, außer den Chorfrauen: Klöstern, die unter ihnen standen. Sie sind Herren von den tremitischen Inseln in dem adriatischen Meere und unter dem neapolitanischen Gebiete. In der vornehmsten von diesen Inseln, Santa Maria di Tremiti genannt, haben sie ein schönes Kloster nebst einer Kirche, welche Unserer lieben Frau gewidmet ist. Es gehen viele Personen aus Andacht dahin, weil häufige Wunderwerke daselbst geschehen. Es darf kein Schiff: Hauptmann vorbeigefahren, ohne die heil. Jungfrau mit 3 Stück: Schüssen zu begrüßen. Diese Kirche und das Kloster haben sehr gute Mauern, und sehen wie eine Festung aus. Die zweyte von die:

diesen Inseln heißt San Domino, und die dritte Caprara.

Es sind aus dieser Congregation einige Cardinäle gekommen, und sie hat der Kirche Erz: Bischöfe gegeben. Bartholomäus Colonna, welcher für den Vater und Verbesserer dieser Congregation erkannt wird, hat durch seine Heiligkeit den Titel eines Seligen erhalten, so wie Leo von Caratta, und Martin von Bergamo, die aus der Zahl dieser verbesserten Chor: Herren waren.

Die Chor: Herren von dieser Congregation von Lateran fasten die Advent: Zeit über und alle Freitage des Jahres, ausgenommen in der Oster: Zeit. Sie enthalten sich des Fleisch: Essens alle Mittwochen; und von dem Kreuzerhöhung: Feste an, bis Ostern, fasten sie auch des Montags, des Mittwochs, und des Sonnabends; es ist aber dem Superior erlaubt, des Abends noch etwas bey dem Brode und Weine zu geben. Sie thun das vierte Gelübde, daß sie ohne Erlaubniß des General: Capitels keine Pfünde annehmen wollen (*). Ihre Kleidung besteht aus einem

K 5

nem

(*) Die Formel ihres Gelübdes lautet also: Anno Domini N. die N. mensis N. Ego Dominus N. in faculo vocatus N. filius N. voveo, confiteor et promitto Deo, B. Mariae Virgini et B. Augustino, et tibi Patri Domino N. Abbati (s. Priori) eius Monasterii sancti N. Ordinis Canonicorum regularium S. Augustini Congregationis Salvatoris Lateranensis recipienti nomine et vice reverendissimi Patris N. eiusdem Congregationis Abbatis Generalis, ac succellorum eius Canonici intrantium, obedientiam, castitatem et vivere in communi sine proprio, usque ad mortem, secundum Regulam sancti Augustini et quod nunquam absque licentia Capituli generalis dictae congregationis vel eius autoritate fungentis, aliquod cum cura, vel sine cura beneficium accipere, intus, vel extra Ordinem nostrum renuntiando omnibus iuribus, privilegiis et consuetudinibus, vel quomodolibet competituris. Ego Dominus N. supra dictus manu propria scripsi, et ore proprio pronunciaui.

nem Leib: Rocco von weißer Serge, und einem sehr gefältesten Rocco darüber, und einer viereckigen Mütze, wenn sie im Hause sind. Sie nehmen noch einen Ueberhang über das Rocco, ohne Kocke, wenn sie zu Chore gehen, sowohl des Winters, als Sommers; und wenn sie ausgehen, so tragen sie einen schwarzen Mantel, nach Art der Kirchen: Diener.

Sig. 3913 ^a), ist ein regulirter Chor: Herr von der lateranischen Congregation, in ordentlicher Kleidung; und Sig. 3913 ^b), eben Derselbe, in der Stadts Kleidung.

Ihr Wapen ist ein blauer Schild mit dem Bilde der heil. Jungfrau, welche das Kind Jesus auf den Armen hat; zu ihrer Rechten steht St. Johann der Evangelist, und zur Linken der heil. Augustin; zu ihren Füßen ein schwarzer Adler, und über ihrem Haupte das heilige Gesicht unsers Herrn. Der Schild ist mit einer Mütze und einem Stabe geziert, deren sich die Aebte dieser Congregation bedienen, welche an Ceremonien: Tagen Pontifical: Kleider anziehen.

Einige Schriftsteller haben vorgegeben, die regulirten Chor: Herren aus der Abtey St. Michael bey Pisa, welche auch von der lateranischen Congregation sind, wären seit 1590 unbeschuet, da sie eine besondere Verbesserung in dieser Abtey einführten; allein, sie sind unrichtig berichtet. Es ist wahr, daß diese Chor: Herren bey einer öffentlichen Trübsal einen Umgang gehalten haben, bey welchem sie barfuß giengen; sie haben aber deswegen keine andere Verbesserung in dieser Abtey eingeführt, als der Chor: Herren vom Lateran ihre, mit denen sie im J. 1463 vereinigt wurden; und sie haben eben die Observanzen, als die andern von der lateranischen Congregation.

Ordinationes s. Constitutiones Congregationis Lateranensis, alias S. M. de Frisonaria, Luceo, 1560, 4.

Regu-

Regula et Constitutiones Canonorum Regularium Congregationis S. Salvatoris Lateranensis, Romae, 1592, 4.

Constitutiones Canonorum Regularium Congregationis S. Salvatoris Lateranensis, Romae, 1629, 4.

Sacri Apostolici Ordinis Clericorum Canonorum Regularium S. Salvatoris Lateranensis Frigidianii XII. Reformatores, a Celso Rosino, Caesena 1652, 4.

Eiusd. Licentia Lateranense illustrium Scriptorum sacri Apostolici Ordinis Clericorum Canonorum Regularium S. Salvatoris Lateranensis Elogia, Caesena, 1652, f. 2 Bände.

Indulta et Privilegia Pontificia Ordini Canonorum Regularium Lateranens. Regularis observantiae concessa, Mediol. 1686, 4.

Von der Congregation der heil. Maria im adriatischen Hafen, von Cella Volano, von Mortara, von Crescenzo, und St. Frigidians von Lucca, welche mit der von St. Salvatore im Lateran vereinigt sind. Die Chor: Herren von der h. Maria von Frisonaria hatten, wie ich bereits oben erwähnt habe, nachdem sie waren verbessert worden, sich eine so große Hochachtung erworben, daß man sie nicht allein nach vielen Orten rief, um daselbst neue Stifte anzulegen, sondern daß auch viele alte Klöster ihre Verbesserung annehmen wollten. Das zu St. Maria im adriatischen Hafen, war unter dieser Zahl. Es war deswegen so genannt worden, weil man es am Ufer des adriatischen Meeres, bey Ravenna, erbauet, und die Kirche der heil. Jungfrau Maria geweiht hatte. Hieron. von Rubens sagt, in seiner Geschichte von Ravenna, es wäre Peter von Honestis, mit dem Zunahmen von Ravenna, seinem Geburts: Orte, der Stifter davon gewesen; er hätte, da er Schiffbruch gelitten, und in Gefahr gestanden, umzukommen, ein Gelübde gethan, eine Kirche zu Ehren der h. Jungfrau bauen zu lassen, wenn er dieser Gefahr entginge; und dieses Gelübde auszuführen, hätte er den Grund zu diesem Kloster gelegt, welches mit der Zeit das Haupt von einer

einer Congregation oder Samennung regulirter Chor: Herren geworden ist. Denn nachdem Peter v. Honestis viele Geistliche versammelt hatte, mit denen er in diesem Kloster gemeinschaftlich lebte, schrieb er ihnen Regeln oder Satzungen vor, welche von dem Papste Paschalis II. gebilliget wurden; man fand sie so gut, daß viele Klöster, welche nach der Zeit errichtet wurden, sie beobachten wollten, und einige unterwarfen sich dem im adriatischen Hafen, welches sie für ihr Haupt erkannten. Nachdem gedachter Abt das Kloster einige Jahre lang regiert hatte, starb er d. 29 Jul. 1119 daselbst. Dieses Kloster wurde nachher als eine Comthuren dem Cardinale des Titels der heil. Potentiana, Angelus, gegeben, welchen der Papst Gregor XII., wegen seiner schlechten Sitten, dieser Würde beraubte. Es wurde fast gänzlich zerstört und zu Grunde gerichtet, und seine Güter verkauft und durchgebracht; dieses verursachte, daß die Congregation der h. Maria im Hafen, welche aus 8 Klöstern bestand, da sie sich ohne Oberhaupt sahe, sich von einander trennte. Indessen nöthigte doch Obizzo Polentani, Herr von Ravenna, gedachten Cardinal, dieses Kloster wieder in die Hände des Papstes zu geben, welcher, nachdem der Cardinal Angelus das Kloster aufgegeben hatte, solches dem regulirten Chor: Herrn Peter Mini de Bagna Cavallo gab, damit er daselbst die ordentliche Observanz wieder herstellte, die Gerechtsamen desselben erhielt, und die Güter, die demselben unrechtmäßiger Weise entzogen waren, wieder erlangen konnte. Er führte dasjenige aber nicht aus, was er dem Papste versprochen hatte, und die Anzahl der Religiosen dieses Klosters bestand nur aus dem einzigen Prior und seinem Gefährten, als eben der Obizzo Polentani und die Bürger von Ravenna ihn beredeten, die Chor: Herren von St. Maria von Frisonaria kommen zu lassen, denen er im Jahr

1420 dieses Kloster abtrat. Diese Abtretung wurde in eben dem Jahre von dem Papste Martin V. bestätigt, welcher ihnen die Klöster St. Bartholomäi bey Mantua, der h. Margaretha zu Ferrara, der h. Maria de la Stradella bey Faenza, und des h. Augustin's zu Forlly, wieder gab, welche der Congregation der h. Maria im Hafen zugehört hatten. Im Jahr 1432 aber, da der Krieg, welchen der Papst Eugen IV. mit den Venetianern führte, die regulirten Chor: Herren genöthigt hatte, das Kloster zu St. Maria im Hafen zu verlassen, gab es der Papst seinem Neffen Lorenz, Patriarchen zu Antiochien, als eine Comthuren, und die regulirten Chor: Herren kamen erst nach dem Tode dieses Prälaten wieder dahin, welcher es nur 2 Jahr lang besaß. Weil dieses Kloster im freyen Felde allein, 3 Meilen von Ravenna lag, und durch den Krieg oftmahls war zerstört worden, so verlegten es die regulirten Chor: Herren im J. 1563 in die Stadt. Der P. Sylvan Moroceni, welcher Prior darin war, ließ in diesem Jahre den Grund zu einer prächtigen Kirche und einem Kloster legen, welche durch die Freygebigkeit und Almosen der Bürger von Ravenna sehr berühmt geworden ist. Der P. Philipp Bonanni hat, in seinem Verzeichn. der geistl. Ordens: Personen, die Kleidung von einem ehemahligen Chor: Herrn aus der Congregation der heil. Maria am adriatischen Hafen gegeben, so wie sie auf einigen Gemälden zu Ravenna vorgestellt wird, und hier in Figur 3913 v) zu sehen ist; diese Kleidung bestand in einem weißen Rocke, einem leinenen Röckchen oder Rochette darüber, nebst einem schwarzen Mantel, und zur Bedeckung des Hauptes hatten sie ein Almutium (Aumuce, Kohe,) von grauer Serge.

Die zweite Congregation, welche mit der Samennung der h. Maria von Frisonaria vereinigt wurde, war wegen der kleinen Anzahl Klöster, die sie besessen hat,

hat, nicht beträchtlich, und man weiß nicht einmahl das Jahr ihrer Stiftung. Sie wurde St. Jacob von Cella Volano, genannt, weil ihr erstes Kloster unter dem Titel St. Jacob, an einem Orte, Namens Cella Volano gebauet war, welches mitten in einem Walde lag, und mit einem Moraste umgeben war, der die Luft sehr ungesund machte, und den Religiosen häufige Krankheiten verursachete, welche sie nöthigten ihn zu verlassen. Dem ungeachtet war doch ein gottseliger Mann, Namens Blasius von Novelli, als Prior daselbst geblieben, und weil er wünschte, die regulirten Beobachtungen der Pflichten daselbst festzusetzen, so fand er kein anderes Mittel, als daß er solches den regulirten Chor-Herren der h. Maria von Frisonaria abtrat. Dieses geschah im J. 1424, und wurde von dem Cardinale Gabriel Soudelmaire, Legaten zu Bologna, bestätigt. Da die frisonarischen Chor-Herren wegen der ungesunden Luft nicht länger daselbst bleiben konnten, so verlegten sie es mit seinen Einkünften in ein Stiechen-Haus in einer von den ferarischen Vorstädten, welches ihnen der Herzog von Ferrara, Nicolas, mit Einwilligung des Papstes Martin V., gab. Im J. 1505 wurde es abgebrochen, als man die Stadt vergrößern und befestigen wollte, und man verlegte es in die Stadt, wo man eine Kirche zu Ehren des h. Johannes des Täufers erbauete, welche von dem Papste Pius V. im J. 1596 zu einer Abtey erhoben wurde. Eugenius IV. gab ihm auch, im J. 1442, oder 1447, das Kloster des h. Lorenz zu Ravenna, welches ebenfalls ein Glied von dieser Congregation gewesen war, und welches mit seinem Haupte einerley Schicksal hatte, indem es gleichfalls abgebrochen wurde, als man diese Stadt befestigte. Die Kleidung dieser Chor-Herren von Cella Volano war, sowohl der Gestalt als Farbe nach, von derjenigen, welche die Chor-Herren von Frisonaria

naria trugen, nicht unterschieden, wie aus den Vereinigungs-Urkunden erhellt: man findet aber nicht, was für Farbe diese Kleidung gehabt hat.

Als die Chor-Herren der h. Maria von Frisonaria im J. 1445 den Titel der regulirten Chor-Herren von St. Salvator im Lateran angenommen hatten, sahe sich ihre Congregation einige Jahre hernach durch die Congregation von Mortara vermehrt, welche mit ihr vereinigt wurde. Sie hatte den Namen von ihrem ersten Kloster angenommen, welches in Mortara, einem Flecken bey Pavia, lag. Dieser Ort war ehemahls, wegen der Gehölze und Waldungen, die ihn umgaben, und wovon er den Namen Schönwald bekommen hatte, sehr angenehm. Nachdem aber der Kaiser, Karl der Große, den König der Longobarden Desiderius überwunden hatte, welcher an diesem Orte sein Königreich und seine Freiheit verlor, so hat er nur den Namen Mortara behalten. Ein frommer aus diesem Orte gebürtiger Mann, der sehr reich war, Namens Adam, dem die Geschichtschreiber den Titel eines Geistlichen beilegen, ließ im J. 1180 auf seinen Gütern eine prächtige Kirche unter dem Namen zum heil. Kreuze bauen, die er anfänglich den Mönchen gab, welche dieselben nur 3 Jahr besaßen, nach welchen die regulirten Chor-Herren sie einnahmen. Sie wurden von Dom Gandulf von Garlasco regiert, welcher einige Zeit darnach starb, und Dom Altrald zum Nachfolger hatte, welcher hernach Erz-Bischof zu Genua ward. Unter seiner Regierung nahm diese Congregation zu, und war so ansehnlich, daß sie 42 Klöster und viele Pfarren besaß. Die Benedictiner hatten seit dem Anfange des 8ten Jahrh. die Kirche zu St. Peter im goldenen Himmel zu Pavia besessen, da Luitprand, König der Longobarden, den Leichnam des heil. Kirchen-Lehrers Augustin hatte hinein legen lassen. Nachdem sie

aber im 13ten Jahrh. einer Verbesserung bedurft hatte, nahm ihnen der Papst Honorius III. im J. 1222, diese Kirche. Er gab sie den regulirten Chor: Herren von der Congregation von Mortara; und weil der Reichnam des h. Augustin's darin lag, so wollte er, daß künftighin dieses Kloster das Haupt ihrer Congregation seyn, und man die General-Capitel daselbst halten sollte. Die regulirten Chor: Herren, welche zu Mortara geblieben waren, wollten ungern darein willigen, daß das Kloster zu St. Peter im goldenen Himmel zum Haupte ihrer Congregation gemacht würde; sie wollten dieses Recht des Vorzuges nach dem Tode des Papstes Honorius behalten. Der Papst Gregorius IX. aber gebot ihnen, im J. 1228, dem Abte zum h. Peter im g. H. als ihrem Haupte zu gehorchen; und auf die Klagen, welche die zu Mortara beständig führten, verordnete er im J. 1238, es sollten die General-Capitel wechselseitig zu Mortara und Pavia gehalten werden. Indessen hat es doch das Ansehen, daß die zu Mortara noch nicht zufriedener gewesen seyn, und daß mit der Zeit die Klöster, welche zu der Congregation von Mortara gehörten, der Gerichtbarkeit des Abtes zu St. P. i. g. H. zu Pavia nicht mehr unterworfen gewesen seyn, sondern das Kloster zu Mortara für ihr Haupt erkannt haben; denn als die Chor: Herren vom Lateran Besitz davon nahmen, und man ihnen im J. 1451 alle Klöster, welche dazu gehörten, bewilliget hatte, war das Kloster zu St. Pet. i. gold. H. nicht mit darunter begriffen, und sie wurden erst im J. 1583 Herren davon, als sie von dem Cardinale Raphael Riario dahin waren berufen worden, um es zu verbessern. Das Kloster zu Mortara hatte mit vielen andern, welche in eine allzugroße Freyheit gefallen waren, einenley Schicksal gehabt, und die Kriege, welche das Mailändische viele Jahre lang beunruhigten, thaten ihm,

sowohl

sowohl im Geistlichen als Weltlichen, viel Schaden. Um das J. 1448 erhielt der P. Raphael Salviati von Calabrien, ein Dominicaner, vermittelt seines Bruders, welcher Ludwig's von San Severino, Herren zu Mortara, Secretair war, auf Empfehlung dieses Herrn, von dem Papste die Propstei zu Mortara, und nahm die Kleidung eines regulirten Chor: Herrn an. Er machte sich das Ansehen seines Bruders zu nütze, und trat in den Genuß vieler Güter, welche diesem Kloster zugehört hatten, und von Weltleuten waren an sie gebracht worden. Er ließ darauf den 10 Apr. eb. dess. J. zu Tortona ein General-Capitel halten, um einige Verbesserung in den dazu gehörigen Klöstern einzuführen. Allein, da Ludwig von San Severino unter der Zeit gestorben war, und Franz Sforzia sich Mortara durch die Gewalt der Waffen bemächtigt hatte, so stand der P. Salviati wegen seiner eigenen Person in Furcht, da er sahe, daß die Einwohner seinen Bruder aus der Stadt gejaget hatten. Er begab sich nach Genua in ein Kloster des h. Theodor's, welches von dieser Congregation abhieng. Die Begierde, die er hatte, wieder in sein Land und in seinen ersten Orden zurück zu kehren, nebst der Furcht, es möchte die Propstei zu Mortara zu einer Commende werden, wie solches die damalige Gewohnheit war, machte, daß er mit den regulirten Chor: Herren vom Lateran Unterhandlung pflog, das Kloster zu Mortara vermittelst eines Jahr-Geldes von 100 Ducaten, mit ihrer Congregation zu vereinigen; welches von dem Papste Nicolas V. durch seine Briefe v. 13 Feb. 1449 gebilliget wurde. Dieser Papst fertigte d. 26 Jul. 1451 noch andere aus, wodurch er ihnen alle Klöster, welche zu dieser Congregation gehörten, bewilligte. Dieses aber hat doch nicht verhindert, daß es nicht einige gegeben hat, welche zu einigen andern Orden übergegangen sind.

Die Congregation von Crescenzo, welche wegen ihres ersten Klosters, das in dem Flecken dieses Namens, 3 Meilen von Mailand lag, so genannt wurde, ist ehemahls ansehnlich gewesen. Dieses Kloster war im J. 1140 erbauet, und die Kirche, unter dem Namen der heil. Jungfrau gewidmet. Der erste Prior war ein edler Mailänder, Namens Otto von Morbi, unter dessen und seiner Nachfolger Regierung die regulirte Zucht so wohl beobachtet wurde, daß dieses Kloster das Haupt von vielen andern ward, die sich mit ihm vereinigten, und eine Congregation ausmachten, welche ihre besondern Satzungen hatte. Die Superioren kamen alle Jahre in einem General-Capitel zusammen, welches in dem Kloster zu Crescenzo gehalten wurde, dessen Einkünfte sich über 15000 Thaler beliefen. Dieses Kloster hatte nur den Titel einer Propstei, und der Cardinal von San Severino besaß es als eine Commende, als er im J. 1502 mit den Chor-Herren vom Lateran Unterhandlung pflog, ihre Verbesserung daselbst einzuführen, indem damahls nur ein einziger Chor-Herr in diesem Kloster war. Er überließ ihnen aber nicht die Einkünfte, die er für sich, und für die eingepfändeten Prioren, die ihm folgen würden, behielt, welches auch 3 Jahr zuvor Anton von Stangi, apostolischer Protonotarius gethan hatte, da er ihnen ebenfalls das Kloster zu St. Georg von Brimate abgetreten hatte, welches ein Glied von dieser Congregation gewesen war, aus welcher zwei Cardinäle, nämlich Thomas und Albin, wie auch viele Bischöfe, gekommen sind.

Die Congregation von Frigidian in Lucca, welche ehemals unter der Regierung des Papstes Alexander II. gedient hatte, die Kirche St. Salvator's im Lateran zu verbessern, hatte endlich im 16ten Jahrh. selbst eine Verbesserung nöthig, und unterwarf sich der vom

Late-

Lateran. Sie hatte den Namen des heil. Frigidian's, Bischofes zu Lucca, angenommen, welcher im J. 566 eine Kirche den heiligen Diakonen, Stephan, Lorenz und Vincenz zu Ehren in dieser Stadt bauen ließ. Er setzte Geistliche hinein, mit denen er, wie man vorzieht, bis an seinen Tod in Gemeinschaft gelebt hat. Nachdem er nun in dieser Kirche war begraben worden, waren die beständigen Wunderwerke, die auf seinem Grabe geschahen, Ursache, daß man dieser Kirche den Namen ihres Stifters gab, den sie bis izt behalten hat. Diese Congregation aber, welche auch von ihm den Namen führte, hat nur erst unter des Papstes Alexander II. Regierung angefangen; denn dieser Papst, der ebenfalls Bischof zu Lucca gewesen war, und die Frömmigkeit der Chor-Herren dieser Kirche kannte, ließ einige davon nach Rom kommen, um die Kirche im Lateran und die zum h. Kreuze von Jerusalem zu verbessern. Die Lateran-Kirche war keines von den Gliedern dieser Congregation; der Papst wollte, sie sollte dem h. Stuhle unmittelbar unterworfen seyn; sie ward das Haupt von einer andern Congregation, welche ausging, als man sie nöthigte, diese Kirche zu verlassen, wie oben gemeldet worden ist. Die Kirche zum heil. Kreuze von Jerusalem in Rom war also die erste, welche mit der Congregation von St. Frigidian in Lucca, nebst dem Kloster der heil. Maria der Neuen, welches ebenfalls in dem Bezirke von Rom lag, und 12 andern Conventualen-Klöstern vereinigt wurde, ohne eine große Anzahl Prioreyen und Pfarren zu rechnen. Als aber im Jahr 1507 der Prior von St. Frigidian in Lucca und seine Religiosen sahen, daß ihre Congregation täglich abnahm, und die meisten von ihren Klöstern zu Commenden gegeben wurden, vereinigten sie sich mit den Chor-Herren von St. Salvator im Lateran, und traten dieser Congregation das Kloster des h. Frig-

P 2

dian's

dian's in Lucca nebst den dazu gehörigen Priorreihen ab, deren 10 an der Zahl waren, unter der Bedingung, daß die vom Lateran, die in dem Kloster zu Lucca wohnen würden, mit ihnen einerley Kleidung tragen sollten, welche in einer schwarzen Kappe mit der Kapuze über den Ueberhang bestand; der alte Prior zu St. Frigidian sollte diese Würde auf seine Lebenszeit behalten, und derjenige, der ihm folgen würde, eben die Vorrechte genießen, welche unter andern darin bestanden, daß sie sich an den hohen Festen des Pontifical-Schmuckes bedienen durften. Es fanden sich auch noch andere Bedingungen dabey, die in der Bulle des Papstes Leo X., welcher diese Vereinigung bestätigte, ausgedruckt sind. Der Papst Lucius II. war in dieser Congregation gewesen; er verordnete, es sollte kein Cardinal den Titel der Kirche zum h. Kreuze von Jerusalem annehmen können, wenn er nicht von den regulirten Chor: Herren der Congregation des h. Frigidian's wäre. Der Papst Innocentius II. hatte eben das wegen des Titels der heil. Maria der Neuen verordnet, welches von den Päpsten Celestin II., Eugenius III., Adrian IV., und Alexander III., bestätigt wurde; und dieses hat vielleicht die nachherigen Päpste genöthigt, diese beyden Kirchen den regulirten Chor: Herren zu nehmen; igt haben sie die Cistercienser und die Mönche von Monte Oliveto inne.

Von den regulirten Chor: Herren vom Lateran in Süd: Preußen, Pohlen und Mähren. Wenn Penot von den regulirten Chor: Herren in Pohlen redet, so sagt er: es schiene, daß zu Benedict XII. Zeiten dieser Orden nicht gar ansehnlich in diesem Königreiche gewesen sey, weil in der Bulle dieses Papstes v. J. 1339 zu der allgemeinen Verbesserung der regulirten Chor: Herren, von allen Pro-

vin:

vinzen in denen es welche gab, geredet, dabey aber keiner einzigen Provinz in Pohlen gedacht wird. Der P. du Moulinet hingegen sagt, auf den Bericht des P. Giacynth Liberi, Propstes bey dem Kloster zum heil. Sacramente, in Krakau, die erste Abtey sey im J. 970 in dem Flecken Tremesse, in dem Kirchsprengel von Gnesen, durch den König Miecislav in Pohlen gestiftet worden. Es würde also dieser Orden eben so alt seyn, als die christliche Religion, weil Miecislav der erste pohlische Fürst war, welcher durch das Licht des Glaubens war erleuchtet worden. Der P. du Moulinet sagt auch noch: er habe von Verona aus Italien regulirte Chor: Herren kommen lassen, er hätte aber das Wort regulirte weggelassen, und bloß hinzusetzen sollen, es hätten diese Chor: Herren in Gemeinschaft gelebt, weil man nur erst im 11ten Jahrh. anfang, von regulirten Chor: Herren zu reden, und die Chor: Herren, welche Miecislav aus Verona hatte kommen lassen, vermuthlich nach denen Regeln lebten, die auf der Kirchen: Versammlung zu Aachen waren vorgeschrieben worden.

Es ist wahr, man weiß nicht die Zeit, da der Chor: Herren Orden in Pohlen eingeführt worden ist; er blüht aber igt daselbst stark. Es giebt mehrere Arten derselben in diesem Königreiche, nämlich: vom Lateran, vom heil. Grabe Prämonstratenser, vom heil. Geiste in Saxia, und von der Buße der Märtyrer. Hier ist nur von den erstern die Rede.

Die Chor: Herren vom Lateran in Süd: Preußen und Pohlen sind in 3 Congregationen oder Provinzen abgetheilt. Die erste und älteste ist die zu Erzmessno oder Tremesse in dem Kirchsprengel von Gnesen. Die oben erwähnte Abtey, die ihr den Namen gegeben hat, ist das Haupt davon. Sie ist sehr edel und reich, ist aber eine Commende, und hat sowohl einige Klöster, als einige Pfarren, unter sich. In

die:

dieser Abtey ruhet der Leichnam des heil. Adelbert, des Märtyrers und Erz-Bischofes zu Gnesen. Die zweite Congregation nennt sich Ezerkenene im Kirch-Sprengel von Posen, und nicht Plozko, wie P. du Moulinet sagt. Die Abtey, welche ihr ebenfalls ihren Nahmen giebt, ist auch eine Commende, und wurde im J. 1704 von Dom Nicolas Nyzyski, Bischof zu Chelm, regulirtem Chor-Herrn von der Congregation zu Krakau, von welcher ich sogleich reden werde, besessen. Dieser Prälat wurde zu diesem Bisthume und zu dieser Abtey von dem Könige in Pohlen Sobieski ernannt, und diese Abtey hat auch einige Klöster, welche dazu gehören. Die dritte Congregation ist die von Krakau, welche den Dom Martin Kloezyński, beyder Rechte Doctor, für ihren Stifter erkennt, welcher Propst zu Krakau war, und dieser Congregation große Güter gegeben hat. Sie wird von einem Kloster-Propste regiert, welcher den Titel eines Generales der regulirten Chor-Herrn in dem Königreiche Pohlen und dem Groß-Herzogthume Litauen annimmt. Diese Propsten giebt den beyden obgenannten Abteyen in Süd-Preußen an Würde nichts nach. Sie hat so gar noch mehr Vorrechte, weil sie das Wahl-Recht erhalten hat, welches die andern verloren haben. Diese Congregation sollte vielmehr die casimirische genannt werden, weil ihr vornehmstes Kloster in Casimir liegt, welches eine von denen vier Städten ist, welche Krakau theilen, von der sie nur durch die Weichsel abgesondert ist. Dieses Kloster wurde von dem Könige Ladislaw II. im J. 1402 unter dem Titel des heil. Sacramentes gestiftet; daher haben auch diese Chor-Herrn einen Kelch mit einer Hostie darüber zum Wapen. Es giebt noch 5 andere Klöster in Pohlen, welche dazu gehören, und viele in Litauen, wovon die vornehmsten das zu Wilna, welches sehr prächtig, und von dem

dem Groß-Feldherrn von Litauen, Michael Pak, gebauet ist, und das zu Bichu, sind, welches Karl Rotievicz, gleichfalls Groß-Feldherr dieses Herzogthumes, erbauet hat.

Die Kleidung dieser Chor-Herrn, (Sig. 3913 D), besteht in einem weißen Leib-Rocke, nebst einer Art von leinen Ober-Röckchen ohne Aermel, in Gestalt eines Scapulieres, welches bis auf die Hüften geht, wo es sich erweitert und den ganzen Leib umgiebt. Ueber dieses Röckchen, welches Sarracium heißt, legen sie ein schwarzes Mäntelchen, welches bis auf die Knie geht, nach Art der römischen Prälaten, und bey öffentlichen Handlungen in Krakau bedienen sie sich eines Ueberhanges, den sie über das Sarracium anlegen, nebst einer schwarzen Mozetta, oder solchem Bischofs-Mäntelchen. In andern Orten nehmen sie, anstatt des Ueberhanges, ein Rocchette. Es kann seyn, daß sie ehemahls eine Koge oder ein Almutium auf den Schultern getragen haben, wie aus der Abbildung einer Kleidung erhellt, die P. du Moulinet von einem solchen Chor-Herrn nach dem Berichte solcher Personen, wie er sagt, die in diesem Lande gereiset sind, erteilt hat, und zwar um so mehr, weil Penot sagt, es trügen die aus dem Kloster zum h. Sacramente in Krakau Ueberhänge und violette Kogen; sie haben aber vielleicht diese Kleidung abgelegt, und die oben beschriebene angenommen.

Die Congregation von Allerheiligen zu Olmütz in Mähren, wurde im Anfange des 16ten Jahrh. gestiftet, und das Kloster zu Allerheil. in Olmütz, welches das Haupt derselben ist, wurde von den regulirten Chor-Herrn auf die Ruinen des Klosters zu Langstron gegründet, welches von den Ketzern kurz vorher, ehe der Papst Alexander VI. im J. 1492 zu der päpstlichen Regierung kam, war zerstört worden.

Johann Stiakofa, welcher der erste Propst darin war, und die andern Chor:Herren, ließen es auf ihre eigene Kosten erbauen. Nachdem solches gebauet war, vereinigten sich die Propsten Stemberg und einige andere Klöster mit einander, und erkannten das zu Olmütz für ihr Haupt, welches von dem Papste gebilliget wurde, der diesen Chor:Herren den Titel der regulirten Chor:Herren vom Lateran, und die Privilegien, welche die in Italien genießen, zugestand. Er befreiete sie von der Gerichtbarkeit der Ordinarien, und nahm sie unter den unmittelbaren Schuß des apostolischen Stuhles. Der König Bladislav ertheilte ihnen viele Privilegien, und nahm sie auch im J. 1510 unter seinen Schuß. Der Propst zu Olmütz bedient sich der Pontifical:Kleidung, und hat unter den mährischen Ständen Sitz und Stimme. Der Propst zu Stemberg bedient sich ebenfalls der Mütze und des Stabes. Es scheint aber, daß diese Congregation nicht mehr besteht, weil die regulirten Chor:Herren zu Stemberg, und aus einigen andern Klöstern von der olmüzer Congregation, vielmahl ihre Zuflucht zu den regulirten Chor:Herren in Pohlen genommen haben, um sie zu regieren, und der Bischof zu Chelm, welcher noch im J. 1704 lebte, Propst zu Stemberg gewesen ist, ob er gleich regulirter Chor:Herr von der krakausischen Congregation war. Der Propst aus dem Kloster zu Olmütz war vordem General der Congregation dieses Namens, als sie noch bestand.

Von den regulirten Chor:Frauen, oder Canonissinnen vom Lateran. Die Chor:Frauen waren nicht eher, als im 8ten Jahrh. bekannt, weil die in Deutschland im J. 742 gehaltene Kirchen:Versammlung verordnete, es sollten die Religiosen und Religiosinnen sich nach der Regel des heil. Benedict's richten;

richten, was das Verhalten in ihren Sitten, und die Verwaltung der Klöster und Hospitäler beträfe. Denn um diese Zeit fand man kein Kloster, weder von Mönchen noch Nonnen, welches nicht ein Hospital hatte, entweder die Pilger darin aufzunehmen, oder für die armen Kranken Sorge zu tragen. Die Chor:Herren konnten die Chor:Frauen nicht von ihren Verbindlichkeiten unterrichten, weil sie selbst die Canones nicht kannten, und nur den Namen der Canonicorum führten. Daher ließ der Kaiser Ludwig der Gütige, nachdem er im J. 816 zu Aachen eine Kirchen:Versammlung gehalten hatte, von dem Diaconus Amalarius Regeln für diese Chor:Herren und Chor:Frauen aufsetzen, damit er sie zu einem regelmäßigen Leben zurück führen möchte. Man erkannte sie nicht für Kinder des heil. Augustin's, denn in diesen beyden Regeln gedenkt man dieses Heiligen nicht, vielmehr ist der Chor:Frauen ihre aus den Schriften des h. Hieronymus, des h. Cyprian's, des h. Arhanasius, und des h. Casarius gezogen, und es wird darin von der Regel, welche der heil. Augustin den Kloster:Frauen zu Hippon gegeben hatte, und man den Canonissinnen nicht vorlegte, nicht geredet. Weil man in derjenigen, die ihnen die Kirchen:Versammlung zu Aachen vorschrieb, erlaubte, ihr Vermögen zu behalten, nur daß sie solches durch eine öffentliche Urkunde einem Anverwandten oder Freunde zu verwalten, und ihre Rechte vor Gerichte zu vertheidigen, auftragen mußten, und man ihnen auch erlaubte, Bediente zu haben, so wurde dieser Mißbrauch auf der Kirchen:Versammlung zu Rom, worin der Papst Nicolaus II. den Voratz hatte, im J. 1060 verdammet, indem solches niemahls einigen Religiosen, von der Apostel Zeiten an, bis auf Ludwig den Gütigen, welcher die Kirchen:Versammlung zu Aachen hatte halten lassen, erlaubt gewesen war.

Die Kirchen: Versammlung zu Rom erkannte, daß bis auf dieses 1060ste Jahr dergleichen Canonissinnen an keinem Orte in Asia, Afrika und Europa gewesen seyn, außer in einem kleinen Winkel von Deutschland, und sagt, es sey gewiß, daß alle Kloster: Frauen, an was für einem Orte sie auch wären, keine andere Regel gehabt hätten, als die Regel des heil. Benedict's. Indessen hat es doch allezeit Kloster: Frauen in Asia gegeben, welche der Regel des h. Basilius gefolgt sind. Es gab deren sogar in den Abendländern zu den Zeiten der Kirchen: Versammlung, und hatte deren gegeben, welche einer andern Regel folgten; es ist aber auch wahr, daß die Klöster, welche sich zu der Regel des heil. Benedict's bekannten, in größerer Anzahl waren, und vermuthlich nahm die Kirchen: Versammlung den größten Theil für das Ganze; denn es gab wirklich in einigen italiänischen Provinzen nur Benedictinerinnen; und die Kirchen: Versammlung, welche im J. 855 zu Pavia unter dem Kaiser Ludwig, Pothar's Sohne, gehalten wurde, ließ nur zwei Regeln zu, nämlich die Regel des h. Benedict's für die Mönche und Nonnen, und die Canones für die Chor: Herren; von den Canonissinnen aber redet sie nicht, ob es gleich schon damals solche gegeben hat.

Penot will das Alterthum dieser Chor: Frauen bis auf die Zeit der ersten Kirche hinauf führen, so wie der regulirten Chor: Herren ihres, und sagt: es wären beyde von der Zeit an, oder wenigstens von Augustin's Zeiten, durch ihre weißen Kleider von den Mönchen unterschieden gewesen, und führt zum Beweise dessen, was er vorgiebt, die Regel dieses Heiligen an, welcher seinen Kloster: Frauen befiehlt, ihre Kleider von den Tuch: Wälkern waschen zu lassen, oder sie selbst zu waschen. Allein, dieser Beweis ist nicht überzeugend; denn außerdem, daß man allerley Zeuge, von was für Farbe sie auch seyn, zu den Tuch: Wälkern bringt,

bringt, um sie zu waschen, und fester und dichter zu machen, und wir noch heutiges Tages regulirte Chor: Herren und Chor: Frauen sehen, die in verschiedene Farben gekleidet sind, so bemerken die Geschichten dieser Kirchen: Versammlung zu Aachen ausdrücklich, daß die Kleidung der Chor: Frauen schwarz gewesen ist. Die Benedictinerinnen aus der Abtey St. Peter's zu Rheims, aus Montmartre bey Paris, aus Kaintes, der heil. Dreieinigkeit zu Caens, und einigen andern, würden sich mit dem größten Rechte haben Chor: Frauen nennen können, wenn man auf die Farbe und Gestalt ihrer Kleider hätte Acht geben wollen; denn sie haben weiße Kleider mit Ueberhängen getragen, bis sie verbessert wurden, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts. Die zu Rheims wohnten sogar nebst den Chor: Herren aus der Haupt: Kirche den öffentlichen Umgängen bey, und machten für sich eine Reihe, und die Kloster: Frauen eine andere; und ohne eine große Anzahl Benedictinerinnen anzuführen, welche weiße Kleider, oder auch schwarze mit Ueberhängen, getragen haben, so findet man noch den Orden von Font: Evraud oder Ebrals: Brunn, wo die Kloster: Frauen weiß gekleidet sind, und Ueberhänge oder leinene Röckchen, Rochette genannt, tragen, und in den Congregationen von Monte Oliveto, Monte Vergine und der Camaldulenser, kleiden sich die Religiosen ebenfalls weiß, ob sie gleich unter der Regel des heil. Benedict's stehen.

Hieraus erhellt also, daß die Einführung der Chor: Frauen nur erst zu Ende des 8ten, oder im Anfange des 9ten Jahrh. zu sehen sey; und obgleich die Chor: Herren den Nahmen der regulirten und den Titel der Kinder des heil. Augustin's um das Ende des 11ten Jahrh. angenommen haben, als man sie zu der Entfagung alles Eigenthumes verbunden hatte, so scheint es doch, daß die Chor: Frauen nur erst in der Mitte des

des 12ten Jahrh. der Regel dieses Heiligen unterworfen worden seyn, weil die zweyte lateranische Kirchen-Versammlung, die im J. 1139 unter dem Papste Innocentius II. gehalten wurde, den Kloster-Frauen verbietet, in abgesonderten Häusern zu wohnen, unter dem Vorwande der Gast-Freyheit, als welches der Regel des heil. Basilus, des heil. Benedict's und des heil. Augustin's zuwider wäre; und die Kirchen-Versammlung zu Rheims, unter dem Papste Eugenius III., im J. 1148, verbindet die Chor-Frauen, welche unter der Regel des heil. Augustin's leben, allem Eigenthume zu entsagen. Bey Gelegenheit dieser beyden Kirchen-Versammlungen, sagt der P. Thomassin: es könnte wohl seyn, daß dieses eben die Chor-Frauen von der aachener Kirchen-Versammlung wären, deren ärgerliche Unordnungen die Päpste und Kirchen-Versammlungen endlich nöthigten, ihnen eine Verbesserung vorzuschreiben, welche sie zu regulirten Chor-Frauen machte, und sie nöthigte, allem Eigenthume zu entsagen.

Weil in eben der Zeit Congregationen von regulirten Chor-Herren entstanden, welche, um sich in der Beobachtung ihrer Pflichten zu erhalten, Verordnungen und Satzungen aufsetzten, so scheint es, daß auch einige Chor-Frauen sich ihrer Führung unterworfen und eben die Verordnungen angenommen haben. Die Chor-Herren von der Congregation vom Lateran hatten sich das Gesetz aufgelegt, sich nicht in die Regierung der Kloster-Frauen zu mengen, und die Führung derselben nicht zu übernehmen; dem ungeachtet aber konnten sie doch dem Anhalten der Päpste und Fürsten, welche Klöster für Chor-Frauen stifteten, nicht widerstehen. Es giebt deren ungefähr 30, welche Aebten von dieser Congregation unterworfen sind, wovon die meisten ansehnlich sind. In dem zur heil. Maria vom Sterne in Spoleto, giebt es ge-

mein-

meiniglich 100 Chor-Frauen. Der Leichnam der sel. Maria wird in dem Kloster zu St. Matthäus in eben der Stadt unverweset erhalten. Der Leichnam der sel. Euphrosina wird zu Vicenza in einem Kloster der Chor-Frauen verehret. Die Mutter, Baptista Benace, eine Kloster-Frau aus dem Kloster der h. Maria der Gnaden, hat viele gottselige Werke herausgegeben, die in 4 Bänden zu Verona und Venedig gedruckt worden. Es gab ehemahls eine noch größere Anzahl von diesen Klöstern, welche unter dieser Congregation standen, und von den regulirten Chor-Herren waren aufgegeben worden, als: das Kloster zum heil. Geiste in Rom, welches izt unter dem Schutze des Königes von Frankreich steht; es war dem Abte zu Unserer lieben Frau des Friedens in eben der Stadt unterworfen, welcher die Führung desselben dem Cardinal-Vicarius im J. 1606 übergab. Die Chor-Frauen vom Lateran sind in weißer Serge gekleidet, nebst einem leinenen Röckchen oder Rocchetto darüber, und über solches nehmen sie noch einen Ueberhang, wenn sie dem Chor-Dienste beywohnen.

Fig. 3913 1). Regulirte Chor-Frau vom Lateran, in ordentlicher Kleidung.

Fig. 3913 2). Dieselbe im Chor-Kleide, des Sommers.

Fig. 3913 3). Dieselbe im Chor-Kleide des Winters.

Die Congregation von Wendesheim in Flandern hat auch viele Klöster von Chor-Frauen, die eben so gekleidet sind. Es giebt auch Chor-Frauen in Frankreich, die von keiner Congregation sind, als: zu St. Stephan in Rheims, zu Unserer lieben Frau vom Siege zu Picpus bey Paris, zur heil. Perine de la Vilette, und an vielen andern Orten, welche mit den Chor-Frauen vom Lateran einerley Kleidung haben, so wie auch die in Spanien; und wenn einiger Unterschied darunter ist, so besteht solcher nur in den Ärmeln des Rockes und des Rocchetto,

die

die entweder weiter oder enger sind; und die meisten von diesen Chor-Frauen tragen auch bey Ceremonien und des Winters im Chore einen großen schwarzen Mantel. In Languedoc und in Guienne giebt es Chor-Frauen, welche schwarz gekleidet gehen, nebst einem Bande oder einer Binde von weißer Leinwand, 4 Finger breit, die sie als eine Schärpe oder als ein Behr-Gehent tragen. Sie dient ihnen auch zum Chor-Kleide; es giebt aber noch einige, welche noch einen Ueberhang übernehmen, wenn sie dahin gehen. Endlich so giebt es auch viele, die ganz verschiedene Kleider haben.

Man darf sich nicht wundern, daß man diese Chor-Frauen im Rocchetto und Ueberhänge und sogar mit einer leinenen Binde, sieht, weil diese Mädchen, Ueberhänge und Binden, bey ihrem Ursprunge, und ehe man sie abgefärzt und eingezogen hat, eine Alba oder eine Art von Chor-Hemde waren, welche allerley Leute beyderley Geschlechts, und auch sogar die Laten, trugen. Man muß sich aber wundern, wenn man sieht, daß einige Chor-Frauen Kogen genommen haben, weil sich vordem nur Mannspersonen derselben bedienten, ihre Häupter zu bedecken, und die Kloster-Frauen beständig Weibel zu diesem Gebrauche gehabt haben. Dergleichen Chor-Frauen mit Kogen sind wirklich selten. Die Prämonstratenserinnen in einigen Provinzen tragen solche, und man findet nur die Chor-Frauen der Abtey Chaillot bey Paris, unter denen, die sich bloß und schlechtweg Chor-Frauen nennen, welche sie nachgeahmet haben, nur mit dem Unterschiede, daß die Kogen der Prämonstratenserinnen weiß, der Chor-Frauen von Chaillot ihre aber schwarz mit weiß gesteckt sind; Fig. 3913 F. Sie setzten sich anfanglich im J. 1647 zu Nanterre. Es waren Kloster-Frauen von St. Stephan aus Rheims, aus denen auch die zu Nicpus gekommen sind. Da aber nicht lange darnach die bürgerlichen Kriege entstanden, so war diese anwachsende Gemeinschaft genöthigt, sich näher nach Paris zu ziehen, und ihre Wohnung zu Chaillot zu nehmen, welche als eine von den Vorstädten dieser großen Stadt anzusehen ist, und auch wirklich die Vorstadt de la Conference genannt wird.

Later:

Laterne, (die) Diminut. das Laternchen, Oberd. Laternlein.

1. Eigentlich, ein Behältniß, dessen Wände aus einer durchscheinenden Materie verfertigt sind, das darein gesetzte brennende Licht vor dem Winde und Regen zu verwahren; wovon in gegenwärtigem Artikel gehandelt wird.

2. Figürlich, wegen einiger Ähnlichkeit in der äußern Gestalt.

1) Ein blecherner Aufsatz auf einer Feuer-Mauer, welcher an den Seiten mit verschiedenen Oeffnungen, oben aber mit einem spitzigen Dache versehen ist, und verhindert, daß der widrige Wind den Rauch nicht zurück treibe.

2) Ein kleines auf allen Seiten offenes Thürmchen, welches bisweilen über die Oeffnungen der Kuppeln gesetzt wird, um das Einsallen des Regens etwas abzuhalten. Siehe im LVI Th., S. 560. Es scheint, daß die Alten schon bisweilen die Oeffnungen der Kuppeln mit Laternen bedeckt haben, deren, nach der Meinung einiger Ausleger, Vitruvius unter dem Nahmen Tholus gedenkt. Nach andern aber, denen auch Winkelmann beistimmt, wurde dieser Nahme der Kuppel selbst gegeben; und man findet kein altes Gebäude, wo über der Kuppel eine Laterne stande. In der That scheint sie doch der einfachen Größe der Kuppel etwas zu benehmen. Widrig ist es einem an die Einfalt gewohnten Auge, wenn so viel neue Bau-Meister an die Pfeiler der Laterne gerollte Stützen ansetzen; eine in allen Absichten gothische Erfindung!

Mit eben dieser Benennung belegt man auch einen mit Glas-Fenstern versehenen hölzernen Verschlag, welcher oben auf dem Gipfel eines Umganges von einem Schlaf-Gemache, oder einer mit zwey Reihen Läden besetzten Galerie angebracht ist, dieselbe

be zu erleuchten, wie dergleichen an der Börse in London zu sehen ist.

Ferner nennt man Laterne, ein Thürmchen, welches über eine Platte-forme oder Terrasse erhöht ist, die zur Bedeckung der Haube oder runden Kappe von einer Treppe dient, auf welcher man da hinauf kommen kann; dergleichen in allen warmen Ländern geschieht, wo die Terrassen, oder, wie wir sie im Deutschen nennen, die Altane zu Dächern der Häuser dienen.

3) In der Mechanik, besonders aber in dem Mühlen-Baue, ist die Laterne ein aus zwey Scheiben zusammengesetztes Getriebe, welches, an statt der Rämme, cylindrische Stöcke hat, und auch der Drehling, Dreyling, Trilling, genannt wird. Siehe im XVIII Th. S. 23.

4) In einer Kirche, ein Stuhl oder kleiner Verschlag von Tischler-Arbeit, der entweder mit Glas-Fenstern oder Gittern verwahrt ist, und zu einem Betstübchen dient, um darin mit desto weniger Zerstreuung seine Andacht zu haben.

5) Ein kleiner Sitz oder Verschlag in einem hohen Gerichts-Saale, wie z. B. in den ehemahligen französischen Parlements-Kammern, darin die Abgesandten, oder andere vornehme Standes-Personen, den Verhören beywohnen können, ohne gesehen zu werden; ein Horch- oder Lausch-Stübchen; L. Auditorium; Fr. Ecoute, Lanterne.

Ital. Lanterna, Fr. Lanterne, Engl. Lantern, alle von dem Lat. Laterna. Das Letztere leitet man gemeinlich von latere ab, weil das Licht in einer Laterne gleichsam verborgen ist. Allein, da sowohl ein Leuchter, als eine Laterne, im Angels. Lecht ern, Lihtern, genannt wird, von Arn, Ern, ein Ort, Platz, überhaupt, so ist, wie schon Thre angemerkt hat, sehr wahrscheinlich, daß auch das Lateinische aus eben dieser alten celtischen Quelle herstamme. Denn daß in dem Worte Licht, der Hauch-Laut nicht

nicht wesentlich ist, läßt sich sehr leicht beweisen. Auf ähnliche Art brauchen Nothker und Willer am das Wort Liehtfaz, eine Laterne, Lampe oder einen Leuchter zu bezeichnen. Uebrigens wird eine Laterne im gemeinen Leben auch eine Leuchte genannt.

Die Laternen, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, sind ein, von Eisen- oder Messing-Blech, auch wohl von Holz, rund oder eckig gemachtes Behältniß, worein ein oder mehrere Scheiben oder Wände von Glas, Horn, Marien-Glas, Schwein-Blase, Papier, oder einer andern durchsichtigen Materie, eingesetzt sind, damit ein darein gesetztes Licht durchleuchte, und weder Wind noch Regen solches auslösche. Sie bestehen aus Seiten, auf deren einen eine Thür angebracht ist; einem Boden, worin eine oder mehrere Dillen zum Lichte befindlich sind, und einem Deckel mit Oeffnungen, wodurch sich der Dampf vom Lichte ziehen kann.

Die Erfindung der Laternen, geht in das höchste Alterthum zurück, und wahrscheinlich haben die Reisen, die man in heißen Ländern, um der Sonnen-Hitze auszuweichen, mehr des Nachts bey Fackeln unternahm, zu ihrer Erfindung die erste Veranlassung gegeben. Man fand nämlich, daß die Fackeln zuweilen vom Winde ausgelöscht wurden; um dieses zu verhüten, wählte man, statt ihrer, eine Lampe, oder Kerze, die man mit einer durchsichtigen Einfassung umgab, damit der Wind nicht mehr das Licht auslöschen konnte. Clemens Alexandrinus (*) schreibt ihre Erfindung den Aegyptern zu. Unter den Griechen gedenkt Hippokrates (um 3600) der Laternen; und Alexander der Große (3648) soll sie zuerst in Griechenland eingeführt, oder ihren Gebrauch gemein-

(*) Clem. Alexandr. Strom. I. p. 20.

meiner gemacht haben. Er bediente sich ihrer, wenn er sein Kriegs-Heer des Nachts marschieren ließ, wo bey ihm die Fackeln nicht zweckmäßig schienen, indem sie theils vom Winde ausgelöscht werden, theils den Marsch allzu leicht dem Feinde verrathen konnten. Aus eben diesen Gründen führte sie auch Julius Cäsar bey den Römern ein. Die ersten Laternen bestanden aus einem eisernen oder blechernen Rahmen, der mit einer gut zubereiteten und dünn geschabten Thier-Haut überzogen war, wodurch sie durchsichtig ward. Aus solchen Laternen wußten die Alten mit leichter Mühe Kriegs- oder Blend-Laternen zu machen, die nur von Einer Seite Licht gaben; die zubereiteten Häute wurden nämlich auf drey Seiten der Laterne schwarz gefärbt, daher das Licht hier nicht durchscheinen konnte; aber diejenige Haut, welche die vierte Seite der Laterne bedeckte, wurde weiß gelassen, damit das Licht durchschimmerte. Julius Africanus, der im J. 221 nach Chr. Geb. berühmt war, beschreibt schon eine solche Blend-Laterne (*); es ist also falsch, wenn Jo. Cinnamus ihre Erfindung erst dem griechischen Kaiser Emanuel Comnenus, der von 1143 bis 1180 regierte, zuschreibt (**). Auch nahm man, an statt der Thier-Häute, dünne Horn-Tafeln; und Plautus, der 3800 n. Erb. d. W. starb, gedenkt schon der Horn-Laternen, welches auch Olympiodorus (***) und Martialis (†) thun. Hofmann (††) wundert sich daher, daß der Engländer

(*) J. J. Hofmanni Lex. univ. Contin. (Basil. 1683) To. I. P. 983.

(**) Jo. Cinnami Epitome rerum praeclare gestar. Emanue-
lis Comneni, L. 5, n. 2.

(***) Olympiodorus in 4 Meteorol. περὶ 49.

(†) Martialis. L. 14. epigr. 61. (††) Ann. ang. O.

der Jo. Vsser diese Erfindung dem Könige der Angelsachsen, Alfred, der 871 n. Chr. Geb. zur Regierung kam, zuschreibt. Die Chineser haben ordentliche Manufacturen, worin Horn-Laternen verfertigt werden; sie nehmen bloß die weißen Hörner von Ziegen und Hammeln dazu, und wissen das Horn sehr künstlich zu löthen. Wie die Chineser Laternen von Horn, sowohl von platten Horn-Tafeln, als auch die großen kugelförmigen Laternen oder Ballons machen, habe ich im XXV Th. S. 248, fgg. beschrieben. Martialis, der um das J. 100 nach C. G. lebte, gedenkt auch der Laternen, die aus den Blasen der Thiere gemacht wurden. Nachher erfand man Laternen, wozu man Frauen-Eis (Marien-Glas), auch in Oehl getränktes Papier nahm; und zuletzt kamen die Glas-Laternen auf, deren der Engländer Aldhelmus, der um 680 n. C. G. lebte, in einem Gedichte gedenkt, welches Carl du Fresne anführt.

Man kann die Laternen überhaupt in die stehenden, und in die beweglichen, einteilen. Von diesen bedient man sich am süglichsten der festen Licht-Nahrungen; und bey jenen, der Oehle. Zu den beweglichen gehören alle Hand- und Haus-Laternen; zu den festen hingegen die Gassen- oder Straßen-Laternen, wie auch die Zauber-Laterne.

Die Hand-Laternen können zum Theil von andern Personen vorgetragen werden, wenn man im Finstern ausgeht; oder man kann sie ohne große Beschwerde bey sich führen, und sich selbst auf finstern Wegen leuchten. Der Gebrauch der hölzernen Laternen, deren unten, S. 368, bey Gelegenheit der Stall-Laternen, wieder Erwähnung geschehen wird, ist, sowohl auf dem Lande, als auch in Städten, verbrothen.

Nach dem Kön. preuss. Reglement für das platte Land, v. 18 Jan. 1772, sollen alle hölzerne La-

ternen schlechterdings abgeschaffet, hingegen blecherne Laternen, welche entweder mit Glas oder Horn ausgefetzt, oder auch ganz von durchlöcheritem Blech verfertigt sind, von einem jeden Haus-Wirthe angeschaffet und gebraucht werden; der Land-Rath eines jeden Kreises aber soll eine genaue Visitation ausstellen, und nicht nur die noch etwa vorhandenen hölzernen Laternen sogleich wegnehmen lassen, sondern auch die Uebertreter mit 1 Rthlr. bestrafen, auch allenfalls dergleichen blecherne Laternen selbst ankaufen, solche dem kiederslichen Wirthe durch den Polizey-Reiter zuschicken, und das Geld dafür executivisch beytreiben lassen.

In Ansehung der hölzernen Laternen, mit deren Verfertigung und Verkauf sich insonderheit einige Soldaten abzugeben pflegten, wurde in Berlin folgende Polizey-Berordnung wiederholtend bekannt gemacht:

Den hiesigen Einwohnern, welche sich mit Anfertigung und Verkauf hölzerner Laternen abgeben, wird solches, weil sie sehr leicht in Brand gerathen und gefährlich werden können, hierdurch wiederholtend bey der gesetzlichen Strafe von 5 Rthlr., und Confiscation der Laternen, untersagt, welches in Ansehung der Garnison, von E. Kön. hochlöbl. Gouvernement ebenfalls geschehen ist. Uebrigens sollen die Käufer solcher Laternen, im Uebertretungs-Falle, mit dieser Strafe gleichfalls belegt werden. Berlin, d. 5 Jan. 1793.

v. Eisenhart.

Kön. Preuß. Polizey-Directorium
hiesiger Residenzien.

Eine große blecherne Hand-Laterne, mit einer unten an derselben befindlichen Stange, Stocke, oder langen Stiele, woran sie in der Höhe vorgetragen wird, wird eine Strangen-Laterne, Stock-Lat.

Laterne, oder Stock-Leuchte, Nieders. Stockluchte, Fr. Falot, genannt.

Eine andere, des Mißbrauches wegen aber an einigen Orten verbotene, Art von blechernen Hand-Laternen, welche nur eine einzige, meistens runde, mit einem erhabenen (converen) Glase versehene Oeffnung haben, vermittelst deren man alles sieht, ohne selbst gesehen zu werden, werden Blenden, oder Blend-Laternen, L. Laternae lurdae, genannt. Man kann dieselben mit einer Thüre zumachen, und damit das Licht verbergen; wenn aber solches offen ist, kann derjenige, welcher sie trägt, alles, was er verlangt, sehen, ohne selbst erkannt zu werden. Bey einigen steht das Licht in einem Einschieber, den man umdrehen, und das Glas hierdurch bedecken kann, so daß das Licht nicht zu sehen ist. Weil diese Laternen den Dieben vortheilhaft sind, so werden sie auch Diebes-Laternen genannt.

Man hat auch Blend-Laternen mit einer Lampe, welche, weil sie einen hellen Strahl eine ganze Straße oder Gasse lang werfen, Wurf-Laternen genannt werden, und zugleich Blend-Laternen sind, weil derjenige, dem man damit in die Augen leuchtet, eine Weile stille stehen muß, und, wegen verblendeter Augen, nicht aus der Stelle gehen kann; Fig. 3914. In die Laterne AB, wird die Röhre CD gelöthet, in welche eine andere, EF, geschoben wird; in diese setzt man ein auf beyden Seiten convexes Glas, EF, dessen Diameter der Convexität ungefähr 1 Fuß, auch größer oder kleiner seyn kann, nachdem nämlich die Laterne groß ist. Der Röhre CD gegenüber, bringt man einen Hohl-Spiegel HI an, dessen Diameter der Concavität ungefähr 5 Zoll, mehr oder weniger, nach der Größe der Laterne, hat; es muß aber dieser also geordnet werden, daß man ihn, wenn es nöthig ist, und die Kapsel K hinweg ge-

than ist, heraus nehmen könne. In dem foco des Spiegels steht das Lampen-Licht L, und die Röhre EF wird, mit dem Glase, so weit ausgezogen, bis das Licht die begehrte Distanz erreicht hat; denn wenn das Lampen-Licht L in den focum des Hohl-Spiegels gestellet wird, so sind die Strahlen nach ihrer Reflexion parallel. Will man verschiedene Dörfer, als z. B. mehrere Straßen oder Gassen, zur Nachtzeit erleuchten, so hat man mehrere Röhren mit Gläsern, auch mehrere Concav-Spiegel, nöthig.

Insgemein haben diese Laternen hinten einen Hohl-Spiegel, vorn aber vor dem Lichte ein Plan-Conver-Glas, aus 2 oder 3 Zoll geschliffen, welche, wenn das Licht im foco des Spiegels steht, den Strahl sehr weit werfen, daß man auf 50 und mehr Schritt alles erleuchten, auch wohl dabey lesen kann. Leutmann (*) hat eine gemeine, sogenannte Stock-Laterne, Fig. 3915 ^{a)} und ^{b)}, dazu eingerichtet, so daß er vor das vorderste Glas inwendig ein fein hoch geschliffenes Polyedrum, welches auf der andern Seite conver geschliffen ist, mit einer Einfassung und Stiel, mitten an das Glas hat setzen und wieder wegnehmen können, indem es unten eingeschraubt wird. Die convexe Seite dieses Polyedri hat er dem Lichte zugekehrt. Hinter die hinterste Scheibe hat er ein terminirtes Plan-Conver-Glas B eben also eingeschraubt, daß die plane Seite dicht an der Glas-Scheibe anliegt; die terminirte Seite aber, damit sie nicht Schaden leide, hat er in ein hohl getriebenes verzinnnes Blech eingefittet, und sich dieser, an der Kutsche befestigten Laterne, bey nächtlichen Reisen, mit großer Bequemlichkeit bedient, so, daß es also zugleich eine Reise-Laterne und Kutsch-Laterne ist.

Eine

(*) S. Dessen Anmerkungen vom Glaschleifen, (Halle, 1738, 2.) S. 65.

Eine fast ähnliche Einrichtung hat die sogenannte Post-Laterne, d. i. eine Laterne, in Gestalt eines Fäßchens, welches der Länge nach liegt, so daß der Rauch des Lichtes aus dem Zapfen-Loche fahren kann. Der eine Boden des Fäßchens ist mit einem Hohl-Spiegel bedeckt, und der andere ist von Glas; in der Mitte wird das Licht eingesteckt.

Von Laternen, als einem Theile der Feuer-Geräthe, s. im XIII Th. S. 76.

Vom Gebrauche der Laternen zu Kriegs-Signalen, s. im LIII Th. S. 303, f.

Wasser-Laterne, oder Laterne, mit einem bey Nacht unter dem Wasser eines Flusses oder Sees brennenden Lichte, um solchergestalt die Fische durch den Schein in ein bequemes Verhältniß zu locken. Unter denen Fragen, welche die königl. schwedische Akademie der Wissenschaften im J. 1740 zur Auflösung vorgelegt hatte, war auch folgende: Wie eine Laterne zu zubereiten ist, daß in ihr das Licht bey Nacht unter dem Wasser in einem Teiche brennen, und also mit seinem Scheine die Fische in ein Netz locken kann? Diese Frage hat Hr. Nic. Seeländer, zu Hannover, folgender Massen beantwortet und aufgelöst (*).

„Es ist in der That eine schwere Sache, daß man das Feuer lange Zeit unter dem Wasser in seiner Kraft behalte, da es aus Mangel der Luft, natürlicher Weise, bald erlöschen muß. Die Feuerwerker-Kunst schafft zwar, durch Hülfe des Schwefels, Salpeters, Camphers, Stein-Dehls, u. s. f. ein Feuer in und unter dem Wasser, aber nur eine kurze Zeit; denn wenn die Hitze dieser geschwinde brennenden Sachen

3 4

vor:

(*) Im 1 B. der Hamburg. vermischten Bibliothek, (Hamb. 1743, 8.) S. 286, 289.

vorben ist, hat des Feuers Schein ein Ende. Damit man eine stets brennende Leuchte in der Tiefe unter dem Wasser erhalte, ist dies das einzige Mittel, daß man solche mit Luft versehe, damit die Flamme nicht ersticke. Ich will einen Vorschlag geben, wie solches zu bewerkstelligen sey. Man mache eine achteckige Leuchte aus Holz, in den Säulen derselben schiebe man die Gläser in die Fugen ein, und vermache solche aufs sorgfältigste mit Kitt von ungelöschtem Kalk, Firniß und Eyweiß. An einer Seite mache man die Thür, wodurch die Lampe versorget werde; solcher Thüre Fugen bestreiche man von aussen mit dickem Theer, damit das Wasser nicht hinein dringe. Die Lampe versehe man mit drey Löchten, und hänge solche an eine Kette mit Wirbeln. Alle Wände innerhalb der Leuchte versehe man mit geflochtenem Draht, damit das Glas vor dem Schwung der Lampe gesichert sey. Den baumwollenen Docht in der Lampe nehe man mit Campher- und Peter-Dehle, oder Thran, ein. Das Feuer oder die Flamme der Lampe im Brande zu erhalten, ist ferner nöthig, daß die Leuchte von oben herab einen Rauchzug mit Röhren habe, die 4 oder 5 Zoll weit, aus weißem Blech gemacht, und mit Leder zusammen gebunden sind. Bey diesen Röhren werden zu beyden Seiten, Linien von unten bis oben an der Leuchte befestiget, so die ganze Last derselben tragen, und an der Luströhre in die Höhe laufen, woselbst die Stricke einige mahle mit einem Bindsaden können angebunden werden. Aber am Ende werden die Stricke einen Fuß höher, als die Luströhre ist, zusammengeknüpset, und darin ein anderer dickerer Strick gezogen, welcher durch eine Trille geht, so am Vordertheil eines langen Stück Holzes sich befindet. Hierdurch wird die Leuchte, so weit man will, von dem Schiffe ab, durch Hülfe eines angehängten Gewichtes, unter Wasser gelassen. Hiermit wäre
nun

nun zwar die Laterne, die Lampe, und alles Zubehörige fertig. Es fehlt aber noch die Luft, als ohne welche die Flamme sich keinen Augenblick erhält. Derohalben muß an der Rauchröhre ein lederner Schlauch, eines Zolls dick mit angeschnüret werden, so von oben bis unten an die Leuchte in deren Grund und Boden reicht. In der Leuchte ist zu dem Ende ein doppelter Boden, der unterste von einem hölzernen Bret, damit kein Wasser eindringe; zwey Zoll darüber ist ein anderer Boden von Blech mit vielen Löchern; dazwischen geht das Ende des ledernen Schlauchs, so allda fest angeheftet seyn muß, doch so, daß das Mundloch nicht verkehrt werde. An das oberste Theil des Schlauchs wird im Schiff ein Blasebalg angefüget, und also die frische Luft zwischen den Böden in die Leuchte eingeblasen, so streicht die Luft durch die Löcher des blechernen Bodens aufwärts, und treibt den Dampf des brennenden Dehls durch die Rauchröhren in die Höhe. Um die viele Drehung und das Hin- und Herschwenken der Leuchte zu verhindern, dient theils das am Untertheil der Leuchte angehängte Gewicht, theils zwey besondere Stricke, die am obern Boden der Leuchte angeschnüret werden, deren der eine bis ans Vordertheil des Schiffes reicht, der andere aber, nach niedergesenkter Leuchte, am Hintertheil angeschnüret werden kann: so muß die Leuchte in der Tiefe unter dem Wasser allezeit gerade nachfolgen, welche sonst, wenn das Schiff geschwinde segelte, weit zurück bleiben würde. Es sind zwar noch mehrere Umstände hierbey in Acht zu nehmen, welche aber vorjeho übergehe. Bey dem Gebrauch der Leuchte wird es sehr wohl zu Statten kommen, wenn man einige Raketen mit vorhin benannten stark brennenden Sachen und etwas Schießpulver anfüllet, von aussen aber mit Theer bestreicht, einen Stein daran bindet, und alsdann anzündet und in das Wasser senkt. Solches wird den Fischen in der

Tiefe vorkommen, als ob die Sonne scheinete, wornach sie sich in die Höhe begeben, und der Leuchte im Wasser desto eher nachfolgen werden.

„Auf eine andere Weise kann auch eine solche Wasser-Leuchte mit geringer Mühe versertiget werden, wenn man ein sehr großes Destillirkolbenglas mit bey Nachtzeit stark leuchtendem faulen Holz, so zu rechter Zeit gesammelt worden, anfüllet, solches zuerst mit Rinderblasen, und darauf mit leinem Tuch und Theer wohl verwahret, alsdann in 3 oder 4 krumme eiserne, mit Stroh umwundene Stäbe oder Ringe setzt, und darin befestigt, unten aber ein Gewicht anhängt, damit man es bequem in die Tiefe senke.“

Ueber vorstehenden Aufsatz, hat Hr. Heintz. Theoph. Scheffer folgende Anmerkungen gemacht (*).

„Bey Hrn. Seeländers Vorschlage habe ich Folgendes zu erinnern. Wenn die Laterne nach Hrn. Seeländers Art zugerichtet, die obere Luftröhre aber, die die Luft herauslassen soll, doppelt gemacht wird, daß eine in der andern steckt, so kann die innere erwärmet werden, ohne daß das Wasser sie abkühlt, welche Wärme nachgehends von dem brennenden Lichte oder der Lampe unterhalten wird, und auf diese Art läßt sich der Luftzug durch die andere Röhre, die durch der Laterne Boden geht, am besten ohne einen Blasebalg erhalten; diese letztere Röhre muß alsdann so gemacht seyn, daß sie von sich selbst gegen den Druck des Wassers geöffnet wird; so erhält man Luftzug und Wetterwechsel in Schächten, in Bergwerken, vollkommen auf eben die Art durch Feuer und Wärme, und er bleibt gleichfalls beständig. Aber mit dem Blasebalge und der ledernen Schlange läßt sich solches auf einige Tiefe nicht bewerkstelligen, weil sich die Luft eher durch das Leder an dem obern Ende der Schlange drängt, als daß sie solche unten gegen des Wassers zusammen-

(*) Im 12 B. der übers. Abhandl. der Kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1750, (Hamb. und Leipz. 1754, gr. 8.) S. 63, f.

menbrückende Last sich zu öffnen vermöchte. Auch widerstehen ebene Glasscheiben dem Druck des Wassers nicht so gut, als wenn sie eine runde oder cylindrische Gestalt haben, und man kann solche zu dieser Absicht groß genug aus einem Stücke Glas bekommen. Hr. V. Gadolin hat in einer 1747 zu Ubo vertheidigten Disputation, nicht allein gründlich gewiesen, wie eine solche Laterne einzurichten ist, und die Bewegungsgesetze der Natur mathematisch betrachtet, welche die verlangte Wirkung verrichten, sondern auch Versuche angestellt, die in verschiednen Tiefen vollkommen glücklich gelungen sind, so daß das Licht ganze Nächte unter Wasser gebrannt hat, wiewohl er nicht gefunden hat, daß die Fische dadurch in ein Netz wären gelockt worden. Doch könnten Hrn. Gadolin's glückliche Gedanken noch verbessert werden, wenn die Röhre für die aufsteigende Luft verdoppelt würde; denn da solchergestalt die innere Röhre ihre Wärme beständig behielte, und nicht vom Wasser abgekühlt würde, wie wann sie einfach ist, so würde dieses viel zur schnelleren Bewegung der Luft beytragen. Die leuchtende Materie betreffend, so wäre nöthig, Versuche anzustellen, ob sie in luftdichten Gefäßen einige Stunden leuchten kann. Wenigstens stimmt solches mit andern phosphorescirenden Körpern, als: Brand's oder Kunkel's Phosphoris, den im Finstern leuchtenden Barometern, u. s. w. nicht überein, die in verschlossenen Gefäßen, ohne von der Luft gerührt, und geschüttelt zu werden, nicht leuchten.“

Lanterne pour éclairer dans l'eau, inventée par Mr. VIRGILE, st. in *Machines et Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. To. VI. (à Par. 1735, 4.) No. 386, S. 77, n. e. Abbild.*

Unter Haus-Laternen begreife ich diejenigen Laternen, welche in den Häusern gemeiniglich an Stricken oder Schnüren aufgehängt werden, um einen gewissen Raum in einem Gebäude, als das Vorhaus oder die Haus-Flur, Treppen, finstre Gänge, Gewölbe, Sähle, Zimmer, Cabinete, Pferde-Ställe etc. damit zu erleuchten.

Von denen, die zur Erleuchtung der Flur, Treppen, finstern Gänge, Gewölbe, etc. dienen, giebt es

es in großen Häusern verschiedene Arten. Die zierlichsten bestehen in einer Glas-Kugel, deren obere Oeffnung mit einer Krone von vergoldetem Messing geziert ist, und die, wie die folgende, an einem Stricke oder einer Schnur unter der Decke der Stur hängt, damit man sie bey dem Anzünden der Lampe hinab lassen kann. Eine andere Art ist diejenige, die von dem Glaser aus Glas und Bley zusammengesetzt wird, und mehrentheils die Gestalt eines vielseitigen länglich erhabenen Kastens hat, auf dessen Mitte eine abgekürzte Pyramide, welche man Thurm nennt, steht; Fig. 3916 ^a). Die hier abgebildete Laterne, wird aus 4 solchen Stücken, als Fig. 3916 ^b) vorstellt, zusammengesetzt. Die Buchstaben, welche in Fig. 3916 ^b) und ^a) übereinstimmen, werden die Theile in beyden Figuren nachweisen; doch fehlt in Fig. 3916 ^b) der Boden, welcher in Fig. 3916 ^a) mit f bezeichnet ist. Die ganze Laterne besteht aus 4 Theilen, nämlich: den beyden großen Haupt-Stücken, a und b, aus den vier Triangel-Stücken, c; dem Thurme, e, und dem Boden, f. Die Weite einer solchen Laterne beträgt ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß, und die Höhe, ohne den Thurm, 1 Fuß. Die 4 Theile dieser Laterne werden, jeder auf einem Tische ausgebreitet, eben so verbleyet, wie ein Fenster; doch muß das Bley hierzu etwas breiter seyn, als das gewöhnliche Fenster-Bley, weil in der Folge die sämtlichen verglasten Theile in verschiedenen Seiten und Ecken, nach der Gestalt der Laterne gebogen werden müssen, um die verlangte Gestalt hervorzubringen. Bey Ausmessung der Theile muß der Glaser den Zirkel sehr sorgfältig gebrauchen, damit nicht nur alle 4 Haupt-Theile gleich groß werden, sondern auch die kleineren Stücke eines jeden Haupt-Theiles die erforderliche Größe erhalten. Nach der auf dem Tische entworfenen Zeichnung setzt der Glaser vorläufig durch

das

das Zuschneiden und Lötzen, die Bley-Stücke nach ihren verschiedenen Gestalten, die jede Glas-Scheibe erhalten soll, zusammen, ehe er das Glas einsetzt. Das Bley des Haupt-Stückes, a, Fig. 3916 ^a), setzt er erst zusammen; die Bley-Stücke gh und ik bleiben so lang, daß sie durch den ganzen sogenannten Thurm e durchgehen, nämlich bis nach l. An dieses Haupt-Stück a, dessen Bley-Stücke er, wie gedacht, zusammen lötzet, werden die Bley-Stücke der beyden Haupt-Stücke b angelötzet, so wie auch die Bley-Stücke der Triangel c, und des Bodens in k h. Das Haupt-Stück a bleibt senkrecht stehen, allein die übrigen jetzt genannten Theile kommen schräge zu stehen; deshalb biegt der Glaser nicht nur die Bley-Stücke gh und ik, nach der Breite in einen stumpfen Winkel um, sondern auch alle Bley-Stücke, wodurch der Boden in k h und die Triangel c mit dem Haupt-Stück a zusammen hängen. Eben so setzt man auch das Stück d an a an, und an das erste wieder das eine Viertel des Thurmes e. Wenn nun das Bley aller 4 Haupt-Theile der Laterne zusammen gelötzet ist, so setzt man alle diese Haupt-Theile gleichfalls durch das Lötzen zusammen, und setzt alsdann auf die oben beschriebene Art die Glas-Scheiben ein. Ein Haupt-Theil a, ist die Thür, und wird mit Hefen beweglich an die benachbarte Seite ange-
setzt. In dem Thurme schneidet man, in m und n, Fig. 3916 ^a), aus dem Glase Lustlöcher aus, und auf den Boden f, wird ein Blech mit einer Dille zu der Lampe gesetzt, welches sich auf den Boden genau passen muß, doch so, daß man es nach Belieben herausnehmen kann.

Eine andere Art Haus-Laterne macht der Klempner, worin der Glaser nur die verschiedenen Seiten derselben, so wie ein Fenster, verbleyet und verglast. Eine solche Laterne erhält aber auch alsdann nicht so viele

viele kleine Seiten und Ecken von Glas, wie die vorher beschriebene, sondern sie hat 3, 4, oder höchstens 8 Seiten und Ecken. Der Deckel ist zuweilen ganz von Messing: oder weißem Eisen: Blech, oder aber auch nur von dergleichen schmahlen Streifen zusammen gesetzt, in deren Oeffnung, so wie in dem ganzen Körper, rund um, Glas eingefest wird. Der Körper der Laterne wird alsdann auch von verschiedenen schmahlen Blech: Streifen nach ihrer verschiedenen Gestalt, die sie erhalten soll, sowohl am Deckel, als auch an den Boden, zusammen gelöthet. Der Boden, so wie der Deckel, ist, nach der Gestalt des Körpers, entweder rund oder eckig; in der Mitte des Bodens wird eine Dille zur Lampe angebracht. Die Thür wird mit Hefen an der Ecke einer Seite beweglich befestigt, und bekommt an der andern Seite einen Haken oder Schieber, der bey dem Zumachen an die andere Seite eingehängt wird.

In Zimmern, Sälen und Cabineten hat man Laternen von verschiedener Pracht. Dergleichen ist z. B. eine schöne bunte von Glas. Das Gestelle dazu läßt man bey einem Tischler oder Glaser von Holzwerk machen, vier: sechs: oder achteckig. Dann nimmt man die vom Glaser hierzu zugerichteten Glas: Tafeln, überstreicht sie auf der einen Seite mit Firnis: sen von allerley verschiedenen Farben, als: die eine Tafel mit grünem, die andere mit blauem, die dritte mit goldfarbigem, die vierte mit rothem, die fünfte wieder mit grünem Firnisse, u. s. f. und läßt sie trocknen. Wenn sie nun wohl trocken sind, läßt man sie durch den Glaser in das Holzwerk einrichten, dergestalt, daß die gefirnißten Seiten einwärts gerichtet stöhen. Wenn man nun solche Laternen mit einem brennenden Lichte in einem geweißten Saale oder Zimmer aufhängt, wird man mit Lust sehen, wie die gefärbten Gläser die Farben an den Wänden spielen lassen.

sen. An statt der gefirnißten Gläser, ist es besser, schöne gefärbte Gläser einzusetzen, weil solche ein helles Licht durchlassen.

Fig. 3917, stellt eine englische Glocken: Laterne vor. Sie sind mit Krystall: Guirlanden und dergleichen Quasten; die Glocke ist in dem ganzen Umfange mit Facetten sauber geschliffen; das Beschlage ist in Bronze: Arbeit, so wie die darin befindlichen drehdilligen Lampen, statt welcher man leicht einen Leuchter zu 3 oder 4 Wachs: Lichter anbringen kann, wenn man das Dehl vermeiden will. Sie werden in Leipzig zu 40 bis 45 Rthlr. verkauft.

Ein Cabinet, ist zu klein, als daß ein ordentlicher Kron: Leuchter mit vielen Lichtern darin hangen könnte. Eben so ist es gegen den modernen Geschmack des Ameublements, es mit Wand: Leuchtern zu erleuchten. Der neueste Luxus hängt eine dreyparmige Argand'sche Lampe von schöner antiker Form, eine Cassollette, oder eine geschmackvoll und reich verzierte Laterne mit etlichen Wachs: Lichtern hinein, und setzt höchstens noch ein Par antike Flambeaux auf den Kamin, oder unter den Spiegel. Eine dergleichen überaus schöne Laterne, die theils für Cabinete, theils auch für eine Salla terrena, wo viel Luft: Zug ist, gebraucht werden kann, hat die kurf. sächsische Spiegel: Manufactur in Dresden vor kurzem geliefert. Die Zeichnung dieser reich decorirten Cabinet: Laterne stellt Fig. 3918 dar. Das Ganze ist von geschliffenen Glas: Kauten, Perlen, Rosetten, u. d. gl., und von vergoldetem Bronze, componirt. Der untere Rand der Krone, so wie der Kranz der um die Glas: Glocke läuft, die 4 Schnörkel, an welchen die 4 Schnüre, die die Laterne tragen, hangen, und der neben der Glocke gestochene zwey: , drey: bis vierarmige Leuchter, der mitten in der Glocke schwebt, sind von vergoldetem Metall; alles übrige aber, nämlich die Krone,

ne, die Sterne und Festons, die an der Krone hangen, die Rosetten an den Schnörkeln, die Schnüre an welchen Glocke und Leuchter hangen, die 4 Festons um die Glocke, die Quasten am Leuchter und unten an der Glocke, sind von geschliffenen Glas; Kauten zusammen gesetzt, und das Ganze thut bey Lichte einen prächtigen Effect. Eine solche Laterne kostet bey der Manufactur 60 Rthlr., und man wendet sich deshalb an den kurfürstl. Factor derselben, Hrn. Breuer in Dresden.

Die in Sig. 3919 vorgestellte, reich verzierte Cabinet-Laterne, ist aus Berlin; im chinesischen Geschmacke, mit vergoldetem Bronze gefast, und mit vielen geschliffenen Kauten decorirt. Ihre überaus schöne Form und saubere Ausarbeitung zielt ein Zimmer ausserordentlich.

Von Laternen in Pferde- Ställen, s. im LVII Th. S. 457.

Im 41 St. der Oekonom. Nachr. der patriot. Gesellschaft in Schlesien, v. J. 1779, S. 327, f. hat Hr. Förster folgende Nachricht von einer in den Ställen feuersichern und zugleich zur Beleuchtung wohlfeilen Laterne bekannt gemacht. „Bisher hat man bey uns die blechernen Laternen, wo das Glas mit Blech eingefast ist, einzuführen befohlen. Einigermassen haben solche einen kleinen Vorzug vor den hölzernen, in Ansehung des unbehutsamen und unvorsichtigen Umganges der Leute mit diesen hölzernen Laternen. Ist das Licht zu lang in solchen hölzernen Laternen, so brennt oben das Holzwerk bald an; brennt das Licht unten auf der Tille ganz ohne Aufmerksamkeit aus, so kann sich ebenfalls der hölzerne Boden entzünden, die unten oder in der Höhe daran hangende, oder darum liegende brennbare Materie zur Flamme kommen, und durch solche Later-

Laternen oft großer Schaden aus Unvorsichtigkeit verursacht werden.

„Einen kleinen Vorzug bemerke ich an den blechernen Laternen, welcher bloß darin besteht, daß der blecherne Boden und Deckel nicht, wie der hölzerne, brennen kann; aber hingegen so wie das Holz auf vorzige beschriebene Art zur Flamme kommen kann, so kann durch die starke eingepreßte Hitze von einem darin befindlichen hohen starken Lichte das Blech schmelzen, und also auf die nämliche Art die durchgedrungene Flamme oder Hitze in der um sich liegenden oder hangenden Brenn-Materie Brand und Feuer bewirken. Noch mehr, fällt das Licht an die gläserne Scheibe, so zerspringt dieselbe, die Feuer-Flamme fällt heraus, und ergreift die entzündbare Materie; kurz, ich bin durch eine hölzerne oder blecherne Laterne, aus Unvorsichtigkeit meiner Leute, des Feuerschadens niemals gesichert; und habe, aus beschriebenen Ursachen, beyderley Laternen in meiner Wirtschaft gänzlich ausgerottet, und folgende eingeführt.

„Meine Laternen-Lampe besteht aus einem großen, hohen, starken, weißen und hellen Bier-Glase. Dieses Glas ist oben und unten, desgleichen auf den Seiten, mit Fingers breiten Streifen von Blech eingefast. Der blecherne Deckel geht in einem Charniere zur Aufmachung, hat in der Mitten ein rundes Loch, daß die Hitze ausdunsten kann und das Glas nicht zerspringt; über diesem runden Loche ist wieder eine kleine Bedachung mit kleinen Löchern, welche dem hierauf fallenden Stroh und andern entzündbaren Materien das Brennen verwehrt; zugleich ist ein Biegel von eisernen Draht angebracht, damit man selbige ganz bequem wegtragen und aufhängen kann. Inwendig paß ich mir auf dem Boden des Glases ein rundes Klöschchen ein; in dasselbe bohre ich in die Mitte ein Loch, worein ich ein rundes dünnes Spannholz-

Deß. technol. Enc. LXV Th.

La chen

chen stelle und befestige; ferner bohre ich in das Klöschchen, in der Runde herum, 3 oder 4 Löcher, und schlage selbige mit Blei aus, damit das Klöschchen seinen Stand am Boden des Glases behalten muß. Das Hölzchen muß ein halb Viertel kürzer seyn, als das Lampen-Glas, sonst käme das hernach angezündete Hölzchen dem Deckel mit der Spitze zu nahe. Dieses Hölzchen umwinde ich die halbe Länge mit weißer, reiner, ungesponnener Baumwolle so stark, als es die Proportion und die Hitze des Glases vertragen kann. Wenn ich nun das Klöschchen mit dem Dacht in das Glas gestellt, so gieße ich zuerst Wasser hinein, hernach Dehl darauf, (welches ich will), doch so daß der Dacht eines starken Messerrücken breit über das Dehl hervorrage. Dieses Dacht nun wird durch ein anderes brennendes Hölzchen angezündet, dadurch ich alsdann von dieser Lampe den schönsten Lichtschein erhalte; doch muß die Lampe unbeweglich stille stehen oder hangen, weil sonst das Schwappen des Dehls den brennenden Dacht auslöschen würde, ausserdem brennt es, ohne der Flamme weiter behülflich zu seyn, noch besser als das schönste Insekt-Licht.

„Nun frage ich einen redlich denkenden Patrioten, ob diese beschriebene Laternen-Lampe auf irgend eine Art einen Feuer-Schaden zuwege bringen kann? Stoß ich oder ein Thier dieselbe um, so gießt mir bey dem Umstoß das darin befindliche Dehl und Wasser die Flamme bald aus. Vergesse ich solche brennend hangen zu lassen, so brennt dieselbe, ohne den geringsten Schaden zu machen, bis die Flamme das Dehl verzehret hat. Kommt die Flamme bis an das unter dem Dehl befindliche Wasser, so wird das Licht von sich selbst, ohne Sachen zu machen, verlöschen.

„Die Beurtheilung, ob meine eingeführte wirthschaftliche Laternen-Lampe einen Vorzug vor den hölzernen und blechernen Laternen verdient, überlasse ich

ich einem jeden redlich und vortheilhaft denkenden Patrioten.“

Ueber die jetzt beschriebene, in Vorschlag gebrachte, in den Ställen feuersichere, und zugleich zur Beleuchtung wohlfeilere Laterne, hat ein gewisser Hr. v. J. folgendes Bedenken dem 44 St. der Oek. Nachr. 2c. v. e. d. J. einrücken lassen.

„Wenn man den übergroßen Schaden, den Feuers-Brünste verursachen, auch nur obenhin betrachtet, so muß nothwendig bey jedermann der wärmste Dank gegen alle diejenigen rege werden, welche sich bestreben, zuverlässige Vorschläge zu derselben Verhütung bekannt zu machen. Aus diesem Grunde verdient, meiner Meinung nach, die im 41 St. unserer wöchentl. Nachrichten dem Publicum mitgetheilte Beschreibung einer feuersichern Laterne in den Ställen, alle mögliche Erkenntlichkeit; und ich würde derjenige seyn, der sothane Laternen auf seinen Gütern ohne Zeitverlust einführt, wenn mir nicht noch einige Bedenken im Wege ständen, die ich vorherho wünschen gehoben zu sehen. Es sind folgende:

Erstens: scheint mir schwer zu seyn, bey Verfertigung des Dachts immer eine und die nämliche Stärke zu treffen, welches doch eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, will man anders nicht Gefahr laufen, wegen der unermesslichen Hitze, wenn der Dacht zu stark, viele Gläser zu verlieren, wann er aber zu schwach, zu wenig Erleuchtung des Stalles zu erhalten. Welcher Dienstbote dürfte wohl so geübt, oder geschickt seyn, oder sich so viel Mühe geben, das jedesmahl erforderliche Hölzchen von einerley Dicke zu schneiden, und nicht mehr noch weniger Baumwolle darum zu winden? Ich weiß es aus einer etliche zwanzig jährigen Erfahrung, wie wenig es möglich sey, einen stets gleichen Dacht zu verfertigen, da ich seit Anfang des vorletzten Krieges beständig eine Nacht-Lampe brenne, deren Dacht aus Kümmele-Stroh mit Baumwolle umwickelt, besteht, und obwohl dieses nicht nur aus ganzen Stängeln, sondern so gar aus vielen Gebündeln ausgekläubet werden kann, so habe ich doch bisher noch nicht zuwege bringen können, daß die Flamme des Nacht-Lichts von einerley Stärke wäre, sondern bald ist sie groß, bald schwach, bald mittelmäßig, viel weniger

dürfte jemand fähig seyn, alle Hölzchen von der nämlichen und gleichen Stärke zu schnitzeln. Hieraus läßt sich fast mit Gewißheit schließen, daß durch ein Jahr lang nicht wenig Gläser erforderlich, und da diese mit Blech eingefast, und bedeckt seyn müssen, mehrere Kosten verursachen dürften, als eine wohl in Obacht genommene Laterne. Bey Talg-Lichtern fällt diese Bedenklichkeit gänzlich weg; denn da sie bey einer ordentlichen Wirthschaft gemeiniglich auf einmahl, und soviel man davon vor das ganze Jahr ohngefähr bedarf, gemacht werden, so ist es ein sehr leichtes, solche nach Verhältniß der Größe der Laternen erforderlich lang und dick, oder schwach zu ziehen, ohne sodann besorgen zu dürfen, daß solche oben heraus brennen, oder eine bis zum Schmelzen des Blechs anwachsende Hitze verursachen, welcher Fall an sich selbst wohl der seltenste, ja fast wollte ich sagen der unerhörteste wäre, maßen das Blech aus Eisen besteht, so eher bey einer starken Hitze glühet, als schmilzt. Das Umfallen der Talg-Lichter in den Laternen ist eben leicht zu verhindern, wenn die Tüllen, worein erstere gesteckt werden, nicht weiter, als das Licht dick, und die gehörige Tiefe haben, daß dieses nicht über wiegen kann.

Zweytens: fällt mir auf, daß bey Füllung der Lampe erst Wasser, und so nach erst Dehl gegossen werden soll. Die Baumwolle, mit welcher der Dacht umwickelt wird, hat die Eigenschaft eines Schwammes. Sie zieht die erste beste Feuchtigkeit, die ihr zu nahe kommt, an; da nun das Wasser vor dem Dehl in die Lampe geschüttet wird, so ist nichts gewisser, als daß die Baumwolle von diesem dergestalt voll wird, daß sie kein Dehl mehr annehmen vermag, und zwar um so weniger, als diese beyden Flüssigkeiten einander dergestalt zuwider, daß sie sich von sich selbst nicht vermischen. Ich kann daher nicht begreifen, wie der mit Wasser vorerst angefüllte Dacht brennen soll? Meine eigene öftere Erfahrung bestärkt mich hierinnen. Ich kann mir daher nicht anders vorstellen, als daß entweder in der Beschreibung ein Schreibfehler untergelaufen und heißen müsse: So gieße ich zuerst Dehl hinein, oder es ist ein besonderer Handgriff unangemerkt geblieben, der vielleicht darinnen besteht, daß der Dacht zuerst, ehe er in dem Klößchen festgemacht wird, in

Dehl

Dehl eingetunkt werde, damit das Wasser sodann in die Baumwolle nicht dringen könne.

Drittens: will mir das Anzünden der Lampe mit einem andern Hölzchen ebenfalls nicht gefallen. Nach der Anweisung des Herrn Erfinders muß solchane Lampe beständig an einem Orte unverrückt stehen, oder hangen, damit solche durch das Schwanken des Dehls nicht auslöschet, folglich muß das brennende Hölzchen, durch welches die Lampe angezündet werden soll, in den Stall bis an den Ort hingetragen werden, wo erstere steht. Kann nicht eben so leicht dadurch, ja wohl noch eher, eine Feuersbrunst verursacht werden? Vielleicht wird der Diensthofthe, der den Auftrag des Anleuchtens hat, hundert und mehrmahl alle mögliche Vorsicht dabey brauchen, und ein einziges mahl wirft er in Eil, oder in Gedanken, das Hölzchen weg, und der Stall geräth dadurch in Flammen, welches mit einer Laterne, als einer weit größern Maschine, nicht geschehen wird.

Viertens: ist, meinen Begriffen nach, die Lampe nicht fähig, jenen Dienst zu leisten, den eine Laterne thut. Wie oft ereignen sich nicht bey dem Vieh in den Ställen des Nachts Vorfälle, als da sind gähe Krankheiten, und bey Kühen schweres Abkalben, wo eine nahe Beleuchtung desselben unumgänglich nothwendig, damit die erforderlichen Mittel und Hülfe angewendet werden können. Die Lampe darf nicht von ihrem Orte, wie bereits oben gedacht, verrückt werden, und ihr Licht, da sie natürlicherweise in der Höhe angebracht seyn muß, um nicht von Menschen oder Vieh herab gestoßen zu werden, fällt nicht genugsam auf das Vieh, daher muß unumgänglich neben der Lampe eine Laterne gebraucht werden, folglich ist erstere, wenigstens bey gedachten Vorfällen unnütz und überflüssig.

Was fünftens die Frage anbelangt, ob nicht der Gebrauch des Talg-Lichts in den Laternen mit wenigern Kosten verknüpft, als des Dehls in den vorgeschlagenen Lampen? wird sonder Zweifel der Herr Erfinder der Letztern am besten und zuverlässigsten entscheiden können. Das Talg-Licht kann so oft, als man nur will, ausgelöscht, und augenblicklich wieder angezündet werden, wohingegen Lampen, welche mit einem steifen und festgemachten Dacht versehen, so man nicht nach Erforderniß

A 3

vor.

vorwärts zu ziehen vermag, mit mehrerer Beschwerlichkeit wieder in Flamme gebracht werden können, und wann sie auch wirklich brennen, zufolge meiner vielfältigen Erfahrungen, die mehresten mahl wieder von sich selbst ausgehen, also daß man sich genöthigt sieht, solche wieder zu erneuern, folglich mehr Oehl als Talg bedarf, welches erstere ohnedies durch ein Jahr lang weit höher zu stehen kommt, als die Talg-Lichter, die man in die Stall-Laternen zu nehmen pflegt.

So lange nun vorstehende Bedenken mir nicht aufgelöst werden, dürfte ich wohl die blechernen Laternen, die mit verhältnismäßigen Talg-Lichtern versehen, und die nach diesen in Ansehung ihrer Tüllen gehörig verfertigt sind, denen vorgeschlagenen Lampen vorziehen.*

Hrn. v. Goldfus Beschreibung einer zu Verhütung des Anzündens nützlichen Wirthschafts-Laterne (*).

„Da ich wahrgenommen, daß auch bey den anbefohlenen blechernen Laternen, dennoch die Feuergefähr nicht völlig zu vermeiden, oder dergleichen Unvorsichtigkeit dadurch vorzubeugen ist, und besonders aber zur Winterzeit, bey Besuchung der Küh- und Schaf-Ställe, des Nachts beym Lammern, ein allzu langes Stück Licht in der Laterne die Decke zu sehr erhitzt, und gar leicht das zum Löthen des Bleches gebrauchte Zinn schmelzet, und die Laterne zerfällt, oder der, der solche hält, genöthiget wird, sie wegzurufen. Ein kurzes Stück Licht dauert nicht lange, und muß deswegen oft im Stalle, wo so viel Stroh vorhanden ist, ein anderes angezündet werden; ja, ich habe sogar gefunden, daß die Weibspersonen das in die Tülle zu schwache Licht, mit Glasholz von ihrem Spinn-Rocken, oder doch wenigstens mit Papier und Lumpen umwickelt, fest gesteckt haben; dadurch kann, wenn sie in der Arbeit beym Kalben einer Kuh nicht Achtung geben, beym Niederbrennen eine so große Flamme entstehen, daß die Glas-Scheiben zerspringen, und auf diese Art Feuerbrün-

(*) In Dessen feuersthem und dauerhaften Häuserbau vom wohlfeilsten Lampenpaten etc. (Dresd. 1794, gr. 8.) S. 74. 189.

brünste entstehen. Daher habe ich alle diejenigen Laternen, die an unsichern Orten, besonders in Ställen gebraucht werden müssen, auf folgende Art eingerichtet.

Die Laterne wird von starkem Kreuz-Bleche, 14 Zoll hoch bis zur Decke, und 7 Zoll im Quadrat, gemacht; an jeder Ecke ist eine im Blech eingelöthete eiserne Stange, in der Stärke eines Gypsrohrs, das daran befindliche Blech aber auf allen Seiten doppelt, und macht einen Falz, so wie auch in der Thüre, damit von oben die Glas-Tafeln eingeschoben, und zum Reinigen herausgezogen, auch wenn Tafeln zerfallen, ohne erst solche Laternen zu einem entfernten Glaser schicken zu dürfen, solche durch andere in Vorrath habende Tafeln bald ersetzt werden könnten. Oben ist eine Decke, mit einem den Untertheil überschießenden Rande; diese Decke hat auf jeder Seite ein Charnier, durch welches aber ein accurat passender messingener Draht auf dem einen Ende mit einem Oehre versehen, geht, welcher beym Aufheben der Decke, wenn die Glas-Tafeln herausgehoben werden müssen, ausgezogen, und beym Zumachen wieder eingeschoben werden kann. Auf dieser Decke ist nun die 34 Zoll im Durchmesser weite Oeffnung, ein blecherner 1½ Zoll hoher Rand, auf welchem ein kleiner Thurm mit einem muschelförmigen Dache, der durch seine, von der muschelförmigen Krümmung entstandenen, unterwärts befindlichen Oeffnungen den Dampf durchläßt, fest steht, und im nöthigen Fall abgehoben werden kann; über diesen Thurm geht ein von starkem Messing-Draht beweglicher Bügel zum Tragen der Laterne. Der Boden hat 4 Knöpfe zum Stehen; und inwendig ist ein, von Blech, zum Herausnehmen gut passender, und mit einem Rande versehener Leuchter-Boden, in dessen Mitte die Tülle kommt; in dieser Tülle steckt eine mit einem Zapfen versehene, zweyte, 2 Zoll hohe und weitere Tülle, in welcher ein weißes Lampen-Glas, wie zu Illuminationen gebraucht wird, mit seiner Spitze fest sitzt, welches mit Oehl gefüllt, durch ein übergebogenes Blech das Licht in der Mitte hat. Die Thüre ist mit einer blechernen Anlege-Kette, wo solche mit einem kleinen Schlosse vor dem Herausnehmen verwahrt werden kann.

Diese Art der Laternen hat vor andern den Vorzug, daß die Lampe viele Stunden brennen kann, ohne solche eröffnen zu dürfen; daß die Flamme beständig an einem

Orte und in der Mitte bleibt, und den obern Theil nicht, wie bey einem langen Stücke Licht, erhitzt, oder das Licht durch einen Räuber oder von der Hitze zerschmelze, auch wohl gar durch Umfallen die Gläser zersprenge; wenn auch diese Laternen umfallen, oder weggeworfen werden sollten, die Lampe sogleich verlöscht, und nicht, wie bey'm Lichte, brennend bleiben und das Stroh anzünden kann. Hier muß ich ein Exempel dergleichen Gefahr, und des Nutzens dieser Laterne anführen. Vor 2 Jahren, als mein Schäfer mit dieser Laterne, die ich aller Orten anschaffte, im Stalle mit einem lammenden Schafe zu thun hatte, und der Knecht solche halten mußte, so kommt ein anderes Schaf (von der Art, die dem Feuer entgegen laufen), und springt dem Schaffknechte unversehens so in die Laterne, daß 2 Tafeln zerspringen, die Lampe herausfällt und zerbricht, das Lampen-Licht aber im Augenblick verlöscht.

Der Gebrauch des Lein-, Rübsen- oder Baum-Dehls ist noch überdies weit wohlfeiler als Licht; es kann aus von selbst erbautem Lein-Dotter schönes Lampen-Dehl geschlagen werden; auch kann man sich des Härings-Dehls bedienen. Es kann beständig so gehalten werden, daß die Laterne im Nothfall parat steht, und keine Zeit mit Einpassen des Lichtes verloren geht; der unterste zum Herausnehmen gemachte blecherne Feller hält die Unreinigkeit von dem Dehl, durch seinen Rand, von der Laterne selbst zurück, und kann heraus genommen und gesäubert werden, ohne die Laterne naß zu machen, und dem Bleche zum Nothen Gelegenheit zu geben. Die auf diesem Bleche befestigte kleine Tille dient dazu, daß, wenn das Lampen-Glas mit der großen Tille herausgenommen wird, man in feuersichern Orten auch ein Licht einsetzen könne.

Diese unterste Licht-Tille ist auf der einen Seite aufgeschnitten, damit sie sich bey'm Einstecken des blechernen Zapfens der größern Lampen-Tille etwas erweitern, und solchen, vermöge der Federkraft, fest einschließen kann. Das Abziehen des auf dem Deckel befindlichen Thurnes aber ist dazu, daß, wenn bey starken baumwollenen Döchten in der Lampe viel Dampf verursacht wird, selbigem mehr Raum zum Wegdunsten verschaffet werden könne. Die Größe der Laterne aber giebt zu Ausbreitung der Hitze

mehrern Platz, als die kleinen, und läßt den Bügel nicht so sehr erwärmen, verschafft auch bey großen Glas-Tafeln mehr Licht."

Was die Laternen, in Ansehung der Pertinenz und Absonderung betrifft, so sind dieselben, wenn sie fest gemacht sind, ein Theil des Hauses; kann man sie aber ausheben, so bleiben sie den Land-Erben, doch daß sie den in die Mauer eingemachten Arm, oder das Eisen, worauf sie ruhet, da lassen; denn der eiserne Arm ist nicht das Haupt-Stück, weil er der Laterne halber, nicht aber die Laterne des Armes halber, gemacht ist. Gleiche Bewandniß hat es, wenn sie auf einer Säule ruhen; diese muß der Verkäufer da lassen, die Laterne kann er mitnehmen (*). Es wäre denn, daß jemand das Gut mit dem Inventario gekauft hätte, so bekommt er diejenigen, die in die Ställe und Wirthschaft gehören, nicht aber diejenigen, deren sich die Herrschaft für ihre eigene Person bedient. Die tragbaren Laternen, ob sie schon eine Art von Leuchter sind, gehören sie doch nicht zur Gerade.

Hommel's Pertinenz und Erbsonderungs-Register, (4te Ausg. Lpz. 1782, 8.) S. 238, f.
Oeconomia forensis, 4 B. (Berl. 1778, 4.) S. 130.

Die Erleuchtung der Gassen, Straßen und anderer Gegenden einer Stadt durch Laternen (Gassen- oder Straßen-Laternen, *L. Lucernae in viis publicis urbium de nocte accensae*), gereicht nicht allein zur Verschönerung und Zierde einer Stadt, sondern auch und vornehmlich zur Bequemlichkeit der Einwohner,

Na 5

und

(*) *Statuae affixae basibus structilibus, aut tabulae religatae catenis aut erga parietem adfixae, aut si similiter cohaerent lychni, non sunt aedium. Ornatus enim aedium caula parantur, non quo aedes perficiantur. L. 245. ff. de verb. signif.*

und zur nächtlichen Sicherheit, und macht einen wichtigen Gegenstand der Polizei aus. Bey dieser Anstalt kann jedermann des Nachts sicher und ungehindert in den Gassen und Straßen gehen; der Einbruch und die Diebereyen werden weniger verübet und leichter verhindert, indem ein Dieb das Licht scheuet, und wenn er auch etwas waget, doch bey den brennenden Laternen leicht entdeckt und ergriffen, auch die Hülfe viel geschwinder geleistet werden kann. Eräugnet sich Feuer-Gefahr, so können die zur Rettung bestimmten Personen, Gerathschaften und Fuhren sich zur Nachtzeit besser zurecht finden, und geschwinder an gehörige Orte gelangen. Viele lose und muthwillige Handeld betrunkenen und anderer ungesitteter Menschen können dadurch leicht gestöret werden, und die Unzüchtigen finden zur Ausübung ihres Lasters hier keine so bequeme Gelegenheit, als welche ihnen sonst die finstere Nacht darbietet. Dieses sind die Bewegungs-Gründe gewesen, welche große und volkreiche Städte zu dem Entschluß gebracht haben, die Beleuchtung der Gassen, Straßen und anderer Gegenden, einzuführen, denen denn auch viele mittelmäßige Städte, insonderheit solche, wo sich Landes-Collegia oder Universitäten befinden, nach und nach gefolget sind.

Bey der Einrichtung dieser Anstalt kommt es am meisten auf die Art der Laternen an, die man hierzu erwählt, indem von deren Beschaffenheit die Größe der erforderlichen Kosten hauptsächlich abhängt, weil eine Art immer eine stärkere Erleuchtung verschaffet, als die andere; je stärker aber dieselbe ist, je weniger Laternen werden erfordert. Eine Laterne, deren Bau, Reparatur und Unterhaltung die wenigsten Kosten erfordert, welche die Licht-Strahlen am weitesten von sich wirft, und deren Einfassung den mindesten Schaden verursacht, ist unstreitig die beste.

An

An einigen Orten, wie z. B. in Dresden, und in verschiedenen Städten der Mark Brandenburg, findet man Laternen, die ganz von Glas, und ihrer Figur nach theils eysförmig, theils birnförmig sind, und deren obere und untere Oeffnungen eine eisen- oder messingblecherne Einfassung haben, damit man mit der Lampe aus- und einkommen, die Luft zufließen, und der Rauch heraus fliegen kann. Wenn diese Art Laternen nicht bey der ersten Anlage so kostbar, ausserdem aber der Zerbrechlichkeit zu sehr unterworfen wären, wo die ganze Laterne mit einmahl zu Grunde geht, so würden sie ohne Zweifel die vorzüglichsten seyn, weil sie rund um sich herum, und auch unter sich, eine starke Erleuchtung geben. An andern Orten sind die Laternen aus Glas und blechernen Rahmen zusammen gesetzt, und diese Art viel gewöhnlicher und dauerhafter; ihre Gestalt aber ist theils dreieckig, theils viereckig, oder länglich viereckig; sie stehen entweder auf Pfählen, die von Weite zu Weite in den Straßen von beyden Seiten aufgestellt sind, oder sie stehen auf einem eisernen Arm, der horizontal an einem Hause angebracht und befestigt ist. Das letzte ist zwar dauerhafter, erleuchtet aber den mittlern Damm nicht so gut, als wenn die Laternen auf Pfählen stehen. An einigen Orten hängen sie mitten über den Straßen.

So giebt es auch verschiedene Sorten von Lampen, gläserne, messingene und blecherne, welche die Erleuchtung bald vermehren, bald vermindern, nach dem zumahl der Docht beschaffen ist. Die gläsernen Lampen, welche die Gestalt eines sogenannten Römerchens haben, die unten mit Wasser, und oben mit Oehl, gefüllet werden, taugen sehr wenig, weil, wenn das Oehl abnimmt, die Flamme sich innerhalb dem Glase verbirgt, welches, da es an dem Seiten von innen sehr beschmiert ist, die Strahlen nicht durchläßt, mithin sehr dunkel leuchten; nicht zu gedenken

gedenken, daß die Strahlen des Lichtes durch zwei gläserne Flächen nicht so häufig durchdringen können, als durch eine einzige. Der blechernen Lampen giebt es verschiedene bequeme und nützliche Sorten, die sehr wohl in Laternen angebracht werden können. Uebrigens muß eine Lampe, von welcher Structur sie auch sey, wenigstens 6 Loth Dehl, nebst einem baumwollenen Docht von $\frac{1}{2}$ Elle lang, in sich fassen; auch muß sie also in der Laterne zu stehen kommen, daß das Docht-Röhrchen 2 bis 3 Zoll von dem Deckel oder Schirme abstehe; und endlich muß sie also eingehängt, oder in den Arm (dergleichen in der unten beschriebenen nürnbergischen Laterne, bey km. Fig. 3920 ^a), zu sehen ist), eingesteckt werden, daß die Flamme gerade gegen die Mitte der Rauch-Röhre der Laterne hinaufsteige, damit der Rauch des Lichtes, so wenig als nur seyn kann, sich an das Innere des Schirmes anhänge. Sollte das letzte geschehen, so muß man den Schmutz fleißig abzuwischen nicht unterlassen.

Der Docht muß von gesponnener Baumwolle seyn. Einige erfordern einen fest gedrehten, Docht, andere einen lockern. Man probiere beyde, so wird man finden, ob ein merklicher Unterschied unter beyden sey. So viel ist gewiß, daß ein jeder Docht, der weit aus seinem Röhrchen hervorragt, weit mehr Dehl verzehret, als ein anderer, der nicht so weit hervor geht, und daß ein dicker Docht heller leuchtet als ein dünner. Wenn also eine bestimmte Quantität Dehl auf eine gegebene Zeit zureichen soll, so muß die Stärke des Dochtes durch wiederholte Versuche gefunden werden. Bey diesen Versuchen muß man Dehl von einerley Güte, welches klar und flüssig ist, gebrauchen, und der Docht muß sauber und unbeschmutzt seyn. Gebraucht man nun, unter diesen Bedingungen, Dochte von verschiedener Stärke, so wird sowohl in Ansehung der Stärke des Lichtes, als auch in Ansehung

ung

ung der Zeit und der Dauer des Lichtes, sich ein merklicher Unterschied zeigen.

Von Einrichtung der Straßen-Laternen in ältern Zeiten, werde ich weiter unten sprechen. Von denen in neuern Zeiten, hat das dresdner, das pariser, und das nürnbergische Modell vielen Beyfall erlangt.

In Dresden, wird, zur Nacht-Zeit, die Stadt durch 860 angezündete Laternen im Untertheile von ovalrunden Gläsern, die Vorstädte aber durch 245, die Friedrichsstadt und der Zwinger durch 107 Stück dreyeckige Laternen erleuchtet. Mit Ausschluß der Säule, betragen die Kosten

von einer runden, und von einer dreyeckigen:

	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
für Glas	1	16	—	—	9	—
Klempner-Arbeit	1	11	—	1	—	—
die Lampe	—	5	—	—	5	—
anzustreichen	—	4	6	—	4	—
das Eisen	1	12	—	1	12	—
	5	—	6	3	6	—

Die Unterhaltungs-Kosten werden aus der Laternen-Imposit-Casse bestritten, deren Einnahme aus folgenden Anlagen besteht. Von jedem Stadtbier-Gebräude wird 1 Thlr. 8 Gr.; von jedem Faß Weiß-Bier, 1 Gr.; vom Dorf-bier für das Faß zum Ausschanken 6 Gr., und zum Tischtrunk 2 Gr., von jedem eingehenden Scheffel Weizen 1 Gr., und vom Korn 6 Pfenn., gegeben. Diese Einnahme beträgt jährlich ungefähr 5300 Rthlr., ist aber zu den Unkosten bey weitem nicht hinreichend. Das Mangelnde wird vom Landes-Herrn aus der Accise-Casse jährlich zugeschoffen.

Die Laternen in der Stadt sind, gedachter Massen, rund; sie werfen keinen Schatten auf den Weg; das Licht kann von allen Seiten gesehen werden, und macht

macht des Abends in langen Straßen eine ziemlich Perspective. Die Lampe wird darin so gehängt, oder gewendet, daß der kleine Schatten davon rückwärts an die Dächer, wo keine Erleuchtung nöthig ist, kommt. Im Fuße oder Boden der Laterne, welcher durch ein Charnier auf- und zugemacht werden kann, ist ein rundes Zug-Loch, wodurch nicht nur die Laterne, ohne den Boden zu öffnen, ohne Hinderniß, auch in der schlimmsten Witterung angezündet und ausgelöscht werden kann. Der Dampf der Lampe findet durch die obern Luftlöcher, die in der Stürze und unter dem Deckel gelassen sind, seinen Ausweg. Wenn nun nicht stürmischer Wind, oder sonderlich dicke Luft ist, oder die Laternen-Wärter, die kaum in 8 Tagen ein Mahl nöthige Ausfegung des Russes in der obern Stürze nicht vernachlässigen, welches doch durch zwey besondere Aufseher genau observirt, und nach Befinden an dem Schuldigen ernstlich bestraft wird, so bleiben die Laternen die längsten Nächte durch ziemlich hell. Weil aber kein Docht die ganze Nacht gleich brennt, sondern eine Kohle oder Rispe ansetzt, wovon die Lampen wohl gar verlöschen, so müssen sie, nach Länge der Nächte, ein, zwey bis drey Mahl gepuht werden, welches durch den zu öffnenden Boden, mit einem Häkchen so geschwinde geschieht, daß in einer Minute wenigstens 3 Lampen, so wie bey der Dämmung angezündet, also des Nachts gepuht, und in der Frühe wieder ausgelöscht werden. Wenn nun diese Gläser nicht verwahrloset werden, so sind sie zu einem vieljährigen Gebrauch tüchtig. Sie gehen zwar, insonderheit wenn sie auf den Glas-Hütten nicht gut verflühet worden, oder sonst nicht von guter Masse, und allzu sparsam dazu gebrauchter Pott-Aische sind, und deswegen hernach springen, beym Zerbrechen auf ein Mahl verloren; allein, dieser Zufall ist bey guter Aufsicht selten zu befürchten. Man

bes

bedient sich theils der Laternen von der nehmiger Glas-Hütte, wo das Glas bis zur Stelle à Stück mit 1 Thlr. 10 Gr. bezahlt wird, theils der von böhmischen weißen Glas, wo das Stück 1 Thlr. 16 bis 18 Gr. kostet. Das ganze Beschläge an Wapen, Dach, Fuß und Lampe, kostet bey einem Stücke 1 Thlr. 16 bis 18 Gr., und die Malheren 4 Gr. 6 Pf. Die Reparaturen bestehen hauptsächlich darin, daß die Stürzen binnen 3 bis 4 Jahren eingehen, da dann eine neue 10 Gr. kostet; und binnen 6 Jahren, ist ein neuer Hals auf das Dach erforderlich, welcher mit 6 Gr. bezahlt wird. Wenn man aber ein Glas zerbricht, so kann doch gemeinlich das Blechwerk ganz oder zum Theil wieder gebraucht werden, da man dann für Fassung einer Laterne mit dem alten Blechwerke 12 Gr. giebt.

Nach dem Berichte des 49 St. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1779, S. 428, hat die Gassen-Laternen-Anstalt so viel Beyfall gefunden, daß nicht nur der päpstliche Nuntius Migr. Archinto eine complete runde Glas-Laterne, an Glase, Lampe, Arm-Eisen, Anzünd-Rohr, Auslösch-Stängelchen und Zug-Häkchen, nebst einer umständlichen Beschreibung sich geben lassen, um solche in Rom einzuführen, sondern es sind auch die dresdner Laternen nach Rußland, Dänemark, und in andere Länder versendet worden.

Die Instruction für die Laternen-Wärter in Dresden, und die Amts-Verordnung, die Beschädigung der Laternen betreffend, werden unten vorkommen.

Außer diesen Straßen-Laternen, hat man die pariser und nürnbergger, welche jedoch mehr Aufsehen bey ihrer Entstehung gemacht, als Beyfall und Nachahmung gefunden haben.

In Paris, ist die Errichtung der öffentlichen Laternen erst im September 1667 geschehen. Der außerordentlichen Sorgfalt und Mühe des Hrn. de la Reynie, der von Ludwig XIV, zum Ober-Polizier-Mei-

Meister (Lieutenant-Général de Police) war ernannt worden, haben die Pariser, ausser der Errichtung der Schar-Wache, der Straßen-Reinigung, und ausser verschiedenen andern bis ist noch geltenden Verordnungen und Einrichtungen, auch die Errichtung der öffentlichen Laternen zu verdanken; und sie haben das Glück erlebt, daß alle und jede Nachfolger dieser Magistrats-Person nach allen Kräften daraufgedacht haben, diese für die Haupt-Stadt so nützliche Sache zu aller nur möglichen Vollkommenheit zu bringen. Diese ersten Laternen, welche die Franzosen Lanternes à seau (Eimer-Laternen) nannten, waren achteckig, und sahen wie ein Eimer (seau) aus. Sie waren ungefähr, mit Inbegriff der Dicke des Bleches, 18 bis 19 Zoll hoch, und aus 24 Stücken zusammengesetzt. Die auf dem Boden angebrachten Streifen waren ungefähr $4\frac{1}{2}$ Z. hoch, und $4\frac{1}{2}$ Z. breit; das Stück in der Mitte aber war ungefähr $7\frac{1}{2}$ Z. hoch, und auch eben so breit. Das Stück des Rauchfangs untrn war ungefähr $6\frac{1}{2}$ Z. hoch, und eben so breit, oben aber in der Gegend der Beschließung $3\frac{1}{2}$ Z. hoch. Der Boden der Laterne bestand in einem achteckigen Felde von sieben ganzen und einem hohlen Glasstück. Zwei von den ganzen Glasstücken waren rund ausgeschnitten, damit der Anzünder die Hand leichter in den leeren Raum des achten Stückes bringen konnte. Das Licht wurde in der Mitte durch ein eisernes Blech gehalten, welches zwei Dillen führte, nämlich eine für ein großes und starkes, und die zweyte für ein kleineres Licht, je nach dem die Zeit es erfordert. Die zwei Dillen waren aus einem einzigen Stücke Eisen gemacht, und an dem Blech mit Nägeln vernietet. Diese Laternen waren aus vier, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Lin. dicken, eisernen Drahten zusammengesetzt, ruheten auf vier von den acht Ecken, und waren unten durch gelöthete bleyerne Hasfen befestigt. Die vier eisernen Drahte

gingen

gingen gegen die Mitte des Bleches zu, und unterstützten dasselbe. Endlich waren diese Laternen noch mit einem Deckel versehen, der über dem Körper der Laterne einen guten Zoll stand, und über ihn an $1\frac{1}{2}$ Z. hervor stach.

Die Erweiterung der Haupt-Stadt, die bey Nacht-Zeit immer zunehmenden Unglücks-Fälle, die Berichte der Commissaires de Quartier, und die Bemerkungen des in diesem Fache der Polizei angestellten Inspectors, veranlasseten Herrn *Herault*, die gewöhnliche Form der Laternen abzuändern, und zugleich deren Anzahl zu vermehren. Man gab ihnen die Form einer Kirchen-Lampe, die sowohl nach oben, als nach unten in gleicher Weite zugemacht war, und nannte sie Lanternes à cul des lampe. Man trieb ihre Höhe, die Dicke des Bleches nicht dazu gerechnet, wenigstens auf $21\frac{1}{2}$ Zoll. Die Stücke, die den Körper der Laterne ausmachten, waren gleichfalls 24, und es mußte dazu das ausgesuchteste Glas genommen werden; doch mußte jedes von den 8 Gläsern, welche die Mitte derselben ausmachten, 8 Zoll und 1 Linie hoch, und 5 Z. 10 L. breit seyn; jedes aber von denen die Lampe und den Rauchfang formirenden, 6 Z. 7 L. hoch, an dem an das Mittelstück stoßenden Ende aber 5 Z. 10 L. breit, und endlich an denen an den Deckel anstoßenden oder den Untertheil der Lampe formirenden, 4 Z. 7 L. hoch seyn. Der Boden der Laternen war, wie bey den vorher beschriebenen Eimer-Laternen, aus sieben ganzen Gläsern und einem ausgeschnittenen Glase, zusammengesetzt. Doch wurde dabey verordnet, daß das gerade in der Mitte des Bodens stehende Blech von sehr starkem Eisen-Blech gemacht seyn, und besonders auf der rechten Hand der zwei Dillen verschiedene Löcher haben sollte, daß man zwischen denselben einen 2 Lin. dicken und 7 Z. hohen messingenen Draht, der, nach oben zu, ein

Det. technol. Enc. LXV Th.

Bb

Oval

16 Zoll, wurde 2 Mal mit Oehl-Farbe angestrichen, und alle zwey Jahr wieder mit neuer Farbe aufgefriſchet.

Ungeachtet man alle mögliche Mühe und Vorſicht anwandte, die Straßen von Paris recht zu erleuchten, und ungeachtet die Anzahl der Laternen ſich bis über 7000 erſtreckte, ſo waren doch die Straßen nur ſehr mittelmäßig erleuchtet. Da man die Lichter nicht puſen konnte, ſo leuchteten ſie ſchwach, und das Blei warf auf die Straße um ſo ſtärkere und größere Schatten, je mehr Laternen in derſelben hingen. An ſtatt daß man nun von denſelben, ſowohl in Abſicht der Bequemlichkeit, als auch öffentlichen Sicherheit, den Nutzen, den man ſich doch verſprechen konnte, haben ſollte, ſo vergüteten ſie nicht einmahl die Koſten ihrer Unterhaltung. Sie wurden von dem im Monath May fallenden erſten Viertel, bis auf den zweyten Tag nach dem im Monath Auguſt fallenden Vollmond, nicht angezündet. Dem Ober-Polizy-Meiſter von Sartines war es vorbehalten, allem dieſen Uebelſtände kräftig abzuhelfen. Er ſetzte ſelbſt einen Preis von 200 Livres für denjenigen aus, der, nach dem Urtheile der Akademie der Wiſſenſchaften, das ſicherſte Mittel, die Straßen einer großen Stadt, bey Nacht-Zeit dermaßen zu erleuchten ausfindig machen und vorſchlagen würde, daß dadurch das ſtärkſte Licht verſchaffet, und der Dienſt erleichtert würde, und dabey doch die Koſten nicht ſehr hoch ſtiegen. Alle dieſe Vortheile fand man endlich, nach langen und beſchwerlichen Verſuchen, in den mit einem metallenen Hohl-Spiegel verſehenen Laternen vereinigt, die ſowohl für das Auge vielen Reiz haben, als auch, ihres von ſich werfenden hellen Lichtes wegen, ſehr großen Nutzen ſchaffen.

Der erſte, den Hr. v. Sartines einer Belohnung würdig achtete, war damahls ein Glaſer-Gesell, nachher aber

aber Glaſer-Meiſter, Namens Goujon. Er erhielt ein Geſchenk von 200 Livres, weil er, nach dem Urtheile der Akademie, viele Mängel der damahls gewöhnlichen Laternen verbessert hatte, indem er gemacht hatte, daß ſie theils einen geringern Schatten warfen, theils aber auch die Lichter vor der Wirkung des Windes beſſer verwahrt waren. Gedachte Akademie beſtimmte, mit Einſtimmung des Hrn. v. Sartines, drey andere Prämien von 2000 Livres, für die Herren Bailly, le Roy, und Bourgeois de Chateaublanc, weil ſie durch viele und oftmahls wiederholte Verſuche das Publicum in den Stand geſetzt haben, verſchiedene Mittel der Straßen-Erleuchtung mit einander zu vergleichen. Da der Akademie unter andern mit phyſikaliſchen und mathematiſchen Unterſuchungen reichlich geſchmückten Arbeiten, die verſchiedene nützliche Mittel zur Erleuchtung vorſchlugen, und zugleich deren Nutzen oder Unnützbarkeit frey anzeigten, der Aufſag des Hrn. Lavoisier vorzüglich gefallen hat, ſo brachte es gedachter Miniſter bey dem Könige dahin, daß derſelbe dem Verfaſſer eine goldene Medaille durch den Präſidenten der Akademie öffentlich einhändigen ließ.

Dieſe neue Art von Laternen (Reverbères ^(*)), Reverberir-Laternen,) ſind ſechſeckig, oben noch einmahl ſo weit, als unten, und zweymahl ſo lang, als ſie unten weit ſind. Unten der Boden beſteht aus einer ſechſeckigen Glas-Scheibe. An jeder Seite dieſer Boden-Scheibe iſt eine Glas-Scheibe mit ſchmahlem Blech, wie mit Fenſter-Blei, eingefäſt, welche oben noch einmahl ſo breit, als unten, und zweymahl ſo lang iſt. Dieſe ſechs Fenſter-Scheiben ſind ebenfalls mit Blech an den Seiten befeſtigt. Die Größe derſelben iſt willkürlich; und es iſt genug, wenn man vorgedachte Proportion beobachtet. Doch iſt es beſſer, wenn die Laterne groß iſt, und deren Scheiben breit genug ſind, damit ſie we-

Bb 3

gen

(*) Hr. Math. Campe überſetzt Reverbères durch Scheinwerfer.

gen der blechernen Einfassung nicht zu viel Schatten geben. Wenn also die untere Boden-Scheibe $\frac{3}{4}$ Fuß im Diameter enthält, so wird jede von den 6 Seiten-Scheiben unten $4\frac{1}{2}$ Zoll, oben 9 Z. breit und 18 Z. lang seyn. Oben ist eine runde blecherne Haube dergestalt daran befestigt, daß die ganze Laterne damit in die Höhe gehoben werden kann. In der Mitte der Haube ist ein rundes Loch, wodurch der Dampf von der Lampe heraus zieht; über diesem Loche ist ein Dach oder Thürmchen, wie an jeder andern Laterne, welche es vor dem Regen bedeckt, und den Dampf zur Seite durch Löcher heraus läßt. Oben ist ein Ring, wodurch man die Laterne vermittelst einer Leine aufhängen kann. In der Mitte der Laterne hängt eine längliche Lampe, die an jedem Ende einen Arm mit einem Dochte, mithin zwey einander entgegengesetzte Arme hat. Diese Lampe ist von gewöhnlicher Form, und hat zwar an sich selbst nichts Besonderes, doch hat dabey die Kunst des Erfinders sich zeigen wollen, und diese besteht in zwey kleinern und einem größern Blaser oder glatt poliertem Hohl-Spiegel von Messing oder verzinnem Blech. Der größere breitet sich über der Lampe oben in der Laterne aus, und füllt fast deren Raum daselbst aus. In seiner Mitte ist ein rundes Loch, wodurch der Dampf von der Lampe fortgeht. Dieser Hohl-Spiegel dient dazu, um die Licht-Strahlen der Lampe herab auf die Erde zu werfen, welche sonst in die Höhe gehen, und die Luft allda erleuchten würden, wo es nichts nützt. Die beyden kleinern Hohl-Spiegel geben der Laterne das eigentlich kunstreiche äußere Ansehen. Jeder von ihnen ist ungefähr so groß, als eine große Thee-Schale; sie bestehen gleichfalls aus poliertem Blech, und sind nicht völlig zirkelrund, sondern unten ist eine Sehne vom Zirkel gerade abgeschnitten. Beyde sind unmittelbar auf der Lampe zwischen die beyden

Doch-

Dochte dergestalt aufgestellt, daß sie sich einander die runde Seite oder den Rücken, die hohle Seite aber dem Dochte und Lichte zukehren, dessen Schein vermehren, und die Strahlen von jedem Lichte vorwärts werfen sollen. Diese Laternen sind in der Mitte der Straßen zwischen zwey Häusern an einer Leine so hoch aufgehängt, daß eine Kutsche und ein Wagen mit hohen Leitern bequem darunter wegfahren kann. Es ist nämlich eine Leine quer über die Straße von einem Hause zum andern gezogen; in der Mitte derselben ist ein eiserner Ring befestigt, durch diesen Ring geht eine andere Leine, woran die Laterne hängt, und welche daran geknüpft ist; diese Leine geht an der andern heraus zu dem Hause an der Wand durch eine Rolle bis auf ein par Ellen von der Erde; daselbst wird sie herauf und herunter gezogen, und diese Leine ist in einem verschlossenen Behältnisse versteckt, damit die Laterne von keinem, der nicht den Schlüssel dazu hat, herunter gelassen werden kann.

Der Nacht dieser neuen Laternen nahm d. 1 Aug. 1769 seinen Anfang. Die Entrepreneurs, die keine Gläser mehr, wie ehemals, sind, mußten sich auf 20 Jahr anheischig machen, die zur Beleuchtung der Straßen von Paris nöthige Anzahl von Laternen anzuschaffen und zu unterhalten. Diese Laternen müssen alle Tage des ganzen Jahres angezündet werden, und von Abend an bis 3 Uhr gegen Tag brennen, und selbst an denen Tagen, da der Mond später oder früher aufgeht, müssen sie angezündet werden (*). Damit nun aber diese Laternen richtiger besorget und angezündet werden mögen, so bekommt jeder Anzünder höchstens nur 20 Laternen zu versehen. Ueber diese Leute sind wieder 4 Aufseher und 10 bis 12 Factore gesetzt, die auf die richtige Anzündung der Laternen und

B b 4 das

(*) Wenn der Mond die Weihnachts-Nacht, oder die Nächte der vor der Fasten gehenden Tage, nämlich des letztern Sonntags, Montags, Dinstags oder Donnerstags vor der Fasten, nicht leuchtet, so müssen die Laternen bis zu Tages-Anbruch brennen.

das Verhalten der Anzündler genau Achtung geben müssen.

Die Pächter sind überdies noch verbunden, alle Jahre die Kloben, Seile, und alle andere zum Aufhängen der Laternen nöthige Dinge herzuschaffen; die Gehäuse und die eisernen Stangen zu unterhalten; die Hohl-Spiegel, wenn es nöthig ist, wieder verzinnen zu lassen; an die Stelle der zerbrochenen Gläser neue einsetzen zu lassen; allezeit bey jedem Hundert Laternen, fünf neue vorrätzig zu haben, damit man dieselben, anstatt der unbrauchbar gewordenen, anbringen könne; und dann endlich die Anzündler zu bezahlen. Ferner sollen sie auch auf jeder Seite des Flusses zwey Haupt-Niederlagen, und in der Mitte von jedem Viertel der Stadt 8 bis 10 besondere Niederlagen haben. In ihren Magazinen müssen sie, auf ein Jahr lang, hinlänglichen Vorrath von gutem Baum-Dehl haben; auch in ihren Niederlagen alle zum Unterhalt der Laternen nöthige Werkzeuge, als: kleine Kübel, Lichter-Körbchen, und zum Läntern des Dehles nöthige Leinwand, und überhaupt alles, was nur einige Beziehung auf die Erleuchtung hat, besorgen, und aus ihren Mitteln anschaffen (*).

Also sind diese berühmten pariser Laternen beschaffen, welche in der That heller leuchten, als drey, man sagt gar als vier andere. Wir wollen daher die Ursachen davon untersuchen, und erweisen, wie fern sie nachgeahmet, oder verbessert werden können.

1. Die Haupt-Ursache, warum sie besser leuchten, als diejenigen, welche auf Pfählen stehen, besteht darin, weil sie unten einen gläsernen Boden haben. Dadurch fallen alle diejenigen Licht-Strahlen auf die Straße, welche sich bey den andern auf den Pfählen verlieren. Wie sehr dieser schwarze Boden auf den Pfählen, die Erleuchtung verhindert, kann man daraus abnehmen, wenn man aus dem Fenster von oben

(*) Arrêt du Conseil du 30 Juin 1769, qui reçoit la Soumission des Entrepreneurs de la nouvelle Illumination de la ville de Paris.

oben herunter auf eine solche Laterne sieht, und den Schatten, welcher dadurch auf der Straße entsteht, betrachtet. Es ist aber dieser Schatten nicht allein, welcher die Straße verfinstert, sondern der schwarze Boden in der Laterne fängt überhaupt beynahe den vierten Theil der Licht-Strahlen von der Lampe auf, und wirft sie nicht zur Seite. Wie viel Licht-Strahlen dadurch verloren gehen, kann man angeben, wenn man die Distanz des Dochtes in der Lampe von dem äußersten Ende des schwarzen Bodens der Laterne mißt. Das Licht in der Lampe wirft nämlich seine Strahlen im Zirkel um sich herum; zieht man nun eine Linie vom äußersten Ende des schwarzen Bodens bis zum Dochte, so bekommt man einen Radius dieses Zirkels; fährt man mit diesem um den schwarzen Boden bis zur andern Seite desselben, so bekommt man eine Section von dem Zirkel der Licht-Strahlen; so wie sich diese Section zum ganzen Zirkel verhält, so verhält sich derjenige Theil vom Lichte, welcher verloren geht, zum ganzen Lichte der Laterne.

2. An den andern gewöhnlichen Laternen ist eine blecherne Thür, welche beynahe so groß ist, als die halbe Glas-Scheibe, worin sie steht; diese nimmt auch viel Licht weg, und fehlt an den pariser Laternen.

3. Die pariser Laternen haben oben über der Lampe einen blechernen Hohl-Spiegel, welcher die Licht-Strahlen herunter wirft. Die gewöhnlichen Laternen haben eine von dem Dampfe der Lampe schwarz gefärbte Haube, welche gleichfalls die Licht-Strahlen oben auffängt.

4. Die Laternen auf den Pfählen, oder Armen, werden nicht weit von den Häusern aufgestellt; wo sie die Mitte der Straßen nicht erleuchten können. Weil auch nicht alle Häuser weiß oder mit hellen Farben angestrichen sind, so pressen die Licht-Strahlen nicht davon zurück. Es läßt sich ausrechnen, daß kaum

der vierte Theil der Licht: Strahlen von den gewöhnlichen Lampen zur Erleuchtung auf die Straßen kommt.

Gleichwohl haben die pariser Laternen etwas überflüssiges an sich, welches zur Erleuchtung derselben nichts beiträgt. Die beyden kleinen Hohl: Spiegel auf der Lampe dienen zu nichts, und schwächen nur ihr Licht. Wenn ein blecherner Blaker oder Hohl: Spiegel hinter einem Lichte dessen Schein vermehrt, so besteht die Ursache darin, weil er die Licht: Strahlen, welche sonst hinterwärts oder an einen andern Ort fallen würden, vorwärts wirft. Diese beyden kleinen Hohl: Spiegel an der pariser Laterne thun zwar auch die Wirkung; allein, weil sie zwischen zwey Lichtern stehen, so verhindern sie zugleich, daß die Licht: Strahlen von beyden sich nicht vereinigen, und die Erleuchtung nicht vermehren. Ständen die beyden kleinen Blaker nicht zwischen beyden Dochten, so würden die Strahlen von dem vordersten Lichte dorthin, und die vom hintersten hierher fallen, und den Platz erleuchten. Die Wahrheit davon, daß ein solcher Blaker zwischen zwey Lichtern deren Erleuchtung schwächt, kann man dadurch erfahren, wenn man in der Stube auf einem Tische zwey Lichter nahe bey einander stellt, und einen Blaker oder polierten Zeller dazwischen halten läßt. Man lege ein Blatt Papier daneben auf den Tisch, setze beständig darauf, und nicht auf den Blaker, und lasse denselben bald zwischen die Lichter halten, bald wegnehmen, so wird man allemahl aus der wenigern oder mehrern Erleuchtung des Papiers erkennen, und ausfragen können, ob er zwischen die beyden Lichter gehalten sey oder nicht, wenn man gleich den Blaker nicht sieht. Diese beyden Hohl: Spiegel zwischen den beyden Dochten erfordern auch eine beständige Arbeit im Polieren. So bald sie schwarz und schmutzig werden, verfinstern sie

sie das Licht noch mehr; sie sind demnach bloß für eine französische Spielerey zu halten, welche den Laternen zwar ein künstliches Ansehen giebt, in der That aber mehr schadet, als nützt.

Zweytens wird die Erleuchtung von diesen Laternen dadurch nicht wenig geschwächt, daß sie so hoch von der Erde hangen. Je näher das Licht bey den Gegenständen ist, desto mehr werden sie dadurch erleuchtet, und deswegen geben die Laternen auf den Pfählen mehr Licht, als nach dem Verhältnisse ihrer schlechten Einrichtung zu erwarten ist. Mich dünkt also, daß diese pariser Laternen nicht verdienen, in allen Stücken von den Ausländern nachgeahmet zu werden, sondern, wenn man Straßen: Laternen gebrauchen will, welche mit wenigern Kosten heller leuchten sollen, als die gewöhnlichen auf Pfählen, so schlage ich Folgendes vor. 1) Man lasse Laternen auf dieselbe Art, wie ich sie vorhin beschrieben habe, mit einem gläsernen Boden, und oben mit einem glatt polierten blechernen Hohl: Spiegel, verfertigen, doch ohne die beyden kleinen Blaker, welche ganz davon wegbleiben. 2) Man lasse entweder die bisherigen Laternen: Pfähle wegnehmen, und an demjenigen Hause, wo man die Laterne für nöthig hält, eine eiserne Stange befestigen, wie diejenigen sind, woran man die Schilde vor den Weinschenken und Wirthshäusern anhängt. Diese Stange muß so hoch von der Erde seyn, als ein Laternen: Pfahl hoch ist. An diese Stange hänge man die Laterne, und verschließe die Leine unten in ein Verhältniß an dem Hause. 3) Wofern es aber für gar zu kostbar gehalten werden sollte, solche lange eiserne Stangen an die Häuser anschlagen zu lassen, so lasse man die Laternen: Pfähle stehen, und oben an jeden Pfahl eine krumme eiserne Stange anschlagen, und die Laterne daran hängen. Die Stange muß so hoch in die Höhe gehen, als die

Laterne groß ist, und muß deswegen gekrümmt seyn, damit die Laterne daran gehängt werden kann. Würde die Stange auf dem Laternen-Pfahle gerade heraus befestigt, so würde die Laterne zu niedrig hangen. Jeder Pfahl muß alsdann weiß angestrichen werden; dieses verhindert nicht nur dessen Fäulung, sondern bewirkt auch zugleich, daß die Licht-Strahlen von der Laterne daran zurück fallen. Uebrigens ist es besser, wenn man allemahl eine große Laterne mit zwey Armen an der Lampe, als zwey kleinere Laternen, jede mit einem einzigen Dochte, nicht weit von einander aufhängen läßt. Zwar leuchten zwey kleinere Laternen, jede mit Einem Dochte, welche 30 bis 40 Schritt von einander stehen, in diesem Raume besser, als eine einzige große Laterne mit zwey Dochten. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur zwey Lichter auf einem Sahle dicht bey einander, und hernach einige Schritte von einander, setzen lassen. Allein, man erspart durch eine größere Laterne die Kosten für das Arbeits-Lohn zweyer andern, ingleichen das Dehl, und die Mühe sie reinlich zu halten und aufzuhängen. Kaum wird es nöthig seyn, zu erinnern, daß es besser sey, wenn sie auf die vorgeschlagene Art niedrig, als nach der französischen Art mitten über die Straßen, gehängt werden. Dieses kann nur in solchen Städten, wie z. B. in Brüssel, von Nutzen seyn, wo man in der Mitte der Straßen gehen muß, und an den Seiten der Häuser kein zum Gehen bequemes Stein-Pflaster antrifft. Doch halte ich dafür, daß die an der Seite der Häuser niedrig aufgehängten Laternen selbst die Mitte der Straßen stärker erleuchten werden, als diejenigen, welche daselbst viel höher aufgehängt sind.

Dem Verfasser des Paris in Miniatur, (einer Uebersetzung der Numero's des Hrn. Peyssonel,) Ep. 1784, 8. gefallen die Laternen in Paris auch nicht. „Seit sei-

ner

„ner Kindheit sey die Form der Erleuchtung in dieser Haupt-Stadt 3 bis 4 Mal verändert worden, ohne zur Vollkommenheit gebracht zu seyn. Die jetzigen Reverberir-Lampen verblenden mehr, als daß sie erleuchten. Dies sey so wahr, daß die Leute in den Kutschen geblinzt seyn, ihre Kutscher des Nachts mit niedergestülpten Hüte fahren zu lassen, um Unfälle zu vermeiden. London hingegen sey wie ein Lanz-Sahle erleuchtet.“

Einer ähnlichen, in Frankfurt am Main versuchten Einrichtung der Laternen, welche aber ebenfalls der Erwartung nicht völlig entsprochen hat, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Die Reverbères, oder Straßen-Laternen in Paris, sind in den ersten Zeiten der Revolution, durch die Executionen, wozu man sie gebraucht hat, sehr fürchterlich geworden. Man scheint in Deutschland zu glauben, es sey an Laternen-Pfählen geschehen; aber dies ist ein Irrthum; es geschah an derselben Seilen, an welchen in der Mitte der Straße die Laternen herabhangen. Diese Seile sind vornehmlich an den Häusern befestigt, und werden auf der einen Seite über eine Art von Kloben mit den Laternen herabgelassen, damit man diese mit Dehl versehen und anzünden könne. Das Ende der Seile wird um einen Haken gewunden, und in einer Nische, die in der Mauer angebracht ist, und eine kleine eiserne Thür hat, jedes Mal verschlossen. Diese Thürchen sprengte man auf, ließ die Laterne herunter, nahm sie ab, und zog, anstatt ihrer, den Delinquenten in die Höhe. Die Seile sind bloß für die Schwere der Laternen, und nicht für das Gewicht eines Menschen, berechnet; mithin mußten sie oft reißen, und so wurden die Unglücklichen nicht selten zu 4 bis 6 Reverbères geführt, ehe man einen Strick traf, der die Operation aushielt (*).

In

(*) Schulz über Paris und die Pariser, (Berl. 1791, 8.) B. 1, S. 133, f.

In Nürnberg hat man eine Art Straßen-Laternen, deren Structur nicht zu verwerfen ist (*); Sig. 3920^a). Sie ist viereckig, und in blechernen Rahmen. Die untere Weite, cd, hat 7 Zoll; die Höhe, ea, 9 Zoll; die obere Weite, ab, 8 Zoll. abfe, ist das Dach, oder der hellmachende Schirm. efgh, ist die Rauch-Röhre, 5 bis 6 Zoll hoch. n und o, sind die Trag-Bänder, welche ein viereckiges Loch haben, durch welches der eiserne Nagel, der am Ende des eisernen Armes aufrecht steht, durchgeschoben wird, um die Laterne fest zu halten. l, ist die Lampe. mk, ist der Arm, in welchem die mit einem blechernen Zapfen versehene Lampe steht. In die vier Seiten der Laterne werden helle Glas-Fasseln eingeschoben, wie auch in den Boden der Laterne. Der Schirm, abfe, ist das vornehmste Stück der Laterne, weil er das Licht ungemein vermehrt. Er hat die Gestalt eines aus 4 Walmen zusammengesetzten Daches, und besteht aus 4 gleichschenkeligen Triangeln, Sig. 3920^b), davon die Grund-Linie, wx, 8 Zoll, und jede Schenkel-Linie, wz und xz, 6 Zoll hat. Von der Spitze des Triangels, wird bey pq, in der Mitte von 1½ Zoll, ein Stückchen pq weggeschnitten, damit eine viereckige Oeffnung entstehe, auf welche die Rauch-Röhre efgh, 4 Zoll hoch, aufgenietet wird. Die Rauch-Röhre wird oben mit einer tauglichen Bedeckung versehen. Dieser Schirm ist nicht an das Gehäuse der Laterne angelöthet, sondern so eingerichtet, daß man ihn abnehmen, und den Ruß, der sich etwa angelegt hat, abwischen kann, damit das Innere beständig hell bleibe. Der Docht

(*) Entwurf wie die nächtliche Beleuchtung der Gassen ohne große Kosten einzurichten, st. in den Oeconomisch-practischen Vorschlägen zur Verbesserung und Glückseligkeit der Länder, (Nürnberg. 1769, 4.) S. 57 — 64.

der Lampe l, muß gerade mitten unter dieser Rauch-Röhre zu stehen kommen, und von dem Schirme ungefähr 3 Zoll entfernt seyn.

Weil eine auf diese Art eingerichtete Laterne nicht nur an den vier Seiten, sondern auch im Boden ein Glas hat, so kann sie, wenn sie ihre völlige Wirkung zeigen soll, nicht auf einem Pfahle oder Pfosten stehen, sondern muß an einem eisernen Arme aufgesteckt, oder an einem Drahte, der quer über eine nicht allzu breite Straße geht, aufgehängt werden. Wenn eine auf diese Art aufgehängte Laterne frisch mit Dehl versehen werden soll, muß sie entweder auf die Straße herabgelassen, oder an eines der beyden einander gegenüber stehenden Häuser gezogen werden können; im letzten Falle muß sie oben mit einem messingenen Rädchen und einer Schnur versehen seyn, damit man sie herbeiziehen und mit Dehl versorgen könne. Wollte man aber eine solche Laterne auf einen Pfeiler setzen, so müßte man den Boden von Blech machen. Uebrigens erfordert die gute Wirkung dieser Laternen eine schickliche Höhe. 12 bis 16 Fuß, ist, der Erfahrung nach, die beste. Also können sie mit großem Nutzen, wie in der Abbildung vorgestellt ist, gleich unter die Fenster des ersten Stockwerkes an bewegliche eiserne Arme angebracht, oder an einem quer über die Straße gezogenen Draht aufgehängt werden.

Da eine Laterne von dieser Art, ihr Licht von dem Orte, wo sie steht, 40 bis 50 Schritt weit ausbreitet, so kann jede Laterne 80 bis 100 Schritt von ihrer nächsten entfernt seyn, weil das Licht der einen das Licht der andern erreicht. Hierdurch werden die Anzahl der Laternen, und mithin die Anschaffungs- und Unterhaltungs-Kosten, merklich vermindert. Diefemnach erfordert eine Straße, von 300 Schritt lang, höchstens 6 Laternen. Und weil wenige Straßen 40 Schritt breit sind, so ist es nicht nöthig, die Laternen hin und her an die Häuser zu setzen, indem die den Laternen gegenüber stehenden Häuser, von der andern Seite her hinlänglich erleuchtet werden. Da aber in verschiedenen Fällen das Ueberflüssige nicht schadet, und man zuweilen, der Zierde wegen, gern einige mehrere Kosten anzuwenden Lust hat, so können in sehr brei-

breiten Straßen auch zu beyden Seiten Laternen angebracht werden.

Wenn die Laterne an einer ihrer Ecken an dem eisernen Arme aufgehängt wird, so wendet sie 3 Ecken gegen die Straße, die sie erleuchten soll, wodurch 3 Schatten-Pyramiden entstehen, welche um so breiter und unangenehmer werden, je weiter sie sich von der Laterne entfernen; woraus in einer Straße, worin zigzag stehende Laternen sich befinden, ein solches Chaos von Licht und Schatten entsteht, daß das Auge in Verwirrung geräth. Diese widrige Wirkung zu vermeiden, muß die Laterne eine von ihren vier Flächen gegen das gegenüber stehende Haus wenden; sodann richtet sie die andern zwey Flächen nach der Länge der Straße auf- und abwärts; und also können nur zwey Ecken einen Schatten machen, welcher aber, an statt die Straße zu bedecken, schräg an die andere Reihe der Häuser gegenüber fällt. Solcher Gestalt erhält man eine stärkere Erleuchtung; welche ferner noch dadurch vermehrt wird, wenn, wie bereits angedeutet worden ist, die Laternen alle auf Eine Seite zu stehen kommen.

Wenn die Kosten gemeinschaftlich von den Häusern getragen werden, so macht der Verf. gedachten Entwurfs folgenden Aufschlag der Anschaffungs- und Unterhaltungskosten, wie auch des Beytrages, den eine angenommene Anzahl Häuser zu thun hat.

Man nehme an, daß 300 Häuser die Straßen-Erleuchtung ins Werk zu setzen sich entschließen. Man setze, daß 5 Häuser eine Laterne unterhalten, so erfordern 300 Häuser 60 Laternen.

Anschaffungs-Kosten.

60 Laternen, mit Säulen, oder eisernen Armen, beydes zusammen à 4 Fl. (*)	240 Fl.
4 blecherne Dehl-Flaschen, à 1½ Fl.	6 Fl.
4 Leitern, à 1½ Fl.	6 Fl.

Summa 252 Fl.

Unter-

(*) Nach diesem Aufschlage kommt eine solche Laterne, nebst dem eisernen Arme, auf 4 Gulden zu stehen. Es läßt sich aber dabey noch vieles menagiren; denn es ist eben nicht nöthig, die

Unterhaltungs-Kosten.

Dehl und Docht zu 60 Laternen, auf jede jährlich 8½ Fl. gerechnet	510 Fl.
4 Anzünder (*), jedem jährlich 20 Fl.	80 Fl.
	590 Fl.
	252 Fl.

Summa beyder Kosten 842 Fl.

Gesetzt, es gäbe jedes der angenommenen 300 Häuser, das erste Jahr, wöchentlich 3½ Kreuzer, so betrüge es 892 Fl. 30 Kr.; folglich 50 Fl. 30 Kr. mehr, als die Summa der ausgeworfenen Kosten. Da aber im folgenden Jahre die Anschaffungs-Kosten wegfallen, so muß auch der Beytrag vermindert werden. Man lasse nun jedes Haus 2½ Kr. wöchentlich beytragen, so zahlen 300 Häuser in 51 Wochen, 632 Fl. 30 Kr., welches abermahl zureicht, die jährlichen Unterhaltungs-Kosten von 590 Fl. zu bestreiten, und der Ueberschuß von 42 Fl. 30 Kr. kann zu den unausbleiblichen Reparations-Kosten, und dem etwa nicht zureichenden Brenn-Dehl, angewendet werden. In engen Straßen kann man einen Theil der Anschaffungs- und Unterhaltungs-Kosten ersparen, wenn man, wie oben gezeigt worden ist, diese Laterne an einem Draht mitten über die Straße aufhängt, und einer von den Bewohnern der beyden Häuser, an welchen der Draht befestigt ist, die Mühe der Besorgung der Lampe auf sich nimmt, welches um so weniger etwas unanständiges ist, da in der großen Stadt Paris, eine also aufgehängte Laterne sogar unter der Aufsicht dessen, der das Haus bewohnt, besorgt zu werden pflegt.

Descri.

die Laterne auf einen eisernen Arm zu stellen; man kann sie mit Haken und Schrauben an der Wand fest machen, wo sie auch vor Sturm und Wetter sicherer sind, wodurch nicht allein die mehreren Kosten für den eisernen Arm, sondern auch die für das alsdann überflüssige Glas an der hintern Seite, erspart werden.

(*) 4 Anzünder auf 60 Laternen, ist, wie ich weiter unten zeigen werde, zu viel.

Description d'une Lampe, pour éclairer une ville, inventée par Mr. Favre, R. in Machines et Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. To. II. à Par. 1735, 4. No. 88; S. 53, f. II. 1 R. 2.

Einige optische Beyträge zur nächtlichen Erleuchtung, von Jo. Fr. Häseler. Brschw. 1773, 8. 3 B. 1 Viert. Bog. n. 5 Bgg. auf 1 R. 2.

Auf öffentlichen Plätzen, besonders vor Schlössern, Pallästen, an Canälen etc. pflegt man, anstatt der Laternen: Pfähle, Statuen, Pilaren, Gruppen, welche die Laterne oder Lampen: Kugel halten, zu nicht geringer Verschönerung der Straßen, anzubringen. So halten z. B. in Berlin, vor dem Pallaste des Johanniter: Ordens: Meisters, auf dem Wilhelm's: Plage, zwey Mähren die Laternen; und auf den neu erbaueten steinernen Brücken, als: der neustädter Brücke, der Königs: Brücke, der spandauer Brücke, der neuen Friedrichs: Brücke etc. tragen theils große Gruppen, in mehr als Lebens: Größe, theils Kinder: Gruppen, große Laternen.

Ueber die Geschichte der Straßen: Erleuchtung, hat Hr. Hofr. Beckmann (*) die belehrendsten Nachrichten ertheilt, welche ich hier mit einer Anzeige der Beschaffenheit und Einrichtung der Straßen: Erleuchtung in einigen Haupt: Städten, verbinden werde.

Gemeiniglich hält man die Erleuchtung der Straßen für eine ganz neue Einrichtung, und St. Evremont, in Saint-Evremontiana (Amst. 1701, 8.) hat ganz zuversichtlich gesagt, weder Griechen noch Römer hätten die Polizen so weit getrieben (). Indessen

(*) Im 1 B. seiner Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, 1 B. (1782, 8.) S. 62, fgg.; und 2 B. (1783) S. 320, fgg.

(1) L'invention d'éclairer Paris pendant la nuit, par une infinité de lumières, mérite que les peuples les plus éclairés

findet man einige Nachrichten bey den Alten, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß Antiochia, Rom, und einige andere Städte, wo nicht in allen, doch wenigstens in den vornehmsten Straßen, öffentliche Laternen gehabt haben.

Libanius, der im Anfange des 4ten Jahrhunderts lebte, sagt im Panegyrico Antiocheno, wo er seine Vaterstadt Antiochia lobt: Solis porro facem aliae faces excipiunt, quae illam Aegyptiorum (in Minervae Saiticae festo) lucernarum accensionem longe superant. Hac una re tantum differt nox a die apud nos, nimirum specie lucis. Quod ad officia certe et structuras spectat, ex aequo procedit. Quidam assidue et iugiter operantur manibus; alii vero molle rident et canticum laxantur, καὶ τὴν ἡλίου λαμπράδα, λαμπτήρες ἐτίτοι διαδέχονται τῇ Αἰγυπτίων λυχνιαίων παρίοντες. (So liefert Gronov, da sonst παρίοντες in den Ausgaben steht,) καὶ διαδήνοχον ἐν μόνῃ παρ' ἡμῶν νῦν ἡμέρας, τῷ τῷ φῶτι ἐνδύει (2). Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Sophist seiner Vaterstadt daraus hat ein Lob machen wollen, daß die Einwohner nach Sonnen: Untergang nicht im Dunkeln saßen, sondern bey Licht arbeiteten; es scheint also, daß er die Erleuchtung der Straßen verstanden hat.

Eine andere Stelle des Libanius, nämlich in der Rede in Ellebichum, p. 526 erzählt, daß die Stricke, woran die Lampen zur Zierde der Stadt gehangen hätten, von aufrührerischen Soldaten, nicht weit von einem Bade, zerhauen wären (3). Wenigstens scheint

éloignez y viennent voir ce, que les Grecs et les Romains n'ont jamais pensé pour la police de leurs Républiques.

(2) Diese Worte stehen in Libanii Operum Vol. II. (Lutet. 1627, f.) p. 387.

(3) Profecti ad vicinum balneum, funes a quibus appendebant ea, quae lumen noctui praebebant, gladiis resciderunt, quoniam oporteret ornatum, qui in ciuitate est, suis conciliabulis cedere. ἀποδόντες ἐπὶ τὸ πλῆθος τῶν

doch aus dieser Stelle so viel zu folgen, daß man neben den Bädern, und Vertern, welche am meisten besucht wurden, oder sonst die ansehnlichsten in der Stadt waren, Lampen gehabt hat, die an Stricken aufgehangen waren.

Aber folgende Stelle des Kirchenvaters Hieronymus scheint es noch wahrscheinlicher, oder vielmehr gewiß, zu machen, daß die Straßen in Antiochia erleuchtet gewesen sind. In altercatione Luciferani & Orthodoxi, erzählt er, daß ein Anhänger des Ketzers Lucifer mit einem Rechtgläubigen so lange auf der Straße disputirt habe, bis man auf den Straßen die Lichter angezündet hätte. Dum audientium circulum lumina iam in plateis accensa solverent, et inconditam disputationem nox interromperet, consputa invicem facie, recesserunt (*).

Basilus der Große, beschreibt in einem Briefe an Martinianus, den elenden Zustand seiner Vaterstadt Cäsarea in Kappadocien, im J. 371, und sagt: sie hätten νύκτας ἀλαμπείς, noctes non illustratas (†). Die meisten Ausleger erklären dies so, als ob man die Lampen auf den Straßen nicht einmahl angezündet hätte. Valesius sagt, in seinen Anmerkungen zum Ammian: man habe bei großen Unglücksfällen, zu Bezeugung der allgemeinen Traurigkeit, die Erleuchtung der Straßen unterlassen, und er beruft sich dabei auf

βαλαμίων, κάλαυ, ὃν ἐξήγηται τὰ τὸ φῶς ἐν νυκτὶ παρεχόμενα, μαχαίρους ἀπὲκροτον, δεικνύντες ὅτι δὲ τὸν ἐν τῇ πόλει κόσμον. ταῖς αὐταῖς βαλῆσαι ὑπερχεῖν.

(4) In der prächtigen Ausgabe der Schriften dieses Heiligen, studio et labore Dominici Vallarsii, (Veron. 1735, f.) II. p. 170, steht eine kurze Nachricht von der Zeit und dem Orte, wo jene ungesittete Disputation gehalten ist, und der Herausgeber beweiset, sie sey in Antiochia im J. 378 gehalten.

(5) Diese Worte stehen in der von den Benedictinern besorgten Ausgabe, (Paris. 1730, f.) III. p. 169.

auf eine Stelle des Libanius, wo er den Antiochiern soll gerathen haben, zur Besänftigung des Kaisers, entweder keine, oder nur wenige Laternen anzuzünden. Procopius erzählt vom Kaiser Justinian, er hätte alle öffentliche Cassen der Städte dergestalt erschöpft, daß sie nicht einmahl die Aerzte und Lehrer besolden, noch die Erleuchtung auf öffentliche Kosten hätten unterhalten können (*).

Daß in Syrien schon im 5ten Jahrh. nicht Antiochia allein, sondern auch Edessa, erleuchtete Straßen gehabt hat, beweiset eine Stelle in der Geschichte des Jesue Stylites (†).

Daß das alte Rom erleuchtete Straßen gehabt hat, davon findet man nur zweifelhafte Beweise. Meursius hat ein Par angeführt, die ihm hinlänglich geschienen haben (*), die aber keinesweges überführen.

Ec 3

Am

(6) Quæ oppidani sibi, vel ad temp. vel ad spectacula fecissent proventus, veritus non est, in publicum censuræ referre; ob eaque in posterum nulla medicorum, magistrorumve honoraria, nulla publicorum ædificiorum cura, nulla viribus in communi luminum procuratio. οὕτε λυχνὰ ταῖς πόλεσιν ἐν δημοσίᾳ ἵκανον. Procopii arcana historia (Lugd. 1623, f.) p. 114.

(7) Eulogius Edessæ præfectus acceptis ab Anastasio libris auri bis centum, extrema urbis propugnacula restaurat. Aquæductus præterea duos extruit. — Collapsas quoque balneas et Prætoris aedes ædificat; aliisque præterea ædificiis Edessam exornat. Petro etiam urbis episcopo libras auri viginti Anastasius mittit ad ænochorum inflammationem. Urbicinus Eunuchus decem libras auri adiecit ad excitandum B. Mariæ templum. Solebant Edessæ Præfecti mensuras olei sex mille et octingentas templis et monasteriis distribuere. Eulogius vix ducentas singulis templis erogari iussit, reliquas ad publicum urbis usum recendi; instituitque, ut in porticibus noctu lampades arderent. Affemini biblioth. orient. (Romæ, 1719, f.) I. p. 281.

(8) Nämlich in Exercitationum criticarum Parte II. quas observationes miscellas complectitur, L. 3. c. 14, in Jo. Meursii Opp. ex recent. Jo. Lami, (Florent. 1745, f.) V. p. 634. Die eine Stelle, worauf er sich beruft, ist

Andere meinen in L. 19 C. de oper. publ. ein Gesetz zu finden, welches die Unterhaltung der Straßen Laternen betreffen soll (?). Unter den grausamen Martern, welchen die Christen unter Nero ausgesetzt wurden, war auch diese, daß sie an Pfähle, welche auf den Straßen errichtet waren, angebunden, mit brennbaren Sachen umwickelt, mit Harz und Wech begossen, und alsdann angezündet wurden, und auf solche Weise zur Erleuchtung der Straßen dienen mußten (1).

Es

ist aus dem *Ammianus Marcellinus*, L. 14, c. 1, in der Ausgabe des *Jac. Gronovii*. (L. B. 1693. f.) p. 5: *Adhibitis paucis clam ferro succinctis, vespere per tabernas palabatur et compita, quaeritando Graeco sermone, cuius erat impendio gnarus, quid de Caesare quisque sentiret; et confidenter agebat in urbe, ubi per nocturnum luminum claritudo dierum solet imitari fulgorem.* *Meursius* führt hierbey auch des *Suetonius* Worte, im Leben des *Jul. Caes.* c. 31, an. *Dein post solis occasum, multis e proximo pistrino ad veliculum iunctis, occultissimum iter modico comitatu ingressus est; et cum luminibus extinctis decessisset via, dum errabundus tandem ad lucem duce reposito, per angustissimos tranites pedibus enasit.*

(9) Quis plurimae domus cum officinis suis in porticibus Zeuxippi esse memorantur; reditus memoratorum locorum pro quantitate, quas placuit, ad praebenda luminaria, et aedificia ac fecta reparanda, regiae huius vrbis lanacro sine aliqua inbemis exultatione conferri.

(10) Et pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis coniecti, laniatu canum interirent, aut crucibus allixi, aut flammam, atque ubi defecisset dies in vltum nocturni luminis vrentur. *Tacit.* *Annal.* L. 15, c. 44.

Fast mit denselben Worten erzählt *Sulpitius* die Sache, in *Historia sacra*, L. 2, c. 29, in der Ausgabe des *Hier. de Prato* (Veron. 1754. 4.) II. p. 161: *Quia et novae mortes excogitatae, ut ferarum tergis coniecti laniatu canum interirent. Multi crucibus allixi, aut flamma vlti. Plerique in id referati, ut, cum defecisset dies, in vltum nocturni luminis vrentur.*

Diese Grausamkeit scheint noch lange nach des Nero Zeiten, auch unter andern Kaisern, begangen worden zu seyn. Denn *Prudentius* *perisopos* hymn. IX, v. 116, sagt:

Aut

Es findet sich demnach, nach Hrn. Beckmann Urtheil, kein Beweis, daß das alte Rom erleuchtete Straßen gehabt habe; vielmehr bemerkt man manchen Umstand, aus welchem das Gegentheil, wo nicht erwieslich, doch wenigstens wahrscheinlich wird. So scheint es, als ob die Römer, bey Rückkunft von ihren nächtlichen Gesellschaften, den Gebrauch der Fackeln und Hand-Laternen für nothwendiger angesehen haben, als er gewesen seyn würde, wenn auf den Straßen Laternen gebrannt hätten; wiewohl es freylich gewiß ist, daß auch in unsern Städten die öffentliche Erleuchtung nicht immer so vollkommen seyn kann, daß Fackeln oder Hand Laternen den Fußgängern überflüssig wären. Wer in Rom ohne Laternen gehen mußte, der mußte in völliger Finsterniß mit größter Gefahr gleichsam nach Hause kriechen, so wie *Alexis* bey *Athenaeus* (1). Daß *Neapolis* nicht erleuchtet gewesen ist, weiß man aus der nächtlichen Rückkunft des *Giton* bey *Petronius* (2).

Ec 4

Am

Aut gladio feriere caput,

Aut laniabere membra feris,

Aut facibus data fumificis,

Flebiliter vlulanda tuis

In cineres vlulanda flues.

Auch *Juvenalis* gedenkt dieser unmenschlichen Lebensstrafe, Sat. I, v. 155, und VIII, v. 235. *Seneca* nennt sie, im 1ten Briefe, wo er ein langes Verzeichniß teuflischer Grausamkeiten anführt: *tunicam alimentis ignium et illitam et intexam.*

(11) Non multum edens, bibensque multum, protinus

Discedo, lucernam puer nec fert mihi,

Serpo cadens perlaepe per nigras tenebras.

Athen. *Deipnos.* VI, 8. p. 236.

(12) cap. 79, p. 234: *Neque lax villa in praesidio erat, quae iter aperiret errantibus, nec silentium noctis iam mediae promittebat occurrentium lumen. Accedebat huc ebrietas, et imprudentia locorum, etiam interdiu obscuro.*

Amsterdam, hatte schon im Jahr 1669, Laternen; denn im Febr. dieses Jahres verbot der Magistrat, der den Gebrauch der Fackeln schon im J. 1665 untersagt hatte, die Beschädigung der Lampen: Pfähle, an welche nicht Pferde gebunden werden sollten (13). Man hatte damals noch nicht gläserne, sondern hölzerne Laternen (14).

In Berlin, machte man, im Jahr 1679, den Anfang der Straßen: Erleuchtung damit, daß aus jedem dritten Hause eine Laterne mit brennendem Lichte ausgehängt wurde, und die Nachbarn darin abwechseln mußten; aber im J. 1683 brachte Kurfürst Friedrich Wilhelm die Laternen auf Pfählen gänzlich zu Stande, so sehr auch die Einwohner, wegen der Kosten, sich dawider setzten. Sie gaben in einer Bittschrift, 1680 vor, daß in Berlin allein, die Anschaffung der Laternen 5000 Rthlr. gekostet habe, und daß die Unterhaltung jährlich 3000 Rthlr. koste. Die Unterhaltung wurde nachher allemahl auf 6 Jahr verpachtet. Der letzte Pächter hatte 2171 Stück für 6431 Rthlr. 7 Gr. übernommen; dabei war für jede Laterne zu Dehl, Docht, u. s. w. 2 Rthlr. 20 Gr. und für Ausbesserung 3 Gr. gerechnet. Im J. 1787 wurden, an statt der bisherigen hölzernen Pfähle, gegossene

obscura. Itaque cum hora pena tota, per omnes cornpos, gastrorumque eminentium fragmenta, traxissemus eruentos pedes, tandem expliciti agnoscere Gironis sumus. Daß die Rede von Neapolis ist, läßt sich aus cap. 81, p. 242, n. 3, folgern, wo die Stadt Graeca urbs genannt wird, wiewohl Einige, mit geringerer Wahrscheinlichkeit, Capua verstehen wollen.

(13) Man findet diese Verordnung, so wie auch Instructie voor de aanfokers van de lampen, vom J. 1669, in Handelsen, of the privilegien ende qetroyen de Stad Amstelredam. (Te Amstelred. 1748, f.) II. p. 1047.

(14) Denn es steht in der Instructie, die Ansecker sollten het roet, dat van de traen of olie aen het hoorn van de lanternen komt, täglich abwischen.

gossene eiserne Stangen zu den Laternen an die Häuser eingesezt. Jetzt hat die Stadt 2385 Laternen, welche vom September bis May brennen, und zwar auf kön. Kosten. Ihre Besorgung und Anzündung ist einem besondern Commissarius, von der Kurmärk. Kammer verpachtet. In den vier letzten und vier ersten Monaten des Jahres müssen die Laternen, wenn nicht Monden Licht ist, eine Viertel: Stunde ehe es dunkel wird, angezündet, und bey hellem Schein bis zu 2 Uhr Nachts unterhalten werden. Die kön. preuß. Verordnungen wegen der Straßen: Laternen, werden unten vorkommen.

Braunschweig, hat seit 1765, 1565 Laternen. Die braunschweigische Verordnung, das Laternenwesen betreffend, wird unten vorkommen.

In Breslau, sind 1182 Laternen.

In Cassel, wurde die Erleuchtung unter Landgraf Karl im J. 1721 angefangen; weil aber zum Unterhalt keine hinlängliche Anstalten gemacht waren, so unterblieb sie endlich wieder ganz. Allein, im J. 1748, ist sie von neuem angeordnet, und seitdem von Zeit zu Zeit verbessert worden. Im J. 1767, waren überhaupt 720 Laternen, welche 20 Tage monatlich, ausgenommen May, Jun., Jul., und die erste Hälfte des Augusts, brennen. Zu diesen Laternen waren 13 Wärter. Im Winter 1778 war die Anzahl auf 1013 vermehrt, ohne diejenigen, welche um das Schloß herum stehen, und auf herrschaftliche Kosten unterhalten werden. Die Kosten zu den übrigen werden durch den sogenannten Fleisch: Heller aufgebracht, da die Fleischer von allem geschlachteten Viehe einen Heller pro Pfund entrichten müssen. Ehemahls wurde die Erleuchtung von einer besondern Administration, unter Direction der Kr. und Dom. Kammer besorget; jetzt aber ist sie verpachtet. Für jede Laterne bekommt der Pächter 2 Rthlr. 30 Albus.

In Dresden, sind die ersten Laternen, d. 10 Nov. 1705 auf der Schloß-Gasse angezündet worden, denen 1706 d. 27 März, 46 Laternen auf der Brücke folgten. In der Neustadt sind die ersten d. 10 Jan. 1728 angezündet worden. Im J. 1766 sollen daselbst nur 728 Laternen überhaupt gewesen seyn, wozu 262 Centn. 12 H. Müb: Oehl verbraucht worden sind. Der Centner wurde mit 9 Thlr. 8 Gr. bezahlt. Von der Form der dresdner Laternen und ihren Unterhaltungs-Kosten, s. oben, S. 381, fgg. Die Verordnung wegen ihrer Beschädigung und die Instruction für die Laternen-Wärter, werden unten vorkommen.

In Frankfurt am Mayn, ließ der Rath, im J. 1707, auf dem Römer-Berge 5 Nacht-Leuchten probieren, dergleichen er sodann durch die ganze Stadt anzulegen dachte; es that aber diese Probe den gesuchten Effect nicht. Im J. 1711 ließ der Rath am Römer 3 Nacht-Leuchten anbringen. Diesem Beispiele folgten hernach die auf dem Römer-Berge wohnenden Bürger, welche auch dergleichen an ihren Häusern anbrachten, und solche dergestalt unter sich eintheilten, daß deren 14 waren. Der Rath ließ darauf durch ein Edict v. 9 Apr. gedachten Jahres öffentlich bekannt machen, daß es Jedem erlaubt seyn sollte, nach seinem Belieben eigene Laternen anzuhängen, oder sich wegen deren Aushängung und Unterhaltung mit den Nachbarn zu vergleichen, und daß gegen diejenigen, die sich durch deren Einwerfen als Störer der gemeinen Straßen-Sicherheit erzeigten würden, mit willkürlicher Strafe verfahren werden solle. Es wurden auch noch in demselben Monathe an alle evangelische Kirchen, und rings um den Römer, Leuchten gemacht. In der Folge wurde, bey Gelegenheit der damals in Frankfurt gewesenen kaiserlichen Commission, dem Magistrat durch ein kaiserl.

Res

Rescript v. 6 Oct. 1724, anbefohlen, die Veranstellung dahin zu treffen, damit die Stadt zu allgemeiner Sicherheit und Bequemlichkeit, vermittlest Anzündung genugsamer Laternen bey Nacht-Zeit beleuchtet werden möge. Es verging aber eine beträchtliche Zeit, ehe man die vielen Schwierigkeiten, die sich wegen Aufbringung eines hinreichenden Fonds, sowohl zur Anschaffung und Unterhaltung der Laternen, als auch zur Besoldung der dazu nothwendig zu bestellenden Personen, hervorgethan hatten, heben konnte. Erst im J. 1761 entschloß man sich, die Laternen und übrigen Geräthschaften aus dem Stadt-Verario anzuschaffen, wegen der Unterhaltung aber eine gewisse Abgabe auf sämtliche Häuser und Gebäude der Stadt zu schlagen, worauf solches durch einen Rathschluß v. 15 Dec. ged. J. öffentlich bekannt gemacht, auch die Laternen alsbald aller Orten aufgerichtet und angezündet wurden. Da es aber erforderlich war, daß auch der dortige katholische Klerus, und diejenigen auswärtigen Fürsten, Grafen etc. welche Häuser in der Stadt besaßen, die dazu nöthigen Anstalten bey den ihnen zugehörigen Häusern, nach der bereits angeordneten Eintheilung und Gleichheit vorkehren möchten, verschiedene derselben aber sich hierin säumig finden ließen, so wandte sich der Rath deswegen an den Reichs-Hofrath, worauf ihnen sämmtlich durch ein Rescript v. 24 Aug. 1762 anbefohlen wurde, bey einem solchen, sowohl zum allgemeinen, als ihrem eigenen Vortheil gereichenden Werke allen möglichen Vorschub zu thun; doch wurde ihnen dabey freigestellt, ob sie die dazu erforderlichen Kosten für sich selbst bestreiten, oder, nach der von dem Magistrat getroffenen Verfügung, ihr dazu erforderliches Quantum ad Cassam abliefern wollten. Im J. 1772, d. 10 Jul. erkannte aber der Reichs-Hofrath, in Sachen des Stiftes zu St. Bartholomäi in Frankfurt con.

contra den Magistrat daselbst, ein Mandatum S. C. subhastationis cassatorium, de non amplius turbando in possessione vel quasi immunitatis ecclesiasticae, nec in posterum via facti sed iuris procedendo, desuperque idonee cavendo ac restitutorium, deren vom Magistrat zur Ungebühr bezogenen Laternen-Gelder betreffend. Gegenwärtig sind 604 Stadt-Laternen vorhanden. Um solche zu füllen, sind in Frankfurt 22, und in Sachsenhausen (dem kleinern Theile der Stadt) 2 Lampen-Füller angestellt, wovon ein jeder seine gewisse Anzahl Laternen zu besorgen hat, und die sich in Ansehung des Anzündens nach einem gewissen gedruckten Laternen-Kalender zu richten haben. Es ist ein besonderer Laternen-Schreiber und Laternen-Inspektor vorhanden, auch vermöge Reichshofraths-Conclusi v. 13 Nov. 1767 ein bürgerlicher Gegen-Schreiber. Zu Bestreitung der Salarien und Unterhaltungs-Kosten muß der Eigenthümer eines jeden Hauses ohne Unterschied etwas Gewisses beitragen, und sind deswegen die sämtlichen Häuser und Gebäude der Stadt in 8 verschiedene Classen eingetheilt, wovon ein jedes in der ersten Classe jährlich 10 Fl., in der zweiten 8 Fl., in der dritten 6 Fl., in der vierten 5 Fl., in der fünften 4 Fl., in der sechsten 3 Fl., in der siebenten 2 Fl., und in der achten 1 Fl., beizutragen hat. Sämmtliche Gebühren müssen, zu Folge Raths-Schlusses v. 18 Febr. 1762, wenigstens alle Viertel-Jahr, noch vor Ende desselben, auf das Bau-Amt gebracht, und daselbst in die den Eigenthümern zugestellte besondere Büchlein quittirt werden. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit der fremden Handelsleute wurden nachher auch Laternen an den Meß-Läden sowohl auf den Römer-Berg und Weck-Markt, als auch an dem Mann, aufgerichtet, und daher gedachte Läden, vermöge Raths-Schlusses v. 2 Jul. 1777, mit einem verhältnißmäßigen An-

Anschlag des Laternen-Geldes belegt, und, nach dem Unterschied der Größe, in 4 Classen zu einer messentlichen Abgabe von resp. 36, 24, 12 und 6 Kreuzern taxiert. Den 16 Apr. 1765 wurde auch verbothen, die Stadt-Laternen an den alten Häusern, welche neu erbauet werden, ohne Vorwissen des Bau-Amtes hinweg zu nehmen (*).

Im J. 1791, wurde in Frankfurt ein Versuch mit einer neuen Beleuchtung einer Straße gemacht, der vortrefflich ausfiel, dessen nähere Beschreibung folgender Brief, im Journ. des Luxus und der Moden, Oct. 1791, S. 581, f. liefert.

„Frankfurt, d. 27. Heum. 1791.“

Es werden sich vielleicht noch des Abends erinnern, da ich das Vergnügen hatte, Sie hier durch jene Straße nach Hause zu begleiten, wo der erste Versuch einer besseren nächtlichen Beleuchtung dieser Stadt mit Blind-Laternen gemacht worden ist. Ich versprach Ihnen damals eine genaue Beschreibung des glücklichen Erfolgs zu machen, der Ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; und entledige mich hiermit meines Versprechens.

Die hiesige Stadt hat diesen neuen Zuwachs ihrer Vorzüge dem Herrn Musi, Associé des Hauses Bolongaro-Simonetta zu danken, welcher großmüthig genug war, auf seine Kosten aus verschiedenen Städten, deren nächtliche Beleuchtung vorzüglich gerühmt wird, Muster-Laternen kommen zu lassen, ihre Wirkungen zu untersuchen, und aus der Zusammensetzung ihrer Vorzüge, mit dieser neuern Art Laternen einen Versuch zu machen. Dieser fiel, wie Sie es selbst als Augenzeuge bekräftigen können, zu jedermanns Bewunderung und Vergnügen, ganz vorzüglich gut aus. Die Straße, in welcher das Bolongarische Haus steht, ist gegen 500 Schritt lang, und wird

(*) Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs-Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Main, von D. J. H. Faber. 2 B. (Jff. 1789, 8.) S. 209, 199.

wird mit fünf Laternen so gut beleuchtet, daß bey der dunkelsten Nacht nirgends eine Stelle ist, wo man den Vorübergehenden nicht schon auf 12 bis 20 Schritt erkennen kann. In der Achse der Hohl-Spiegel, und nicht weit davon, kann man auf 25 bis 30 Schritt noch sehr bequem Briefe lesen.

Daß fünf Laternen in der genannten Straße aufgehängt worden sind, ist nicht gerade die Folge ihrer Länge, sondern vielmehr der Absicht, die man hatte, in die sie durchkreuzenden, und auf sie stoßenden Neben-Straßen einen Zweig dieser Beleuchtung zu senden. Ohne diese Absicht sieht man leicht ein, daß man vielleicht eine der fünf Laternen ohne große Unbequemlichkeit hätte ersparen können.

Vor der neuen Einrichtung brannten in der Straße, wo sie gemacht worden ist, 56 Lampen in eben so viel Laternen; und die Beleuchtung war so schwach, daß man fast niemanden dabey erkennen konnte. Jetzt brennen in den fünf Laternen 16 Dochte vor eben so viel kupfernen und versilberten Hohl-Spiegeln. Jeder Docht verzehrt die Stunde 1 Loth Dehl, und die Dehl-Ersparniß im Ganzen ist ein Viertel des vorigen Aufwandes.

Die Form der Lampen und Laternen zeigt beygelegte Zeichnung; Fig. 3921. Man hat gefunden, daß die gegenwärtige Form den brauchbarsten innern Raum mit dem geringsten Material-Aufwande an Blech und Glas verbindet. Die kleine Oeffnung a, am Boden der Laterne muß nicht übersehen werden, weil durch sie der den Lampen nothwendige Luftzug geht, ohne welchen alles voll Ruß werden müßte, und die Lampen verlöschen würden. Ich muß bemerken, daß die hier gezeichnete Laterne vier Hohl-Spiegel und Lampen hat, weil sie auf einer Kreuz-Gasse hängt, ausserdem hätte sie nur zwey.

Eine solche Laterne nebst den Lampen und Hohl-Spiegeln, kostet hier 16 bis 20 Gulden rheinisch, nachdem sie 3 oder 4 Hohl-Spiegel hat. Der hiesige geschickte Spängler- oder Glashner-Meister, Hr. Richter, verfertigt diese Lampen und Laternen, und besorgt auch die Versilberung der Hohl-Spiegel.

Die Breite der Dönis-Gasse, welche 40 bis 50 Fuß ist, erlaubte die da aufgehängten fünf Laternen, nach der in Mailand üblichen Art, an eisernen, mit Strebe-Stangen

gen unterstützten, und durch eine Quer-Strebe befestigten Armen aufzuhängen. Bey Tage wird die Quer-Strebe ausgehoben, und der Arm gegen das Haus gewendet, an welchem er befestigt ist. Man lehnt, wenn man die Laterne herunter nehmen, oder die Lampen anzünden will, eine Leiter gegen das Haus, und verrichtet alsdann mit leichter Mühe diese Arbeit. So wendet man auch den Arm mit der Laterne Abends gegen die Straße, und Morgens gegen das Haus. Der längste dieser Arme mißt ohngefähr 25 Fuß. Ein solcher Arm kostet auch 20 bis 24 Gulden.

Das Vergnügen, welches man hat, des Nachts in diesem prächtigen Lichte zu wandeln, hat bereits das Verlangen rege gemacht, dem öffentlichen Spazier-Wege in der Stadt unter den Linden, und dem Plage vor dem Roubdien-Hause, eben diese Beleuchtung zu verschaffen. An den Laternen für den Spazier-Weg wird wirklich gearbeitet.

Die Schwierigkeiten, welche die hiesige Stadt-Verfassung öffentlichen neuen Einrichtungen entgegensetzt, gestatteten bisher keinen andern Weg, die gegenwärtige geltend zu machen, als den der Subscription, welchen auch der Vermögensstand der hiesigen Bürger begünstiget.“

S.

Nach dem im 2 B. der Verhandlungen und Schriften der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützl. Gewerbe (Hamb. 1793, gr. 8.) S. 50, befindlichen Berichte, hat die Gesellschaft, durch die Ankündigung einer in Frankfurt am Main erfundenen vortheilhaften Gassen-Beleuchtung, vermittelst einer Laterne mit vier Lampen und polirten Reflectir-Spiegeln, welche im Journal des Luxus und der Moden eingerückt war, aufmerksam gemacht, eine solche Laterne von dem Erfinder kommen, und sie zum Versuch der versprochenen Wirkung an der Börse aufstellen zu lassen. „Dieser Versuch,“ heißt es in diesem Berichte ferner: „entspricht aber der Erwartung davon nicht ganz, indem die Wirkung „der

„der reflectirenden Hohl = Spiegel zu eingeschränkt ist, und die Kosten der Beleuchtung verhältnismäßig zu groß seyn würden. Der hiesige Blechenschläger Stange, hat auch schon vor Bekanntwerdung der Frankfurter Laternen, eine ähnliche, aber vollkommnere, Erfindung dieser Art gemacht, welche local anwendbarer als jene ist, wenn etwa eine Veränderung mit unserer Cassen = Beleuchtung vorgenommen werden sollte.“

In Gotha, hat die Laternen = Anstalt 1744 ihren Anfang genommen. Die Anzahl der Laternen beläuft sich auf 399, welche auf eisernen Armen stehen, die an den Häusern befestigt sind. Die Laternen sind dreieckig.

Der Aufwand vom Sept. 1783, bis April 1784, betrug:

1) Dehl.

Sept. 1783.	215	Pf.	10	Loth,	399	Lat.	15	Tage	à	2	Lt.	
							u.	3	Tage.	à	2½	Lt.
Oct.	468	1½	—	—	15	Tage	à	2	Lt.			
							u.	3	Tage.	à	2½	Lt.
Nov.	482	26½	—	—	3	Tage	à	2	Lt.			
							u.	13	Tage.	à	2½	Lt.
Dec.	488	23	—	—	2	Tage	à	2	Lt.			
							u.	14	Tage.	à	2½	Lt.
Jan. 1784.	501	16½	—	—	4	Tage	à	2	Lt.			
							u.	13	Tage.	à	2½	Lt.
Febr.	451	10½	—	—	3	Tage	à	2	Lt.			
							u.	12	Tage.	à	2½	Lt.
März	426	2	—	—	17	Tage	à	2	Lt.			
Apr.	400	—	—	—	16	Tage	à	2	Lt.			

3433 Pf. 26 Lt.

in die Thore 90 Pf. 24 Lt.

3524 Pf. 18 Lt.

à Ctn. 11 Thlr. 3 Gr. 8 Pf.

2) Lichte zum Laternen = Anstecken, 121 Ta-

ge, à 4 Gr.

Latus 413 11 2

3) Berg

	Transport	Thlr.	Gr.	Pf.
3) Berg zum alltäglichen Abputzen, 121 Ta-	413	11	2	
ge, à 2 Gr.		10	2	—
4) Berg zum anfänglichen Reinnachen		—	12	—
5) Dochte, 55 Schock lange, à 5 Gr.		11	11	—
6) Zwillisch, 88 Ellen grünen zu 11 Kitteln,				
à 4 Gr. und 2 Thlr. 16 Gr. Macherlohn		17	8	—
7) Glaser		28	12	3
8) Klempner		11	9	6
9) Schlosser		10	15	—
10) Laternenwärter, 10 Mann	211	—	—	—
11) Dem Aufseher	20	20	—	—
12) Dem Mahler	4	13	3	—
13) Denjenigen beyden Personen vom Rath,				
die das Laternenwesen zu besorgen haben	12	—	—	—
14) Brennholz zu Verheizung der Laternen-				
Stuben	12	15	—	—
15) Für allerley	2	14	—	—
Summa	767	2	2	

11 St. der Goth. Handlungs = Zeitung, v. J. 1789, S. 86, f.

In Göttingen, sind die Laternen im J. 1735 angelegt. Die erste Verordnung darüber ist vom May dess. J. Jetzt sind 400 Stück, für deren Versorgung mit Dehl und Anzündung, der Wächter, im J. 1779, 443 Rthlr. erhielt. Im J. 1788, war die Unterhaltung derselben auf 3 Jahr, jährlich für 730 Rthlr. accordirt. Die Ausbesserung derselben kostet jährlich ungefähr 30 Rthlr.

Im Haag, hat man zwar schon im Oct. 1553 den Befehl ertheilt, daß jeder in dunkeln Nächten ein Licht vor der Thür halten sollte, und nachher hat man an den Ecken der vornehmsten Straßen kleine steinerne Häuser gebaut, worin Nachts Licht gehalten wurde; aber im Sept. 1678 wurden durch alle Straßen, von dem Stadt = Collegio, welches die Societät genannt wird, Laternen errichtet.

Def. technol. Enc. LXV Th.

Dd

Be.

Beschryving van's Graven-Hage, door Jas. de Riemer.
(in' Gravenh. 1739, f.) II. p. 265.

In der Stadt Halle im Magdeburgischen, sind seit 1728, in den Straßen, Gassen und auf den Märkten zusammen 600 Laternen errichtet, welche vom Oct. bis zum März schimmern, und von acht dazu besoldeten Männern gereinigt und angesteckt werden. Jeder von diesen acht Lampen-Puhern erhält wöchentlich 18 Ggr., jährlich ein Paar neue Schuhe, und 1 Thlr. auf das Licht, womit die Lampen angesteckt werden. Zu ihrer Unterhaltung werden jährlich 10 Thaler auf Baumwolle zu den Dochten, gegen 50 Tonnen Dehl, und 100 Thlr. zur Reparatur erfordert. Jeder Bürger muß dazu jährlich 2 Ggr. bis 2 Thaler beitragen; und jeder, der Bürger wird, etwas dazu erlegen. Ueber die ganze Anstalt ist ein Inspector gesetzt, der alles besorgt, und von einem Lieferanten die Materialien an die Lampen-Puher abliefern läßt.

Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Halle.
(Grottau, 1788, 8.) S. 38.

In Hamburg, hat der Rath schon im J. 1672 der Bürgerschaft den Vorschlag gethan, Gassen-Leuchten zu errichten, aber erst im J. 1673 wurden sie beliebt, und erst 2 Jahr nachher, nämlich 1675, errichtet. Die Leuchten sind auf 7 Fuß hohen Pfählen befestigt. Im J. 1787, hatte die Stadt 1473, die jährlich vermehrt werden. Hierzu gehören die Privat-Laternen nicht, die einige Einwohner zu ihrem Gebrauch oben an beyden Seiten ihrer Haus-Thüren angehängt oder geheftet haben. Die Leuchten an sich haben die Form umgekehrter abgekürzter Pyramiden, und bestehen aus 3 Glas Scheiben, in breiten blechernen Rahmen eingefast, welche einen großen Theil des blassen Scheines, der in dem dreieckigen Glas-Häuschen leuchtenden, und mit Rüb- oder Lein-Dehl, in dem

dem ein neundrähiges Rattun-Garn brennt, genährten Lampe auffangen. Diese öffentlichen Leuchten anzuzünden, im Brennen zu erhalten und sonst zu versehen, sind 64 Leute bestellt. Ihrer 48 zünden sie an, 8 füllen und reinigen, und 8 stochern sie nach, (diese letzten nennt das Volk Nachstoßers). Die Instruction für die Lampen-Versorger und Anstecker, ist in der Sammlung der hamburgischen Mandate, Befehle, u. s. w. Th. 1, S. 321, fgg. und Th. 2, S. 584, fgg. befindlich. Die Perioden ihrer Anzündung sind nach einem besonders dazu verfertigten Mondschein-Kalender bestimmt, und bey unvölligem Himmel bleiben die Straßen dunkel, wenn, dem Kalender zu Folge, das Mond-Licht statt der Laternen dienen soll.

Leuchten-Kalender für 1787.

Januarius.

	Tag.	ange steckt.	ver lösch.	bren nen.
	1			
	2			
Vollmond	3			
	4			
	5	Abends	5	7
	6		5	8 $\frac{1}{2}$
	7		5	10
	8		5	11 $\frac{1}{2}$
	9		5	12 $\frac{1}{2}$
letztes Viertel	10		5	2
	11		5	3 $\frac{1}{2}$
	12		5	6 $\frac{1}{2}$
	13		5	6 $\frac{1}{2}$
	14		5	6 $\frac{1}{2}$
	15		5	6 $\frac{1}{2}$
	16		5	6 $\frac{1}{2}$
	17		5	6 $\frac{1}{2}$
Neumond	18		5	6 $\frac{1}{2}$
	19		5	6 $\frac{1}{2}$
	20		5	6 $\frac{1}{2}$
	21		5	6 $\frac{1}{2}$
	22		5	6 $\frac{1}{2}$
	23		5	6 $\frac{1}{2}$
	24		5	6 $\frac{1}{2}$
erstes Viertel	25		5	6 $\frac{1}{2}$
	26	Nachts	12	6 $\frac{1}{2}$
	27		1 $\frac{1}{2}$	6 $\frac{1}{2}$
	28		3	6 $\frac{1}{2}$
	29			
	30			
	31			

Stunden 248

Februa-

Februarius.

	Tag.	ange steckt.	ver lösch.	bren nen.
	1			
Vollmond	2			
	3	Abends	5 $\frac{1}{2}$	7 $\frac{1}{2}$
	4		5 $\frac{1}{2}$	9
	5		5 $\frac{1}{2}$	10
	6		5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	7		5 $\frac{1}{2}$	12 $\frac{1}{2}$
	8		5 $\frac{1}{2}$	2
	9		5 $\frac{1}{2}$	3
letztes Viertel	10		5 $\frac{1}{2}$	4
	11		5 $\frac{1}{2}$	6
	12		5 $\frac{1}{2}$	6
	13		5 $\frac{1}{2}$	6
	14		5 $\frac{1}{2}$	6
	15		6	5 $\frac{1}{2}$
	16		6	5 $\frac{1}{2}$
	17		6	5 $\frac{1}{2}$
	18		6	5 $\frac{1}{2}$
	19		6	5 $\frac{1}{2}$
	20		6	5 $\frac{1}{2}$
	21		6	5 $\frac{1}{2}$
	22		6	5 $\frac{1}{2}$
	23		6	5 $\frac{1}{2}$
	24		6	5 $\frac{1}{2}$
erstes Viertel	25	Nachts	1	5 $\frac{1}{2}$
	26		2	5 $\frac{1}{2}$
	27		3	5 $\frac{1}{2}$
	28			

Stunden 227

Dd 3

Mar-

M a r t i u s.

	Tag.		ange- steckt.	ver- lösch.	bren- nen.
	1				
	2				
	3				
Vollmond	4				
	5	Abends	$6\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	2
	6		$6\frac{1}{2}$	10	$3\frac{1}{2}$
	7		$6\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{2}$	5
	8		$6\frac{1}{2}$	1	$6\frac{1}{2}$
	9		$6\frac{1}{2}$	2	$7\frac{1}{2}$
	10		$6\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	8
	11		$6\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	9
letztes Viertel	12		$6\frac{1}{2}$	$4\frac{1}{2}$	10
	13		$6\frac{1}{2}$	5	$10\frac{1}{2}$
	14		$6\frac{1}{2}$	5	$10\frac{1}{2}$
	15		$6\frac{1}{2}$	5	$10\frac{1}{2}$
	16		$6\frac{1}{2}$	5	$10\frac{1}{2}$
	17		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	18		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
Neumond	19		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	20		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	21		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	22		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	23		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	24		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	25		7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
erstes Viertel	26	Nachts	$1\frac{1}{2}$	$4\frac{1}{2}$	3
	27		$2\frac{1}{2}$	$4\frac{1}{2}$	2
	28				
	29				
	30				
	31				

Stunden 184

Apri-

A p r i l i s.

	Tag.		ange- steckt.	ver- lösch.	bren- nen.
	1				
	2				
Vollmond	3	Abends	$7\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$	2
	4		$7\frac{1}{2}$	$10\frac{1}{2}$	3
	5		$7\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{2}$	4
	6		$7\frac{1}{2}$	1	$5\frac{1}{2}$
	7		$7\frac{1}{2}$	2	$6\frac{1}{2}$
	8		$7\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	7
	9		$7\frac{1}{2}$	3	$7\frac{1}{2}$
letztes Viertel	10		$7\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	8
	11		$7\frac{1}{2}$	4	$8\frac{1}{2}$
	12		$7\frac{1}{2}$	4	$8\frac{1}{2}$
	13		$7\frac{1}{2}$	4	$8\frac{1}{2}$
	14		$7\frac{1}{2}$	4	$8\frac{1}{2}$
	15		$7\frac{1}{2}$	4	$8\frac{1}{2}$
	16		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	17		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
Neumond	18		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	19		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	20		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	21		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	22		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	23		8	$3\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
erstes Viertel	24	Nachts	12	$3\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$
	25		1	$3\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$
	26		$1\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	2
	27				
	28				
	29				
	30				

Stunden 154

Dd 4

Ma.

M a j u s.

	Tag	ang. steck.	ver. lösch.	bren. nen.
	1			
Vollmond	2			
	3	Abends 9	11	2
	4	—	11 $\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$
	5	—	12 $\frac{1}{2}$	3 $\frac{1}{2}$
	6	—	1	4
	7	—	1 $\frac{1}{2}$	4 $\frac{1}{2}$
	8	—	2	5
	9	—	2	5
letztes Viertel	10	9 $\frac{1}{2}$	2	4 $\frac{1}{2}$
	11	9 $\frac{1}{2}$	2	4 $\frac{1}{2}$
	12	9 $\frac{1}{2}$	2	4 $\frac{1}{2}$
	13	10	2	4
	14	10	2	4
	15	10	2	4
	16	10	2	4
Neumond	17	10	2	4
	18	10	2	4
	19	10	2	4
	20			
	21			
	22			
erstes Viertel	23			
	24			
	25			
	26			
	27			
	28			
	29			
	30			
	31			

Stunden 68

J u l i u s.

	Tag	ang. steck.	ver. lösch.	bren. nen.
	1			
	2			
	3			
	4			
	5			
	6			
	7			
letztes Viertel	8			
	9			
	10			
	11			
	12			
	13			
Neumond	14			
	15			
	16			
	17			
	18			
	19	Abends 10	2	4
	20	10	2	4
	21	10	2	4
erstes Viertel	22	10	2	4
	23	10	2	4
	24	10 $\frac{1}{2}$	2	3 $\frac{1}{2}$
	25	11 $\frac{1}{2}$	2	2 $\frac{1}{2}$

Stunden 26

Augustus.

	Tag.	ange- steckt.	ver- löscht.	bren- nen.
	1			
	2			
	3			
	4	Abends	$8\frac{1}{2}$	$10\frac{1}{2}$
	5	—	dito	2
letztes Viertel	6	—	dito	11
	7	—	dito	12
	8	—	dito	$1\frac{1}{2}$
	9	—	dito	3
	10	—	dito	dito
	11	—	dito	dito
Neumond	12	—	dito	dito
	13	—	dito	dito
	14	—	dito	dito
	15	—	dito	dito
	16	—	8	dito
	17	—	dito	$3\frac{1}{2}$
	18	—	dito	dito
	19	—	dito	dito
erstes Viertel	20	—	dito	dito
	21	—	dito	dito
	22	—	$9\frac{1}{2}$	dito
	23	—	$10\frac{1}{2}$	dito
	24	Nachts	12	dito
	25	—	1	dito
	26			
	27			
Vollmond	28			
	29			
	30			
	31			

Stunden 122 $\frac{1}{2}$

Septem-

September.

	Tag.	ange- steckt.	ver- löscht.	bren- nen.
	1	Abends	$7\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	2	—	dito	2
	3	—	dito	$2\frac{1}{2}$
letztes Viertel	4	—	dito	$10\frac{1}{2}$
	5	—	dito	12
	6	—	dito	4
	7	—	dito	dito
	8	—	dito	dito
	9	—	dito	dito
	10	—	dito	dito
Neumond	11	—	dito	dito
	12	—	dito	dito
	13	—	dito	dito
	14	—	dito	dito
	15	—	dito	dito
	16	—	7	$4\frac{1}{2}$
	17	—	dito	$9\frac{1}{2}$
	18	—	dito	dito
erstes Viertel	19	—	dito	dito
	20	—	9	dito
	21	—	$10\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$
	22	—	$11\frac{1}{2}$	6
	23	Nachts	1	dito
	24	—	$2\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$
	25			2
	26			
Vollmond	27			
	28			
	29			
	30	Abends	$6\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$

Stunden 162

Okt.

O c t o b e r.

	Tag.	ange- flucht.	ver- lösch.	breu- nen.
	1 Abends	6 $\frac{1}{2}$	9	2 $\frac{1}{2}$
	2	6 $\frac{1}{2}$	10	3 $\frac{1}{2}$
	3	6 $\frac{1}{2}$	11	4 $\frac{1}{2}$
letztes Viertel	4	6 $\frac{1}{2}$	12	5 $\frac{1}{2}$
	5	6 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	7
	6	6 $\frac{1}{2}$	5	10 $\frac{1}{2}$
	7	6 $\frac{1}{2}$	5	10 $\frac{1}{2}$
	8	6 $\frac{1}{2}$	5	10 $\frac{1}{2}$
	9	6 $\frac{1}{2}$	5	10 $\frac{1}{2}$
	10	6 $\frac{1}{2}$	5	10 $\frac{1}{2}$
Neumond	11	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	12	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	13	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	14	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	15	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	16	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	17	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	18	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
erstes Viertel	19	6	5 $\frac{1}{2}$	11 $\frac{1}{2}$
	20	10	5 $\frac{1}{2}$	7 $\frac{1}{2}$
	21	12	5 $\frac{1}{2}$	5 $\frac{1}{2}$
	22 Nachts	1 $\frac{1}{2}$	5 $\frac{1}{2}$	4
	23	2 $\frac{1}{2}$	5 $\frac{1}{2}$	3
	24			
	25			
Vollmond	26			
	27			
	28 Abends	5 $\frac{1}{2}$	7 $\frac{1}{2}$	2
	29	5 $\frac{1}{2}$	8	2 $\frac{1}{2}$
	30	5 $\frac{1}{2}$	9	3 $\frac{1}{2}$
	31	5 $\frac{1}{2}$	10 $\frac{1}{2}$	5

Stunden 312

N o v e m b e r.

	Tag.	ange- flucht.	ver- lösch.	breu- nen.
letztes Viertel	1 Abends	5 $\frac{1}{2}$	12	6 $\frac{1}{2}$
	2	5 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	8
	3	5 $\frac{1}{2}$	3	9 $\frac{1}{2}$
	4	5 $\frac{1}{2}$	6	12 $\frac{1}{2}$
	5	5 $\frac{1}{2}$	6	12 $\frac{1}{2}$
	6	5 $\frac{1}{2}$	6	12 $\frac{1}{2}$
	7	5 $\frac{1}{2}$	6	12 $\frac{1}{2}$
	8	5 $\frac{1}{2}$	6	12 $\frac{1}{2}$
Neumond	9	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	10	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	11	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	12	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	13	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	14	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	15	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	16	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	17	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
erstes Viertel	18	10	6 $\frac{1}{2}$	8 $\frac{1}{2}$
	19	11 $\frac{1}{2}$	6 $\frac{1}{2}$	7
	20 Nachts	1 $\frac{1}{2}$	6 $\frac{1}{2}$	5
	21	2 $\frac{1}{2}$	6 $\frac{1}{2}$	4
	22			
	23			
	24			
Vollmond	25			
	26 Abends	5	7	2
	27	5	7 $\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$
	28	5	9	4
	29	5	10 $\frac{1}{2}$	5 $\frac{1}{2}$
	30	5	12	7

Stunden 253

D e c e m b e r.

	Tag.		ange- steckt.	ver- locht.	bren- nen.
letztes Viertel	1	Abends	5	1	8
	2	—	5	2 $\frac{1}{2}$	9 $\frac{1}{2}$
	3	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	4	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	5	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	6	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	7	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
Neumond	8	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	9	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	10	—	5	6 $\frac{1}{2}$	13 $\frac{1}{2}$
	11	—	4 $\frac{1}{2}$	7	14 $\frac{1}{2}$
	12	—	4 $\frac{1}{2}$	7	14 $\frac{1}{2}$
	13	—	4 $\frac{1}{2}$	7	14 $\frac{1}{2}$
	14	—	4 $\frac{1}{2}$	7	14 $\frac{1}{2}$
erstes Viertel	15	—	4 $\frac{1}{2}$	7	14 $\frac{1}{2}$
	16	—	4 $\frac{1}{2}$	7	14 $\frac{1}{2}$
	17	—	10	7	9
	18	Nachts	12	7	7
	19	—	1 $\frac{1}{2}$	7	5 $\frac{1}{2}$
	20	—	2 $\frac{1}{2}$	7	4 $\frac{1}{2}$
	21	—			
Vollmond	22	—			
	23	—			
	24	Abends	4 $\frac{1}{2}$	6 $\frac{1}{2}$	2
	25	—	4 $\frac{1}{2}$	8	3 $\frac{1}{2}$
	26	—	4 $\frac{1}{2}$	9 $\frac{1}{2}$	5
	27	—	4 $\frac{1}{2}$	11	6 $\frac{1}{2}$
	28	—	4 $\frac{1}{2}$	12 $\frac{1}{2}$	8
letztes Viertel	29	—	4 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	9
	30	—	4 $\frac{1}{2}$	3	10 $\frac{1}{2}$
	31	—	4 $\frac{1}{2}$		

Stunden 283

(Hrn. v. Heß) Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben, 1 Th. (Hamb. 1787, 8.) S. 114, 199.

In Hannover hat die Beleuchtung im J. 1696 angefangen.

Landeshauptmannschaftliche Beleuchtungs-Anstalt in der Stadt Hof im Vogtlande. Diese Anstalt nahm, mit hochfürstl. Regierungs-Genehmigung, im J. 1773, ihren Anfang. Es wurden gleich 50 Laternen angeschafft, so daß jetzt deren 102 brennen. Sie sind viereckig. In der Haupt-Strasse und der großen Kloster-Gasse stehen die Laternen in der Mitte auf 9 Fuß hohen Säulen: in den andern Gassen sind solche durch 3 Schuh lange Arme an den Häusern festgemacht. Ueberall stehen sie 50 Schuh weit aus einander, außer bey den Rohr-Kästen, wo deren 2 angebracht sind. An den Eck-Häusern stehen sie so, daß allezeit zwey Gassen den Schein davon erhalten.

Die ganze Höhe einer Laterne beträgt, den Rauch-Fang mit begriffen, 2 Schuh 2 Zoll; bis zur Beglasung 1 Schuh 3 Zoll. Sie ist oben 9 $\frac{1}{2}$ Zoll, und unten 7 $\frac{1}{2}$ Zoll breit. Auf 12 Laternen wird täglich 1 Maß Dehl gerechnet, wenn sie die halbe Nacht brennen; im ersten Falle brennen sie 8 bis 9, im letzten 4 bis 5 Stunden. In den Monaten May, Jun. Jul. und Aug. werden sie gar nicht angezündet; in den übrigen Monaten aber brennen sie theils die ganze, theils die halbe Nacht, und werden nur, wenn der Mond die ganze Nacht scheint, nicht angezündet, wie aus der folgenden Herbst-Tabelle zu ersehen ist. Man brennt gewöhnlich Lein-Dehl, woben man Acht haben muß, daß es nicht zu neu und nicht alt sey; ersteres ruffet zu stark, und letzteres wird zu dick, doch kann man es leicht mit Rab-Dehl verdünnen. Zu dem Dochten braucht man baumwollen Garn, das feins sie ist das beste; man rechnet auch auf etwas Werg, um die Laternen auszuwischen. Da drey Tag-Wächter das Laternen-Anzünden mit versehen, so bekommt jeder

jeder aus der Laternen Casse 10 Fl.; der Rechnungs-
Führer erhält 20 Fl. Besoldung; 1 Fl. für Schreib-
Materialien, und 4 Fl. für das Gewölbe, zur Auf-
bewahrung des Oehles und der Geräthschaften. Zur
Erhaltung dieser Anstalt giebt die Herrschaft jährlich
ungefähr 20 Fl.; die gemeine Bürgerschaft und
Handwerker, 60 Fl.; die Buchhandlung, die Kauf-
mannschaft, die Apotheken, Gasthöfe, Zapfenschens-
ken, ungefähr 130 Fl. Das übrige liegt auf den
Lurus; von ganzen Chor-Hochzeiten und Leichen,
Haustaufen, Kutschenfahren bey dergleichen Gele-
genheiten, Komödianten, Musik und Tänzen, Haus-
siren fremder Handelsleute, u. d. gl.

Herbst = Tabelle 1783, wie die Laternen angezündet
werden.

September, den 1. 2. 3. 4. um 9 Uhr, halb.

5. 6. 7. um 10 Uhr, halb.

8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18.
gar nicht.

19. 20. 21. 22. 23. 24. um 8 Uhr, halb

25. 26. 27. 28. 29. 30. um 8 Uhr, ganz.

October, den 1. 2. 3. um 7 Uhr, ganz.

4. 5. 6. 7. um 9 Uhr, ganz.

8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. gar nicht.

17. 18. 19. 20. 21. 22. um 7 Uhr, halb.

23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. um
6 Uhr, ganz.

November, den 1. 2. 3. 4. um 9 Uhr, halb.

5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. gar nicht.

14. 15. 16. 17. 18. um 15 Uhr, halb.

19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. um

5 Uhr, ganz.

28. 29. 30. um 7 Uhr, ganz.

December, den 1. 2. 3. um 10 Uhr, ganz.

4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. gar nicht.

12. 13. 14. 15. um 5 Uhr, halb.

16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25.

um 5 Uhr, ganz.

26.

26. 27. um 6 Uhr, ganz.

28. 29. um 8 Uhr, ganz.

30. 31. um 9 Uhr, ganz.

Voigtländische Beyträge zur Polizeykunde, 1 St. Hof,
1786, 8.) S. 124, 125.

In Königsberg in Preussen, sind 1325 La-
ternen.

In Kopenhagen, sind die Gassen-Laternen zu-
erst d. 25 Jun. (also mitten im Sommer) 1681 an-
gezündet worden. Diese Anstalt wurde nachher durch
eine umständliche Verordnung v. 26 Jul. 1683 zu-
gleich mit der Nachtwächter-Anstalt vollkommener
gemacht. Der Laternen sind über 1200 (*), außer
denen, welche bemittelte Einwohner selbst an ihren
Thoren unterhalten. Sie sind an den Häusern be-
festigt; in den Haupt-Straßen haben die, welche an
den Ecken stehen, doppeltes Licht.

Leipzig, wird seit 1701, des Nachts von 700 La-
ternen erleuchtet, welche theils auf schwarz angestri-
chenen Pfählen, theils an die Häuser befestigt sind.

(G. G. Schulz) Beschreibung der Stadt Leipzig, (Lpz,
1784, 8.) S. 30.

Wenn es wahr ist, was man in *Maitland Histo-
ry of London* (Lond. 1756, f.) l. p. 186, liest,
daß nämlich schon im J. 1414 in London der Be-
fehl erteilt ist, Laternen zur Erleuchtung der Stra-
ßen

(*) Dr. Beckmann, im 1 Th. seiner *Beyträge zur Gesch.
der Erfindungen*, S. 79, sagt: „Zeit sollen ihrer 12000
seyn; s. Haubers Beschreib. von Kopenhagen, S. 172,“
und fügt hinzu: „Aber sollte hier nicht eine Null zu viel
seyn?“ Und im 2 Th. der *Beyträge*, S. 529, schreibt
er: „Meine Vermuthung wegen der von Hauber ange-
gebenen Zahl der Laternen, hat Hr. Prof. Geuz zu Ko-
penhagen bestätigt.“ Aber in meinem Exemplar von
Hauber, 3te Aufl. von 1782, S. 212, steht nur 1200;
vermuthlich hat es in einer ältern Ausgabe, die Dr. Beck-
mann gehabt hat, unrichtig gestanden. Dr. Lange, in
seiner *Beschreib. von Kopenhagen*, (Berl. 1786, gr. 8.)
S. 69, hat auch noch 12000.

Def. technol. Enc. LXV Th.

Ge

ßen auszubängen, und wenn diese Anstalt von dieser Zeit an fortgedauert hat, woran doch zu zweifeln ist, so ist London in dieser Polizey-Anstalt der Stadt Paris vorgekommen (*). Im J. 1668, als verschiedenes zur Verbesserung der Straßen verordnet wurde, wurden auch die Londoner erinnert, die Laternen zur gewöhnlichen Zeit auszubängen. In New history of London, by John Northouck, (Lond. 1773, 4.) P. 233, steht: „For the safety and peace of the city, all inhabitants were ordered to hang out candles duly to the accustomed hour.“ Im J. 1690 wurde dieser Befehl erneuert. Jedes Haus sollte von Michaelis bis Mariä Verkündigung, ein Licht oder eine Lampe aufsetzen oder ausbängen, und zwar so bald es dunkel würde, bis 12 Uhr Nachts; nur sollten hiervon diejenigen ausgenommen werden, welche Antheil an denen Lampen nehmen würden, welche man überall in verschiedenen Entfernungen aufzurichten dachte (**). Im J. 1716, wurde abermahl befohlen, daß jedes Haus, in jeder dunkeln Nacht, nämlich zwischen der zweiten Nacht nach jedem Vollmonde bis zur siebenten Nacht nach jedem Neumonde, von 6 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts, eine brennende Lampe ausbängen sollte.

Dies

(*) Maitland beruft sich desfalls auf the Survey of London, by J. Stow. In der Ausgabe dieses Werkes v. J. 1633, findet man indessen nur, S. 561, im Verzeichniß der Magistratspersonen: 1417. Major, Sir Henry Barton, Skinner. This Henry Barton ordained lanthornes with lights, to be hanged out on the winter-evenings, betwixt Hallontide and candlemasse. Also vom Tage Allerheiligen bis Lichtmesse.

(**) So verstehe ich wenigstens die Worte des Gesetzes, sagt Hr. Beifmann, welche man in The Statutes at large, containing all the publick acts of parliament, (Lond. 1734, f.) III. p. 64, liest: excepting such person or persons as shall agree to make use of lamps of any sort, to be placed at such distances in the street, as shall be approved of by the justices of the peace.

Diesen Befehl, worin keiner andern Straßen-Laternen gedacht ist, hat Maitland, I. S. 521, eingerückt. Aber in den Jahren 1736 und 1739 wurde die Erleuchtung auf die jezige Weise eingerichtet; man bestimmte die Vertheilung der Unkosten, die Erhebung und Berechnung der Gelder. An statt daß vorher nur 1000 Lampen gewesen waren, wurde die Anzahl erstlich auf 4679 vermehrt; weil aber auch diese nicht hinlänglich war, so vermehrten viele Wards bald darauf die Anzahl ihrer Lampen, so daß die Summe auf 5000 stieg. Doch ist dieses nicht die Summe aller Lampen in ganz London, sondern nur derer, welche in dem Theile, der eigentlich die Stadt genannt wird (city and liberties thereof), vorhanden sind. Da dieser nur den fünften Theil von ganz London ausmacht, so berechnet Maitland die Zahl aller öffentlichen und Privat-Lampen (welche einzelne Einwohner auf eigene Kosten vor ihren Häusern unterhalten), auf 15000. Man verlängerte auch damahls die Dauer der Erleuchtung, welche vorher jährlich nur 750 Stunden gewesen war, und nun auf 5000 Stunden ausgedehnt wurde. Nach Hrn. v. Archenholz (*) sind jetzt alle Laternen große krystallene Kugeln, jede mit 3 bis 4 Dochten versehen, die an Pfählen befestigt, und wenige Schritte von einander entfernt sind. Diese Lampen werden alle Tage, das ganze Jahr durch, bey Sonnen-Untergang angezündet, ohne auf Jahrszeit und Mondlicht zu sehen. Die einzige Orford-Strasse soll mehr Lampen, als ganz Paris, haben. Ja, die Land-Strassen, 7 bis 8 engl. Meilen von London, sind damit besetzt; und da die Anzahl derselben, die von da nach allen Gegenden gehen, ungemein groß ist, so giebt dies auf dem Felde, besonders

Ge 2

in

(*) England und Italien, (Lp. 1785, 2.) I. S. 141.

in der Graffschaft Surrey, wo sich viele Wege kreuzen, einen herrlichen Anblick.

In einer gewissen Reisebeschreibung findet man die Nachricht, daß 12 londoner Laternen, welche 7 bis 8 Fuß von der Erde stehen, nicht besser und weiter leuchten, als eine einzige pariser Reverbère.

Madrid, bis auf unsere Zeiten die unsauberste unter allen europäischen Residenz-Städten, ist izt so schön, als London, erleuchtet; hingegen Lissabon gar nicht.

Wiss Reise durch Portugal und Spanien, (Epi. 1776, 8.) S. 133.

Dalrymple Reisen durch Spanien und Portugal, (Epi. 1774, 8.) S. 159.

In Magdeburg, hatte man fast vom Anfang des jezigen Jahrh. an, schon darauf gedacht, und daran gearbeitet, dieser Stadt, nach dem Muster anderer ansehnlicher Städte in Deutschland, durch Straßen-Laternen nächtliche Erleuchtung zu verschaffen, und dadurch sowohl die Sicherheit und Bequemlichkeit der Einwohner, als den Glanz und das äussere Ansehen der Stadt zu vermehren. Allein, es war erst den lezten 15 Jahren dieses Jahrh. aufbehalten, daß eine Sache, die jeder Verständige in Magdeburg schon lange für gut und nützlich gehalten und sehnlich gewünscht hatte, endlich allgemeinen Beyfall finden, mit glücklichem Erfolge betrieben, und durch die Kräfte und den patriotischen Eifer der Bewohner Magdeburgs allein zu Stande gebracht werden sollte. Als der Gouverneur v. Lengsfeld zu Ende des Jahres 1785 wegen verschiedener damahls im Dunkeln auf den Straßen vorgesehener Gewaltthätigkeiten, abermahl beym Magistrat der Altstadt auf Aufsehung der Straßen-Laternen drang, und vorstellte, daß dadurch weit besser, als durch das eingeführte Hand-Laternentragen und durch Patrouillen, nächtlicher Unfug verhütet und die öffentliche Sicherheit befördert werden könne, so

so schlug Hr. Rathmann Frihe den Weg einer allgemeinen freiwilligen Subscription vor, um die Anschaffungs-Kosten der Laternen herben zu schaffen; zur Unterhaltung derselben wiederholte er verschiedene schon ehemahls geschehene zweckmäßige Vorschläge, und suchte, so viel er konnte, seine Mitbürger für diesen Plan zu gewinnen. Mit dem Anfange des J. 1786 kam die Sache nun in volle Bewegung, sie fand so gleich mehr Beyfall, als jemahls vorher, jeder Patriot sprach dafür und suchte seine Mitbürger dafür einzunehmen, sie wurde auch in dem damahls herauskommenden Magdeburgischen Magazin, im 20 St. sehr dringend empfohlen. Die vorgeschlagene freiwillige Subscription wurde, vom Hrn. Rathmann Frihe eröffnet, und ging so unerwartet glücklich von Statten, daß schon im April 1786 an die 4750 Thaler zur Anschaffung der Laternen subscribirt waren, welche Summe im Jul. dess. J. schon bis zu 5157 Thaler angewachsen war. Unter andern subscribirte das Dom-Capitel 400 Thaler; der Herzog Ferdinand von Braunschweig, 150 Thlr.; das Kloster U. L. Frauen, 140 Thlr.; der Dom-Herr v. Busch, 120 Thlr.; der Unternehmer der Sache, Rathmann Frihe, machte gleich den Anfang der Subscription mit 100 Thlr.; Hofr. Guischard subscribirte 80 Thlr., und die mehresten angesehenen Kaufleute Magdeburgs 50, ja eioige 60 bis 80 Thaler. Da man also nun einen sichern Fond zur Anschaffung der Laternen vor sich sah, so wurden sogleich Plane zur Anschaffung und Unterhaltung der Laternen entworfen. Die zu dieser Sache ernannten Deputirten vom altstädter und vom französischen und Pfälzer Magistrat, vom Dom-Capitel, vom Kloster U. L. Frauen und andern Stiftern, beschloffen d. 22 May, in einer gemeinschaftlichen Conferenz, daß nun in der ganzen Stadt Laternen aufgestellt werden sollten; auch wurde ein Entwurf

gemacht, wie die Beiträge zu den Unterhaltungs-Kosten vertheilt werden könnten. Dies alles wurde auch den 12 Jun. vom bürgerlichen Ausschuss genehmigt. Dann wurden auch die Kaufmannschaft und die sämtlichen Zünften und Gewerke um ihre Meinung über die ganze Sache gefragt, und sie stimmten, dem allergrößten Theile nach, den gemachten Entwürfen, so wie der Sache selbst, willig bey, versprachen auch die nöthigen Beiträge. Auch die Stifter und Klöster erklärten ihre Bestimmung. Als dann wurde d. 20 Sept. 1786 um Approbation dieser Sache bey Hofe nachgesucht. Die kön. Kammer in Magdeburg bekam Befehl, über die Sache zu berichten, und den versprochenen Plan dazu ohne Verzug einzusenden, welche den selben auch mehrmahlen aufs ernstlichste verlangte, und die Sache, nach dem Wunsche des Hofes, beschleunigt wissen wollte. Weil man aber lange mit den verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Theilnehmern an der Sache am neuen Markte, über die Art und die Summe des von ihnen zu leistenden Beitrages zu den Unterhaltungs-Kosten, nicht einig werden konnte, so wurde die Anfertigung des verlangten Planes dadurch bis in den Sommer 1787 hinein verzögert. Den 23 Aug. 1787 erboten sich endlich die sämtlichen Theilnehmer und Gerichtsbarkeiten am neuen Markt zu einem von ihnen jährlich aufzubringenden Aversional-Quantum von 347 Thlr. 16 Gr., als Beitrag zur Unterhaltung der Laternen. Durch dieses Anerbieten fielen mit einmahl viele Schwierigkeiten hinweg. Man konnte nun ohne Bedenken zur Aufbringung der Unterhaltungs-Kosten der Laternen in der Altstadt, die Servis-Anlage, als das schicklichste Mittel dazu, zum Grunde legen. Der so lange verzögerte Plan konnte nun ohne Umstände angefertigt, und der Kammer d. 25 Oct. 1787 überreicht werden. Nach diesem Plan wurden die Anschaff-

ungen

ungen: Kosten von 1000 Stück Laternen, das Stück zu 4 Thlr. 12 Gr., auf 4500 Thlr. angesetzt. In der Folge aber fand man nöthig, 1050 Stück Laternen für die ganze Stadt anzuschaffen, wofür dem Entrepreneur, das Stück zu 4 Thlr. 13 Gr. berechnet, 4768 Thlr. 18 Gr. bewilliget wurden. Die Unterhaltungs-Kosten aber wurden, das Stück zu 2 Thlr. 8 Gr. gerechnet, auf 1000 Stück zu 2333 Thlr. 8 Gr. angeschlagen. Dazu sollten jährlich zahlen.

1. Die Altstadt den 3ten Theil der Servis-Anlage oder $1\frac{1}{2}$ Monath Servisgeld 1825 Thlr. — Gr.
2. Die Kirchen, Stifter und Klöster in der Altstadt, mit Bewilligung des königl. Consistorii - - - - - 192 Thlr. 12 Gr.
3. Die königlichen Officianten 50 Thlr. — Gr.
4. Der neue Markt - - - - - 347 Thlr. 16 Gr.

Summa 2415 Thlr. 4 Gr.

monach zu Deckung unvermutheter Ausfälle in der Altstadt 81 Thlr. 20 Gr. übrig blieben. Bey nachher nöthig gesunder Vermehrung der Laternen aber war jene Summe zu den Unterhaltungs-Kosten nicht einmahl hinreichend. Zugleich wurde festgesetzt, daß die Laternen in jedem Monathe 18 Tage, täglich 5 bis 7 Stunden, nach dem die Tage länger oder kürzer wären, brennen sollten. Dieser Plan wurde durch ein kön. Rescript v. 25 März 1788 genehmigt, und noch 1000 bis 1500 Thlr. als Beyhülfe vom Könige versprochen, welche als ein Fond zur Bestreitung nicht vorherzusehender Ausgaben conservirt und zinsbar untergebracht werden sollten. Den 19 Aug. 1788 wurden auch wirklich 1000 Thlr. zu diesem Behuf ausgezahlt, und dann bey der kön. Bank belegt. Am 18 Apr. 1788 wurde durch die Zeitungen und Intelligenz-Blätter der bisherige Fortgang der Sache be-

Ce 4

kannt

kannt gemacht. Die Subscriptions: Gelder wurden nun vom Hrn. Nachmann Friße eingefordert, und, nachdem seit 1786 manche Subscribenten weggezogen, oder gestorben, oder unvermögend geworden waren, nur noch 4912 Thlr. 6 Gr. wirklich eingenommen. Die Laternen wurden theils auf Pfählen in den Straßen, theils auf eisernen Armen an den Häusern, nach der Breite oder Enge der Straßen, angebracht, und in größern Straßen 60 Fuß, in kleinen aber 120 Fuß auseinander im Triangel angebracht. Die Zahl der angebrachten Laternen beläuft sich gegenwärtig: in der Altstadt auf 900 Stück; im Bezirk des neuen Marktes auf 166 Stück; vor dem Gouvernements- und dem Commendanten: Hause und vor der Accise auf 7 Stück; also in allem auf 1073 Stück, wofür, das Stück zu 2 Thlr. 8 Gr. Unterhaltungs: Kosten gerechnet, dem Entrepreneur jährlich 2503 Thaler 16 Gr. bezahlt werden. Dafür muß er aber auch alle dabey vorfallende Ausgaben, selbst die Reparatur der Laternen, wenn sie nicht zu sehr ins Große geht, und das Rendanten: Gehalt tragen. Nachdem nun alles eingerichtet und in Ordnung gebracht war, so wurden die Laternen wirklich zum ersten Mal den 25 Sept. 1788, am Geburts: Tage des Königs, zu allgemeiner Freude angezündet.

Kurze Geschichte des Laternenwesens in der Stadt Magdeburg, st. im 39 St. der Magdeburgischen gemeinnützigen Blätter, v. J. 1790. (Magdeb. 8.) S. 197 — 212.

Messina, in Sicilien, hat Laternen.

Lettre del Sgr. Abate Domenico Seftini scritta dalla Sicilia e dalla Turchia. (in Firenze, 12.) I. S. 216.

In München sind über 600 Laternen.

Von den in Nürnberg besonders gut eingerichteten Laternen, s. oben, S. 398, fgg.

Nach

Nach Hrn. v. Niedesfel (*), ist Palermo der einzige Ort in Italien, der Nachts Beleuchtung hat.

Unter den neuern Städten ist Paris zuerst dem Beispiele der ältern, in Erleuchtung der Straßen gefolget. Als diese Stadt im ersten Viertel des 16ten Jahrh. sehr viel von Straßen: Räubern und Mord: Brennern litten, wurde den Einwohnern von Zeit zu Zeit befohlen, vor den Fenstern ihrer Häuser, welche an der Straße lagen, von 9 Uhr abends an, brennende Lichter zu unterhalten. Dieser Befehl wurde z. B. im J. 1524 gegeben, und in den Jahren 1526 und 1553 erneuert (**). Aber im Oct. 1558 wurden an den Ecken der Straßen, oder wenn diese zu lang waren, als daß sie von Einem Lichte erleuchtet werden konnten, an drey Stellen dergleichen Fallots errichtet. Dieses Geleucht glich einiger Maßen den noch auf einigen Bergwerken gebräuchlichen Gruben: Lichtern (***). Da Paris 912 Straßen hat, so kann man die damalige Anzahl Leuchten noch nicht auf 2736 schätzen (****). Schon im Nov. dess. J. wurde dieses Geleucht in gewöhnliche Laternen verwandelt (†). Indessen blieb die Erleuchtung noch lange

Se 5

Zeit

(*) In seiner Reise durch Sicilien und Griechenland, Zürich, 1771, 8.

(**) Man findet die Verordnungen in: Histoire de la ville de Paris, composée par D. Michel Felibien, revue, augmentée et mise au jour par D. Guy-Alexis Lobineau, (à Par. 1725, 5 voll. gr. fol.) II. S. 951. 977. IV. S. 648. 676.

(***) Denn im Grand Vocabulaire François, (à Par. 1770, 4.) X. p. 265, steht: Falot ce dit dans la maison du Roi et des Princes, d'un grand vase qu'on emplit de suif, de poix - résine et d'autres matières combustibles, pour éclairer dans les cours.

(****) Die Verordnung steht bey Felibien, Th. 4, S. 785.

(†) Vorüber die Verordnung eben das. S. 786, steht: que au lieu des fallots ardens seront mises lanternes ardentes et allumantes — —

Zeit sparsam und unvollkommen; deswegen kam ein Italiäner, Abbé *Laudati*, aus dem Hause *Caraffe*, auf den Einfall, Mieth-Fackeln, und Mieth-Laternen anzulegen, wozu ihm auch im März 1662 die ausschließende Erlaubniß auf 20 Jahr verliehen wurde; er sollte nämlich nicht allein in Paris, sondern auch in andern Städten des Königreiches, an bestimmten Orten Buden oder Posten errichten, wo ein Jeder eine Fackel oder Laterne mietben, oder jemand für Geld haben könnte, der ihm durch die Stadt leuchtete. Es wurde auch verordnet, daß er von Jedem, der eine Laterne auf eine Kutsche verlangte, für jede Viertel-Stunde 5 Sols, und von jedem Fußgänger 3 Sols erhalten sollte. Um alle Streitigkeiten wegen der Zeit zu verhüten, mußte an jeder Laterne eine geachtete Sand-Uhr angebracht seyn (*). Endlich erhielt die Erleuchtung der Stadt Paris, im J. 1667, diejenige Einrichtung, die noch fortdauert. Nämlich damals wurde das dortige Polizeywesen, welches nachher den meisten andern Städten zum Muster gedient hat, ungemein verbessert. An statt daß vorher sowohl das Justizwesen, als auch die eigentlichen Polizey-Sachen einer einzigen Magistrats-Person, die Lieutenant civil du Prevost de Paris genannt wurde, aufgetragen waren, so wurden beyde Geschäfte, nach einem Königl. Befehl vom Mon. März des gedachten J., unter zwey Personen getheilet. Der, welcher das Justizwesen erhielt, behielt den alten Titel; der aber, welchem das Polizeywesen anvertrauet wurde, bekam den Titel: Lieutenant de Prevost de Paris pour la Police, oder Lieutenant général de Police. Der erste Polizey-Lieutenant ward

(*) Man findet diese Verordnung bey *Felibien*, Th. 5, S. 191, worin diese Laternen porte-lanternes et porte-flambeaux à louage genannt werden.

ward *Gabriel Nicolas de la Reynie*, ein Mann, der, nach dem Lobe, was ihm die französischen Schriftsteller beylegen, in der Geschichte der neuern Polizey, Epoche gemacht hat. Die erste gute Verordnung, wodurch er sich um die Polizey verdient machte, war die Verbesserung der Nacht-Wachen (*le guer*), und der Erleuchtung (*). Vier Jahr nachher wurde ebenfalls eine Verbesserung vorgenommen, worüber das Arrêt v. 23 May 1671, bey *Felibien*, Th. 5, S. 213, steht. Man sieht daraus, daß vor diesem Jahre die Erleuchtung nur in vier Winter-Monathen geschehen ist, und daß die Pariser, wegen der vielen Uebelthaten, die in denen Nächten, da keine Laternen brannten, geschehen, sich erboten haben, so viel Geld aufzubringen, als zur Erleuchtung durch den ganzen Winter nöthig seyn würde. Es wurde daher damals verordnet, daß die Laternen jährlich vom 20 Oct. bis zum letzten März brennen sollten, auch sogar, wenn Mondlicht wäre, weil nämlich dieses bey schlechtem Wetter nicht hinreiche, und auch bey heiterer Witterung die engen und gefährlichsten Straßen nicht genug erleuchte. Die neueste Verbesserung der pariser Laternen, besteht in Einführung der Reverberir-Laternen, da nämlich die Licht-Strahlen durch ein polirtes Metall auf die Straße geleitet werden. Von diesen verschiedenen Gattungen der pariser Laternen, habe ich oben, S. 383, fgg. ausführlich gehandelt. Im J. 1721 hatte Paris 5772 Laternen; im *Erat ou Tableau de la ville de Paris*, 1760, 8. aber ist die Zahl nur auf 5694 angegeben. In *Curiosités de Paris, de Versailles, Marly* — par M. L. R. (à Par. 1771, 8.) I. p. 9. findet man die Anzahl 6232.

Im

(*) Siehe *Code de la police*, par M. D. 3me edit. (à Paris, 1761, 8.) I. p. 228.

In St. Petersburg, verordnete schon Peter der Große, im J. 1723, die Erleuchtung der Hauptstraßen, welches nach und nach auch den mehresten übrigen wiederfahren ist. Blau und weiß angestrichene hölzerne Säulen, tragen jede eine Kugel-Laterne auf einem eisernen Arme, die an einem in der Säule verborgenen Seile, der Reinigung und Füllung mit Dehl wegen, heruntergelassen werden kann. Die Lampen, deren überhaupt 3400 sind, werden mit Hanf-Dehl ernährt, und kosten der Stadt-Casse jährlich 17000 Rubel.

Georgi Beschreibung der russisch kaiserl. Residenzstadt St. Petersburg, (1790, gr. 8.) S. 42.

Philadelphia, in Nord-Amerika, hat erleuchtete Straßen, und noch dazu an beyden Seiten der Straßen erhabene Fußbänke.

Burnaby Reise durch die Colonien der Engländer. (Hamb. 1776, 8.)

Potsdam, wird im Winter mit 591 Laternen erleuchtet. Die Kosten der Unterhaltung sind 1722 Thaler 15 Gr., welche der König aus der kurmärk. Domainen-Casse bezahlen läßt.

Nicolai Beschreib. von Berlin und Potsdam, (3te Aufl. Berl. 1786, gr. 8.) 3 B. S. 1306.

Rom, hat noch jetzt keine Beleuchtung. Sixtus V. wollte sie einführen, aber er fand unüberwindliche Hindernisse, und ließ darauf die Lichter, welche vor den Marien-Bildern hängen, vermehren, um dadurch wenigstens einiger Maßen die Vortheile der Erleuchtung zu erhalten.

Wenn diese Marien-Bilder in größerer Anzahl, besser vertheilt und vorthellhafter gestellt wären, dann könnte die Religiosität einiger Privatpersonen allgemein nützlich werden. Aber in ihrem jetzigen Zustande geben sie bey weitem nicht Helle genug; und doch wäre diese in Rom desto nöthiger, da die Stadt, in Verhältniß ihrer Größe, so schwach bevölkert ist. Es ist glaublich, daß Sparsamkeit nicht das einzige Hinderniß gegen die Einführung einer

ner so nützlichen Anstalt ist, da in den Kirchen täglich so viel unnütziges Wachs und Dehl verbraucht wird. Man behauptet nicht ohne Grund, daß die Prälaten und andere durch ihre Würden zu einem genirenden Wohlstande verpflichtete Personen, die Freyheit, welche ihnen die Dunkelheit der Nacht gewährt, zu gut zu benutzen wissen, als daß sie an die Einführung einer ihren Vergnügungen so hinderlichen Erleuchtung denken sollten.

Tableau politique, religieux et moral de Rome et des états ecclésiastiques, par Maurice Levesque. (à Par. 1791.)

In Stettin, sind zur Erleuchtung der Straßen in den Winter-Monathen, 315 Laternen; die Laternen-Gelder werden in den Thoren nach Sonnen-Untergang von den Eingehenden in Büchsen gesammelt. Brügemann Beschreib. des Kön. preuß. Herzogthums Vorpommern, 1 Bd. (Stett. 1779, 4.) S. 118.

In Strasburg hatten schon, dieses ganze Jahrhundert hindurch, die königlichen Prätors und der Magistrat mit der Beleuchtung der Stadt sich beschäftigt, ohne jemahls ihren Zweck erreichen zu können. Die Schwierigkeit kam von der verschiedenen Gerichtbarkeit der Einwohner der Stadt her, die sich auch in Polizen-Sachen dem Magistrate nicht unterwerfen wollten; denn die Ritterschaft behauptet nur unter ihrem Directorio zu stehen, und hat deswegen mit der Stadt einen Streit, der wohl nie entschieden werden wird; und die katholische Geistlichkeit will nur von ihrem Bischofe Befehle annehmen. Endlich haben, im J. 1781, die wiederholten Vorstellungen des damaligen Prätors d'Autigny, und die Theilnehmung des Marschalles v. Contade, die Vereinigung der verschiedenen Parteyen bewirkt, und eine unmittelbare Verordnung von dem Könige erhalten, kraft welcher nun, die ganze Stadt durch, wie in Paris, Laternen mitten in den Straßen hängen, und sehr vorthellhaft angebracht sind. In Strasburg, wo die Straßen ziemlich krumm laufen, ist die An-

Anzahl der Reverberir-Laternen, 490, mit 1195 Döchten. Sie brennen die 6 Winter-Monathe hindurch, bis um 1 Uhr des Nachts. Der Unterhalt eines jeden Döchtes ist auf 22 Livres gerechnet. Der erste Ankauf kostete 41308 Livres, und die Unterhaltung jährlich 26290 Livres, so daß also das erste Jahr auf 67598 Livr. zu stehen kam.

Allernenehste Mannigfaltigkeiten, 1 Jahrg. Berl. 1782, gr. 8.) S. 523.

Venedig hatte vor einigen Jahren 3000 Laternen, wie *de la Lande* (*) meldet.

In Wien wurde der Anfang 1686 gemacht; nach Weiskern (**) aber hat Wien die Laternen erst 1704 erhalten (***). Es wird dort mit dem Brenn-Glocklein zum Anzünden ein Zeichen gegeben (****). Vor einigen Jahren soll die Stadt 2000 Laternen gehabt haben, die, statt des Dehles mit Klauen-Schmalz (d. i. dem aus den Knochen gesotteneu Marke) unterhalten und gefüllet wurden, und 33000 Gulden jährlich gekostet haben sollen. Die Laternen, welche jetzt Wien hat, sind 1776 von Hrn. Hofr. v. Sonnenfels angegeben (+); die Zahl wurde bis 3000 vermehrt, und

(*) In Voyage d'un François par Italie, Th. 8, S. 187.

(**) In seiner Topographie von Oesterreich, (Wien, 1771, 8.) Th. 1, S. 10.

(***) Im Universal-Lexikon (XIV Th. unter Jörgen) wird berichtet: der Statthalter von Nieder-Oesterreich, Graf Jörgen habe, als Kaiser Leopold d. 26 Jan. 1686 von der ungarischen Krönung Joseph's I. von Presbura zurück gekommen sey, die Straßen, durch welche der Kaiser gefahren ist, zuerst mit Laternen erleuchten lassen. Dies wird also wohl der erste Anfang der Erleuchtung der Stadt gewesen seyn, die nachher etwa 1704 allgemein gemacht worden ist.

(****) S. Codex Austriacus, (Wien, 1704, f.) S. 514, und Supplem. codicis I. S. 993.

(+) Nachher führte Hr. v. Sonnenfels die gläsernen Kästchen ein, womit jetzt die kaiserl. Burg in Wien erleuchtet wird.

und die Unterhaltung wurde für 30000 Fl. verpachtet. Sie sind kugelförmig, von weißem Glase geblasen, und haben oben einen Deckel von Blech, der auswendig mit rother Dehl-Farbe angestrichen, inwendig aber glatt poliert ist. Sie hängen an den Häusern an eisernen Stangen, ungefähr 15 Fuß von der Erde. Jede Laterne ist von der andern nur 16 Schritt entfernt, so daß die Straßen ganz hell beleuchtet werden. Sie brennen beständig im Winter und Sommer, der Mond mag scheinen oder nicht, welches dort wegen der engen und krummen Straßen und der hohen Häuser noch notwendiger, als anderswo, ist. Die Anstecker gehen in Uniform, und stehen unter militärischer Disciplin. Die Anzahl der Laternen giebt Weiskern auf 18000 an, welches aber offenbar zu viel ist, selbst wenn man diejenigen dazu rechnet, welche auf den Wegen nach den Vorstädten stehen, welche aber um 1768, da Weiskern schrieb, noch nicht vorhanden waren. In der neuesten Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens, (Wien, 1779, 8.) S. 14, wird, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, die Anzahl 3445 angegeben. Anfänglich war die Erleuchtung dort sehr unvollkommen. Nicht allein leuchteten die Laternen nicht hell, sondern man hatte auch die Lampen-Anstecker spahren wollen, daher mußte aus jedem Hause der Haus-Meister täglich die leeren Lampen abnehmen, sie im Lampen-Amte füllen lassen, und sie, nach gegebenem Zeichen mit der Glocke, selbst anzünden. Daß hierbei nicht allgemeine Ordnung zu erreichen war, ist leicht zu errathen.

Ein aus Wien gekommener Fremder, zeigte, im J. 1782, dem leipziger Intell. Comtoir freundschaftlich an, daß die wiener neuen Stadt-Laternen, im Grunde den dresdner gleichen. Der Unterschied besteht darin, daß die untere Thür, wo die Lampe hinein gesetzt wird, eine Glas-Scheibe hat, (wie dergleichen die pariser Reverberir-

rir-Laterne hat,) damit der Boden der Laterne keinen Schatten werfe. Desgleichen ist an dem ganz ordinären Dehlgehäuse, zur Verstärkung eines Lichts, eine concave Schale von gewöhnlicher weißen Fayence in Form und Größe einer untern Thee-Schale angebracht, und an dem Dehlgefäße befestigt. In der Stadt sind nur 1875, und in den Vorstädten nur 1000 Lampen befindlich. Sie werden nicht mit Klauen-Schmalz, sondern mit Rübsen-Dehl, und zwar in der Proportion von $\frac{1}{4}$ Rübsen- und $\frac{3}{4}$ Lein-Dehl, oder auch mit Rübsen-Dehl, worunter etwas Insekt kommt, unterhalten. Die Lampen brennen bis 1 Uhr, und 1 Loth Dehl hält 3 Stunden Licht. Eine Lampe braucht jährlich 28 lb. 23 $\frac{1}{4}$ Loth Dehl. Die Beleuchtung wird administriert, und geht auf kaiserliche Kosten. Die Kosten der Anschaffung sind nachstehende: Der Hut und die Büchsen 2 fl. 30 Kr.; die Glocke, 1 fl. 30 Kr.; die Stütze, 2 fl. 40 Kr.; das Aufsetzen, Befestigen und Anstreichen, 34 Kr.; zusammen 7 Gulden 14 Kreuzer. Die Dochte werden von baumwollenem Garne gesponnen. Ein Laternen-Besorger hat 36, 37, auch 38 Stück in Aussicht. Er bekommt monatlich 6 Gulden, oder jährlich 72 Gulden, und nächstdem alle 2 Jahr einen Rock und Weste.

No. 31 des leipz. Intell. Bl. v. J. 1782, S. 277.

In der hochfürstl. Residenz-Stadt Würzburg wurde die nächtliche Beleuchtung d. 1 März 1791 eingeführt.

Rechnungsabzug über die nächtliche Beleuchtung der hochfürstl. Residenzstadt Würzburg, vom 1 März 1791 bis dahin 1792, st. im Journ. von und für Deutschl. 1792. 11 St. S. 953 — 956.

Zürich, hat seit 1778 nur noch sehr wenige Laternen.

Mur. Werdmüller Memorabilia Tigurina, oder Merkwürdigkeiten der Stadt Zürich, (1780, 4.) S. 350.

Da die Erleuchtung der Städte zur Nachtzeit durch die Laternen, oben erwähnter Maßen, einen wichtigen Gegenstand der Polizei ausmacht, so werde ich jetzt dasjenige, was in Ansehung dessen, dabey zu bemerken ist, anzeigen.

Hat

Hat man eine gewisse Art von Laternen gewählt, so muß man, wenn man die erforderliche Anlage- und jährliche Unterhaltungs-Kosten, in einen richtigen Anschlag bringen will, vorher mit der gewählten Laterne einige Versuche anstellen, um zu erfahren, auf wie viel Schritte sie auf der vordern Seite und auf beyden Neben-Seiten ihr Licht wirft, um nach dieser Entfernung hernach die Anzahl der nöthigen Laternen in jeder Straße, sowohl auf der einen als andern Seite derselben, bestimmen zu können. Wirft die Laterne ihr Licht auf etliche 30 bis 40 Schritt, und ist die Straße von eben dieser Breite, so dürfen die Laternen nur auf der einen Seite der Straße, oder, wenn man es ja der Symmetrie und des bessern Ansehens wegen thun will, zigzag gesetzt werden. Zu gleicher Zeit müssen mit dem Dochte und Dehle Versuche angestellt werden, um die Quantität Dehl, die auf eine gegebene Zeit zureichen soll, zu erfahren. Man muß sowohl mit locker gesponnenem, als auch mit fest gedrehtem baumwollenen Docht Proben machen, auch die Stärke des Dochtes selbst durch wiederholte Proben zu finden suchen. Man kann auch bey dem Dehl verschiedene Proben anstellen, und sowohl Lein- und Rübsen-Dehl, als auch Thran oder Fett, probieren, weil eines immer heller und länger brennt, auch wohlfeiler ist, als das andere. Von dem Unterschiede der Dehle im Brennen, und von verschiedenen Mitteln und Vortheilen, die Erleuchtung durch die Laternen und Lampen mit den wenigsten Kosten zu bewirken, habe ich im LIX Th. S. 148, fgg. gehandelt.

An einigen Orten, z. B. in Bayreuth, hat man, bey Einrichtung der Stadt-Laternen, dadurch eine Verbesserung zu machen geglaubt, daß, da das Rübsen-Dehl zu leicht friert, das Lein-Dehl aber zu stark dampfet, man Hanf-Dehl brennt.

Def. technol. Enc. LXV Th.

3f

In

In Canton (in China) werden, nach dem Berichte des 1 Bandes der Flora cochinchinensis, die Laternen von dem Oehl der Thea oleosa unterhalten.

In Franche-Comté hat Blondeau die Methode erfunden, aus animalischen Theilen, als: der Haut, Kopfe und Füßen von Ochsen, Kühen, Schöpfen, Ziegenböcken, Hirschen, Hirschfüßen, Rehen, wilden Schweinen etc. ein Oehl zu bereiten, welches so wenig als möglich von fremdartigen Theilen in sich enthält, und ein gutes Lampen-Oehl in Laternen abgießt, welches zugleich hell und sparsam brennt. Eine aus dem Journ. oecon. v. J. 1766, von mir übersetzte Beschreibung dieser Methode, st. im 41 St. des Neuen Hamburg. Magaz. (Epj. 1770, 8.) S. 440 — 456.

Hat man durch die mit den Laternen angestellte Versuche gefunden, wie weit sie ihr Licht werfen, und wie weit folglich die Laternen von einander entfernt seyn müssen, so wird sich auch die benötigte Anzahl derselben in einer Stadt bald ausfindig machen lassen, wenn man alle Straßen, Gassen und andere Gegenden, mit Schritten ausgemessen hat. Und weis man diese Anzahl, so läßt sich auch bestimmen, wie viel Leute man zu deren Versorgung nöthig hat. Denn wenn die Straßen-Laternen von den Haus-Besitzern besorget werden, so leidet gemeinlich das gemeine Beste, wegen der Nachlässigkeit und des unrecht verstandenen Eigennuzes vieler Privatpersonen. Es ist daher besser, auch gewöhnlicher, daß die Polizen dieses durch besonders dazu bestellte Personen besorgen läßt, und auch auf diese, des zu befürchtenden Unterschleifes, der Collusion und Nachlässigkeit wegen, ein wachsames Auge hat. Jede dieser Personen, welche die öffentlichen Laternen besorgen, und Laternen-Anzunder, Laternen-Knechte, Laternen-Versorger, Laternen-Wärter, Lampen-Männer, oder Lampen-Wärter, genannt werden, muß mit einer blechernen Oehl-Flasche, einer kleinen Hand-Laterne, und einer Leiter, versehen seyn. Auf 100

La:

Laternen pflegt man Einen Lampen-Mann oder Laternen-Knecht zu rechnen (*), und diesen Leuten wird ein Aufseher vorgesetzt, der ihnen das Oehl und die Baumwolle zum Docht austheilt. Was die Laternen selbst, die Oehl-Flaschen und kleinen Hand-Laternen (**) kosten, ergiebt sich aus dem Accord mit dem Klempner. Der Preis des Oehles sowohl, als der Baumwolle, ist an jedem Orte bekannt; und so weis man auch, was man für eine Leiter zu bezahlen pflegt. Wie viel aber der Aufseher sowohl, als jeder Lampen-Versorger, jährlich an Lohn erhalten soll, beruhet auf jeden Ortes Umständen, oder wie man mit ihnen am besten accordiren kann. Auf diese Art läßt sich der Anschlag über die Kosten, welche sowohl zur Anlage und ersten Einrichtung, als zur Unterhaltung der Laternen-Anstalt erfordert werden, ganz leicht bewerkstelligen; nur muß man dabei nicht vergessen, jährlich eine proportionirte Summe zu den Reparatur-Kosten zugleich dabei auszuwerfen.

Nach diesem Anschläge kann nun das Oehl und die Baumwolle dem Aufseher alle Monate zugestellt werden, um es wieder täglich nach dem festgesetzten Quanto unter die Lampen-Männer auszutheilen. Wiewohl heutiges Tages geschieht die Unterhaltung der Laternen fast allenthalben durch Entrepreneurs,

§f 2

in:

(*) Der Verfasser des oben, S. 401, angeführten Entwurfs, wie die nächtliche Beleuchtung etc. rechnet auf 60 Laternen 4 Anzunder, mithin auf 15 einen, welches aber weit zu viel ist, und die Kosten ohne Noth vermehren würde. Wenn ein Lampen-Wärter noch bey Tage seine Laternen mit Oehl versorgt und zurecht macht, so kann er den Abend 100 Stück in einer halben Stunde ganz bequem anzünden; wenigstens wird man allemahl auf jeden Mann 60 bis 70 Laternen rechnen können. Wer es gesehen hat, wird bemerkt haben, daß das Anstecken auf diese Art ungemein geschwinde von Statten geht.

(**) Welche der Verf. des Entwurfs etc. in seinem Anschläge vergessen hat.

indem man in einer öffentlichen Licitation diese Unterhaltung, nachdem man die Art und Weise derselben, und die Bedingungen mitgetheilt hat, demjenigen überläßt, der sich erbiehet, solche gegen die geringste Summe jährlich zu übernehmen. Bey diesem Entreprense-Contract würde man aber sehr ungewiß und ohne Grund verfahren, mithin dabey sehr zu kurz kommen, und von dem Entreprenneur bevortheylet werden können, wenn man nicht zuvor gedachte Versuche anstellt, und nach denselben den Anschlag vor sich gemacht hätte. Der Entreprenneur sieht allemahl auf seinen Vortheil; er bedient sich nur gar zu gern eines schlechten, mit allerhand stinkendem Fett und Unreinigkeiten vermischten Thranes oder Dehles, das nicht wohl brennt, weil er dasselbe wohlfeiler haben kann, und es sein Vortheil ist, wenn die Laternen bald ausgehen. Oesters versteht er sich auch mit den Laternen-Knechten, damit sie wenig Dehl ausgießen müssen. Gehen nun die Lampen vor der bestimmten Zeit aus, oder brennen zu dunkel, und die Polizen stellt die Laternen-Knechte darüber zur Rede, so werden diese sich öfters über den Entreprenneur beschweren, daß er ihnen zu schlechtes oder zu wenig Dehl gäbe; Letzterer wird sich dagegen nicht selten über die Laternen-Knechte beschweren, daß diese zwar genug Dehl bekämen, davon aber einen Theil unterschlagen müßten. Wie will nun die Polizen hier zurecht kommen, oder die Sache gründlich untersuchen, wenn sie nicht durch gemachte Proben erfahren hat, wie viel Dehl erfordert wird, wenn die Laterne bis zu einer bestimmten Zeit brennen soll? Da sie aber das Quantum durch die Proben heraus gebracht hat, so kann sie auch festsetzen, wie viel Dehl der Entreprenneur auf eine gewisse Anzahl Laternen den Laternen-Knechten zu reichen hat. Dadurch kann man solchen beschwerlichen Umständen ziemlich vorbeugen, zumahl wenn,

wenn, wie es allerdings seyn muß, eine gute Aufsicht der Polizen hinzu kommt, und die Leute sämmtlich zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit scharf angehalten werden.

Mit Bestimmung der Zeit des Anzündens und Auslöschens der Laternen wird es verschiedentlich gehalten, nach dem man dabey mehr oder weniger auf Menage bedacht ist. Zuweilen wird verordnet, daß die Laternen in den sechs Winter-Monathen, oder vom 1 Nov. bis zum letzten April, von Abends um 6 Uhr, bis früh um 2 Uhr, vom 1 May bis Ausgang Julii von Abends 10 Uhr, bis 1 Uhr früh; und vom 1 Aug. bis letzten October von 8 Uhr abends bis 2 Uhr früh, brennen sollen.

Da, wo man die Kosten zu ersparen sucht, pflegt man die Laternen durch das ganze Jahr, ausser Sonn- und Feyer-Tagen und Messen, wie auch andern Festivitäten, nur zur Hälfte, und nach Befinden, wenn heller Mondschein ist, später anzuzünden. Zuweilen werden sie alle sechs Sommer-Monathe hindurch, und so oft der Mond am Himmel ist, es mag trübes Wetter seyn oder nicht, gar nicht angezündet. Ob nun gleich auf diese Art freylich viel Dehl erspart werden kann, so muß man sich doch hüten, die Ersparung in dergleichen öffentlichen, und den Fremden in die Augen fallenden Anstalten, insonderheit in Residenz- und andern großen Städten, nicht zu weit zu treiben, weil man dadurch nur zu allerley Urtheilen Anlaß giebt.

Wenn das große Licht, welches die Nacht regiert, die Straßen hinreichend beleuchtet, so ist es überflüssig, die Laternen anzuzünden. Da aber das Mond-Licht bald stark bald schwach leuchtet, bald früh, bald spät erscheint, so muß man sich allerdings nach diesen Veränderungen richten, und daher das Jahr hindurch die Zeiten bestimmen, wann die Laternen leuchten sollen, wie auch die Stunden anzeigen, wann die Lampen sollen angezündet

festgesetzten Stunden verrichten; und 5) unter der Zeit, da sie brennen, Acht darauf haben, und die Dochte zuweilen puhen, zu dem Ende aber fleißig auf den Straßen patrouilliren. 6) Bey Sturmwinden und anderer Gefahr haben sie die Laternen wohl in Acht zu nehmen; und wenn der Sturm allzuheftig und Schade zu befürchten ist, von der Seite da der Sturm herkommt, es sey bey Tage oder Nacht, die Laternen auszuhängen und herunter zu thun. 7) Müssen sie Sorge tragen, daß den Laternen von muthwilligen Frevlern und betrunkenen Leuten kein Schade zugefüget werde. Wenn sich jemand untersteht, dergleichen zu thun, sollen die Lampen-Wärter Macht haben, denselben sogleich zu arretiren; zu dem Ende sie sowohl ihre Cameraden durch ein verabredetes Zeichen, als auch die Stadt-Wache, zu Hülfe rufen können. 8) Auf Feuer-Gefahr, Diebe, Tumult, Lärmen, Schlägerey, und andere Unordnungen, die des Nachts auf den Straßen entstehen, müssen sie gleichfalls Acht haben, und solches sogleich der Stadt-Wache anzeigen. 9) Sie selbst aber müssen sich eines ordentlichen Lebens befleißigen, und nicht, anstatt zu patrouilliren, in den Wirths-Häusern liegen; vor allen Dingen aber, bey Vermeidung schwerer Ahndung, nichts von dem zu den Laternen bestimmten Dehle entwenden; und wenn sie 10) wahrnehmen sollten, daß der Ober-Aufseher oder Entrepreneur ihnen schlechtes oder zu wenig Dehl geben, oder sonst in ein und andern Stücke, wider ihre Pflicht handeln wollten, müssen sie, wofern sie sich nicht gleicher Ahndung und Strafe aussetzen wollen, solches unverzüglich der Polizen anzeigen. 11) Finden sie an den Laternen etwas Schadhafes, so müssen sie die beschädigte in Zeiten, und ehe der Schade größer wird, zu dem Ober-Aufseher oder Entrepreneur bringen, damit von diesem die Ausbesserung sogleich besorget wer-

werden könne. 12) Wird einer von den Laternen-Wärtern krank, so muß solches dem Ober-Aufseher oder Entrepreneur ohne allen Zeitverlust angezeigt werden, um einen andern unterdessen an seine Stelle annehmen zu können.

Ordnung vom Anstecken und Brennen der Lampen auf den Straßen in den drey Residenz Städten, als: Berlin, Cöln und Werder, für das 1682ste Jahr. Verfertigt durch Mattheis Gasse, Inspector der Stadt-Leuchten; enthaltend: 1. Instruction für die Lampen-Versorgere; 2. Instruction für die Anstecker der Lampen; 3. Tabelle der Stunden, zu welchen die Lampen, das 1682ste Jahr über, in den churfürstlich. drey Residenz-Städten, Berlin, Cöln und Werder, leuchten, angesteckt und ausgelöschet werden sollen, ff. in des Corporis Constitutionum Marchicarum VI Th. I Abtheil. No. CLV, Col. 539 — 554.

Instruction für die Laternen-Anstecker, d. d. Berlin, d. 12 May 1732, ff. eb. das. in der Nachlese, No. XXVIII, Col. 89 — 92.

I n s t r u c t i o n

für die Laternen-Wärter in Dresden.

- §. 1. Die Laternen-Wärter in der Residenz-Stadt Dresden, an der Zahl 19 Mann, sollen sich, wenn es beginnt Abend zu werden, es sey Mondschein oder nicht, an dem ihnen bestimmten Orte, unfehlbar und bey Vermeidung ernstern Einsehens, versammeln, und die über sie gesetzte Inspectores erwarten.
- §. 2. Jeder hat die ihm auf seinem Posten anvertrauten Laternen anzuzünden, zu versorgen und wohl in Acht zu nehmen.
- §. 3. Wenn es Zeit ist, daß die Laternen-Wärter ausgeführt werden, so soll dieses folgendergestalt geschehen, daß auf jeder Seite der Gasse ei-

- ner laufen, und das Anzünden nach der Reihe, und so hurtig als möglich, verrichten muß.
- §. 4. Ist fleißig zu zusehen, ob die Schieber an den Laternen: Armen wohl und fest zugeschoben sind, gestalt solches sonst von liederlichem Gesindel eröffnet, und folglich die Laternen heraus fallen können.
- §. 5. Sobald das Anzünden durch die ganze Stadt wirklich geschehen, dürfen die Hälfte der Laternen: Wärter in ihre Retirade gehen, die andere Hälfte aber bleibt 2 Stunden hinter einander auf der Gassen, womit sie wechselsweise continuiren.
- §. 6. Diejenigen, so diese 2 Stunden herum gehen, müssen continuirlich ihre und ihrer Cameraden Laternen vistsiren; und wenn sie deren eine oder die andere finden, so nicht helle brennen möchte, solche mit Puzen, oder sonst genüglich helfen.
- §. 7. Sollen sie absonderlich gut Achtung geben, daß von niemanden die Laternen ausgelöscht, zer schlagen oder gar weggenommen werden.
- §. 8. Dafern sich bey den Laternen, oder sonst, einiger Unfug oder leichtfertige Handelt, und Schlägereyen auf den Gassen ereigneten, oder Diebstahl, Einbrechen und andere Unfertigkeit verspüret werden sollte, so ist ein jeder Laternen: Wärter schuldig, seinem Cameraden zu zrufen, und dem Werke zu steuern, auch die angetroffene Person zu arretiren; und da es die Nothdurft erfordert, entweder die Wache zu hohlen, oder sich anderer Hülfe, welche er am geschwindesten erhalten kann, zu gebrauchen.
- §. 9. Haben die Laternen: Wärter, wenn sie Feuers: oder andere Gefahr wahrnehmen, solches bey den Wachten in der Stadt schleunigst anzumelden, oder, wenn die Gefahr groß, und die Wachten entfernt wären, durch Herzurufung der Nachbarn um Hülfe zu schreyen.
- §. 10. Die Laternen müssen die ganze Nacht über, vom Abend bis gegen Morgen, wenn der Mond nicht helle scheint, nach der eingeführten Zeitbestimmung beständig brennen; sobald aber der Tag anbricht, sind solche in aller Eil, jedoch mit Be-

huts

- hutsamkeit, und ohne dabey Schaden zu verursachen, auszulöschen.
- §. 11. Alle Morgen nach ausgelöschten Laternen, ist an die Inspectores, was des Nachts über passiert, zu berichten, damit sie gehörigen Rapport an den Directorem bringen können.
- §. 12. Haben die Laternen: Wärter alle Tage ihre unterhabende Laternen inwendig am Glase wohl auszuwischen, den Hals und übrige Stücke aber nur wöchentlich ein Mal zu säubern.
- §. 13. Es gehen hierzu allezeit 2 Mann mit einander, deren einer die Laternen reinigt, und die Lampe herunter langet, der andere hingegen mittlerzeit den Tocht einlegt, das Oehl eingießt, und die Lampe wieder hinauf giebt.
- §. 14. Es muß von den Laternen: Wärtern auch täglich wechselsweise, nach der Ordnung, ein Mann in ihrer Retirade oder Wacht: Stube sich aufhalten, und erwarten, was ihm von den Inspectoreibus oder Directore befohlen werden wird.
- §. 15. Sie sind insgesamt schuldig, und werden dessen bey harter Strafe erinnert, daß sie jedesmal bey Feuersgefahr, und so oft Schloßen oder starke Wetter entstehen, in der ordentlichen Wacht: Stube unausbleibend erscheinen, und, was sie dabey verrichten sollen, erwarten mögen.
- §. 16. Es müssen sich oftgemeldte Laternen: Wärter jederzeit wachsam und nüchtern bezeigen, sich auch nirgends anders, als wohin sie von einer Zeit zur andern bestellet seyn, finden lassen.
- §. 17. Haben sie dasjenige, was ihnen bey ihrer Junction und sonst von dem Directore und Inspectoreibus anbefohlen wird, treulich und redlich in Acht zu nehmen, und mit Töchten und was sie unter Händen haben, sparsam und getreu umzugehen.
- §. 18. Sollen sie ihre schuldigen Dienste zu allen Zeiten selbst abwarten, und keine fremde Personen dazu gebrauchen; wosern aber einer oder der andere, Krankheit oder anderer Ursachen halber, sich zu entschuldigen hätte, so muß er mit Vorwissen der Inspectoren, einen der Expectanten

an

an seine Stelle schaffen, und selbigen, was er für ihn thun soll, hinlänglich instruiren.

- §. 19. Und endlich haben die Laternen-Wärter zu vermeiden, daß sie an den Laternen nichts zerbrechen, auch das Oehl nicht muthwillig vergießen, gestalt sie vor alle dergleichen Schaden zu stehen und selbigen zu ersetzen gehalten sind.

Diejenigen, welche sich an den Laternen vergreifen, die Gläser daran zerschlagen, und mit Steinen oder Schnee-Bällen einwerfen, die Lampen ausgießen oder wegnehmen, oder gar die Laternen selbst entwenden u. werden gemeinlich sehr hart an Gelde oder am Leibe bestraft. Es wird sogar nicht gestattet, die Laternen zu öffnen, und Tobaks-Pfeifen, Fackeln oder Licht dabey anzuzünden; und es werden bey dergleichen Vergehungen keine Entschuldigungen angenommen.

Königl. Preuß. Patent

gegen die Beschädigungen und Diebereyen an den öffentlichen Laternen der Königl. Residenzien.

De dato Berlin, d. 26 Jan. 1764.

Obgleich Se. Kön. Maj. in Preussen u. Unser allergnädigster Herr, vielfältige scharfe Patente und Verordnungen gegen die Beschädigung und Diebereyen an den öffentlichen Laternen in den hiesigen Residenzien ergehen lassen, und darauf empfindliche Leibes- und Geld-Strafen gesetzt haben: So müssen doch Höchstdieselbe zu Dero größten Mißfallen vernehmen, daß dem ohngeachtet die Laternen öfters bestohlen, Dacht und Oehl, auch Lampen selbst, daraus entwendet, auch von bösen Leuten so viel Unreinigkeit und Schutt an dieselbe ausgegossen worden, daß die Anstecker kaum im Stande sind, dergleichen beschüttete Laternen zu besteigen, gehörig zu reinigen, und mit Oehl zu versorgen.

Höchst

Höchstgedachte Se. Königl. Maj. haben daher, zu Hemmung dieses großen Muthwillens und Frevels, allergnädigst resolviret, alle und jede dieserhalb in Annis 1715. 1718. und 1720. bereits ergangene Patente und Verordnungen wegen der Laternen, und sonderlich das geschärfte Patent v. 18 Sept. 1732 hierdurch nochmals zu renoviren, und zu extendiren, auch alles Ernstes zu verbiethen, daß niemand, er sey wer er wolle, sich unterfange, an den Laternen hiesiger Residenzien sich im geringsten zu vergreifen, noch dabey einigen Schaden, es geschehe durch Zerschlagung der Gläser mit Stein- und Schneeball-Einwerfen, Stößen oder andern Instrumenten, Entwendung des Dachts und Oehls, auch selbst der Lampen, Einbauung und Zersplitterung der Laternen Pfähle, oder wie es sonst geschehen kann, zu thun, weniger die Laternen gar diebischer Weise abzubringen und zu entwenden; mit der Verwarnung, daß wer darüber betroffen wird, und des Vermögens ist, sofort in 200 Thaler fiscalische Strafe condemniret, und solche von ihm beygetriebenen werden soll. Im Fall aber dergleichen Verbrecher nicht im Stande, sothanen Geld zu erlegen, auf solchem Fall soll gegen denselben ohne alle Gnade mit scharfen Staupen-Schlägen und Brandmark auf der Stirn verfahren, und er dazu des Landes verwiesen; wäre es aber ein Soldat, selbiger mit 36mahl Gassenlaufen durch 200 Mann in drey Tagen bestraft, und auf 3 Jahre in die Karre nach Spandow gebracht werden.

So soll auch niemand, bey 10 Thaler Strafe zur Charité, sich unterstehen, an die Laternen Pfähle gedruckte oder geschriebene Zettel von Auctionen, Comödien, hoch andern Sachen, zu kleben oder zu nageln, vielweniger an dieselbe Unreinigkeit und Schutt auszugießen, noch die Laternen zu öffnen, Tobaks Pfeifen, Fackeln oder Licht dabey anzuzünden, und, wenn er nicht im Stande die Geld-Strafe zu erlegen, mit empfindlicher Leibes-Strafe angesehen und belegt werden; Wie denn auch derjenige, so unvorsichtiger Weise mit Anfahren an die Pfähle Schaden verübte, von dem der es sieht, bey der nächsten Wache, oder dem Wirth, vor dessen Hause der beschädigte Pfahl steht,

steht, angezeigt, und solches von einem der beyden, bey dem Gouvernement gemeldet werden. Se. Königl. Maj. befehlen demnach dem Gouvernement hiesiger Residenzien, nicht weniger dem Magistrat derselben, ferner allen Officiers, so auf Wachten und Posten commandirt werden, auch den Ronden, Patrouillen, Schildwachten, Nachtwächtern &c. hierdurch allergnädigst, dahin bedacht zu seyn, wie dergleichen Freveler attrapirt und in Arrest gebracht werden mögen, damit die oben erwehnte Strafe an ihnen exequirt und Exempel statuirt werden können. Wann auch jemand davon Wissenschaft haben, und einen oder mehr dergleichen Laternen-Diebe und Freveler anzeigen könnte, so soll derselbe aus der hiesigen Accise-Casse sofort baar 10 Thaler zum Compens zu empfangen haben, und sein Name dabey verschwiegen bleiben.

Urkundlich haben Se. Königl. Maj. dieses renovirte Patent eigenhändig vollzogen, und mit Dero Königl. Inseigel bedrucken lassen, auch allergnädigst geordnet, daß solches von den Kanzeln abgelesen, bey allen Compagnien der Garnison verlesen, auch öffentlich durch den Trommelschlag publicirt, und sonst überall an öffentlichen Orten angeheftet werden soll, damit es zu jedermanns Wissenschaft kommen, und niemand sich mit der Unwissenheit zu entschuldigen Gelegenheit haben möge. So geschehen und gegeben zu Berlin, d. 6 Jan. 1764.

Friedrich.

(L.S.)

v. Bocke. v. Massow. v. Blumenthal.

Herzogl.

Herzogl. Braunschweigische Verordnung,
das Laternenwesen in der Stadt Braunschweig
betreffend. De dato Braunschweig,
d. 7 Febr. 1765.

Von Gottes Gnaden, Wir, CARL, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg &c. &c. fügen hiedurch zu wissen: Nachdem mit der Einführung einer gemeinnützigen Laternen-Anstalt nunmehr der Anfang allhier gemacht ist, und die Nothdurft erfordert, sowohl der Anstalt selbst, als den Laternen-Wärtern und Aufsehern, hinlängliche Sicherheit zu verschaffen: Als setzen, ordnen und wollen Wir hiemit gnädigst doch ernstlich, daß

1. Derjenige, welcher eine Laterne ohnvorsichtiger Weise oder aus Muthwillen beschädigt und zerstört, im ersten Fall den Schaden, im andern Fall aber überdas nach Befinden 10, 20 bis 50 Thaler Strafe bezahlen, und, falls er solche nicht zu erlegen vermag, auf dem Marktplatz öffentlich ausgestellt, und mit Gefängniß, Werkhaus-Strafe, auch wohl Festungs-Arbeit belegt werden soll.
2. Sollte jemand sich gelüsten lassen, eine oder mehrere brennende Laternen auszulöschen, so soll derselbe, nach dem Grad des dabey zu Schulden gebrachten Muthwillens oder der Bosheit, mit Gelde oder Gefängniß, auch wohl mit öffentlicher Ausstellung am Galgen, bestraft werden.
3. Würde auch wider besseres Verhoffen sich jemand erfrechen, eine oder mehrere Laternen, die darin befindliche Lampen oder dazu gehörige Arme zu stehlen, so soll der Diebstahl einem Furto qualificato gleich geachtet, gegen einen solchen Freveler ohne Weitläufigkeit criminaliter verfahren, und derselbe, dem Befinden nach, als ein Dieb und Straßenräuber bestraft werden.
4. Wie Wir überhaupt von sämmtlichen hiesigen Einwohnern hiemit fordern, daß sie, sobald ih-

nen

nen das geringste bey den hiesigen Laternen: Anstalten, so dieser Unserer gnädigsten Verordnung zuwider, zu Gesichte kommt oder bekannt wird, solches sofort an das hiesige Stadt: Policey: Departement, oder an den Districts: Commissarium, in dessen Bezirk die Contravention bemerkt worden, anzeigen; als ist zugleich Unser gnädigster Wille, daß derjenige als ein Dieb angesehen und bestraft werden soll, der gestohlene Gassen: Laternen, die darin gehörige Lampen, oder die Laternen: Arme, entweder bey sich verhehlet oder an sich kauft. Und da

5. die Laternen: Wärter auch dazu angewiesen sind, daß sie zur gehörigen Zeit zugleich in ihrem District patrouilliren, verdächtige Personen anhalten, und an die nächste Wache bringen sollen: als befehlen Wir hiedurch gnädigst, daß diese Leute alle Sicherheit genießen, und derjenige, welcher denenselben in ihren Ausrichtungen sich widersetzt, oder an selbige sich wohl gar vergreift, als ein Störer der öffentlichen Ruhe angesehen und bestraft werden solle.

Wie Wir nun ernstlich wollen, daß über diese gnädigste Verordnung sträckerlich gehalten werden solle, als haben Wir auch, damit sich Feiner mit der Unwissenheit entschuldigen könne, selbige durch den Druck bekannt zu machen und gehörigen Orts anzuschlagen befohlen.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Fürstl. Geheimen Kanzleyseigels. Gegeben in Unserer Stadt Braunschweig, d. 7 Febr. 1765.

CARL,

H. zu Br. und L.

(L. S.)

J. G. v. Böttcher.

Kurf.

Kurf. Sächs. Amts: Verordnung,
die Beschädigung der Laternen betreffend. De dato
Dresd. den 27 Nov. 1781.

Diejenigen, so durch Nachlässigkeit oder Muthwillen, an den zur nächtlichen Beleuchtung der Friedrichs: städter: und der Zwinger: Allee aufgestellten Laternen einigen Schaden durch Zerbrehen oder sonst verursachen, sollen sofort zu dessen Ersatz durch rechtliche Zwangsmittel angehalten, und noch überdies, nach Befinden, mit Geld: Gefängniß: oder andern empfindlichen Leibes: Strafen belegt werden. Daser auch von den Lehrjungen und andern auf den Gassen herum laufenden Kindern, durch das außerdem schon verbotene Steinwerfen, den Laternen einiger Schaden zugefüget würde, sind nicht nur deren resp. Meister und Aeltern zu dessen Ersatz verbunden und gehalten, sondern es sollen auch die Jungen und Kinder noch überdies eingezogen, und mit Stockschillingen, oder andern empfindlichen Leibes Strafen, ohne einige Nachsicht, belegt werden; und haben daher Meister und Aeltern sich selbst bezumessen, wenn ihnen durch vernachlässigte Zucht, einiger Nachtheil erwächst.

Eine alte Gassen: Laternen: Ordnung in einer sächsischen Stadt, st. im 162 St. der Leipziger Sammlungen 10. (Epz. 1759, 8.) S. 533 — 539.

Was endlich die Aufbringung der Kosten, welche sowohl zur ersten Einrichtung, als nachher zur Unterhaltung der Laternen erfordert werden, betrifft: so pflegt dieser Aufwand in den Städten von den Stadt: Räten bestritten zu werden, da man dann die Kosten auf die Häuser in der Stadt repartiret, und auf jedes ein sogenanntes Laternen: Geld legt; nur in der Residenz pflegt die Kammer zuweilen einen Zuschuß zu thun, wenn die Kosten sehr stark sind. Man setzt auch wohl einen besondern Fond zur Unterhaltung der Laternen aus.

Def. technol. Enc. LXV Th.

Gg Wenn

Wenn die Unterhaltung der Laternen nicht durch Entrepreneurs geschieht, sondern diese ganze Anstalt von einem Ober-Aufscher administrirt wird, so pflegt man demselben die dazu erforderlichen Gelder von halben zu halben Jahren praenumerando zu zustellen, worüber er dann auch alle halbe Jahr Rechnung ablegen muß; denn in diesem Falle hat er eine besondere Casse, welche man die Laternen-Casse nennt, in Verwaltung; er besorgt den Einkauf des Oehls und der Baumwolle, so wie die Reparaturen an den Laternen. Daher kommen die alle halbe Jahr erhaltenen, oder aus dem dazu bestimmten besondern Fond eingegangenen Gelder in die Einnahme; das eingekaufte Oehl, Baumwolle und die Reparatur-Kosten, nebst der Besoldung des Ober-Aufsehers und dem Lohne der Laternen-Wärter, in die Ausgabe; alles aber wird durch richtige Quittungen und Scheine ordentlich belegt.

Die Zubereitung der chinesischen Fische aus Lampen-Ruß, veranlassete Hrn. Hofr. Beckmann, in Göttingen, den Gedanken, ob man nicht den Ruß der vielen Lampen, womit die Straßen erleuchtet werden, sammeln und nutzen könne. Ihm versicherte nachher ein Freund, daß dieses schon seit einigen Jahren in Leipzig geschehe, und er wünscht daher, in einer dem 69 St. des Neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1793, Col. 1103, eingerückten Anfrage, daß jemand die beste Weise der Einsammlung und Nutzung dieses Rußes, nach den bereits vorhandenen Erfahrungen, bekannt machen wolle. Vielleicht lassen sich dadurch die Kosten der Erleuchtung etwas vermindern; so wie die Reinigung der Straßen immer weniger kosten wird, je mehr unsere Land-Leute den Straßen-Dünge benutzen werden.

Es giebt endlich auch noch eine besondere Art von Laterne, wodurch kleine auf Glas gemahlte Bilder an einer gegenüber stehenden weißen Wand sehr groß und hell dargestellt werden. Weil sie kleine Bilder an einer Wand in einem finstern Zimmer sehr groß vorstellt, und, nach dem Sprichworte, aus einer Fliege gleichsam einen Elephanten macht, so nennt sie Sturm (1) *Laterna megalographica*, die Vergrößerungs-Laterne; und weil man sich darein nicht finden konnte, und die Sache für übernatürlich und eine kleine Zaubererey hielt, nannte man sie *Laterna magica*, die magische oder Zauber-Laterne. Die dadurch bewirkten Erscheinungen, sind eins der gewöhnlichsten und am meisten bewunderten Kunst-Stücke der natürlichen Magie. Sie ist bereits eine so bekannte Sache geworden, daß sie sich durch eine bengesetzte Leyer, oder Orgel, jedermann auf der Straße unter dem Nahmen der *Laterna magica* anbietet, ob sie gleich ehemals Schrecken und Entsetzen verursachte. Ihre Wirkung ist, die Zeichnungen und Farben kleiner Objecte, die man auf Glas-Streifen mit durchsichtigen Farben anbringt, an der weißen Wand u. an einem finstern Orte groß nachzumahlen. Sie stellt eine vollkommen umgekehrte *Cameram obscuram* (s. Th. VII, S. 545, 599.) vor; denn da bey der *Camera obscura* die Objecte von der Sonne stark erleuchtet seyn müssen, der Ort, in welchen die durch ein converes Glas gebrochenen Strahlen fallen sollen, finster, die Wand aber, worauf die Bilder sich präsentiren sollen, weiß seyn muß, also findet auch dieses alles ebenfalls bey der *Laterna magica* Statt, ausser daß in der *Camera obscura* die Objecte entfernt stehen, und das Bild daher sich durch geschwindere Zusammenziehung der Strahlen nahe hinter dem Glase und

Gg 2

ver:

(1) Im Collegio curioso, P. 1, Tent. 16, Phaen. 2, p. 161.

verjüngt präsentiert, dahingegen in der Laterna magica das Bild, als ein Object, welches in seinem Behältnisse ebenfalls stark erleuchtet ist, nahe an das Glas gesetzt wird, und dessen Strahlen oder Schattenwerk nothwendig vermöge der Durchbrechung durch die Gläser, sehr vergrößert weit hinaus fallen müssen.

Die eigentliche Zeit, und von wem die Zauber-Laterne erfunden worden ist, ist nicht bekannt. Es ist wohl zu vermuthen, daß deren Beschaffenheit und Verfertigung in den ersten Zeiten als ein großes Geheimniß verborgen gehalten, und der erste Erfinder unbekannt geblieben ist. In der Mitte des 17ten Jahrh. hat schon der bekannte Künstler Jo. Franz Griendel von Ach, auf Wankhausen, dergleichen verfertigt und verkauft⁽²⁾. Kircher, in der Vorrede seiner *Cryptologia nova*, giebt vor, daß er selbst dieselbe zuerst erfunden habe; und in einem andern Werke⁽³⁾ sagt er, ein Däne und guter Mathematiker, Namens Tho. Walpenstein, hätte seine Erfindung in eine bessere Form gebracht, und verschiedenen Prinzen in Italien mit großem Gewinn verkauft; und *De-chales*⁽⁴⁾ erzählt, er habe, im J. 1665, bey einem Gelehrten aus Dänemark, der durch Lyon gereiset sey, dergleichen gesehen, welcher auch am angef. O. dieselbe beschrieben hat. Sie muß allerdings zu derselben Zeit noch etwas ganz neues gewesen seyn, denn als 1657 P. Schottus seine *Magiam vniuersalem naturae & artis* schrieb, hat er in der *Magia dioptrica* nicht die geringste Erwähnung davon gethan, da er doch

(2) S. Doppelmayers hist. Nachricht von nürnbergischen Künstlern und Mathematicis, S. 112.

(3) In seinem Werke de arto magna Lucis et Vmbrae, L. 10, P. 3, c. 8. §. 4, probl. 4.

(4) In seinem Mundo mathematico, To. 3, Dioptr. L. 2, Prop. 20, F. 696.

doch der andern Laternen gedenkt, durch die man ein starkes Licht an einen fernen Ort werfen kann. Von Einigen wird sie schon dem *Rogierus Baco*, der im 13ten Jahrh. lebte, zugeschrieben. Selbst zu der Zeit, als Griendel mit Zauber-Laternen handelte, wurde noch deren Verfertigung geheim gehalten. Als M. J. C. Kohlhaus, im J. 1677, seine mathematische und optische Curiositäten heraus gab, wollte er seine Kenntniß von der Structur dieser Laternen zeigen, und gab deren Beschreibung reihenweise in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache heraus, damit niemand dieselbe nachmachen möchte, der nicht ein Literatus und dieser Sprachen kundig wäre. P. Zahn hat nicht nur die rechte Structur derselben gelehrt, sondern auch verschiedenes neues erdacht⁽⁵⁾, als: lebendige Insecten zu präsentieren, ingl. Nacht-Uhren, deren er 5 Arten erfunden hat, wovon die 4te und 5te, ob sie gleich besser, als die übrigen, sind, mehr angegeben, als erklärt worden sind; so erfordern auch dieselben eine besonders dazu eingerichtete Laterne, welche sich zur Darstellung der Bilder nicht schickt, sondern zuvor geändert werden mußte. Ein gleiches ist auch von seinem Anemoscopio, welches er seiner Laterne applicirt⁽⁶⁾, zu melden. Nach Zahn, hat Sturm⁽⁷⁾, nicht allein die Wirkungen der Laterne mit einem neuen Zusatze geziert, sondern auch eine Nacht-Uhr dermaßen glücklich herausgebracht, daß sie der Laterne an Anbringung

Gg 3

ung

(5) In Fundam. 3, Syntagm. 5, c. 5, techn. 2, S. 728, fgg.

(6) Dieses Artificium anemoscopicum besteht darin, daß man mittelst einer Zauber-Laterne zu allen Zeiten, in einem verfinsterten Zimmer an der weißen Wand sehen könne, woher der Wind komme, welches ein an die Wand gehängter Regen oder Stroh anzeigt.

(7) In seiner Mathesi iuven. und Collegio experiment. P. 2, Tentam. 14.

ung der Bilder nicht hinderlich ist. Hernach hat Creiling (*) die Erscheinungen der Laterne auf eine neue Art erwogen. Die wichtigste Verbesserung rührt vom Prof. Ehrenberger (†), in Jena, her, welcher die Bilder beweglich gemacht hat, so daß man Bilder mit Bewegungen dadurch an die Wand werfen kann.

Die Maschine selbst besteht aus einem Gehäuse, welches von Holz, Blech, oder fester Pappe, entweder viereckig, rund, oder cylindrisch gemacht wird; doch sind die blechernen die besten, weil man keine Entzündung derselben zu befürchten hat, sie auch den Schein des Lichtes sehr vermehren. Stempel (†) will, man solle sie aus Blech, in Form eines abgestumpften Kegels machen lassen, dessen kleinere Oeffnung mit der Größe des Hohl-Spiegels übereinkomme; denn solcher Gestalt würden viele, von den Seiten der Laterne reflectirte Strahlen, welche sonst vorbei gingen, auf das Object fallen, und dasselbe viel besser darstellen. Was ihre Größe betrifft, so sollen sie nicht zu enge seyn, damit die Wärme der innern Luft sich nicht zu viel zusammen ziehe, oder vermehre, und die Farben der Bilder verderbe, auch die Seiten der Laterne von dem Rauche nicht zu sehr verunreiniget, und also untüchtig gemacht werden, die Licht-Strahlen zu reflectiren, daher insonderheit ihre Länge dem Halb-Durchmesser des Spiegels proportionirt seyn müsse.

In dem Gehäuse befindet sich ein Hohl-Spiegel, und vor demselben ein starkes Lampen-Licht, welche

(*) Creiling diss. de laternae magicæ phaenomenis ad statiram applicatis. Tubing. 1705, 4.

(†) Bonif. Henr. Ehrenberger novum et curiosum Laternæ magicæ augmentum. Jen. 1713, 4.

(†) Stempel diss. de laterna magica. Jen. 1704, 4.

das vorgeschobene Bild stark erleuchten; ferner zwey geschliffene Gläser, welche die von dem Bilde herkommenden Strahlen auffangen und aus einander breiten müssen. Ueber dem Gehäuse ist ein Rauchfang mit vielen Löchern, wodurch der Rauch der Lampe aus der Laterne geführt werden kann, der sonst die Licht-Flamme leicht verdunkeln würde. Man kann auch unten in die Laterne eine Oeffnung machen, damit die Luft desto besser hinein fallen, und ihre Circulation erleichtert werden möge. Hinten, oder an einer Seite, hat die Laterne ein Thürchen, womit man sie verschließt, wenn man die brennende Lampe hinein gesetzt hat; vorn aber zwey blecherne Röhren, in denen jeder ein geschliffenes Glas befindlich ist; und an jeder Seite einen Einschnitt, wodurch die hölzernen Schieber mit den Bildern gesteckt werden. Zur Präsentation der Bilder wird ein finsternes Zimmer, darin eine weiße glatte Wand ist, erfordert.

Der Hohl-Spiegel ist entweder aus weißem Metall gegossen, oder aus weißem sehr glatten Blech geschlagen. Er kann ungefähr 4 bis 6 Zoll groß, und sein Diameter von einer kleinen Sphäre, als: 9, 10 oder 12 Zoll seyn, weil solche stärker erleuchtet wird, folglich auch dem Bilde ein stärkeres Licht geben kann. In großen Laternen kann der Diameter der Concavität des Spiegels beynähe 1 Fuß, in mittelmäßigen $\frac{1}{2}$ Fuß, und in noch kleinern 4 oder 5 Zoll seyn (†). An statt des Hohl-Spiegels, kann man ein Planconvex-Glas, auf der converen Seite, terminiren, welches mehr Dienste, als ein metallener Spiegel, thut; Gg 4

(†) Je größer oder flacher der Spiegel von Section ist, je heller repräsentirt er die Bilder, aber kleiner; je kleiner hingegen dessen Section ist, je größer die Bilder, aber confuser. Ohne Hohl-Spiegel ist die Laterne besser, es muß aber alsdann das erste Glas 3 bis 4 Zoll convex, und auf der andern Seite plan seyn.

Nur muß dasselbe also geordnet werden, daß ihm die Hitze des Lichtes nicht zu nahe komme. Damit aber die Licht-Flamme weder dem Glase, noch der Folie, Schaden thun möge, macht man vor dasselbe ein Blatt von moscovitischem Frauen-Glase, welches sehr klar ist, und nicht verbrennt, wenn gleich die Licht-Flamme daran schlägt; und also kann man den gläsernen Spiegel nur von aussen ansehen, daß er nicht so heftig die Hitze erleiden darf. Der Diameter dieses gläsernen Spiegels kann fast die Hälfte und darüber größer, als des metallenen, seyn, weil der Focus, in diesem Falle, nicht der halbe Semidiameter, sondern nur den dritten Theil desselben kleiner ist. In dem Loch des Hohl-Spiegels, welcher der vierte Theil seines Diameters ist, steht die Lampe, welche nach der Zirkelrundung des Spiegels ausgehöhlt ist, damit sie nicht den Strahlen, die der Spiegel von sich giebt, hinderlich sey, oder dieselben aufhalte, sondern ihre durch den Spiegel verdoppelten Kräfte die gehörig gemahlten Bilder, die wenigstens 3 Zoll weit von der Lampe abstehen, sehr stark erleuchten, und die von dem Spiegel reflectirten Strahlen parallel nach dem Bilde fortgehen können, daß dasselbe, gleichsam mit seinem eigenen Lichte, seine Strahlen durch die Conder-Gläser, die ihre ordentliche Stellung und gehörige Größe haben müssen, auf die gegenüber stehende weiße Wand werfen möge, wo es ein deutliches und viel größeres Bild hervorbringen wird, wozu dann vieles helfen kann, wenn die Röhren inwendig geschwärzt sind, damit nicht der Glanz von dem auf ihre innere Fläche fallenden Strahlen die Farben der Bilder verwirre. Weil aber das Bild dem Glase sehr nahe ist, so kann dessen Focus seine rechte Länge nicht behalten, sondern es geschieht die Vereinigung der Strahlen, und folglich die Repräsentation viel weiter von dem Glase, als der Diameter oder

See

Semidiameter der Schüssel, darin solches geschliffen, ist ⁽¹²⁾, daher kein acht-, zehn- oder mehr-fußiges Glas zu einer Laterne gebraucht werden kann, weil der Zusammenlauf der Strahlen auf etliche hundert Schritt von dem Glase selbst seyn würde, folglich die Repräsentation, wegen der großen Distanz, viel zu schwach und dunkel werden dürfte, sondern man nimmt nur ein acht- oder zehn-zolliges, auch wohl ein- oder zehn-fußiges Glas, wenn die Laterne nur mit Einem Glase seyn soll. Es präsentirt aber eine solche Laterne das Bild nicht so lebhaft, als sie mit zwey Gläsern thut; denn wenn man nur Ein Glas braucht, muß dasselbe sehr conver sein; giebt man ihm keine Oeffnung, so erscheinen die Bilder zwar hell, aber nicht deutlich; giebt man ihm eine, so erscheinen die Bilder zwar deutlich, zugleich aber auch dunkel.

Das erste Glas muß converer seyn, als das zweyte, so formirt dieses ein desto größeres Bild. Es kann also das erste auf beyden Seiten convere Glas 5 Zoll, das andere aber 7 oder 8 Zoll focum haben; oder, man setzt 4 Zoll ⁽¹³⁾ und 9 Zoll zusammen; oder man schleift das erste Glas auf einer Seite in 3 Zoll, und auf der andern in 1 oder 2 Fuß, das andere oder das äussere Glas aber zu beyden Seiten in 10, 12 bis 15 Zoll. In mittelmäßigen Laternen kann das äussere auf beyden Seiten convere Glas aus einem Diameter von 1 Fuß und $\frac{1}{100}$, das innere auf beyden Seiten convere Glas aus einem Diameter von $\frac{1}{100}$; in größern aber

Gg 5

(12) Weil man die Strahlen zwingt, sehr weit aus einander zu fahren, welches denn die ungemeine Vergrößerung der kleinen Bilder verursacht.

(13) Da zu einer starken Converität sehr dickes Glas erfordert wird, man aber solches nicht allemahl haben kann, so nimmt man zwey in einer flacheren Schale geschliffene Gläser, welche den begehrtten focum geben, wenn sie unmittelbar auf einander geleset werden.

das äussere Glas, zu beyden Seiten, aus einem Diameter von 2 Fuß und $\frac{25}{100}$, das innere, zu beyden Seiten, 1 Fuß und $\frac{25}{100}$, römischen Maßstabes, seyn. Es sind aber diese Proportionen nicht so anzunehmen, daß sie nothwendig müßten beygehalten werden, sondern sie werden nur deswegen angezeigt, daß man sich einiger Maßen darnach richten könne, daher auch wohl Gläser von ungleichen Converitäten, auch plano-convexa, von einer etwas kleinern Proportion, zu erwählen sind. *Dechales* hat aus der Erfahrung für gut befunden, wenn das äussere Glas von nochmahl so großer Sphäricität ist, als das innere; es müßte also das äussere Glas von 10, und das innere von 5 Zoll foco seyn.

Das erste Glas muß etwas größer seyn als die Bilder (14), welche dahinter geschoben werden, das andere aber etwas kleiner, weil dessen Röhre in die erste eingeschoben wird. Zu beyden muß die Materie des Glases so rein, als sie nur immer zu bekommen sind, genommen werden, weil sonst die Unreinigkeit, insonderheit des innern Glases, der Deutlichkeit des vorgestellten Bildes viel benimmt; und wenn einige Flecken in demselben enthalten sind, machen solche einen Schatten an der weißen Wand. Das weiße Glas ist deswegen hier gut zu gebrauchen, weil es die durchfallenden Strahlen des Objectes im geringsten nicht färbt, noch verändert.

Wenn man die Bilder deutlich und hell an der Wand zu sehen verlangt, so erwähle man eine solche, die nicht rauh, sondern fein gekalkt und geweist ist; oder man bezieht sie mit weißem Leder; das weiße Linnen aber, zumahl wenn es lose gewebt ist, dient nicht wohl dazu, denn die kleinen Löcher, die zwischen dem

(14) Insgemein ist der Diameter der gemahlten Gläser ein wenig über 2 $\frac{1}{2}$ Zoll eines leipi. Decimal-Schubes.

Gewebe sind, verschlucken gleichsam sehr viele Strahlen, daß es weder deutlich genug das Bild darstellt, noch dessen empfangene Strahlen aufrichtig wieder giebt. Es trägt auch vieles zur Deutlichkeit bey, wenn die Bilder einen schwarzen Grund haben.

Je näher die Laterne bey der weißen Wand steht, desto mehr muß die Röhre ausgezogen werden, und desto kleiner, aber netter präsentiren sich die Bilder; je weiter die Laterne von der weißen Wand entfernt ist, desto mehr muß die Röhre mit dem zweyten Glase hinein, und dem ersten Glase näher, geschoben werden, und desto größer, aber auch dunkler, präsentiren sich die Bilder.

Je näher das Bild dem ersten Glase steht, je größer präsentirt es sich, und das zweyte Glas wird von demselben weiter entfernt. Ein jedes Bild aber, es sey an der Wand klein oder groß, wird sich um die Mitte lebhafter zeigen, als nach dem Rande, weil die Strahlen von den äußersten Theilen des Bildes schief auf das Glas fallen.

Steht die Lampe in dem Puncte des foci des ersten Glases, so wird das Bild an der Wand dem Original ähnlich seyn; denn weil die Licht-Strahlen von der Lampen-Fackel mit den Farben des gemahlten Bildes gefärbet, und, durch die Refraction, also herab gelenket werden, daß sie parallel einfallen, so werden sie mit andern nicht vermischet, und verwirren die Farben nicht; steht aber das Lampen-Licht dem Glase näher, so wird das Bild größer, als sein Original, aber nicht so nett und deutlich, wie das vorige, gesehen werden, weil die Strahlen aus einander fahren. Steht das Licht weiter von dem Glase, so kann es geschehen, daß die Licht-Flamme sich umgekehrt an der Wand ganz deutlich präsentirt, das Bild aber alsdann ganz unordentlich; denn wenn die von dem Puncte derselben auf unterschiedene Theile

des

des Glases fallende Strahlen vereinigt werden, so werden sie in allen solchen Theilen gefärbet, und also Strahlen, von allen Farben, seyn. Endlich, wenn die Flamme weiter von dem Glase entfernt ist, so werden die Strahlen in dem foco des Glases vereinigt, nach der Vereinigung aber wieder getrennet, und ein Bild darstellen können. Es muß also die Licht Flamme weiter von dem ersten Glase, als die Distanz seines foci ist, entfernt werden.

Die Bilder recht zu mahlen, ist das Hauptwerk, worauf alles ankommt; denn wenn gleich die Laterne noch so gut eingerichtet ist, und die geschliffenen Gläser darin noch so schön sind, die Bilder aber mit ihren Farben nicht deutlich und lebhaft an der Wand erscheinen, und dazu schlecht gezeichnet sind, so wird man von seinen angewandten Kosten wenig Vergnügen haben. Man hat hierbey zuerst eingesehen, daß der Verlust der alten Glas-Mahleren zu bedauern ist, denn die Oehl-Farben sind nicht durchsichtig, daher muß man sich nur der Saft- und Wasser-Farben bedienen. Diese Bilder, lehrt Wiedeburg (15), werden mit dem converen Glase in gleicher Größe, gemacht, und mit Wasser-Farben, als: Beinschwarz, Umbra, florentiner Lack, Indigo, Carmin, Lackmus, Ultramarin, Safran, Gummigutt, Drachenblut, u. d. gl. aufgetragen; und damit sie desto fester an das Glas kleben, muß sowohl das Glas mit Haubblase oder Tragant, der in weißem Essig zergangen ist, bestrichen, als die Farben selbst mit einem guten Firnis aufgetragen werden. Man macht dergleichen Firnis aus Sandarach und weißen Mastix Körnern, welche durch einander ganz klein gestoßen werden, hernach schüttet man dieselben in

(15) In seiner Einleitung zu den mathematischen Wissenschaften, Jena, 1735, 8.) S. 761.

in ein Glas, und gießt höchst rectificirten Weingeist, auch etwas Spiel Oehl und vener. Terpentzin darauf, verbindet oben das Glas fest, und hängt es an die Sonne, oder setzt es in heißes Wasser, bis der Sandarach und Mastix sich völlig aufgelöst haben.

Hertel (16) handelt davon ausführlicher, wenn er also schreibt: „Die Bilder zu zurechten, wird erfordert, daß man erst mit Bleiweiß (Bleiweiß), Röthel oder Zinnsche, den Umriß mache, oder auch, mit den eigentlichen Farben, vollkommen aufs Papier, nach der Größe etwas kleiner, als das innere Glas ist, entwerfe, aber solche kleine Scheiblein von dünnem und reinem Glase, da denn das Franz-Glas wohl das beste ist, lege, und auf diese den Umriß, nach dem darunter liegenden Vorbilde, mit schwarzer oder brauner Farbe, die mit Weinessig abgerieben ist, mache. Wenn solcher fertig ist, mahlt man das ganze Bild, mit zarten und durchscheinenden Wasser-Farben, aus, und giebt die Schatten, entweder mit dickerer Auftragung derselben, oder mit dunklern Farben. Damit aber solche Farben nicht wieder abgerieben, noch bey feuchter Luft verwischt werden können, überzieht man das ganze Glas mit einem klaren Lack-Firnis; was ganz dunkel erscheinen soll, überstreicht man ganz dick mit schwarzer Oehl-Farbe, und wenn helle Schrift darenin kommen soll, kratzt man sie mit einem etwas stumpfen Stift in das Schwarze ein, daß die Buchstaben durchscheinend werden. Mit Oehl-Farben aber zu mahlen, habe zwar anfangs selbst practiciret, und für gut gehalten, die Farben aber schießen mit der Zeit ab, und werden ganz unscheinbar und dunkel, daher nunmehr die erste Manier mit den Wasser-Farben, weil diese beständiger bleiben, und durch den Lack-Firnis sehr hell und durchscheinend gemacht werden, erwählt habe und recommendiren kann. Die besten Farben, so hierzu zu gebrauchen, sind: Beinschwarz, Umbra, florentiner Lack, Carmin, Lackmus, Indigo, Ultramarin, destillirter Grünspan, Gummigutt und Safran. Zum Lichtrothen, kann man Drachenblut

mit

(16) In seiner Anweisung zum Glasschleifen, (Halle, 1716, 8.) S. 122, 123.

mit Spiritu vini aufgelöstet, nehmen, so aber den Firniß nicht leidet, sondern nur bey Dehl-Farben mit gebraucht werden muß. Der Lack-Firniß, welcher hierzu genommen wird, kann aus Sandarach, Mastix, Spiritu vini und Spieß-Dehl, zubereitet werden; die Gummata müssen aber klar und wohl ausgelesen, auch wohl mit warmer Lauge gewaschen seyn; der Spir. vini aber soll rectificatissimus seyn, daß er Pulver anzünde und kein Phlegma zurück lasse. Ueberdies kann man auch noch ein wenig venedischen oder Franz-Terpenthin hinzu-thun, damit der Firniß nicht Risse gewinne, noch abspringe. Man pflegt sich auch wohl der eingebrannten Bilder hierzu zu bedienen, die aber gar kostbar sind, und den vorgeweldeten an Schönheit doch nicht gleich kommen.“

C. P. D* (Deneke) (17) beschreibt die Verfertigung der Bilder also: „Ich nehme zu selbigen reines Franz- oder böhmisches Glas, lasse solches, wie es sich zu der Historie oder Vorstellung schicken will, die ich darauf zu mahlen gedenke, von einem Glaser, entweder rund oder viereckig, und zwar ein wenig kleiner oder schmaler, als der Diameter des ersten geschliffenen Glases in meiner Laterne ist, schneiden, schleife hernach den Schnitt an den viereckigen Gläsern, so es nöthig, auf einem Schleiffstein glatt, und reinige die Gläser mit fein geschabter Kreide. Dann lege ich das Glas über die, entweder auf ein Papier zuvor gezeichnete Figuren, oder Kupferstiche, welche aber nicht die ganze Höhe des Glases einnehmen müssen, beschwere dasselbe, an einer Seite, mit einem Gewichte, doch also, daß mir das Gewicht nicht das Licht benehme, oder klebe die untergelegte Zeichnung, zu beyden Seiten, mit ein wenig weißer Oblate an, damit sie sich nicht verschieben möge, ziehe mit einem feinen Spießpinsel und zart geriebenem Beinschwarz, so mit alten Leinöhl und Mahlerfirniß angemacht, den Umriß des Vorbildes, auf dem Glase, fein und sauber nach, und wenn solches geschehen, nehme ich das Glas ab, und bessere die darauf gemachte Zeichnung an denen Orten, wo es nöthig, nach dem Vorbilde aus, lasse

(17) In seinem vollständigen Lehrgebäude der ganzen Optik, oder der Sehe, Spiegel- und Stahlbrech-Kunst, (Altona, 1757, 4.) S. 747, f.

lasse es trocknen, und fahre mit dieser Arbeit fort; denn um etlicher weniger Stücke willen dieselbe anzufangen, belohnt die Mühe nicht. Wenn diese Zeichnung auf dem Glase recht hart trocken worden, schattire ich dieselbe, sie stelle eine Landschaft oder Figur vor, mit obgedachter schwarzen Farbe, das Nackende aber oder Fleisch nicht, und lasse es, wie zuvor, wieder trocknen. Dann trage ich die Farben darüber, und mahle das ganze Bild aus, so ist es auf einmahl in der Geschwindigkeit fertig. Ist es eine menschliche Figur, so mahle ich das Gesicht und übriges Nackende mit gehörigen Fleischfarben, damit alles an der Wand lebhaft, und der Natur gemäß erscheine. Die Farben, welche ich gebrauche, sind verschiedene Sorten von Berlinerblau; des besten Indigo; Saff- oder Beer-Gelb; Gummi Gutta; Saffgrün; Florentinerlack; ein schönes Roth aus ächten Fernabock gekocht und zubereitet; Saff- oder Wallnuß-Braun; destillirten Grünspan, und alle gekochte Farben, weil sie keinen so starken corpus haben, wie die Erdfarben. Diese sind nun die Haupt-Farben, durch deren kunstmäßige Mischung viele andere Farben können herausgebracht werden. Die Farben reibe ich auf einem dicken Stück Glase, mit einem gläsernen Läufer, in altem Spießöhl, sehr fein, und verwahre sie vor dem Staube; ich reibe sie aber nicht eher, bis ich sie gebrauchen will, weil sie, insonderheit der destillirte Grünspan, bald zu hart werden, auch von dem Firniß, womit man sie temperiren muß, eine Haut bekommen, welche sie unbrauchbar macht, wenn davon etwas, im Temperiren, unter sie kommt. Je frischer demnach die Farben, je besser sie sich tractiren lassen, und je schöner wird die Mahlerey. Zu dem Firniß, mit welchem die Farben, angenommen Gummi Gutta, angemacht werden, nehme ich außerlesenen Sandarach, setze dazu ein wenig reinen Mastix, weil der Sandarach zu hart ist, und leicht reißet; stoße oder reibe diese Gummata in einem serpentinen Mörsel klein, thue sie in ein Glas, gieße darauf altes Spieß-Dehl, vermache das Glas wohl mit einem guten Kork, und halte es über ein gelindes Kohlenfeuer, daß es allmählich warm und endlich so heiß werde, daß sich die Gummata, durch ein gelindes Kochen, darin auflösen. Auch lasse ich das Spießöhl, womit ich mahle, im Glase ein wenig aufkochen, so trocknet es besser. Wenn ich nun die

die schattirten Bilder coloriren will, nehme ich mit einem kleinen Messer ein wenig von der Farbe ab, mache sie, nach dem es ihr corpus benöthigt ist, wenig oder mehr mit dem vorbeschriebenen Firnisse an, jedoch nicht zu stark, daß sie nicht allzu glänzend und durchsichtig werde, auch mache ich sie nicht zu dünn, und trage sie behöriges Ortes auf, nehme aber jedesmahl nur wenig Farbe in den Pinsel. Ich nehme aber allezeit eine Farbe nach der andern, und colorire dasjenige damit, was auf den schattirten Gläsern dieselbe Farbe haben soll, damit mir nicht, wenn ich bald mit dieser bald mit jener, mit Firniß, temperirten Farbe mahle, eine oder die andere zu hart oder häuticht werde. Die Pinsel reinige ich in Leinöhl. Soll der Grund des Bildes schwarz seyn, mahle ich zuvor das Bild ganz aus und fertig, und wenn es trocken worden, alsdann mache ich den Grund dahinter mit der schwarzen Dehlfarbe.

Ich mahle sie auch auf eine andere Art, nämlich: Ich mache die Zeichnung mit Saftbraun, und wenn solche trocken, lege ich das ganze Bild, nach der Mahlerkunst, mit Couleuren an, und lasse es trocken werden; hernach mahle ich es gehörig aus, und lasse es wieder trocken; dann setze ich die Drucker in die tiefe Schatten, und wo sie sonst hin gehören, das Rackende schattire ich mit Saft-Braun, oder einer gemischten Farbe. Diese letzte Methode kostet zwar mehr Mühe und Zeit, als die erste, hingegen wenn man sie nach der Kunst tractiret, sehen die Bilder aus, wie eine Schilderey, und die Präsentation an der Wand ist nicht so hart, sondern angenehmer.

Wenn die Bilder fertig, oder das Glas zu selbigen zugeschnitten, theile ich den Schieber, der aus trockenem Büchenholze gemacht ist, nach der Größe und Anzahl der Bilder ein, so in selbigen kommen sollen, bohre die Stücken (welche aber nicht so groß als das Glas seyn müssen, sonst würde dasselbe hindurch fallen,) mit einem kleinen Handbohrer, um herum, aus, schneide was fest, mit einem scharfen Messer durch, arbeite die, von dem Bohrer, in dem Loch zurückgebliebenen Rauhigkeiten mit einer Raspe weg, und mache dasselbe eben und fein glatt. Dann schneide ich den Schieber, um das Loch herum so tief und weit aus, als die Dicke und Größe des Glases ist, daß dasselbe mit der Fläche des Schiebers gerade sey, und

und leime um das Bild Streifen von Papier; so es aber rund ist, schneide ich einen papiernen Zirkel, und leime denselben umher, damit es auch nicht oberwärts heraus fallen könne. Ich stelle aber die gemahlte Seite einwärts, damit die Mahlerey keinen Schaden nehmen möge. Der runden Gläser fasse ich allemahl 6 Stücke in einem Schieber ein; der viereckigen aber 4, 3, 2, oder nur gar eins, nach dem die Historien ihre Größe erfordert haben.“

Verschiedene Arten der Zauber-Laterne, und deren Einrichtung.

Zauber-Laterne mit Einem Glase, nach Deneke Angabe; Sig. 3922. Man lasse in die vordere Seite eines viereckigen Kästchens, ABCD, welches etwa 1 Fuß lang, breit und hoch ist, ein rundes Loch machen, und in dasselbe eine viereckige Röhre E, welche an beyden Seiten eine eingeschnittene Kerbe, IK, etwa 4 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ Z. breit, hat. In diese Röhre leime man ein Stück pappene Röhre; in dasselbe schiebe man eine längere, F, und befestige in derselben ein sehr convexes Glas, dessen Diameter, in der Breite, auf 3 Z., der focus aber 3 bis 4 Z. habe. Je größer das Glas ist, und je kürzer desselben focus, je besser ist es. Gerade gegen diese Röhre über lasse man in dem Kasten, an einem Bindfaden oder Kette, eine gläserne Kugel mit Wasser angefüllt, herunter hangen, und setze hinter dieselbe, gerade in den focus, eine Lampe, G, die einen dicken Docht hat, und mit Baum-Dehl angefüllt ist. Ueber diese Lampe schneide man in dem Deckel des Kästchens ein rundes Loch aus, und setze einen blechernen Trichter HH darüber, daß der Dampf der Lampe dadurch ausziehe. An der Seite NO versehe man das Kästchen mit einem Schieber, daß man es auf- und zumachen könne (*).

Wenn

(*) Dieser Schieber, oder die Oeffnung, welche derselbe verschließt,

Wenn nun die auf Glas gemahlten Bilder mit dem Schieber L M zu Nachtzeiten, zwischen der gläsernen Kugel und dem Conver: Glase F, verkehrt durch die Kerbe K geschoben werden, und das Conver: Glas so nahe an dieselbe gerückt wird, daß die Strahlen, die von jedem Puncte des vor dem Loche der Röhren stehenden Bildes hinein fallen, auf der gegenüber stehenden Wand gesammelt werden, so werden sich diese Bilder daselbst aufrecht und hell mit allen Farben präsentiren. Denn da die Lampe in dem foco der gläsernen Kugel steht, gehen alle Strahlen aus derselben parallel hinaus, und erleuchten also die Bilder ziemlich stark, da dann jeder erleuchteter Punct des Bildes seine Strahlen wieder auf das convexe Glas wirft, welche durch dasselbe, weil das Bild etwas hinter dem foco steht, an der gegenüber stehenden Wand vereinigt werden; und da sich die Bren, die von jedem Puncte hinein fallen, in dem centro des Glases schneiden, so gehen sie hernach desto weiter aus einander, daher das Bild an der Wand in so großer Gestalt verzeichnet wird. Weil auch die Bren des obren Punctes herunter, und des untern herauf, geht, wird das umgekehrte Bild sich aufrecht präsentiren.

Noch besser und deutlicher werden die Bilder sich zeigen, wenn man, an statt der gläsernen Kugel, an der hintern Seite des Kästchens, gerade gegen dem Bilde und converen Glase über, bey NO einen Brenn: Spiegel (*) befestigt, und in den focum desselben die Lampe stellt, weil von solchem Spiegel das Licht

schließt, ist nicht größer, als daß man mit der Hand in das Kästchen greifen, und die Lampe hinein setzen könne.

(*) Dessen Diameter 3 bis 4 Zoll ist. Dieses sein centrum muß mit dem centro des Loches, in welchem die Röhren sind, auf das genaueste überein kommen.

Licht noch stärker reflectirt wird, als es durch eine gläserne Kugel hindurch fällt. Man kann auch, an statt der Kugel und des Brenn: Spiegels, ein sehr convexes Glas nehmen, und hinter dasselbe, in den focum die brennende Lampe stellen, so werden die Strahlen durch dasselbe ebenfalls parallel hindurch fallen.

Oder, man läßt das hölzerne Kästchen 10 oder 12 Zoll lang, 8 Z. breit, und 10 oder 12 Z. hoch, machen. Das vordere Bret, worein das Loch zu der Röhre, ungefähr 5 oder 6 Z. im Diameter, geschnitten wird, muß dicker, als die andern, seyn. Die Röhre hat in der Länge 8 Zoll, und ist doppelt. Die zu beyden Seiten eingeschnittenen Kerbe werden, unten und oben, inwendig im Kasten mit einer Rinne versehen, damit der Schieber mit den Bildern auf keiner Seite, im Durchschieben, ausweiche, sondern gerade durchgehe.

Mit zwey Gläsern, nach Conradi (*); Sig. 3923. Die ganze Laterne ist von Blech gemacht. In der Thür A hat sie zwey Einschnitte XX, durch welche man die auf Glas gemahlten, und in ein Bretlein B gesetzten kleinen Bilder schiebt. Mitten in die Thür ist ein rundes Loch geschnitten, worin eine Röhre gelörthet ist, die ein convexes Glas C in sich fasset. In der zweyten Röhre D, welche in die erste eingeschoben ist, ist noch ein Glas gestellet, welches weniger convex, als das erste, seyn muß. In der Laterne steht die Lampe E zwischen zwey auf dem Boden gelörtheten Leisten, darin man sie vor und zurück schieben kann. Weil man auch auf die Vermehrung des Lichtes bedacht seyn muß, so hängt hinter der Lampe ein wohl

H 2

aus

(*) In Dessen dreysfachen Sechstrahl, (Coburg, 1710, 4.) S. 115.

ausgearbeiteter metallener Hohl: Spiegel, in dessen foco die Lampe stehen muß.

In Fig. 3924, ist der Spiegel AB, in dessen foco steht das Licht C; DE ist der Bilder: Schieber; F, das erste Conver: Glas; G, das andere, welches weniger convex ist; HI, das vergrößerte Bild.

Zauber: Laterne, nach Hertel's Angabe (*), Fig. 3925. Das hölzerne Gehäuse, abcd ef, ist 7 Zoll breit, 9 Z. lang, und 8 Zoll hoch, die Holz: Dicke dazu gerechnet, und oberwärts mit einem Rauchfange, bghc, von Eisen: Blech versehen, der mit einem kleinen Dache h bedeckt ist, um zu verhüten, daß das Lampen: Licht nicht hinaufwärts an die Decke des Zimmers falle, und das Zimmer erleuchte. Die darunter befindliche Röhre ist rings umher, in ch, mit kleinen Röhren umgeben, wodurch der Rauch ungehindert gehen möge. In die vordere Seite des Gehäuses werden zwey in einander geschobene Röhren von Pappe, ik und lm, die, aus einander gezogen, ungefähr 10 oder 11 Zoll in ihrer Länge betragen, recht in der Mitte also eingesetzt, daß die weitere ik in das Gehäuse hinein, fast bis an den Schieber no, worin die Bilder stehen, gehe, und daselbst das dicke und größere Conver: Glas in sich fasse, welches die Bilder in Größe etwas übertreffen muß. Die kleinere Röhre lm aber, die vorwärts das flache und kleinere Glas in sich enthält, muß in jener leicht, vor und hinter sich, geschoben werden können. Der Spalt pr dient, den Schieber no mit den Bildern hindurch zu schieben; der andere qs aber, wenn man alles finster haben will, mit einem dazu verfertigten Schieberlein das Glas in der Röhre

(*) Am angef. D. S. 118, fgg.

Röhre zu verdecken (*). Hinten in dem Gehäuse wird ein metallener, wohl polirter Hohl: Spiegel ru, im Diameter 5 bis 6 Zoll, und dem foco oder Semidiameter der Concavität nach, $3\frac{1}{2}$ bis 4 Zoll mit den Gläsern recht parallel und concentrisch, fest gemacht, und die Lampe x in des Spiegels foco also angebracht, daß das von derselben auf den Spiegel geworfene Licht wieder gehörig zurück, vom Spiegel, auf das Bild geworfen, und dasselbe hinlänglich erleuchtet werde. Von dieses Bildes Farben werden die durchfallenden Strahlen des Lichtes gefärbet, und von dem ersten Glase etwas zusammen getrieben, vorn andern aber in einen Punet zusammen gebracht, und sodann wieder nach der Vereinigung aus einander gebreitet, so, daß sie auf der entfernten weißen Wand, wo sie auffallen, mit den vom Bilde geborgten Farben gleichsam ein anderes und weit größeres Bild vorstellen müssen. Das innere Glas, welches, gedachter Maßen, etwas größer, als das Bild, seyn muß, kann auf einer Seite in 3 Zoll, auf der andern, welche gegen das Bild gekehrt wird, 1 oder 2 Fuß, und das äußere Glas, welches etwas kleiner ist, zu beyden Seiten 10, 12 bis 15 Z. geschliffen werden; zu beyden aber muß die Materie des Glases so rein, als sie nur immer zu bekommen ist, genommen werden. Die Bretchen, worin die Bilder eingefasset sind, müssen alle von gleicher Länge, Breite und Dicke seyn, und es ist gut, wenn sie alle gleichviel Bilder enthalten. Die runden Löcher werden, nach der Größe der Bilder, in gleicher Distanz von einander

H 3 ein

(*) Weil alles, so viel immer möglich, finster seyn muß, so ist dieser Spalt, welcher das Licht aus dem Gehäuse durchläßt, nachtheilig und unnütz, als wenn man etwa zwey lange Glas: Scheiben mit Figuren, hinter einander, dem Conver: Glase vorschoben will, von welchem Experimente unten No. 3 nachzusehen ist.

eingeschnitten, und auf einer Seite mit Pergament überleimnet, in diesem aber wieder concentrische Löcher geschnitten, von solcher Größe, als es die auf dem Glase gemahlten Bilder erfordern. Auf den überbliebenen Rand des Pergamentes wird das Bild gelegt, doch also, daß es die auf dem Glase aufgestrichenen Farben über sich lehre, und mit einem Draht-Ringe im Bretchen fest gemacht, daß es nicht heraus fallen könne.

Bei dem Gebrauche schiebt man das vordere Glas mit seiner Röhre so weit hinein, als es möglich ist, steckt die Bilder umgekehrt in den Spalt, schiebt deren eines recht vor das Glas, und zieht sodann das vordere Glas mit seiner Röhre allmählich wieder hervor, bis das Bild deutlich genug an der weißen Wand erscheint. Denn je weiter die Laterne von derselben absteht, je größer, aber auch dunkler präsentiert sich das Bild, und darf alsdann das Glas nicht so weit hervorgeschoben werden, als wenn die Laterne der Wand nahe steht, da sich dann das Bild zwar netter und deutlicher, aber auch viel kleiner, präsentiert. Hat man nun solcher Gestalt die Gläser einmahl in ihrer richtigen Stellung, nach der Distanz der Wand von der Laterne, gebracht, kann man der Bilder so viel, als nur deren vorhanden sind, ohne Veränderung der Maschine, hindurch schieben, und in gleicher Deutlichkeit vorstellen.

Die Laterne nach Bytemeister (*), Sig. 3926, ist gleichfalls von Holz, mit einem blechernen Rauch-Fange, und hat drey Röhren, in deren ersten und dritten die zwey Conver-Gläser A und B stehen. C, ist der Einschnitt oder Spalt, wodurch der Bilder-Schieber gesteckt wird.

In

(*) In Dessen Catalogus apparatus Curiosorum etc. (Helmst. 1735, 4.) S. 13.

In der Laterne nach Wolf (*), Sig. 3927, hat der Hohl-Spiegel höchstens 1 Fuß, und wenigstens 4 Zoll im Diameter. Oder, man setzt, an dessen Statt, am Ende der Röhre ein Conver-Glas von einer kleinen Sphäricität, nämlich von wenigen Zollen. In die Röhre, welche in die Thür gelötet ist, wird ein auf beyden Seiten converes Glas, dessen Focus ungefähr 3 Zoll ist, gestellt. Dieser Röhre äußerer Theil AB ist viereckig, oben und unten mit einer Rinne versehen, durch welche der Schieber CN bequem hin und her gehen kann. Die Löcher in dem Schieber sind auf der auswendigen Seite rund, auf der inwendigen aber viereckig. Nach der Weite des runden Loches wird auf ein viereckiges dünnes Plan Glas eine Rundung gezeichnet, worin mit durchscheinenden Wasser-Farben Bilder gemahlt werden. Der Schieber muß nicht weit von dem foco des Glases E stehen. In die Röhre, welche ausgezogen werden kann, kann auch noch ein anderes Conver-Glas F, von einer größern Sphäre, als das erste ist, gesetzt werden. Wenn sodann das Bild dem Glase E näher gestellt wird, als die Distanz seines foci ist, werden die divergirenden Strahlen also verlängert, als kämen sie von G her. Wenn demnach das Glas F also gestellt wird, daß G seinem foco sehr nahe sey, wird sich das Bild viel vergrößert präsentieren. Zur Vermehrung des Lichtes sind die Spiegel den Gläsern vorzuziehen, weil ihr Focus kürzer, als der Gläser, ist. Dechales (**) hält für gut, wenn der Diameter des andern Glases noch einmahl so groß, als des ersten, sey, der Spiegel sodann 2 Zoll seyn müsse.

H 4

Die

(*) In Dessen Elementis Matheseos universae (1735, 4.) Th. 3, S. 359.

(**) Dioptr. L. 2, c. 20, f. 608. T. 3, mund. math.

Die Laterne, nach Bion (*), Sig. 3928, ist von starkem weißen Blech. Bey C, steht der metallene Hohl-Spiegel, den man am besten aus Glockenspeise, nicht zu tief und nicht zu flach, kann machen lassen. Vor demselben steht, bey D, eine Lampe in solcher Distanz, daß das brennende Licht auf den focus des Spiegels treffe, damit bey der Reflexion das Licht desto stärker durch die Röhren AB fallen, und die gemahlten Bilder stark erleuchten könne. Es mögen aber zur Deutlichkeit auch folgende Stücke vieles beytragen, daß nämlich die Lampe oben herum, bey D, in der Rundung ausgeschnitten sey, damit die aus dem Spiegel in dieser Gegend reflectirenden Strahlen nicht aufgehalten werden. Es ist auch bey dieser Lampe wohl zu observiren, daß man zu oberst auf beyden Seiten kleine offene Röhren machen lasse, damit die Luft den Zugang habe, und das Licht desto heller brenne. Ueberdem trägt auch vieles bey, wenn man unten in der Laterne, bey E, auf beyden Seiten kleine Luftlöcher, welche tiefer, als die Lampe stehen, anordnet, zumahl wenn die Laterne ziemlich enge ist. Damit aber keine Helle heraus falle, und die Figuren undeutlich mache, soll man über diese Luftlöcher kleine blecherne Hütchen, wie bey E zu sehen ist, oben aber bey F eine Kappe, die weit über das Loch herunter gehe, aber noch ganz herum kleine Oeffnungen habe, machen lassen. Auch muß das Blech bey I nicht zu weit und zu hoch seyn, sondern die Oeffnung daselbst muß so beschaffen seyn, daß die Bilder-Schieber GH etwas gedränge durch solche geschoben werden mögen.

In

(*) In Dessen mathematischen Werkhülle, 3te Auflage, von J. G. Doppelmayr vermehrt, (Nürnberg, 1726, 4.) S. 47.

In der Laterne, nach Sturm (*), Sig. 3929, ist BCD der metallene Hohl-Spiegel, dessen Diameter oder Breite BD 4 Zoll, die mittelfte Tiefe aber von der Linie BD bis zu C beynähe $\frac{7}{2}$ Zoll beträgt. A ist die Lampe, welche zur Seite zwey Lufröhren hat, und dem Concav-Spiegel ziemlich nahe steht. EF und GH sind zwey Conver-Gläser, in zwey in einander geschobenen blechernen Röhren also gestellt, daß sie, nach Erfordern, einander genähert oder von einander entfernt werden können, doch muß ihre Distanz nicht größer, als 8 Zoll, seyn. I ist der Bilder-Schieber mit runden Glas-Scheiben, von ungefähr 2 Zoll im Diameter, die mit durchsichtigen Farben bemahlt sind, von dem Glase EF aber nicht weiter, als 1 Zoll, abstehen müssen, wie denn auch das zweyte Glas GH von der Röhre Oeffnung K 2 Zoll einwärts stehen muß. Bey I wird die Laterne, vermittelst eines kleinen angelötheten Bleches, verschlossen. Zündet man nun die Lampe an, und schiebt vor das Glas EF ein Bild, wird dasselbe sich, in einer Distanz von 12 Schritt, mit allen seinen Farben, so groß präsentiren, daß es eine Wand, von mehr als 10 Fuß hoch, gänzlich einnehmen, ja sich noch weiter ausbreiten wird, wenn man sie weiter von der Wand abdrückt.

Die Laterne ohne Hohl-Spiegel, nach Denezke (**), Sig. 3930, ist bis unter den Deckel A, $8\frac{1}{4}$ Zoll hoch, $6\frac{1}{4}$ Z. breit, und $5\frac{1}{2}$ leipz. Decimal-Schuh tief. Vorn ist das Blech B angelöthet, welches zu dem Ende an allen Seiten umgebogen, an 2 Seiten aber $3\frac{1}{2}$ Z. hoch, und $\frac{1}{4}$ Zoll breit ausgeschnitten ist, um die Bilder-Schieber durchziehen zu

Hh 5

föns

(*) In Dessen Collegium experimentale sive curiosum. (Norimb. 1676, 4.) P. 3, S. 163.

(**) Am angef. D. S. 735, f.

können. Mitten in dieses Blech ist die Röhre E, von 3 Zoll Diameter, und $3\frac{1}{2}$ Zoll Länge, gelöthet, in welche die andere Röhre F, die $2\frac{1}{2}$ Zoll lang ist, geschoben, und ausser dem Gebrauche, mit dem Deckel C verschlossen wird. DD sind zwey kleine, an der Thür bewegliche Bleche, welche über ein angelöthetes Stückchen Blech treten, um die Thür fest anzuhalten. An beyden Seiten hat die Laterne einen Handgriff. Inwendig ist unter und über dem Röhren-Loche an das Blech B eine Rinne gelöthet, darinnen die Bilder: Schieber gehen, auf dem Boden aber zwey schmale aufgebogene Bleche, zwischen welche der Lampen-Fuß geschoben wird. Das erste Glas, von 3 Zoll foco, ist plan: convex, in einem blechernen Ringe, einen guten Zoll breit, eingefasst, und von inwendig in die Röhre E so weit hinein geschoben, daß es mit dem Bleche B daselbst gerade steht. Das andere, in eben einem solchen Ringe eingefasst, ist auf beyden Seiten convex, von 5 Zoll foco, und auswendig vorn in die Röhre F gesteckt. Der Schein, welchen diese Laterne in ihrer ordinären Distanz, an der Wand giebt, ist wie ein mittelmäßiges Wagen-Rad groß.

Nach Nollet (*), Sig. 3931, kann der Körper der Laterne ohne Unterschied von Blech, Messing, oder Holz, gemacht werden, aber eine von ihren Seiten muß sich mit einem Gewinde öffnen, damit man dem Spiegel und der Lampe ihre rechte Stellung geben könne. Sie muß auch in der Mitte des Daches einen Rauchfang haben, damit der Rauch durchgehen kann, doch so, daß sich das Licht dadurch nicht in dem Zimmer ausbreite; und da sich Ruß darin anhäuft, so ist es gut, daß er in einen Ring gefalzt wird, den man

(*) In Dessen Kunst, physikalische Versuche anzustellen, 2 B. (Lps. 1771, 8.) S. 300, fgg.

man abnehmen kann, um ihn von Zeit zu Zeit zu reinigen. Was das Maß dieser Lampe betrifft, so ist es genug, wenn man ihr eine Höhe von 14 bis 15 Zoll, eben so viel in der Länge, und 10 bis 12 Z. in der Breite, giebt. Sie muß auf einen Tisch, oder auf einen festen Leuchterfuß von $2\frac{1}{2}$ oder 3 Fuß in der Höhe, in einem finstern Zimmer, in einer Entfernung von 10 bis 12 Zoll einer Mauer gegenüber gestellet werden, die entweder an sich weiß, oder mit einer weißen Leinwand bedeckt ist. Man giebt dem Spiegel 7 bis 8 Z. im Durchmesser, und ungefähr 5 Z. im foco. Man löthet in der Mitte seiner Conexität ein Stück Röhre, in der Dicke eines Fingers, und von der Länge von 15 bis 18 Lin., die man mit Reiben in eine Dille steckt, die hinten durch die Laterne in der Mitte ihrer Breite, und in einer solchen Höhe geht, daß der Mittelpunkt des Spiegels sich auf der Linie AB befindet. Fig. 3931 stellt den Durchschnitt der Laterne nach ihrer Höhe vor. Der beste Spiegel, den man nehmen kann, ist derjenige, welchen man von weißem Metall gießen und darauf ausarbeiten läßt, oder welchen man von einem Stücke gerundeten, am Feuer gekrümmten, und in seiner Conexität belegten Glase macht, wie diejenigen sind, deren man sich bey katoptrischen Versuchen bedient. Aber da es hier nur darauf ankommt, die Licht-Strahlen, welche auf den Boden der Laterne fallen, (regulair oder nicht regulair) zu brechen, um sie gegen das Vordertheil zurück zu werfen, so kann man es bey einem messingenen Reverberio bewenden lassen, das der Klempner einfasset, und welches man alsdann inwendig versilbern und poliren läßt. Man kann es auch von sauber planirten Eisen-Bleche machen, welches man recht reinigen muß. Man muß dessen Concauität mit einem Caliber abmessen, welcher ein Theil eines Kreises ist, dessen Radius 10 Zoll hat. Die Lampe C hat 3 oder 4 Dochte,

in der Dicke einer Schreibfeder, ganz nahe bey einander, und in einer Linie, welche AB mit rechten Winkeln ungefähr in dem loco des Spiegels durchschneidet. Der Dochtträger D ist also länglich, und steht in einer Schale von gleicher Gestalt an dem Ende einer krummen Röhre E, die an einen Behälter F gelöthet ist, der mehr breit als dick, und unten mit einer Dille versehen ist, damit man den Zapfen des Fußes, der ihn tragen soll, hinein stecken kann. Man macht den Behälter der Lampe, so wie den Fuß, welcher mit einer Blei-Platte versehen seyn muß, schmahlt, damit, wenn sie beyde ihren Ort an einer Seite der Laterne haben, sie das Licht nicht hindern, welches der Spiegel gegen die Röhre, worin die Gläser sind, wirft. Diese Lampe macht man von Blech, und man brennt gemeines Baum Oehl darin. Die vordere Seite der Laterne hat in der Mitte ein rundes Loch mit einer Rinne, um ein linsenförmiges Glas hinein zu stecken, welches man mit einem metallenen Ringe, der eine Feder macht, befestigt. Dieses Glas muß ungefähr 3 Z. im Durchmesser haben, und auf beyden Seiten in einer Schüssel geschliffen seyn, welche einen Theil einer Kugel von einem Fuße ausmacht. Auf eben dieser Seite der Laterne, aber auswendig, ist ein hölzernes Viereck GG befestigt, wovon jede Seite 6 Zoll hat. In der Mitte der beyden in die Höhe gehenden Seiten hat man die Dicke so abgenommen, daß dieses eine Nuth von 3 Zoll in der Höhe, und 5 Lin. in der Breite, macht; dadurch steckt man die Glas-Tafeln, worauf die Figuren gemahlt sind. Das Viereck GG, ist an dem Orte der Nuth in der Mitte mit einem runden Loche mit einer Rinne versehen, in welches das Ende einer Röhre H geleimt ist, die 3 Zoll im Durchmesser, und 5 bis 6 Zoll in der Länge, hat. Diese Röhre kann von Pappe gemacht werden; sie wird aber dauerhafter seyn, wenn man

sie

sie von zwey Lagen Spänen macht, und mit Kalb- oder Schaf-Leder, nach Art des Chagrins, oder auch nur mit Pergament überzieht. In dieser Röhre, welche fest ist, steckt eine andere, die man hin und her schieben kann, und in welcher zwey linsenförmige Gläser, IK, in einer Entfernung von 3 Zoll von einander sind, nebst einem Zwerchsell dazwischen, dessen Oeffnung $\frac{5}{4}$ Z. beträgt. Das erste von diesen beyden Gläsern ist in einer Schüssel geschliffen, welche einen Theil einer Kugel von einem Radius von 6 Zoll ausmacht; das andere in einer Schüssel von einem Radius von 2 Fuß. Da die Künstler, wenn sie die Gläser schleifen, nur ungefähr den focum, den man von ihnen fordert, erreichen, so wird man wohl thun, wenn man diese beyden Gläser beweglich gegen einander macht, indem man das eine, z. B. das mittelmste, L, in das Ende des Schiebers, so wie das Zwerchsell, steckt, um, ehe man sie befestigt, die gehörige Entfernung derselben zu probiren. Das vordere Ende der Röhre, welche diese beyden Gläser trägt, muß mit einer Einfassung, oder mit einer Brille, geziert seyn, die man drehselt, und deren Oeffnung man so groß, als möglich, macht.

Die Glas-Tafeln, welche die Objecte tragen, T, V, sind vollkommener und dauerhafter, wenn sie mit durchsichtigem Schmelzwerke gemahlt, und alsdann wieder gebrannt werden. Aber man findet selten Künstler, welche diese Art von Arbeit machen können. Gemeiniglich läßt man es dabey bewenden, daß man diese possierlichen Figuren mit sehr hellen Farben mahlt, die man mit Firniß annmacht. Die Farbe, welche mit Sandarach und Gummi Elemi angemacht wird, ist sehr gut zu gebrauchen; ein fetter recht weißer Firniß aber würde noch besser seyn. Um die Glas-Tafeln zu mahlen, nehme man eine auf Papier entworfene Original-Zeichnung, und befestige

ige darauf mit einigen Kügelchen von weichem Wachs eine recht gerade Tafel von böhmischen Glase. Man folge dem Zuge mit einem kleinen Pinsel, den man in geseiftem Ruch getaucht hat. Wenn dieses trocken ist, mahle man seine Figuren mit den lebhaftesten aber durchsichtigsten Farben, die man nur finden kann, aus, und schattire sie darauf, aber nur leicht, mit schwarzer Farbe.

Eine Zauber-Laterne, welche man durch die Sonne erleuchtet, kostet wenig, und bringt die schönsten Wirkungen hervor; man muß sich aber nach Zeit und nach der Stunde richten. Man kann sich dieselbe mit vorbeschriebenen Röhren und Gläsern verschaffen, indem man den Schieber GG, Fig. 3931, mit Schrauben an ein Stück auf der Drehbank gerundetes Bret befestigt, welches eine Rinne am Rande, und ein rundes Loch von $3\frac{1}{2}$ Z. im Durchmesser hat, das mit einem in Oehl getauchten Papier versehen ist. Dieses Stück dreht sich in einem viereckigen Brete herum, welches dem Fenster zum Laden dient, oder einen Theil davon ausmacht, und auswendig den Spiegel trägt, welcher die Sonnen-Strahlen in die Röhre, worin die Gläser sich befinden, zurück werfen muß. Wie das Stück, welches sich herumdreht, an den Laden befestigt wird, und auf was für eine Art man inwendig in der Kammer den Spiegel, der sich auswendig befindet, bewegt, wird bey Beschreibung des Sonnen-Mikroskopes, im Art. Mikroskop, gezeigt werden.

Nach Biegleb (*), Fig. 3932, verfertigt man einen Kasten von weißem Bleche, ABCD, der 8 Z. hoch, 10 Z. lang, und 6 Z. breit, ist. Man kann aber auch denselben so groß machen, als man will, wenn

(*) In Dessen natürlichen Magie, 1 B. (Verl. und Stett. 1779, gr. 8.) S. 148, f.

wenn nur dieses Verhältniß beybehalten wird, und alle Gläser, die man hineinsetzt, in gleichem Verhältniß damit stehen. Oben ist ein Rohr oder Kamin, E, von 4 Zoll im Durchschnitte, so mit einer Kuppel F bedeckt ist, wodurch zwar der Rauch abziehen, aber kein Licht auswärts fallen kann. Auf der Seite dieses Kastens AC ist eine Thür, die man öffnen kann, an welcher auch ein metallener oder von weißem Bleche gemachter Hohl-Spiegel G befestigt ist, der 5 Zoll im Durchschnitte hat, und einen Theil von einer Sphäre von 18 Zoll ausmacht. Dieser Spiegel muß so gesetzt werden, daß man ihn bey seinem Schwanzstücke H vorwärts schieben, oder zurück ziehen könne; und dieses Schwanzstück muß in die Röhre von weißem Bleche I hinein gesteckt werden, die auf dieser Thür angelöthet ist. Inwendig in diesem Kasten, und zwar in die Mitte, wird eine Lampe von weißem Bleche K gestellt, deren Schnauze platt seyn muß, damit sie die Strahlen nicht abhalten könne, welche der Spiegel auf die innere Seite BD dieses Kastens hinwirft. Sie muß auch 3 bis 4 Dochte haben, die so hoch stehen müssen, als der Mittelpunkt des Hohl-Spiegels G ist. Auf der Seite dieses Kastens BD, die dem Spiegel gegenüber steht, ist ein Loch 3 Zoll breit, und $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, in welches man ein Glas L hinein setzt, von gleicher Größe (*), dessen focus von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Zoll ist, damit die Lampe in dem Kasten gerade in dem foco dieses Glases und in dem foco des Spiegels stehe. Diese Lampe muß auch beweglich seyn,

(*) Man giebt dem Glase diese Gestalt lieber, damit das Gemälde auf der Wand eben diese Gestalt erhalte, welches eine viel bessere Wirkung thut, als ein rundes Loch, durch welches man die Figuren nicht eher ganz sieht, als bis sie in den Mittelpunkt des Bildes gekommen sind. Es ist zu verwundern, daß man diesen Fehler immer übersehen hat, da er doch so leicht zu heben ist.

seyn, damit man sie hin und her schieben, oder gar heraus nehmen könne, wenn man sie reinigen oder zubereiten, und Dochte von ziemlicher Größe oder Dehl hinein thun will. Auf eben dieser Seite steht ein Stück von weißem Bleche, mit einer Krinne MN, $4\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat, die auf der Seite offen ist, und welche Oeffnung $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4 Lin. breit seyn muß. Diese Oeffnung dient dazu, daß man die Gläser durchschiebt, auf welchen die Figuren gemahlt sind, die auf der Pappe oder an der Wand gesehen werden sollen. Dieses Stück mit der Krinne muß dem Glase L gegenüber eine Oeffnung von $3\frac{1}{4}$ Zoll breit, und $2\frac{1}{4}$ Zoll hoch, haben, an welche man ein Rohr O von eben dieser Gestalt anstößt, welche 6 Zoll lang gemacht wird; dieses Rohr wird an dem Stücke mit der Krinne fest gemacht. Ein anderes Rohr, welches 6 Zoll lang ist, wird in das vorgedachte hinein geschoben, und man setzt 2 convexe oder linsenförmige Gläser P und Q in dasselbe. Das Glas P muß einen Focus von ungefähr 3 Zoll haben, und der Focus des Glases Q muß 10 bis 12 Zoll seyn. Dieses letztere muß zu äußerst an dem beweglichen Rohre seyn. Man setzt auch zwischen diese beyden Gläser eine Pappe, in welche man eine Oeffnung 1 Zoll breit und 8 Lin. hoch, macht. Die Entfernung, in welcher diese beyden Gläser von einander stehen sollen, beruhet auf ihren Brennpuncten. Uebrigens kann man das Glas P in einer Röhre, die in der Röhre O hin und her geschoben werden kann, beweglich machen, damit man diese Gläser so weit von einander setzen kann, als es am schicklichsten und besten ist. Wenn die Zauber-Laterne auf diese Weise verfertigt wird, so läßt man von einem Glaser Streifen von weißem reinen Glase schneiden, die 12 bis 15 Zoll lang und 3 Zoll breit sind, und fasset sie in sehr leichte Rahmen, die gutwillig in die Krinne MN hinein gehen, nachdem man sie zuvor

vor gemahlt hat. Wenn man die Lampe dieser Zauber-Laterne angezündet, und ihre Röhre gehörig verlängert oder verkürzt hat, so wird das Bild der gemahlten Gläser, die in die Krinne hinein geschoben worden sind, sehr schön und deutlich werden.

Man kann diesem optischen Stücke noch ein größeres Ansehen und mehrere Annehmlichkeiten verschaffen, wenn man die Figuren dergestalt zubereitet, daß man ihnen verschiedene natürliche Bewegungen geben kann, welche sie zu beleben scheinen. Man kann dieses thun, wenn man entweder einige Bewegung dazu gebraucht, oder wenn man sich zweyer Gläser dazu bedient, auf welche man einerley Object besonders mahlt, und die man in dieser Krinne vor einander vorbeigehen lassen kann. Will man auf die letztere Art verfahren, so nehme man, nach Nollet's Anweisung (*), Sig. 3933, recht glatt gemahlte Holzblätter von 9 bis 10 Zoll in der Länge, 3 Zoll in der Breite, und 4 Lin. in der Dicke, wie L; bringe sie auf die Hohl-Docke, um ein rundes Loch von $2\frac{1}{2}$ Z. im Durchmesser mit einer Leiste von 3 Lin. in der Tiefe hinein zu machen. Man verfertige auch eine Muth, 1m, von gleicher Tiefe mit der Rinne des zirkelförmigen Loches. Diese Muth muß oben eine kleine, wie ein Schwalbenschwanz geschnittene Rinne haben, damit man sie mit einer Tafel von dünnem Holze, die ganz hineingeht, zumachen kann. Wenn man das Holz also zubereitet hat, so befestige man mit ein wenig Hausenblase unten an das zirkelförmige Loch ein rundes Glas, worauf sich eine gemahlte Figur befindet, an welcher ein Theil fehlt, welcher sich auf einem in dem Mittelpuncte des Glases genommenen Puncte bewegen kann. Man zeichnet diesen beweg-

(*) Am angef. D. S. 305, fgg.

weglichen Theil auf ein anderes Glas, N, woben man den Punct, um welchen er sich bewegen muß, in den Mittelpunct setzt. Man leime dieses letztere Glas in einen kleinen platten messingenen Zirkel mit einer Rinne; man füge eine Messing-Schiene, n, daran, die mit einem kleinen vernieteten Nagel so befestigt wird, daß sie sich darauf leicht herum drehen kann. Man lege alsdann dieses letztere Glas auf das andere, und die Schiene n in ihre Nuth, die man wieder mit einem Blatte von Holz bedeckt, und stecke 3 kleine Stacheln in den Umfang des zirkelförmigen Loches, damit das andere Glas nicht heraus gehe. Wenn man alsdann die Schiene n stößt und zieht, so wird sich der bewegliche Theil der gemahlten Figur mit dem Glase, worauf er liegt, herum drehen. Auf diese Art kann ein Mensch seinen Hut abnehmen und ihn wieder aufsetzen; eine abenteuerliche Figur wird die Kinnbacken bewegen, ein Schmid auf einen Amboss schlagen, u. s. f. Wenn man eine Bewegung um eine Are machen, z. B. eine Wind-Mühle vorstellen will, so legt man auf den Boden des runden Loches ein Glas, worauf man den Körper der Mühle gemahlt hat, daß der Ort, wo die Spindel sich herum dreht, sich in dem Mittelpuncte befinde, und das andere Glas, welches man darauf legt, trägt die 4 Flügel. Aber der messingene Zirkel, in welchen man es leimt, muß in Gestalt einer Rolle an dem äußern Umfange hohl seyn. Man höhlet an dem Ende des Bretes den Ort einer hölzernen Rolle aus, die mit einer Are versehen ist, an welche man eine Kurbel steckt, und überdies den Platz für eine Schnur ohne Ende, die über einander liegt, und die Rolle q mit dem messingenen Zirkel p verbindet. Man bedeckt diesen Theil des Bretes bis an den Rand des runden Loches mit einem Stücke von dünnem Holze, welches in einer Leiste geht, und schraubt die Kurbel vorn an die Are
der

der Rolle. Man sieht leicht, daß man auf solche Art die Mühle in Bewegung zeigen kann, und man macht diese Bewegung sehr leicht, wenn man den Zirkel p an 3 Rollen, aaa, stoßen läßt. Eine andere Art der Vorstellung einer Wind-Mühle, nach Ehrenberger's Anweisung, wird unten bey Fig. 394 vorkommen. Die Bewegungen von oben herunter, oder von unten hinauf, erhält man, wenn man das bewegliche Glas in eine Nuth vermittelst eines Hehels R schiebt, der sich um einen Punct, welchen man in seiner Länge S genommen hat, herum drehet, und dem durch eine Feder Widerstand gehalten wird. Beide sind in der Dicke des Holzes verborgen, wie an den vorhergehenden Blättern. Die Figur eines Frauenzimmers, z. B. wird ein Compliment zu machen scheinen, wenn das bewegliche Glas den ganzen Körper, und das befestigte die Füße und einen Theil der Beine trägt. Endlich kann man die Bewegung von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt, durch eine kleine metallene Schiene machen, die an das bewegliche Glas befestigt, und, wie die andern, in eine Nuth versteckt ist. Man mahlt z. B. auf das stillstehende Glas ein ausgespanntes Seil, mit einigen Köpfen darunter und an beyden Enden, um die Vorstellung eines Schauspielles zu machen. Das bewegliche Glas kann einen Seiltänzer vorstellen, welchen man von einem Ende zu dem andern gehen läßt; oder man stellt durch eben diesen Kunstgriff ein Schiff vor, welches auf dem Meere fährt, dessen Wellen auf das untere Glas gezeichnet sind, u. s. f. Alle diese Bewegungen kann man erleichtern, wenn man die Stücke an denen Orten, wo sie sich befinden, nicht sehr im Zwange hält. Wenn die Gemälde mit Firniß, oder einer andern Flüssigkeit angemacht sind, so ist es gut, wenn man auf die Ränder des beweglichen Glases einen etwas dicken Streifen Papter leimet, um zu
Si 2 ver

verhindern, daß der übrige Theil seiner Oberfläche nicht die Oberfläche des befestigten Glases berühre. Mehrerer Arten der Vorstellungen mit beweglichen Bildern, wird unten bey den Experimenten Erwähnung geschehen.

Vermittelt der Zauber-Laterne einen See-Sturm vorzustellen, nach Wiegleb (*); Fig. 3934 ^a) und ^b). Wenn man mit der Zauber-Laterne auf eine angenehme Art einen See-Sturm vorstellen will, so muß man zwey gläserne Streifen, die ungefähr 15 Zoll lang sind, dazu nehmen, die aber in sehr dünne Rahmen eingefasset seyn müssen, damit alle beyde zugleich in die Krimme, MN, Fig. 3932, hinein, und leicht darin hin und her geschoben werden können. Auf den einen von diesen gläsernen Streifen zeichnet man, so lang er ist, die Wirkungen des Meeres von seiner leichtesten Bewegung an, bis auf den schrecklichsten Sturm, indem man von A bis B, Fig. 3934 ^a), ein stilles Meer und einen ruhigen Himmel und Wolken mahlt; von B bis C, eine leichte Bewegung des Meeres mit einigen Wolken; von C bis D, eine merkliche Bewegung der Wellen; von D bis E, ein sehr unruhiges Meer, und ein dunkles Gewölke; und von E bis F, einen ganz verdunkelten Himmel, und einen schrecklichen Sturm. Man muß aber dabey dieses beobachten, daß man die verschiedenen Vorstellungen, die in diesen Abschnitten enthalten sind, nicht von einander absondere, sondern sie vielmehr stufenweise wachsen und fortgehen lasse. Es ist aber leicht einzusehen, daß dieses alles sorgfältig gemahlt werden müsse, weil die Schönheit der Vorstellung ganz allein davon abhängt. Auf das andere Glas, Fig. 3934 ^b), mahlt man Schiffe von ver-

(*) Am angef. O. S. 152, fgg.

verschiedener Gestalt und Größe; doch nur denjenigen Theil derselben, der ausser dem Wasser erscheinen soll, in verschiedenen Entfernungen, nebst einigen Wolken, die gegen B hin immer stärker werden müssen. Wenn man das erstere Glas in seiner Krimme sacht fortrückt, und demselben an dem Orte, wo der Sturm anfängt, einige Bewegung mittheilt, so wird man hierdurch die Wirkungen eines Meeres hervorbringen, welches allmählich unruhig zu werden anfängt, und endlich einen Sturm erregt. Die Art, wie man die Wolken gemahlt hat, wird auch vieles dazu beitragen, diese Vorstellung natürlich zu machen. Wenn man hernach dieses Glas wieder zurück zieht, so werden diese Wirkungen aufhören, und das Meer wird nach und nach wieder ruhiger zu werden scheinen. Wenn man zu gleicher Zeit das Glas, auf welchem die Schiffe gemahlt sind, sehr sacht darüber wegschiebt, so wird es scheinen, als ob sie mitten durch das Meer fahren; bewegt man sie aber ein wenig bey der Vorstellung des Sturmes, so wird es scheinen, als ob sie von den Wellen hin und her getrieben würden.

Die Wirkung, welche die Zauber-Laterne auf diese Weise hervorbringt, wird unstreitig viel angenehmer und reizender seyn, als wenn man einige oft sehr schlecht gemahlte Figuren sieht, die eine nach der andern in einen erleuchteten Kreis, wie in der Mitte einer Medaille zu stehen kommen, dessen Gestalt verhindert, daß man nicht zwey Personen auf ein Mal sehen kann, oder doch nicht anders, als daß der Kopf und die Füße der einen Person gänzlich unsichtbar bleiben. Dieser Mangel aber findet bey der gegenwärtigen Einrichtung nicht Statt, wenn man sich auch gleich nur der gewöhnlichen Figuren bediente.

Auf eben diese Weise kann man vermittelst zwey auf gleiche Art bemahlter Gläser, eine Schlacht, ein See-Treffen, und viele andere Dinge, die man nach eigenem Belieben selbst ausdenken will, vorstellen. Sie können auch dazu dienen, daß man einige besondere oder lustige Handlungen unter verschiedenen Personen, und viele andere Dinge, vorstellen kann.

Die Zauber-Laterne also einzurichten, daß sie die Stunden an der Wand zeigt; nach Sturm (*); Sig. 3935. Dieses ist eine der schönsten Erfindungen, da man, vermittelst der Laterne, des Nachts, wenn man erwacht, in dem Schlaf-Zimmer an einer weißen Wand sehen kann, wie viel Uhr es sey; welche Erfindung insonderheit denjenigen sehr bequem ist, die sich gemeintlich einer Nacht-Lampe bedienen, indem sie mit dem Dehle, welches sie auf die Nacht-Lampe verwenden, ein solches Licht zuwege bringen können, das ihnen am Schläfe nicht hinderlich ist, auch nur, an der entgegen stehenden Wand, einen einzigen runden Schein giebt, welcher eine gemahlte unbewegliche Uhr-Scheibe mit einem gemahlten, das bey aber beweglichen und die Stunden richtig anzeigenden Weiser, darstellt.

Man mahlt auf die runde Glas-Scheibe A, No. 1, die 12 Stunden-Zahlen, wie sie inögemein auf der Uhr-Scheibe stehen; stellt dieselbe also, daß die gemahlte Seite einwärts der Laterne, und die VIte Stunden-Zahl oben, die XIIte aber unten zu stehen komme. In dieser Stellung wird die Glas-Scheibe in ein rundes Loch eines Bretchens befestigt, und mit einer blechernen Kapsel, welche zu beyden Seiten auf dieses Bretchen angeheftet wird, versehen, und bloß dazu dient, daß sie den blechernen Rand des Deckels

(*) Am ang. D. P. 2, S. 236.

in sich fasse, dessen Boden aus einer Glas-Scheibe (*), No. 2, besteht, deren Rand E helle gelassen ist, damit das Lampen-Licht den auf der Glas-Scheibe A befindlichen Stunden-Kreis erleuchten könne, der Grund B aber schwarz gemacht ist, daß darauf nur ein durchsichtiger Zeiger zu sehen ist. An dem äussern Rande dieses Deckels ist ein messingener Ring gelöthet, und in 48 Zähne getheilt, der, wenn er, umgekehrt, auf die Kapsel No. 1 gelegt wird, rückwärts also anzusehen sey, wie No. 3 mit dem umgekehrten a zeigt. Den mit 48 Zähnen versehenen messingenen Ring treibt das horizontal liegende Rädchen C um, welches von gleicher Größe ist, und auch 48 Zähne hat. Aus der Mitte dieses Rädchens geht durch ein, zu dem Ende in dem Boden der Laterne gemachtes Loch, well alles übrige, nämlich die ganze Kapsel, No. 1 und 2, wie auch das Rädchen, C, No. 3, in der Laterne verborgen, ein eisernes Strängechen CD, welches unten ein ausgehöhltes viereckiges Loch hat, so als eine Mutter über die Axe oder Welle, die den Zeiger der untergelegten Uhr umdreht, accurat passet. Damit aber der Deckel, No. 2, sich desto leichter in seiner Kapsel umdrehen lasse, wird der Rand desselben so lange darin gerieben, bis beyde Theile wohl geglättet sind. Diese Uhr ist wie eine Taschens-Uhr, von mittelmäßiger Größe, und in dem hohen Fuße der Laterne, Fig. 3929, verborgen. Sollte der Rauch von der Lampe etwas beschwerlich fallen, kann die Laterne in das Neben-Zimmer also gestellt werden, daß deren Röhre durch ein in die Wand gemachtes Loch in das Schlaf-Gemach gehe, und daselbst an der gegenüber stehenden Wand die Uhr-Scheibe präsentire.

Fi 4

2. Mit

(*) Besser aus Marien-Glas, weil solches leichter ist.

2. Mit wenigern Umständen und Kosten kann, nach Wiedeburg (*), eine dergleichen Nacht-Uhr eingerichtet werden, wenn man vorgedachte gläserne Uhr-Scheibe, an statt des Bildes, vor das geschliffene Glas accurat stellt, und derselben gerade gegenüber, die Rückseite der Laterne, wo sonst der Hohl-Spiegel angebracht wird, eine Vertiefung, nach Größe der Uhr, machen, über dieselbe aber ein Häkchen anlöthen läßt, und daran eine ordinaire Taschenuhr hängt, hernach an die Welle derselben einen subtilen Draht steckt, welcher an einem Ende, wie eine Mutter am Uhr-Schlüssel formirt ist, das andere Ende desselben aber durch das durchbohrte Centrum der Uhr-Scheibe gehen läßt, und an demselben einen subtilen Zeiger befestigt, so wird die Welle der Uhr, wenn sie herum geht, den Draht, und mit demselben den Zeiger herum nehmen, da dann der Schatten desselben sich auf der an der Wand zu sehenden Uhr-Scheibe zugleich bewegen, und die Stunden der Nacht anzeigen wird.

3. Nach Zahn (**), kann man eine kleine Uhr, welche nur die Stunden weiset, an die Wand hängen, und an dieselbe einen längern Zeiger stecken, der subtil, und aus trockenem Linden-Holze, Rohr, oder dergleichen leichten Materie, verfertigt ist. Damit aber das Kunststück nicht in die Augen falle, verdeckt man die Uhr, daß von derselben nichts, als der lange Zeiger, zu sehen sey. Die Stunden mahlt man gehührend und accurat auf eine runde Glas-Scheibe, stellt dieselbe in die Laterne, wo sonst das Bild zu stehen kommt, richtet die Laterne also, daß die Welle der Uhr, woran der lange Zeiger steckt, der Mittelpunkt der an der Wand erscheinenden Uhr-Scheibe sey.

Will

(*) Am angef. D. S. 736.

(**) Am angef. D. S. 731.

Will jemand bey Tage wissen, wie es an der Fenster, kann man ihm, zu seiner Verwunderung, alsbald darunter willfahren, wenn man nur die Fenster-Gardinen zuzieht, und solcher Gestalt, wofern dieselben von grünem Rasch oder dergleichen dichten Zeuge sind, das Gemach verdunkelt, hierauf sogleich in dem Neben-Zimmer die Lampe anzünden, und die in der Laterne befindliche Uhr-Scheibe durch das in der Wand zu dem Ende gemachte runde Loch, um die an der gegenüber stehenden Wand hangende Uhr strahlen läßt.

4. Wenn man an die Wand einen Zeiger, die Stunden-Zahlen aber auf ein rundes Plan-Glas mahlt, und solches an gehörigen Ort in die Laterne setzt, so kann es daselbst, durch ein wohl angebrachtes Uhr-Werk, dergestalt regiert werden, daß es dem Zeiger an der Wand zu jeder Zeit, die rechte Stunde alsbald vorsehen könne.

5. Man macht, nach eb. Demf. a. angef. D. S. 733, eine Uhr-Scheibe an die weiße Wand, den Zeiger aber auf das runde Plan-Glas, und läßt dieses durch ein Uhrwerk umtreiben.

6. Wenn sowohl der Zeiger, als die Stunden-Zahlen, in der Laterne angebracht werden, so, daß die auf das runde Plan-Glas gemahlte Uhr-Scheibe unbeweglich, der ihr gehörig vorgestellte Zeiger aber an die Röhre, worin die zwey Conver-Gläser stehen, geleimmet, und dieser mit den Gläsern und dem Zeiger durch ein Uhrwerk beweglich gemacht wird, so kann, vermittelt einer solchen Laterne, sogleich an einer weißen Wand eines verfinsterten Gemaches, eine Uhr mit dem Zeiger, der allemahl die rechte Stunde bemerkt, vorgestellt werden. Ein Mehreres von dieser Maschine wird unten bey dem ersten Experimente vorkommen.

7. Es kann auch der Zeiger mit der Röhre, in welcher die Conver: Gläser stehen, unbeweglich, hingegen die runde Glas: Scheibe mit den Uhr: Ziffern, an dem Orte, wo das Bild gestellet wird, von einem Uhrwerke beweglich gemacht werden. Wenn nun, bey diesen letzten vier Arten die gläsernen Uhr: und Zeiger: Scheiben in Bewegung zu bringen seyn, solches überlässt Zahn den Mechanicis. Vielleicht würde sich des Sturm's Uhr mit dem Horizontal: Rade, Fig. 3929, am besten dazu schicken, wenn man vorn in dem Boden einer viereckigen Laterne, eine Vertiefung machen liesse, darin die Uhr, gleichsam wie in einer Kapsel, fest zu liegen käme; es müßten aber sodann unter der Laterne 4 Füße gemacht werden, daß sie fest stände. Oder, man könnte, um die besagte Vertiefung zu bedecken, die Laterne in einen proportionirten viereckigen Fuß, dergleichen unter den Galanterie: Schränken zu seyn pflegt, setzen, der oben herum mit einem schmalen ausgeschweiften Bretchen bekleidet sey; die Glas: Scheiben aber, welche das Horizontal: Rad über der Uhr umtreiben soll, einzurichten, könnte man, bey der vierten Art ein rundes Plan: Glas in der Mitte durchbohren (*), solches in ein Bretchen von Büchen: Holze befestigen, die Uhr: Scheibe aber, welche ein dünnes Plan: Glas seyn muß, welches gleichfalls in der Mitte durchbohrt ist, in einen mit 48 Zähnen versehenen messingenen Ring fassen lassen, hernach durch dieser beyden Scheiben centra oder Löcher eine messingene Are stecken, welche nach der Seite, wo die geschliffenen Glä:

(*) Dieses geschieht mit einem Driller, Fig. 3936, welcher unten ein viereckiges Loch hat, darin man Bohrer oder Spitzen von verschiedener Dicke stellen kann, gießt Wasser oder Baumöl mit Schmirgel hinzu, und fahrt den hölzernen Arm B C geschwinde und so lange auf und nieder, bis er das Glas durchbohrt. A, ist von Blei oder Messing.

Gläser stehen, einen platten Kopf hätte, und in der unbeweglichen Scheibe fest gekittet wäre. Bey der fünften Art wird diese Methode nur darin verändert, daß man, an statt der Uhr: Scheibe, ein Plan: Glas, worauf der Zeiger gemahlt ist, auf die messingene Are stecke, welches aber ebenfalls in einen gezähnten Ring gefasset seyn muß. Bey der sechsten Art ist die Uhr: Scheibe fest, hingegen das Glas mit dem Zeiger um die Are beweglich. Bey der siebenten, ist das Glas mit dem Zeiger fest, die Uhr: Scheibe aber beweglich.

Verschiedene Experimente mit der Zauber: Laterne.

1. Wie man zu allen Zeiten, in einem finstern Gemache, durch einen an die weiße Wand gehängten Degen oder Stock, accurat anzeigen könne, wie es an der Zeit sey. Hierzu kann man sich der kurz vorher erwähnten vierten Art bedienen, da die Uhr: Scheibe in der Laterne durch ein Uhrwerk, welches in dem Verhältnisse DE, Fig. 3937, befindlich ist, umgetrieben wird, und zwar auf folgende Weise: wenn nämlich die Uhr: Scheibe in das Ende der Röhre, welches aus der Laterne hervor geht, und die geschliffenen Gläser in sich hält, wohl eingeschlossen, am Ende aber der mittlern Röhre C ein gezähntes Rad applicirt wird, welches von der in dem untern Theile DE der Laterne liegenden Uhr, in 12 Stunden ein Mahl umgetrieben werden könne. Da nun mit diesem Rade zugleich auch die Röhre C mit der Uhr: Scheibe herum gedreht wird, so kann die Laterne dem an der Wand hangenden Degen, als dem Zeiger, allemahl die rechte Stunde vorsetzen (*).

2. Mit der Zauber: Laterne können, bey Nachtzeit, nicht nur allerley Figuren und Bilder, sondern auch ganze Geschichten, auf eine, viele Schritte weit stehende weiße Wand, mit allen Farben und Lineamenten, in einem hellen Zirkel sehr deutlich präsentiret werden.

3. Nicht

(*) Dieses Experiment kann auf eben die Weise, wie auf der vorhergehenden Seite, No. 7 bey der vierten Art angezeigt worden ist, bewerkstelliget werden.

3. Nicht weniger an der Decke, auf dem Boden und an den Seiten-Wänden des Gemaches, wenn man ein viereckiges Kästchen von Pappe macht, und darein einen Plan-Spiegel, nach einem Winkel von 45 Grad, stellet, eben wie in der Camera obscura portatili, in dasselbe vorn ein rundes Loch schneidet, wodurch die Strahlen des Bildes, wenn das Loch vor das vordere Glas in der innern Röhre angebracht wird, fallen, und durch ein anderes über dem Spiegel geschnittenes Loch an den Ort, dahin man das Kästchen mit der Röhre wendet, reflectiret werden können.

4. Vermittelt dieses Kästchens kann man die Bilder, durch ein in die Decke des Zimmers gemachtes Loch, von oben her ab, auf den Boden desselben, oder auf einen Tisch, werfen, zur größten Verwunderung derjenigen, die darin etwa im Dunkeln sitzen.

5. Setzt man aber, an statt des Spiegels und vordern Glases, ein Polyedrum von 4, 5 oder 6 Ecken, ein, so wird sich auch das Bild so viel Mal präsentiren; doch muß dieses Glas auf der andern Seite etwa 6, 7 bis 8 Zoll convex geschliffen seyn.

6. Die Zauber-Laterne kann die Stelle eines Mikroskops vertreten, wenn man kleine Thiere, oder auch andere durchscheinende Objekte, auf Marien-Glas klebet, und solche an den Ort, wo die Bilder stehen, stellet.

7. Setzt man die Gläser in zwey pappene Röhren, und applicirt sie mit den Bildern dem Loche einer finstern Kammer, so können in derselben, wie ich bereits oben erwähnt habe, die Repräsentationen auch durch das Sonnen-Licht bewerkstelliget werden; wovon im Art. Sonnen-Mikroskop ein Mehreres vorkommen wird.

8. Zu folgenden Experimenten, muß, nach Ehrenberger's (*) Angabe, Fig. 3938, die Laterne besonders eingerichtet werden. Man läßt nämlich in die vordere Seite derselben ein rundes Loch von solcher Größe schneiden, als die Oeffnung der äußern Röhre ist. Vor dieses Loch wird auswendig ein viereckiges Blech gelöthet, dessen inwendige Seite die Figur vorstellt, wo A ein in die Röhre geschnittenes Loch ist, welches dem vorigen genau ge-

(*) Am angef. D. S. 11, fgg.

genüber seyn, und mit demselben gleiche Größe haben muß. Bey BCDE, FG und HI, ist eine Oeffnung, wodurch die gemahlten Gläser von oben, unten, und zu beyden Seiten können gesteckt, und in den angeldörten schmalen Blechen KL, MN, OP und QR, welche nach geraden Winkeln an einander stoßen, hin und wieder geschoben werden. Auswendig hat dieses Blech, um das Loch A herum, einen kurzen Hals, darin die äußere Röhre fest gelöthet ist.

9. Weigel hat zwey sich stoßende Böcke, auch einen Bär, welcher sich aufgerichtet, und mit seinen Klauen einen Schweizer hat ergreifen wollen, präsentirt, welches auf folgende Weise geschehen kann; Fig. 3939. Man mahlt auf eine runde dünne Glas-Scheibe AB ein Stück Feld oder Erdreich, worauf des Bären Hinterfüße, bis an die Knie ruhen, schneidet ein rundes Loch in den hölzernen Schieber KL, und passet dieselbe da hinein, daß ihre Fläche mit dem Holze gleich sey; das übrige von dem Bären mahlt man auf das viereckige Glas CDEF, welches dem ersten, wo die Knie aufstehen, bey G also angehängt wird, daß es um eine kleine Aze beweglich ist, und, durch die bewegende Kraft in E, auf und nieder gelassen werden kann. Dieses letztere geschieht vermittelst eines seidenen Fadens oder Pferde-Haares, welches, bey E, in ein durchbohrtes Loch geknüpft, und bey H um eine kleine Rolle, bis über den Schieber hinaus, geht, wo man es mit den Fingern faßt, und den Bär, beym Anziehen des Fadens I, gegen E in die Höhe hebt, beym Nachlassen aber denselben nach B niederfallen läßt. Fast auf eben die Weise kann auch die Bewegung der sich stoßenden Böcke bewerkstelliget werden.

10. Die Hölle, aus deren Rachen drey Haupt-Laster der Menschen hervor steigen, und, wenn man will, auch wieder hinein gehen. Zu dieser Vorstellung wird der Hölle-Rachen an einer Seite eines runden Glases gemahlt, hernach in einen Schieber gefaßt, und mit demselben, zur Seite, vor das geschliffene Glas geschoben; das andere lange Glas aber, worauf die drey Personen, welche die drey Haupt-Laster vorstellen, schiebt man an der Seite, hinter der Hölle, hindurch, so scheinen sie aus deren Rachen heraus zu kommen. Sollen sie nun wieder hinein gehen, kehrt man sie um, und steckt das Glas von der

der andern Seite, welche der Höhle gegenüber ist, hinein. Oder, ein Engel mit einem feurigen Schwerte kann sie rückwärts wieder in die Höhle treiben.

11. Christus kommt aus dem Grabe hervor, und fährt in die Höhe, mit Zurücklassung seines Grabes, und der dabey sitzenden Hüter. Dieses geschieht, wenn man die Glas-Scheibe mit dem schwebenden Christo, hinter dem Grabe, von unten auf, durchzieht.

12. Der König Saul läßt, durch die Wahrsagerin zu Endor, den Propheten Samuel herauf bringen. Hiermit verfährt man auf vorhergehende Weise, indem man die Glas-Scheibe, worauf Samuel gemahlt ist, hinter das runde Glas, worauf Saul und die Wahrsagerin mit ihrem Zauber-Stabe befindlich sind, von unten auf, vor das geschliffene Glas schiebet.

13. Ein Engel, oder Genius, setzt dem Landes-Herrn einen Lorbeer-Kranz auf sein Haupt; oder eine Hand kommt aus den Wolken, mit des Landes-Herrn Mahmen. Im ersten Falle wird die runde Scheibe mit dem Fürsten-Bilde vorgeschoben, und hinter demselben das lange Glas, worauf der Engel mit dem Kranze ist, an dem geschliffenen Glase, von oben, so weit herunter gelassen, bis der Kranz des Fürsten Haupt erreicht. Im andern Falle wird auf das runde Glas an einer Seite die Wolke gemahlt, hinter welche das lange Glas, mit der gemahlten Hand, zur Seite eingeschoben wird.

14. Das Thier aus Offenbarung Joh. 13, 1. wie es aus dem Meere an das Ufer steigt. Hierzu müssen beyde Gläser lang seyn; auf das eine mahlt man das Meer mit seinem Ufer, und schiebt solches, wie die ordinären Schieber, in die Laterne, das andere aber, worauf das Thier steht, von unten auf, daß es, an der Wand, aus dem Meere zu steigen scheint, da man dann das gemahlte Meer allmählich weiter fortrückt, bis die Füße des Thieres das Ufer betreten.

15. Ein Frauenzimmer beugt vor einer Manns-Person ihre Knie; Fig. 3940. Man mahlt auf das Glas defg, welches das bewegliche Bretchen KLMN in sich faßt, ein Frauenzimmer bis an die Knie, das übrige aber auf das in dem Schieber befindliche Glas O. Wird nun das Glas defg, welches mit dem Bilde des Frauenzimmers, fast bis an den Rand, geziert ist, von M gegen

ab

ab hinunter gelassen, so verbirgt sich der obere Theil des Rockes hinter das unbewegliche Untertheil desselben, und scheint sodann kürzer zu werden, als beugete das gemahlte Bild seine Knie. Damit aber die Bewegung des Knie-Stückes defg bequem geschehen möge, hat Ehrenberger bey P, einen Hebel RQP angebracht, welcher in Q durchbohrt, und mit einem Nagel ein wenig an den Schieber geheftet ist. Durch Hilfe dieses Hebels, kann das Bretchen KM bey R auf und nieder gelassen werden. Weil man aber, wegen Enge der Laterne, zu R mit der Hand nicht kommen kann, hat er noch einen andern winkelförmigen Hebel, STV, hinzu gethan, welcher in T um einen runden Nagel beweglich, und, vermittelst des eisernen kurzen Drahtes RS, an dem ersten geraden Hebel fest ist. Diesem winkelförmigen Hebel ist in V ein eiserner Draht angefügt, welcher durch die Klammer oder den Ring Z, an den Schieber hindurch, bis in Y geht, und daselbst eine Krümme hat. Fasset man nun dieselbe mit den Fingern, so kann man das Ende V des winkelförmigen Hebels hin und her ziehen, wodurch das Ende S den geraden Hebel RP entweder in die Höhe heben oder niederziehen, und zugleich das Bild nach Verlangen erhöhen oder niederlassen wird.

16. Soll ein Bild seine Augen bewegen, mahlt man dasselbe ohne Augen auf das eine lange Glas, auf das andere aber, welches dahinter kommt, die bloßen Augen, füget beyde Gläser an einem Ende mit einem Streifen Pergament zusammen, daß man sie noch ein wenig rücken könne.

Beu diesen Experimenten ist zu bemerken, daß dasjenige Glas, auf dessen Mitte die meiste Mahlercy steht, gegen die Lampe, dasjenige aber, dessen Rand am meisten bemahlt ist, vor dem geschliffenen Glase stehen müsse.

17. Eine Wind-Mühle, deren Flügel, als von: Winde getrieben, umlaufen; nach Roller's Angabe, ist oben, S. 497, und in der dazu gehörigen Fig. 3933, vorgekommen. Nach Ehrenberger's Anweisung, Fig. 3941, gehört hierzu eine eigene Maschine, welche aus einem Bretchen, STVX, und drey Rädern, die fast so groß sind, als das Bretchen breit ist, besteht. Die ersten zwey Räder, Y und Z sind von Holz, das dritte A

aber

aber von Zinn (*), welches in der Mitte, etwa 2 oder 3 Zoll, nach der Größe der Gläser, in die Rundung ausgeschnitten sind, daß das Glas mit den Windmühlen-Flügeln darin befestiget werden könne. Die Ape oder Welle dieser Flügel muß genau in dem Centro des Glases seyn. Unter oder hinter diesem Glase ist in das Bretchen ein rundes Loch geschnitten, welches ein wenig kleiner, als das Glas, ist, worüber das zinnerne Rad gelegt wird. Damit nun dasselbe in der Bewegung nicht ausweichen könne, wird um dasselbe bey BE, BC und ED, ein Leisten mit einer Ruthe geleimet, darein das viereckige Glas BEDC geschoben wird, auf welches man die Mühle also mahlen muß, daß deren Welle genau an die Welle der Flügel trete; auch müssen die bemahlten Seiten der Gläser nicht gegen einander gekehrt seyn, weil sonst die Mahleren Schaden nimmt, wenn das Rad umgetrieben wird. Diesem Rade wird das zweyte Rad Y hinzu gefügt, welches um seine, in dem Bretchen befestigte Ape beweglich ist, und dessen Zähne zwischen des ersten Rades Zähne, bey F, treten. Weil man aber, wegen Enge der Laterne, dieses zweyte Rad nicht bequem umdrehen kann, so hat man das dritte Rad Z hinzu gefügt, welches von gleicher Structur und Größe ist, nur daß auf seiner Ape ein Handgriff steckt, bey welchem man dasselbe umdrehen, und dadurch zugleich den andern beyden die Bewegung geben kann. Wofern etwa zu befürchten wäre, daß diese Maschine zu dick werden möchte, daß man sie nicht durch den Einschnitt der Laterne ziehen könnte, so wäre dieselbe ganz von Messing zu machen.

18. Eine Person schwinget ihren Hut, oder ein Cantor schlägt mit einem in der Hand habenden aufgerollten Papiere den Tact. Beydes kann vermittelt der so eben beschriebenen Maschine bewerkstelliget werden, da man, an statt der Windmühlen-Flügel, den Arm mit dem Hute, oder dem aufgerollten Papiere, an statt der Mühle aber die übrigen Theile des Körpers mahlt.

19. Zwey Personen grüßen einander im Vorbeygehen. Hierzu gehören zwey Gläser, auf deren jedes eine

(*) Die Räder können alle drey von Holz oder starkem Kupferblech gemacht werden, oder auch von Zinn, wie wohl letztere zu ungeschickt sind.

Person gemahlt ist, welche zur Seite einander entgegen und vorbey geschoben werden.

Zauber-Laterne des Schattens. An statt die Figuren, auf die im Vorhergehenden beschriebene Art, auf die Gläser zu mahlen, setzt man kleine Figuren darauf, die aus sehr dünnem Karten-Papier ausgeschnitten sind, an welchen einige Theile des Leibes bey den Gelenken beweglich sind; und mit feinen seidenen Fäden, die längst dem Rahmen fort laufen, in welchem die Gläser gefasset sind, läßt man sie nach Belieben, verschiedene Bewegungen nach allen Seiten machen. Wenn die Bewegungen dieser kleinen Figuren wohl eingerichtet sind, so sind sie viel natürlicher, als diejenigen, welche man vermittelt zwey beweglicher Gläser kann machen lassen, indem sie auf verschiedene Weise Statt haben können. Hierdurch wird mehrere Veränderung und Wahrscheinlichkeit erhalten, und auch mehrere Verwunderung und Vergnügen verursacht. Auf diese Art kann man, um mehrere Auftritte zu machen, sich zweyer also eingerichteter Gläser bedienen.

Zauber-Laterne mit dem Rauche. Das Licht der Zauber-Laterne sowohl, als die Farbe der darin befindlichen Objecte, kann nicht nur an einer Mauer, oder auf einer Leinwand, sondern auch auf dem Rauche, vorgestellt werden. Man muß aber, in dieser Absicht, einen viereckigen Kasten von Holz oder Pappe haben, welcher ungefähr 4 Schuh hoch ist, und dessen Basis 7 bis 8 Zoll im Quadrat hat. Nach oben zu muß derselbe etwas verengert laufen, so, daß er oben eine Oeffnung macht, die 6 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ 3. breit ist. Unten an diesem Kasten wird eine Thür gemacht, die gut verschlossen werden kann, damit man eine Kohl-Pfanne hinein setzen könne, auf welche man Rauchwerk wirft, wovon der Rauch sich wie ein Tuch oder eine Decke ausbreitet, wenn er durch

die obere Oeffnung des Kastens heraus geht. Auf diesen ausgebreiteten Rauch richtet man nun das Licht hin, welches aus der Laterne herausgeht, und welches man in einen enger'n Raum zu bringen sucht, indem man die bewegliche Röhre weiter herauszieht, und also länger macht. Die gewöhnlichen Figuren können zu diesem Endzwecke vollkommen hinreichen, und das Besondere hierbey wird dieses seyn, daß die Bewegungen des Rauches die Gestalt des Bildes nicht verändern, und daß es so aussehen wird, daß man es mit der Hand ergreifen könne. Weil bey dieser Belustigung der Rauch nicht alle Licht Strahlen aufhält, so ist auch die Vorstellung bey weitem nicht so lebhaft, und es würde auch wenig davon zu sehen seyn, wenn man die starke Ausbreitung des Lichtes nicht einschränkte, um ihm desto mehr Helle zu geben.

Die Wirkung der Zauber-Laterne auf dem Rauche, kann eine noch viel außerordentlichere Vorstellung verschaffen, wenn man die Ursache derselben ganz verbirgt; denn man kann alsdann mittelst derselben auf einem Fußgestelle, welches mitten auf einem Tische steht, ein Gespenst, oder ein anderes angenehmeres und weniger schreckliches Bild, vorstellen und zeigen. Man muß, nach Wiegleb's Anweisung (*), Fig. 3942, hierzu eine ganz gemeine Zauber-Laterne, aber von den kleinsten, die man zu verkaufen pflegt, nehmen, und solche in den Kasten ABCD stellen, der so groß seyn muß, daß er noch außerdem den schief liegenden Spiegel M enthalten könne, welcher beweglich seyn muß, damit man den Licht-Conus (Licht-Regel) den die Laterne von sich wirft, mittelst desselben so richten könne, daß er durch eine Oeffnung E, die oben an diesem Kasten gemacht

(*) Am angef. D., S. 155, fgg.

macht ist, heraus gebracht werde. Diese Oeffnung muß mit einem dünnen Brete oder einer Fallthür F bedeckt seyn, die mittelst zweyer Bänder beweglich ist, damit man, wenn sie auf ihren Seiten verschlossen ist, die in dem Deckel gemachte Oeffnung (*) nicht sehen könne. Derjenige Ort des Kastens, der gerade über dem Ramin der Laterne ist, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieselben ziehen könne; und man muß auch ein kleines längliches Kohl-Becken an eben diesen Ort stellen, welches nur so groß ist, um einige kleine Köhlen hinein legen zu können. Man muß ferner ein Glas haben, welches nach Belieben in der Krinne a b, hinauf und herab steigen kann, und welches aus dieser Ursache vertical gesetzt werden muß. Dieses Glas muß durch eine kleine Schnur gehalten werden, die über die Rolle c, und auf der Seite D C dieses Kastens hinaus geht, damit man dieses Glas durch sein eigenes Gewicht leicht hinab lassen, oder in dieser Krinne hinauf ziehen könne. Auf dieses Glas kann man ein Gespenst, nach eines Jeden Begriff davon, oder nach Belieben eine andere angenehmere Figur, mahlen, doch muß dieses Bild verkürzt gemahlt werden, weil die Rauch-Decke, die durch das Räucherwerk verursacht wird, welches man in die Kohl-Pfanne streuet, und sich erhebt, den Licht-Regel, den die Laterne hervorbringt, nicht rechtwinkelig durchschneidet, und daher die Gestalt des Gespenstes auf diesem Rauche viel länger erscheinen muß, als sie wirklich auf dem Glase ist. Diese Erscheinung wird eine in Verwunderung setzende Wirkung hervorbringen, weil die Zuschauer die Ursache davon nicht sehen, und also nicht

Pl 2

wissen

(*) Diese Oeffnung muß eine ovale Gestalt, und eine verhältnißmäßige Größe zu dem Orte, wo sie den Licht-Regel abschneidet, haben.

wissen werden, wem sie diese plötzliche Erscheinung des Gespenstes zuschreiben sollen, dessen Kopf zuerst aus dem Rauche hervorzukommen scheinen wird, und nur nach und nach vollständig gesehen werden kann, welches auch eben so wieder verschwinden wird, sobald man die Schnur anzieht. Wenn man die Lampe in dieser Laterne angezündet, und den Spiegel gehörig gestellt hat, so trägt man dieses Gestelle herben, und setzt es auf den Tisch, indem man die Zuschauer warnt, daß sie nicht erschrecken sollen. Man bringt darauf das Kohl-Becken an seinen Ort, streuet ein wenig Räucher-Pulver darauf, hebt alsobald die Fallthür auf, und läßt die Schnur sacht herab gehen. Wenn man merkt, daß der Rauch beynähe aufhören will, zieht man die Schnur, damit die Figur verschwinde, und verschließt die Fallthür wieder.

Wenn man diese Belustigung machen will, muß man alle Lichter, die im Zimmer sind, auslöschen, und das Gestelle auf einen hohen Tisch setzen, damit das Auge der Zuschauer die Oeffnung, durch welche der Licht-Regel fällt, nicht sehen könne. Obgleich oben gesagt ist, daß man sich hierzu einer kleinen Zauber-Laterne bedienen sollte, so könnte man doch diese Belustigung auch im Großen machen, so, daß das Gespenst in einer menschlichen Größe erschiene. Auf einer solchen Zurüstung mag auch wohl die Schröpperische Gaukeley beruhet haben.

Auf gleiche Art und mit eben dieser Anstalt, wenn man Gläser dazu gebraucht, auf welchen verschiedene andere Objecte gemahlt sind, kann man auch z. B. eine Blume oder eine Karte vorstellen, die derjenigen gleich ist, die man vorher verbrannt hat; und deren Asche man mit dem Räucherwerke in das Kohl-Becken geworfen hat, unter dem Vorgeben, daß man das Bild derselben wieder hervorbringen wolle. Ein Jeder kann hierbey dasjenige wählen, wovon er glaubt, daß es am angenehmsten und wunderbarsten scheinen werde.

Geister-Vorstellung mit Hülfe der Laternae magicae, nach Hrn. Prof. Funk Beschreibung (*); Fig. 3943.

„Man läßt das Bild I nicht, wie gewöhnlich, auf eine weiße Wand, sondern in einen Rauch m n o p fallen, der aber freylich nicht vom Winde hin und her getrieben werden darf. Es fängt der Rauch in der That die Licht-Strahlen eben so auf, wie eine weiße Fläche. Hat man nun auf Glas gemahlte wohlgetroffene Bilder von verstorbenen oder noch lebenden Personen, so kann man in diesem Rauche solche vorstellen; man kann ihnen Bewegungen geben, und zwar entweder den ganzen Körpern, oder nur einigen Gliedern, wie nachher beschrieben werden soll. Die größte Schwierigkeit, die denenjenigen immer vorkommt, die diesen Versuch machen wollen, ohne mit der Experimentir-Kunst gehörig bekannt zu seyn, ist: den Rauch hervorzubringen; und ich bin oft genug ersucht worden, das Geheimniß meines Rauches, und die Ingredienzien, deren ich mich bedienen müsse, zu entdecken. Ich kann aber mehr nicht entdecken, als was ich weiß; nämlich, daß ich auf gut ausgebrannte Kohlen 3 bis 4 Loth Pech, wie es die Böttcher brauchen, in Stückchen von der Größe einer Haselnuß, geworfen habe, wenn ich wollte, daß das Bild 4 bis 5 Minuten lang auf dem Rauche erscheinen sollte. Damit aber dieser Rauch sich nicht zu sehr nahe an den Kohlen ausbreite, sondern besser in die Höhe gehe, auch keinen viel breitem Raum einnehme, als man zum Bilde nöthig hat, so muß er gefaßt und eingeschlossen werden. Das bewerkstellige ich nun so: Ich habe ein hohles blechernes Gefäß B, Fig. 3944 a), dessen Höhe F G 26 Zoll und unten weit genug ist, um eine auf 4 Füßen stehende vierackige Kohl-Pfanne E, 16 3/4 Zoll lang, 9 3/4 Zoll breit und 4 1/2 Zoll tief, die in Fig. 3944 d) besonders vorgestellt ist, zu fassen. Des Gefäßes B (Fig. 3944 a) großer Durchmesser p q ist 18 Zoll, der kleine r s 10 Zoll. Dieses Gefäß muß nach oben zu, enge werden, daß der Rauch zusammengedrängt, und die Krinne m n, die 18 3/4 Zoll lang und 1/2 Zoll breit ist, herausgetrieben werde.

Kf 3

Das

(*) In seiner natürlichen Magie, (Berl. und Stett. 1783, gr. 8.) S. 152, fgg.

Das Gefäß ist in Fig. 3944 b) nach dem Durchschnitt vorgestellt, und o ist die Breite der Rinne. Eben dieses Gefäß muß einen Deckel haben, der die Rinne m n bedeckt; er ist in Fig. 3944 c) besonders vorgestellt. Ist nun das Pech auf die Kohlen geworfen, so muß das Gefäß B sogleich darüber gesetzt, und der Deckel x oder $1\frac{1}{2}$ Minute auf dem Gefäße gelassen werden, damit sich eine Menge Rauch im Gefäße sammle, welcher, nachdem der Deckel hinweggenommen worden ist, sogleich gerade in die Höhe getrieben wird. Hat der Rauch über der Pfanne seinen gewöhnlichen Zug ins Freye, so kann man mehr Pech auf die Kohlen werfen, und dadurch die Erscheinung lange erhalten. Ist dieses nicht, und der Rauch wird genöthiget, sich im Zimmer auszubreiten, so können solches die Augen der Zuschauer nicht nur kaum 5 bis 8 Min. aushalten, sondern die Erscheinung verschwindet auch bald, weil, wenn die Augen der Zuschauer sich selbst im Rauche befinden, der über der Pfanne stehende Rauch sich nicht gehörig von jenem unterscheidet; eben so, wie etwa ein Sonnen-Strahl in einem dunkeln Zimmer, nebst allen dem, was darin schwebt, sich unterscheidet, welches nicht geschieht, wenn das ganze Zimmer von der Sonne erleuchtet wird.

Den Bildern und ihren Theilen Bewegung zu geben, verfährt man auf folgende Art. Will man, daß sich eines Bildes Augen bewegen sollen, so läßt man auf die eine Glas-Tafel, die in die Laternamagicam gesetzt werden soll, die ganze Person ohne die Augapfel mahlen; auf eine andre aber, die gerade auf jene paßt, nichts als die Augapfel am gehörigen Orte; jene Tafel wird gehörig in den Rahmen befestiget, diese aber wird über jene so aufgemacht, daß man sie hin und her ziehen kann. Eben so kann man eine dritte Tafel über die beyden vorigen machen lassen, auf der sich nichts als ein Arm in der gehörigen Lage (welcher hingegen dem Haupt-Bilde fehlt,) befindet; diese muß man aber in Kreise über jene hinwegziehen können; dadurch erlangt man, daß das Bild im Rauche seinen Arm auf und nieder bewegt.

Man muß hierbey wohl Acht haben, daß, wenn die Laterna magica, Fig. 3943, in der Gegend C, und das Rauch-Gefäß in B sich befindet, in der Gegend A keine Wand oder Decke zu nahe sey, damit das Bild sich nicht

noch

noch einmahl an derselben zeige; daher es auch am besten ist, die Zuschauer in die Gegend A, zwischen dem Rauche und der Wand so zu stellen, daß sie die Wand in dem Rücken und hinter sich haben. Ist aber keine Wand in der Gegend von A, so können die Zuschauer auch hinter der Laterna magica, in der Gegend von D stehen.*

Mechanische Zauber-Laterne, die bey Tag und Nacht zu gebrauchen ist, von Hrn. Gütle Erfindung (*): Fig. 3945 — 3947.

Fig. 3945, A, stellt das äußerliche Ansehen dieser Maschine vor. Sie besteht aus einem viereckigen Kasten, auf dessen hintern Seite ein aufrecht stehendes Gemälde sich befindet, worauf ein Savojarden-Zunge mit einem Schattenspiel und etlichen Zuschauern in einem Zimmer vorstellt ist. Das Schattenspiel wirft seinen Glanz an die Wand, als eine runde Scheibe, an welchem Platz die vorzustellenden Figuren erscheinen. Diese Tafel bedeckt ein seidener Vorhang, der sich wieder aufziehen läßt, wenn man will. So wie in einem gewöhnlichen Schattenspiel auf Glas gemahlte Bilder gehören, so befinden sich bey diesem so viele Tafeln, als zu den Vorstellungen gebraucht werden. Auf jedem dieser Tafeln befindet sich der Rahme des Gegenstandes, der erscheinen soll, geschrieben. An der vordern Seite des Kastens ist ein Loch, das zum Einschieben einer von den Tafeln gehört, dievers mittelst eines Diegels darin fest gehalten wird.

Verfertigung. In Fig. 3946, A, ist die eröffnete Maschine zu sehen. B ist der Deckel, der sich bey E einschließt, und durch das Löchlein mit einer Nadel geöffnet werden kann. D ist ein Stück von Messing mit einem Kronrade, das in Fig. 3947, N 2 besonders vorgestellt ist. E ist eine Walze mit einem Getriebe von 8 Sprossen, welches vergrößert in Fig. 3947, N 4 zu sehen ist. F ist eine kleine Rolle, und G eine Schnur mit einem Gewicht. H eine Rahm mit N. 1 der Scheibe der Vorstellungen, die hinter dem Kasten angeschraubt ist. K ist ein kleiner Tisch,

R f 4

auf

(*) In Dessen Zaubermechanik, oder Beschreibung mechanischer Zauberbelustigungen, (Münch. und Rüd. 1794, gr. 8.) S. 180, 189.

auf welchem die Tafeln, worauf die verlangte Vorstellung geschrieben ist, eingeschoben werden; er hat auf beyden Seiten Rinneleisen, die die eingeschobenen Tafeln nicht wanken lassen. Diese Tafeln bewegen sodann das Kronrad, wodurch verursacht wird, daß nur diejenige Vorstellung der Scheibe N. 5, Fig. 3947, in dem Felde B, Fig. 3945, zum Vorschein kommt, die auf dem Tafel ein geschrieben ist. N. 13 stellt eine solche Tafel mit deutscher und französischer Schrift vor. Diese Tafeln müssen zuerst von einerley Länge seyn, damit man sie durchs Hineinschieben probiren kann, und davon abtheilen, bis das zum Vorschein kommt, was darauf angegeben ist.

N. 1. Fig. 3947, stellt die Maschine im Durchschnitt vor. N. 8 ist das Stück im Kleinen, welches N. 2 größer gezeichnet ist. N. 11 ist die Rolle, über welche die Schnur mit dem Gewicht geht. N. 9, die Walze mit dem Getriebe, das in N. 4 vergrößert ist. N. 3 zeigt das messingene Kronrad besonders, und ist an N. 2 vermittelst dreier Schrauben fest gemacht. N. 6 der kleine Tisch, worauf die Tafeln zu liegen kommen, die eingeschoben werden; und N. 7 das Loch, durch welches die Tafeln eingeschoben werden. N. 12 ist die Nebenleiste von der Rahm, in der die Mahleren sich befindet. N. 13 der aufgesetzte hintere Boden, zwischen welchem und der vordern Rahm die Kupferscheibe N. 5 mit den Figuren steht. Die auf dieser Scheibe gemahlten Figuren sind folgende:

Ein Frauenzimmer im Brustbild, mit einer Maske in der Hand.

Ein Kriegsschiff.

Ein Jäger, der das Jagdhorn bläset.

Ein Elephant.

Der Kopf eines alten Weibes.

Eine Windmühle.

Ein Storch.

Ein Gartenhaus.

Ein Soldat.

Diese Scheibe ist nach der Größe der Lichtscheibe an der Wand auf dem vordern Gemälde, eingetheilt. Man muß sie so lange drehen, und allezeit eine Marke machen, um zu sehen, wie viele Figuren nach der Drehung des Rades hinein kommen können, alsdann nimmt man die

Weite

Weite des Durchmessers der Lichtscheibe, und theilt ihn auf der Kupferscheibe herum in dem inwendigen Kreis; ziehet solche aus dem Mittelpunct, und mahlt sodann die Figuren in dem obern Kreis darüber; alsdann wird die Scheibe hinten angeschraubet. Die Mahleren muß so eingeschoben werden, daß sie dem hintern Bret von dem Rasten gleichkommt, und die Scheibe daran fest liegt.

Gebrauch. Man zieht den seidenen Vorhang auf, und zeigt, daß die helle Scheibe von dem Licht der Laterne noch leer von einer Vorstellung ist, und läßt ihn wieder herunter; übergiebt sodann die Tafeln, worauf die Vorstellungen in französischer und deutscher Sprache geschrieben sind, der Gesellschaft, und läßt jeden davon aussuchen, was er zu sehen verlangt; schiebet eine von diesen gewählten Tafeln in das Loch des Kastens und den Kiesel vor, zieht den Vorhang auf, so wird das, was auf der Tafel geschrieben ist, auf der Lichtscheibe an der Wand gemahlt erscheinen. Dies geschieht auch mit den andern Tafeln.

Der Kasten ist 11 Zoll lang und breit, und 5 Zoll tief. Die ganze Höhe mit der hintern Wand, worauf sich das Gemälde befindet, ist 16½ Zoll.

Diese Maschine kostet, schön gemahlt und lackiert, mit den dazu gehörigen Einsätzen, 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Beschreibung einer Taschen-Zauberlaterne, und der damit zu bewirkenden Erscheinungen, st. in Hrn. Prof. Halle fortgesetzten Magie, 2 B. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 518, fgg. und 4 B. (1792,) S. 7, f. nebst der dazu gehörigen Abbildung, in Tab. 4, fig. 3.

Experiment concerning the Magick Lanthorn, communicated by Sir Rob. Southwell, st. in Philos. Transact. Vol. XX, for the year 1698, No. 245, S. 364.

Lettera scritta dal Sig. Geminiano Montanari, al Sig. Pirro Maria Gabrieli, intorno alla Lanterna magica, st. in Galleria di Minerva, To. III. (in Venez. 1700, L.) S. 4 — 7.

Emendatio Laternae Magicae ac Microscopii solaris. Auctore L. Eulero, st. n. Figg. in Nov. Comment. Acad. Scient. Imper. Petropolis. To. III. ad A. 1750 et 1751, (Petrop. 1753, gr. 4.) S. 363 — 380.

Jo. Fr. Häfeler's Betrachtungen über die Verbesserung der Zauberlaterne, des Sonnenmikroskops und der Camera obscura, nach der Theorie des Hrn. Leonh. Euler. Holzminden an der Weser, 1780, 4. 5 B.

Die magische oder Zauber-Laterne hat zur Erfindung anderer nützlichen Dinge Gelegenheit gegeben, als: zur Verfertigung der oben beschriebenen Post- oder Nacht-Laterne, die auch mit einem Hohl-Spiegel, einem beweglichen und das Licht schiebenden Leuchter, welches in dem foco brennt, und mit einem großen Conver-Glase, welches von 1 Schuh oder etwas darüber, im foco geschliffen seyn muß, zusammengesetzt ist, welche einen Schein bis auf 20 und mehr Schuh, alles vor der Kutsche hell und kenntlich macht. Ferner hat die magische Laterne Gelegenheit gegeben zu den Sonnen-Mikroskopen, da, an statt des Hohl-Spiegels, der äussere Plan-Spiegel, und die Conver-Gläser in der vordern Röhre angebracht sind, wovon an seinem Orte ausführlicher gehandelt werden wird.

- Laterne, (blecherne) f. oben, S. 356, 365 und 368, fgg.
 — — (Blend-) f. oben, S. 354, und 357.
 — — (Cabinet-) f. oben, S. 367, f.
 — — (Diebes-) f. oben, S. 357.
 — — (Gassen-) f. oben, S. 377, fgg.
 — — (Glas-) f. oben, S. 355.
 — — (Glocken-) englische, f. oben, S. 367.
 — — (Sand-) f. oben, S. 355.
 — — (Haus-) f. oben, S. 363, fgg.
 — — (hölzerne) f. oben, S. 355; sind verboten, S. 355, f.
 — — (Horn-) f. oben, S. 354, f.
 — — (Kriegs-) f. oben, S. 354.
 — — (Kutsch-) f. oben, S. 358.
 — — (magische) f. oben, S. 467, fgg.
 — — (Miet-) f. oben, S. 442.
 — — (Post-) f. oben, S. 359.
 — — (Reise-) f. oben, S. 358.
 — — (Reverberir-) f. oben, S. 389, fgg.
 — — (Stall-) f. oben, S. 368, fgg.

Later:

- Laterne, (Stangen-) } f. oben, S. 356, f. und 358.
 — — (Stock-) }
 — — (Straßen-) f. oben, S. 377, fgg.
 — — (Vergrößerungs-) f. oben, S. 467.
 — — (Wasser-) f. oben, S. 359, fgg.
 — — (Wurf-) f. oben, S. 357.
 — — (Zauber-) f. oben, S. 467, fgg.

Laternen-Anzünder, Laternen-Knecht, Laternen-Versorger, Laternen-Wärter, f. oben, S. 450; ihre Instruction, S. 455.

Laternen: Beschädigungen und Entwendung; Verordnungen deswegen; f. oben, S. 460, fgg.

Laternen-Casse, f. oben, S. 381, und 466.

Laternen-Fest, ein National-Fest in China, welches eben so außerordentlich, als angenehm, ist. In Aegypten wurde ehemals ein ähnliches Fest gefeiert; sollte es wohl von daher nach China gekommen seyn? Die Chineser sind zu stolz, dieses zu zugeben; und da sie keiner andern Nation etwas zu verdanken haben wollen, so erzählen sie von diesem Feste einen andern Ursprung. Es wurde, wie sie behaupten, bald nach Gründung des Reiches, von einem Mandarin eingeführt, der seine Tochter am Ufer des Flusses verloren hatte, und eine ganze Nacht damit zubrachte, dieselbe wieder zu suchen. Bey dieser Gelegenheit ließ er eine große Menge Laternen anzünden, und die Einwohner des Ortes, von denen er sehr geliebt wurde, folgten ihm haufenweise mit Fackeln. Andere sagen, der Mandarin selbst wäre ertrunken, und das Volk, dessen Abgott er gewesen sey, hätte ihn mit unzähligen Laternen aufgesucht. Dem sey nun wie ihm wolle, die Zuneigung die man zu diesem Mandarin hatte, war Ursache, daß man die Ceremonie nach Verlauf eines Jahres wied erhobte; und dieser Gebrauch, der sich nach und nach weiter ausbreitete, gab endlich zu einem

einem Haupt-Feste Gelegenheit, welches seitdem durch das ganze Reich gefeyert wird.

Dieses Fest fängt gemeiniglich mit dem Abend des 13ten Tages des ersten Monathes an, und dauert bis zum 16ten oder 17ten Tage. Insonderheit wird der 15te Tag recht feyerlich begangen. An diesem Tage ist ganz China erleuchtet; und wenn es möglich wäre, dieses ganze Reich von einer gewissen Höhe zu übersehen, so würde es ganz in Feuer zu stehen scheinen. Es ist weder in den Städten, noch auf dem Lande, weder an den Küsten, noch auf den Flüssen, eine Person zu finden, die nicht gemahlte und auf mancherley Art geschmückte Laternen anzünden sollte. Es ist kein Haus, so armselig es auch sonst darin aussehen möchte, da nicht im Hofe, oder an den Fenstern, Laternen aufgesteckt seyn sollten. Ein Jeder will sich bey dieser Gelegenheit sehen lassen. Die Armen machen es so gut sie können. Die Reichen lassen es sich wohl 200 franz. Livres kosten; die vornehmen Mandarine aber, die Statthalter und der Kaiser selbst, wenden wohl 2, 3 bis 4000 Livres daran. Es ist solches ein Schauspiel für die ganze Stadt. Man läuft von allen Orten zusammen; und zur Vermehrung des Vergnügens unter dem Volke, läßt man an denselben Abenden die Thore der Städte unverschlossen. Es ist alsdann erlaubt, selbst in die Tribunale und Gerichtshöfe der Mandarinen zu gehen, die sich eine Ehre daraus machen, dieselben zu schmücken, und ihre Pracht dabey sehen zu lassen.

Die Laternen, welche man alsdann anzündet, sind sehr groß. Einige derselben bestehen wohl aus 5 bis 6 Flügeln, deren Rahmen lackiert und vergolddet sind. Einen jeden Flügel bezieht man mit sehr feiner und durchsichtiger Seide, worauf Blumen, Bäume, Thiere, und allerley menschliche Gestalten gemahlt sind. Andere sind rund, und bestehen aus hellem

hellem durchsichtigem Horn, welches blau bemahlt und überaus schön anzusehen ist. In diese Laternen werden viele Lampen gesetzt, nebst verschiedenen Wachslaternen, deren heller Schein die mit vieler Kunst angebrachten Figuren recht belebt. Die Spitzen dieser Maschinen sind mit mancherley Schnitzwerke geziert, an dessen Ecken und Winkel Bänder von Atlas, oder Seide von verschiedener Farbe, angeknüpft sind. Man findet einige darunter, deren Figuren mit Fleiß dazu verfertigt sind, daß sie die Zuschauer vergnügen und belustigen sollen. Man erblickt auf denselben Pferde in vollem Galop, segelnde Schiffe, marschirende Kriegs-Heere, Könige mit ihrem Gefolge, tanzende Personen, u. dgl. Diese Bilder werden unvermerkt durch einen Draht in Bewegung gebracht. Manchmahl stellen sie den Schatten von Fürsten und Fürstinnen, Soldaten, Possenreißern und andern Personen vor, deren Stellungen, Geberden und Bewegungen so genau mit den Worten desjenigen, der sie lenkt und zieht, übereinkommen, daß man glauben sollte, sie wären es selbst, welche redeten. Andere tragen einen Drachen herum, der vom Haupte bis zum Schwanz mit Laternen besetzt, und wohl 60 bis 80 Fuß lang ist, den sie Drehungen und Wendungen, wie eine Schlange, machen lassen. Dieses Fest wird durch die Kunst-Feuer, die fast an allen Haupt-Plätzen großer Städte angezündet werden, am herrlichsten gemacht.

Laternen-Geld, s. oben, S. 465.

Laternen-Kalender, s. oben, S. 420, fgg.

Laternen-Knecht, s. Laternen-Anzünder.

Laternen-Macher, ein Name, welchen an einigen Orten die Klempner oder Klimperer führen, weil sie vornehmlich die blechernen Laternen mit hörnerne oder gläserne Wänden verfertigen.

Laternen

Laternen-Ruß, dessen Sammlung und Nukung; s. oben, S. 466.

Latern-Träger, *Fulgora Linn.* eine merkwürdige Gattung von Insecten, welche in dem Linné'schen System in der zweyten Ordnung, nämlich unter den Insecten mit halben Flügeldecken steht. Diese Gattung unterscheidet sich von den übrigen durch die hervorragende Stirn, welche inwendig hohl, und ein blasenartiger trompetenförmiger Fortsatz des Kopfes ist. Dieser Fortsatz ist das Sonderbarste an diesem Thierchen, sowohl wegen seiner Bildung, als auch wegen seiner leuchtenden Eigenschaft; und eben diese Eigenschaft hat veranlaßt, daß man diesen blasenartigen Fortsatz nicht nur Laterne, sondern auch das ganze Insect Latern-Träger, Holl. Lantarendraeger, genannt hat. Diese Laterne giebt aber nur, wenn das Thierchen lebendig ist, bey Nacht einen Schein von sich, und soll bey Tage bloß durchsichtig seyn; sobald es aber todt ist, hört dieses Leuchten auf. Wahrscheinlicher Weise rühret diese Eigenschaft von dem Umlaufe einer feinen flüssigen phosphorescirenden Materie her, die nach dem Tode des Insectes entweder gänzlich vertrocknet oder versiegt, oder, welches glaublicher ist, dann verschwindet, weil die ihr wesentliche Circulation aufhört. Genug, die Laterne scheint bey dem todtten Insect ganz hohl und durchsichtig zu seyn, welches man bemerken kann, wenn man sie gegen das Licht hält. Ob nun zwar mehrere Insecten eine im Finstern leuchtende Eigenschaft besitzen, wie die Johannis-Würmchen oder leuchtenden Käfer, *Lampyrus Linn.* (s. Th. XXX, S. 638, fgg.), und einige Spring-Käfer, als: *Elater noctilucus* und *Elater phosphoreus*, wie auch der Glanz-Affel, *Scolopendra eléctrica*, so weichen doch die Latern-Träger von den andern Scheingebenden Insecten darin ab, daß diese größten Theils hinten am Leibe, oder, wie einige, am

Brust:

Bruststücke nur einen schwarzen Schein von sich werfen, so, daß nur einige Punkte an ihrem Körper leuchten, da jene ihr Licht vorn am Kopfe verbreiten, und mit dem ganzen Fortsatze der Stirn so stark leuchten, daß, nach den Versicherungen der glaubwürdigsten Leute, die solche lebendig gesehen haben, man bey ihrem Scheine in dunkler Nacht gedruckte Sachen lesen kann. Bisher ist der Nutzen dieses Leuchtens noch nicht ausgemacht. Es kann seyn, daß die Thiere mit diesem Glanze versehen sind, um sich in der Nacht einander besser finden zu können, oder, daß sie sich dieser Lichter bedienen, um die Gegenstände, bey denen sie vorbeysiegen, im Finstern besser zu erkennen. Was aber die Gestalt der Laterne betrifft, so ist solche bey den bisher entdeckten Arten der Latern-Träger sehr verschieden. Linné hat 9, und Fabricius 15 Arten beschrieben, von denen nur eine einzige Art in Europa gefunden wird.

Die größte Art, die amerikanische Leuchte, oder Sackel-Fliege, *Fulgora laternaria Linn.*, welche man in Surinam und andern südamerikanischen Gegenden findet, erreicht oft eine Länge von 5 Zoll und darüber. Die sogenannte Laterne, oder der länglich ovale blasenartige leuchtende Theil vorn am Kopfe, ist so dick und lang, als der hintere Körper; am äußersten, runden, etwas in die Höhe gerichteten Ende ist sie am dicksten; ungefähr in der Mitte derselben steht ein hoher Buckel, und auf jeder Seite zwey Reihen Spizen, nebst einer Reihe großer, rother, runder, etwas erhabener Flecken. Die runden, neßförmigen Augen liegen an den Seiten des Kopfes, dicht am Brustschilde in einer Höhlung, deren Ränder mit drey Spizen besetzt sind. Unter jedem Auge liegt noch ein anderer runder Theil, die oft für Augen gehalten worden, aber es nicht sind; richtiger hält man sie für die Fühlhörner; sie haben ein rundes Köpfchen, wie ein Hemdenknopf, dessen Ober-

fläche

Fläche chagriniert ist; es ruhet auf einem kurzen eingliedrigen, walzenförmigen Stängel; gerade auf dem Mittelpuncte steht ein schwarzes, feines Härchen. Zwischen diesem Fühlhorne und dem Auge sitzt noch ein anderes Wäzchen mit einer glänzenden Oberfläche. Der Saugrüssel ist gebogen, und schließt an der Brust an. Die Oberflügel sind gelb, auch wohl olivensfarbig, mit braunen Sprenkeln; auch stehen hier und da weiße, schimmelähnliche Puncte. Die Unterflügel sind durchsichtig, gelblich, röthlichbraungesprenkelt; an der Spitze steht ein großes Pfauenauge mit einem lebhaft rothen Kerne. Die Füße sind nur zum Schreiten, aber schwerlich zum Springen, eingerichtet. In Brasilien nennt man dieses Insect Coucouyou, und man braucht es in den Zimmern, an statt eines Lichtes; die Weiber arbeiten dabei; die Männer binden es an einen Stock oder an die Füße, wenn sie des Nachts zu gehen oder zu reisen haben, oder auch bei der Kaninchen-Jagd.

Siehe auch *Acudia*, im I Th. S. 393.

Die übrigen Arten Latern-Träger, die man meistens in Amerika und Asia antrifft, (wovon zwei seltene Arten aus Surinam Hr. D. Lindenbergs im 13 St. des Naturforschers, Halle, 1779, gr. 8. S. 19, fgg. mit Abbildungen beschrieben hat,) sind nicht so groß, als die jetzt beschriebene Art, von der sie sich auch theils durch die Farbe, theils durch die Gestalt der Laterne, unterscheiden.

Der chinesische Latern-Träger, *Fulgora candalaria* Linn., hat eine rüßelförmige, vorn etwas in die Höhe gekrümmte Laterne, welche von gelbbrauner Farbe und nicht so durchsichtig ist, wie bei dem großen amerikanischen Latern-Träger. Der Körper ist größten Theils rothbraun, und mit schwarzbraunen Flecken gezeichnet. Die Oberflügel sind schön grün, und mit gelben, auch weißen Flecken geziert. Die

Die Unterflügel haben eine pomeranzengelbe Farbe, und an der Spitze eine breite, ganz schwarze Einsenkung, welche gegen den Leib zu immer schmaler wird.

Der europäische Latern-Träger, *Fulgora europaea* Linn., der aber nur in etlichen südlichen Provinzen von Europa (unter andern auch bei Halle und Leipzig häufig) gefunden wird, ist ungefähr 5 Lin. lang, und hat eine kegelförmige Laterne, einen grünen Körper, rothe Füße und grünliche Flügel, welche wie grünes Glas aussehen.

Laternen-Versorger, Laternen-Wärter; siehe Laternen-Anzünder.

Latham, in England; von der mineralischen Quelle daselbst, siehe im LIX Th., S. 385.

Latharina, siehe Kornähren-Fisch, im XLIV Th. S. 749, fgg.

Lathra, *Lathraea squamaria* Linn.; s. Schuppen-Wurzel.

Lathyrus, *Euphorbia Lathyrus* Linn. Springkraut, Purgierkörner; s. Th. XI, S. 693.

Lathyros, *Lathyrus*; siehe das Folgende.

Lathyrus, (dieser Name wird fast durchgehends auch im Deutschen beibehalten,) *Lathyros*, *Lathyrus*, Platt-Erbse; Engl. Chickling-Vetch, eine Gattung hülsentragender Gewächse, mit platten, den Erbsen übrigens ähnlichen Samen. Die schmetterlingsförmige Blume zeigt einen glockenförmigen Kelch mit fünf spitzigen Einschnitten, davon der unterste der längste ist, und die beiden obersten die kürzesten sind. Das Helmblättchen ist groß, herzförmig, am Rande rückwärts und mit dem obern Theile unter einem geraden Winkel aufwärts gebogen; die beiden Flügel sind kurz, länglich, stumpf und mondformig; das Kielblättchen ist, der Größe nach, den Flügeln ähnlich und halbmondformig. Neun Staubfäden sind verwachsen; der zehnte steht einzeln. Der platt-

gedrückte, längliche Fruchtklein verlängert sich in den platten, aufwärts gebogenen, oberwärts breiten und am Ende spitzigen Griffel, welcher von der Mitte bis zum Ende mit Haaren besetzt ist, welche gleichsam den Staubweg vorstellen. Die lange, walzenförmige oder platte, spitzig zulaufende Hülse öffnet sich mit zwey Klappen, und enthält viele walzen- oder kugelförmige, glatte, oder eckige Samen. Linné und die mehresten neuern Schriftsteller, haben vier Gattungen des Tournefort in dieser einzigen vereinigt; und da der Unterschied derselben nicht von der Blume und Frucht, sondern nur von den Blättern entlehnt ist, muß ich denselben billig beppflichten, und alle hier zugleich anführen; erinnere aber noch, daß die Gattungs-Kennzeichen der Erbsen, Pisum, (s. Th. XI, S. 171, 199.) von dem Lathyro wenig unterschieden seyn, und der Haupt-Unterschied in dem Staubwege bestehe, welcher bey den Erbsen auf dem obern Winkel des dreyeckigen Griffels, als eine haarichte Befestigung erscheint. Linné führt 21 Arten an, und bringt diese in 3 Abtheilungen, nach dem der Blumenstiel entweder einzelne, oder zwey und mehrere Blumen trägt. Alle Arten haben schwache ästige Stängel, und die mehresten verlangen eine Stütze, um sich daran mit ihren Gabelchen in die Höhe zu ziehen. Einige sind zur Verzierung der Lust-Gärten vorzüglich schicklich.

a) Arten des Lathyrus mit einzelnen Blumen.

1. Der blattlose Lathyrus, mit herzförmigen Blattansätzen; Acker-Platterbse; *Aphaca Tourn.* *Lathyrus cirrhos aphyllis Royen.* *Lathyrus luteus annuus, foliis convolvuli minoris Moris.* *Lathyrus Aphaca, pedunculis unisporis, cirrhos aphyllis, stipulis sagittato-cordatis Linn.* *Lathyrus aphyllus, stipulis sagittatis latissimis Hall.* *Aphaca, or yellow Vetchling Hanb.* wächst in England, Frankreich,

reich, Italien, in der Schweiz, und in Deutschland, unter dem Getreide wild. Die Wurzel ist jährig. Die Blattansätze sind groß, breit, pfeil- oder herzförmig, die Gabelchen aber gemeiniglich nackend, doch zuweilen mit einigen lanzettförmigen Blättchen, wie bey den übrigen Arten, besetzt. Die kleinen gelben Blumen erscheinen im Jun. und Jul., und der Blumenstiel verlängert sich in ein dünnes Fädchen. Die Hülse sind kurz, und enthalten 2 oder 3 runde Samen.

2. Der einfachblättrige oder gabellose Lathyrus, Nissolische, oder Karminrothe Platterbse; *Lathyrus angustifolius erectus folio singulari Nissole;* *Lath. angustifolius erectus, folio singulari, sine capreolis Nissoli Magnol.* *Lath. annuus angustifolius, folio integro Rehus.* *Lath. sylvestris minor C. B.* *Lath. foliis solitariis lentiformibus Royen.* *Lathyrus Nissolia, pedunculis unisporis, foliis simplicibus, stipulis subulatis Linn.* *Lathyrus foliis solitariis cirrho destitutis, s. Lath. pedunculis unisporis, foliis gramineis, stipulis minimis Hall.* *Crimson Grass-Vetch Hanb.* wächst in England, Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland, auf den Wiesen unter dem Grase. Bey uns ist die Wurzel jährig. Der beynahe 1 Sch. hoch wachsende Stängel ist zwar schwach, doch erhält er sich von selbst aufgerichtet. Die Blattansätze sind ganz klein und pfriemförmig. Die Blätter selbst sind einfach, schmahl und grasartig; die Gabelchen fehlen ganz, und an statt der Blattansätze sieht man nur kleine Borsten. Die glänzend- oder karmin-rothen Blumen zeigen sich im May und Jun. meistens einzeln, und selten zu zwey, auf zarten Stielen, nach dem obern Theile des Stängels zu.

3. Der zweyblättrige Lathyrus, mit einfachen Gabelchen; syrische Platterbse; *Lathyrus*

αυτομαγνος supra et infra terram siliquas gerens *Morif.* Lathyrus pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, radicibus etiam sub terra fructificantibus *Royen.* Lathyrus amphicarpos, pedunculis vnifloris calyce longioribus, cirrhis diphyllis simplicissimis *Linn.* Syrian Chickling-Vetch *Hamb.* Diese jährige Pflanze wächst in Syrien. Der Stängel liegt auf der Erde. Zwen Blätter sitzen auf dem gemeinsamen Stiele, und dieser verlängert sich in ein einfaches Gabelchen. Die Blumen sind blaß purpurroth, nach deren Verblühen die Hülsen in die Erde gehen, und der Same unter der Erde reif wird. Die Blumenstiele sind länger als der Kelch, und einblumig.

4. Der zweyblättrige Lathyrus, mit gefurchter Hülse, purpurrothe Platterbse; Lathyrus sativus, flore purpureo *C. B.* Lath. flore rubro *J. B.* Lath. flore purpureo *J. Camer.* Lathyrus Cicera, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, leguminibus ouatis compressis, dorso canaliculatis *Linn.* Lathyrus pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliis lanceolato-linearibus, internodiis membranaceis *Sauv.* Lathyrus foliis lanceolatis, stipulis latissimis, scapis breuibus vnifloris, siliquis breuissime alatis *Hall.* Cultivated Chickling-Vetch *Hamb.* Die jährige Pflanze wächst in Spanien und Italien, und kommt mit der vorhergehenden und nachfolgenden in den meisten Stücken überein. Der Blattstiel ist seitwärts nicht häutig, oder geflügelt; die Blattansätze sind breit, und die beyden Blättchen lanzettförmig, die Blumen roth, die Hülsen oval, zusammengeedrückt, nicht merklich geflügelt, sondern auf dem Rücken nur mit einer Furche durchzogen, oder rinnenartig ausgehöhlt.

5. Der zweyblättrige Lathyrus, mit doppelt geflügelter Hülse, zahme Platterbse, deutsche

sche Kichern; Lathyrus alter, flore albo *J. Camer.* Lathyrus anguloso semine *J. B.* Lathyrus Cicercula *Dod.* Lath. annuus flore coerulesco, ochri siliqua *Herm.* Lath. sativus, flore fructuque albo *Dalech.* Lath. sativus minor, semine anguloso *Morif.* Lath. siliqua latiori *Rivin.* Lath. sylvestris, flore vario ex albo & coccineo *Raf.* Lathyrus sativus, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis tetraphyllisque, leguminibus ouatis compressis dorso bimarginatis *Linn.* Lathyrus foliis binatis gramineis, petiolis vnifloris, siliqua latissima superne alata, f. Lath. foliis geminis gramineis, stipulis folii latitudine, petiolis vnifloris, siliquis alatis *Hall.* Sweet Vetch *Hamb.* wächst auch in Spanien, Frankreich, Italien, der Schweiz ic. und ist gleichfalls jährig. Der Stängel wird ungefähr 2 F. lang, und ist gestiedert; die Gabelchen sind gemeiniglich ungetheilt. Der gemeinschaftliche Stiel trägt 2, selten 4, schmale grasartige Blätter; die Blätteransätze sind so breit, als die Blättchen selbst, auf und unterwärts abgetheilt. Die blauen, oder weißen, oder aus beyden Farben gemischten Blumen zeigen sich im Jun. und Jul., und bisweilen Blumen von zwey Farben auf Einer Pflanze. Die Hülsen sind eyrund, platt gedrückt, und auf dem Rücken mit zwey scharfen Rändern versehen. In Thüringen pflegt man sie unter dem Nahmen Kichern anzusäen und auf dem Felde zu erbauen. Aus den mehlichten Samen pflegt man Brey zu kochen, auch in der Theurung Brod daraus zu backen. Nach den Erfahrungen des Düvernoi erregt der häufige Gebrauch der Samen eine Steifigkeit in den Gelenken der Füße mit einem Hinken; und Hr. D. Hirzel bemerkte auf den Genuß derselben, als Brod, bey einer ganzen Familie Lähmung der Knie (*).

21 3

Von

(*) Lettre à Mr. Hirzel, sur le bled et le pain, par Mr. Tissot. à Lausanne, 1779, 8. 5 B.

Von den Richern, oder Richer-Erbfen, *Cicer arietinum* foliis serratis *Linn.*, als einer eigenen Gattung von Hülsen-Frucht, habe ich im XXXVII Th. S. 237 — 250, gehandelt.

6. Der unansehnliche *Lathyrus*, *Lathyrus orientalis*, flore vix conspicuo *Boerh.* *Lathyrus inconspicuus*, pedunculis vnifloris, calyce brevioribus, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis *Linn.* Dieses kleine, kaum 1 Schuh hohe, Sommer-Ge- wächs ist im Orient zu Hause. Die Stängel haben 3 stumpfe Ecken. Die Blattansätze sind pfriem- oder lanzettförmig, und haben hinten einen spitzigen Zahn. Die Blattstiele sind sehr kurz, die untern endigen sich in eine pfriemförmige sehr kurze Borste, die obern aber in eine fadenförmige Gabel. Die zwey Blatt- lein sind scharf zugespitzt, und auf ihrer untern Fläche gestreift. Der Blumenkelch ist sehr klein, und kür- zer als die Blattansätze, und sitzt auf einem kaum sichtbaren Stiele in den Winkeln der Blattstiele. Die Blumenkrone ist blaß, und kaum länger als der Blu- menkelch. Die Hülse ist fast so lang als die Blätter, aber breiter, glatt und senkrecht.

7. Der *Lathyrus* mit Borstenblättern, *Lathyrus angustissimo* s. *capillaceo folio*, s. *Lath. syl- vestris maior*, angustissimo folio *C. B.* *Lath. folio tenuiore*, floribus rubris *J. B.* *Lath. angustifolius leptomacrobolus*, semine rotundo, flore rubello *Mor-*

Lingnet und Tissot über das Getraid und Brod, aus dem Franzöf. nebst der Geschichte einer giftigen Art Erbsen, von dem Uebersetzer (Hrn. Hirzel.) Zürich, 1780, 8. Die giftige Erbsen, wovon Hirzel hier handelt, ist *Lathyrus sativus*, deren Genuß schon oft für gefährlich erklärt ist; hier ist auch die Abbildung aus den Fuchs- ischen Holzschnitten beigelegt. S. Beckmann phys. oekon. Biblioth. II B. I St. S. 125, und Dessen Grundsätze der deutschen Landwirthsch. (Göt. 1783, 8.) S. 239.

ris. *Lath. angustifolius ficulus*, filiquis hirsutis, flore purpureo caeruleo *Herm.* *Lath. angustissimo folio*, semine rotundo *Tourn.* *Lathyrus baldi Ri- vin.* *Lath. foliis angustis*, floribus singularibus coc- cineis *Seguier.* *Lath. pedunculis vnifloris*, cirrhis diphyllis, foliolis linearibus, stipulis subulatis, cauli- bus nudis *Sauvag.* *Lathyrus setifolius*, peduncu- lis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliolis setaceo-linea- ribus *Linn.* wächst bey Montpellier und in Italien, vorzüglich aber auf dem Balbus-Berge wild. Die jährige Wurzel treibt ziemlich einzelne Stängel, wel- che kaum über 8 Zoll hoch werden. Die Blätter ha- ben fast keine Adern, aber Ansätze mit Ohren. Der Blattstiel ist 3 Mal länger, als der Blattansatz. Die Blumen sind glänzend-purpurroth. Die Hülse ist eyrund und aufgeschwollen.

8. Der eckige *Lathyrus*, *Lathyrus angustissi- mo folio*, semine anguloso *Tourn.* *Lath. angusti- folius leptolobus*, semine hexaedro, flore caeruleo *Morif.* *Lath. flore coccineo Rivin.* *Lath. folio tenuiore*, floribus rubris *Buxb.* *Lath. pedunculis vnifloris*, cirrhis diphyllis, foliolis capillaceis *Sau- vag.* *Lath. pedunculis vnifloris cirrhosis*, foliolis linearibus, seminibus angularis *Dalibard.* *Lathyrus angulatus*, pedunculis vnifloris aristatis, cirrhis diphyllis simplicissimis, foliolis linearibus *Linn.* *Lathyrus foliis binatis gramineis*, petiolis vnifloris, filiqua nuda, s. *Lath. foliis gramineis*, petiolis vni- floris setigeris, filiquis longis erectis *Hall.* wächst in der Schweiz, in Frankreich, in Spanien und in dem Morgenlande, wild. Die jährige Wurzel treibt viele Stängel. Die Blattlein haben viele Rippen. Die Blattansätze sind lanzettförmig. Der Blattstiel ist kaum länger, als der Blattansatz. Die Blumen sind blauroth. Die Hülse ist länglich und zusammen- gedrückt.

9. Der gegliederte Lathyrus, *Lathyrus angustissimus folio, americanus, variegatus C. B.* Lath. peregrinus, e caeruleo purpurascens flore & suaviter rubescens *Besl.* Lath. vicioides, floris vexillo phoeniceo, foliis labialibus subalbescens, siliquis orobi *Morif.* Lathyrus articulatus, pedunculis subunifloris, cirrhis polyphyllis, foliolis alternis *Linn.* Lathyrus hispanicus *Mill.* wächst in Spanien und bey Montpellier wild. Die Wurzel ist jährig. Der Stängel steigt bis 3 Schuh hoch. Die Blumen haben ein rothes Fähnchen, und weiße Flügelblätter und Schiffchen. Die Blumen stehen einzeln, öfters auch zu zwey, auf ihren Stielen, und zeigen sich im Jun. und Julius.

b) Mit zweyblumigen Stielen.

10. Der zweyblättrige wohlriechende Lathyrus, wohlriechende Platterbse, spanische Wicke; *Lathyrus siculus Rupp.* Lath. distoplatyphyllos hirsutus mollis, magno et peramoeno flore *Cupani.* Lath. siculus, flore odorato magno *Herm.* Lathyrus odoratus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ovato-oblongis, leguminibus hirsutis *Linn.* Sweet-scented Pea *Hamb.* wächst in Sicilien und Ceylon. Die Wurzel ist jährig. Der Stängel ist kletternd, und erhebt sich an einer Unterstützung 3 bis 4 Fuß hoch. Jedes Blatt besteht aus zwey großen länglichen, spitzigen Blättchen. Die platten Samenhüllen sind rauch und steifborstig. Die Blumenblätter sind von unterschiedener Farbe; vornehmlich giebt es dreyerley Sorten: a) Mit purpurrothen Blumen; die Fahne purpurroth, Schiffchen und Flügel hellblau. b) Mit weiß und rosenrothen Blumen, welche die gemahlte Frauen-Erbse, Engl. painted Lady Sweet Pea, genannt wird; die Fahne neifenfarbig, das Schiffchen weiß, die Flügel blaß

bläsröthlich. c) Mit ganz weißen Blumen, Lathyrus aegyptiacus *Buck.* Sie lassen sich alle drey gewöhnlich unverändert fortpflanzen; die weiße Sorte ist am wenigsten gemein, wird aber auch am wenigsten geachtet. Vermittelt wiederhöhlter Aussaaten kann man sie vom May oder Jun. bis in den Oct. in der Flor haben. Ein Mehreres von ihrer Cultur, wird weiter unten vorkommen. Die Blumen haben einen starken bisam-ähnlichen, manchen Personen widrigen Geruch.

11. Der zweyblättrige gelbe Lathyrus mit getheilten Blattansätzen, gelbe breitblättrige Platterbse; *Lathyrus luteus J. B.* Lath. hispanicus, flore luteo *Herm.* Lath. luteus latifolius *Magnol.* Lathyrus annuus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ensiformibus, leguminibus glabris, stipulis bipartitis *Linn.* Yellow broad-leaved Chickling-Vetch *Hamb.* Diese jährige Art wächst in Spanien, in Sibirien und bey Montpellier, wild. Der geflügelte, oder mit von einem Gelenke zum andern laufenden Häuten versehene Stängel, steigt 5 bis 6 F. hoch. Die Gabeln sind zweyblättrig, die Blättchen schwertförmig, die Blattansätze gespalten. Die blaßgelben Blumen stehen, zu zwey, auf langen Stielen. Die Samenhüllen sind lang und glatt.

12. Der zweyblättrige scharlachrothe Lathyrus mit mondförmigen Blattansätzen, tangierische Platterbse, in England fälschlich scharlachrothe Lupine oder Wolfs-Bohne genannt; *Lathyrus tingitanus, siliquis orobi, flore amplo ruberimo Morif.* Lathyrus tingitanus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis alternis lanceolatis glabris, stipulis lunatis *Linn.* Tangier Chickling-Vetch, called Scarlet Lupine *Hamb.* Dieses Sommer-Gewächs wächst in Mauritanien. Der Stän-

gel steigt an einer Unterstüßung 4 bis 5 F. hoch. Die Blattansätze sind mondförmig, und die beyden glatten lanzettförmigen Blättchen stehen wechselweise an dem Stiele, welcher sich, wie bey den übrigen, in das Gabelchen verlängert. Die hochrothen Blumen stehen auf kurzen Stielen. Die Hülsen sind lang, gegliedert. Der Same ist groß. Der Unterhalt: ung dieser Art in Gärten, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

13. Der vielblättrige Lathyrus mit ausgezackten Blattansätzen, Säbner-Wicke, mauritanische Platterbse; *Lathyrus vicioides*, vexillo rubro, petalis rostrum ambientibus caeruleis *Morif.* *Lathyrus viscosi* nomine missus *Herm.* *Lathyrus Clymenum*, pedunculis bifloris, cirrhis polyphyllis, stipulis dentatis *Linn.* wächst in Mauritanien und in dem Morgenlande wild. Die Blattansätze sind gezähnt; viele Blättchen sitzen an dem gemeinschaftlichen gabelförmigen Stiele; das Fähnchen der Blumenkrone ist roth, die Seitenblättchen aber sind roth. Die mehlichten Samen kann man zu Brey, und zur Zeit der Theurung zum Brodbacken gebrauchen.

c) Mit vielblumigen Stielen.

14. Der zweyblättrige, rauchhülfige Lathyrus mit rauhen Samen, die zottige Platterbse, *Lathyrus angustifolius*, siliqua hirsuta *C. B.* *Lath.* siliqua hirsuta, flore caeruleo et violaceo *J. B.* *Lath. sativus angustifolius Dalech.* *Lathyrus hirsutus*, pedunculis subtrifloris, cirrhis diphyllis, foliis lanceolatis, leguminibus hirsutis, seminibus scabris *Linn.* *Lathyrus foliis binatis elliptico-lanceolatis*, petiolis bifloris, siliquis hirsutissimis *Hall.* Hairy-podded Vetch *Hamb.* wächst in England, Frankreich und Deutschland, unter dem Getreide. Bey uns ist die Wurzel jährig. Der schwache, ge-

flügelte

flügelte Stängel steigt ungefähr 2 F. hoch. Die Blattansätze sind ganz, auf- und unterwärts gerichtet; die Gabelchen ästig; die beyden Blättchen lanzettförmig; jeder Blumenstiel trägt gemeiniglich 3, auch zuweilen nur 2, oder auch nur Eine purpurfarbige Blume, deren Fähnchen mit einer gelben Linie getheilt ist. Die Samenhülse ist haarig, der Same aber ganz rauh und scharf anzufühlen.

15. Der zweyblättrige Lathyrus mit knolliger Wurzel, knollige Platterbse, Erd-Nuß; siehe im XI Th. S. 293 — 297.

16. Der zweyblättrige gelbe Lathyrus mit ungetheilten Gabelchen, Wiesen-Platterbse, gelbe Sonig- oder Vogel-Wicke, Zaun-Wicke, Wiesen-Richer, *Lathyrus sylvestris luteus*, foliis viciae *C. B.* *Lath. luteus sylvestris dumetorum J. B.* *Lath. pratensis Rivin.* *Lath. sylvestris, floribus luteis Thal.* *Lath. sylvestris & dumetorum, flore luteo Morif.* *Lathyrus pratensis*, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis simplicissimis, foliolis lanceolatis *Linn.* *Lathyrus foliis binatis acutis, capreolo non ramoso, f. Lathyrus scapis multifloris, foliis lanceolatis, capreolis simplicibus Hall.* Common yellow Vetchling, or everlasting Tare *Hamb.* Diese in der kriechenden Wurzel fortdauernde Art wächst in ganz Europa, auf mancherley Grunde, auf Wiesen, Feldern, um Wälder und in Hecken, und blüht häufig im Sommer. Die schwachen viereckigen Stängel treiben bis 6 F. hoch; die Blattansätze sind groß, völlig ganz, und spantonförmig; die beyden Blättchen sind lanzettförmig, und die Gabelchen gemeiniglich einfach, ohne Zweige, doch zuweilen in kleinere gespalten. Alle Kelcheinschnitte endigen sich gleichsam mit einer Granne; der unterste ist der längste und schmälste. Die glänzend-gelben, wohlriechenden Blumen zeigen sich vom May bis in den August.

Die

Die Blumenstiele sind viereckig. Die Blumen werden von den Bienen häufig besucht.

So schön auch diese Pflanze blüht, so pflegt sie doch selten in Gärten aufgenommen zu werden, weil sie nicht nur unter Hecken und Büschen sehr häufig anzutreffen ist, sondern sich auch, wegen ihrer sehr weit auslaufenden und tief eindringenden Wurzeln, sehr schwer wieder ausrotten läßt. Das ganze Kraut mit seinem Stiele ist so beschaffen, daß das Vieh alles genießen kann. Alle Arten von Vieh fressen es überaus gern, und es giebt auch, wie die übrigen Lathyrus-Arten und Wicken, sowohl grün als durre, ein gesundes Futter für dasselbe ab. Der Same reiset etwas spät; daher geschieht es, daß dieses Gewächs doch nicht recht häufig gefunden wird; denn da der Same unreif abgehauen wird, kann es sich nicht selbst ausäen. Es muß daher ein guter Haus- und Land-Wirth den Samen dieses schönen Gewächses zur Reife kommen lassen, und denselben auf trocknen Wiesen, im Frühlinge, entweder in die frischen Maulwurf-Hügel, oder in die nach vorhergegangenem Thauwetter lockere Erde, einen halben Finger tief, stecken.

17. Der schmale zweyblättrige Lathyrus mit geflügelten Stängeln, wilde Erve, wilde Platterbse, Wald-Richer, Lathyrus sylvestris maior C. B. Lath. maior, flore rubente & albido minor, dumetorum siue germanicus J. B. Lath. sylvaticus Rivin. Lath. sylvestris Besl. Lath. sylvestris angustifolius J. Camer. Clus. Lath. angustifolius alter Tourn. Lathyrus sylvestris, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ensiformibus, internodiis membranaceis Linn. Lathyrus caule alato, foliis geminis ensiformibus, f. Lathyrus foliis binatis elliptico-lanceolatis, floribus racemosis Hall. Narrow-leaved everlasting Pea Humb. wächst

wächst in ganz Europa um Wälder, Hügel und Weinberge, an leimigen, trocknen Orten, unter Hecken und Dornsträuchern, und geht mit seiner dauernden Wurzel sehr tief. Der geflügelte Stängel verbreitet sich in viele aufsteigende Zweige. Die Blätter sind schmahl und lanzettförmig; die Gabelchen ästig; die Blattansätze klein, schmahl und spitzig; die Blumen röthlich purpurroth, die Flügel aber und das Schiffchen heller von Farbe, und bey einigen Abänderungen weiß; im Jul. Aug. und September. Der Same wird im Sept. und Oct. reif. Dieser Lathyrus soll den Schafen schädlich seyn; auch die Bienen achten ihn weniger, als andere Arten. Diese Art unterscheidet sich von der folgenden vorzüglich durch die wenigen und kleinen Blumen, und schmählern Blätter. Sie würde gewiß sehr geachtet werden, wenn nicht die folgende vorhanden wäre, welche einen großen Vorzug vor ihr hat. Da die Stängel 8 und mehr Fuß hoch steigen, so taugt sie sehr gut zu Laubhütten. Wenn man sie in die Gärten aufnimmt, so pflegt man ihr in der Nähe eines Strauches oder Baumes eine Stelle zu geben, an welchen sie hinauf klettern kann, und über welche sie sich empor hebt, und mit ihren gut aussehenden Blumen ein ziemlich gutes Aussehen macht. Scheuchzer rechnet sie, wie die beyden vorhergehenden, No. 15 und 16, unter die eßbaren Hülsen-Früchte.

18. Der breite zweyblättrige Lathyrus mit geflügelten Stängeln, große breitblättrige wilde Platterbse, Bouquet- oder Winter-Wicke, in England immerwährende Erbse genannt, Lathyrus maior latifolius, flore purpureo speciosior J. B. Lath. sylvestris latifolius J. Camer. Lath. sylvestris maior f. purpureus Thal. Lath. latifolius Lob. Lath. maior latifolius Raj. Lath. Narbonensis Rivin. Lath. Narbonensis, latiore folio Besl. Lathyrus

thyrus latifolius, pedunculis multifloris, cirrhis diphylis, foliolis lanceolatis, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caulibus alatis, foliis ovato-lanceolatis rigidis, scapis multifloris *Hall.* Broad-leaved everlasting Pea *Hamb.* wächst in ganz Europa, in Hecken, an Zäunen, und unter dem Getreide. Die dauernde Wurzel geht sehr tief in die Erde, und treibt viele dicke, ästige, 6 bis 8 F. hoch steigende, gestügelte Stängel. Die Blattansätze sind eysförmig zugespitzt; die beyden Blättchen groß, breit, lang und stumpf, die obern aber schmaht und lanzettförmig. Die Blumen sind zahlreich, auf langen, vielblumigen Stielen, groß, röthlich oder purpurroth, wohlriechend, blühen sehr reichlich vom Jun. bis in den Oct., und bisweilen bis in den November, und geben eine Menge Samen; sie scheinen aber den Bienen nicht sonderlich angenehm zu seyn. Von der Cultur dieser Art in Gärten, werde ich hernach sprechen.

19. Der Lathyrus mit verschiedenen Blättern, die westgothische oder narbonnische Platterbse, Lathyrus maior sylvestris alter *C. B.* Lath. maior Narbonensis angustifolius, f. Lath. sylvestris maior angustifolius *J. B.* Lathyrus angustifolius *Park.* Lath. pedunculis multifloris, cirrhis diphylis, foliolis gramineis trinerviis, internodiis membranaceis *Sauvag.* Lathyrus heterophyllus, pedunculis multifloris, cirrhis diphylis tetraphyllisque, foliolis lanceolatis, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caulibus alatis, foliis binis et quaternis lanceolatis, scapis multifloris *Hall.* Narbonne Chickling-Verch *Hamb.* wächst in Europa, am Fuße der Gebirge. Die bleibende kriechende Wurzel treibt viele Stängel, welche bis 6 F. hoch steigen, und zwischen den Gelenken mit einer Haut versehen sind. Die Gabeln sind zwey- und vierblättrig; die Blättchen lanzettförmig. Die kleinen Blumen zeigen sich im Jun.

Jun. und Jul., haben blasse Fäbñchen, und blaue Seitenblättchen und Schiffchen. Der Same wird im Herbst reif.

20. Der vielblättrige Lathyrus mit lanzettförmigen Blattansätzen, die Sumpf-Platterbse, Bruch-Wicke, Wasser-Wicke, Lathyrus peregrinus, foliis viciae, flore subcaeruleo, pallideve purascente *C. B.* Lath. palustris, flore orobinemorensis verni *Rupp.* Lathyrus palustris, pedunculis multifloris, cirrhis polyphyllis, stipulis lanceolatis *Linn.* Lathyrus foliis senis, floribus racemosis *Hall.* Marsh-Chickling-Verch *Hamb.* wächst im nördlichen Europa, auf sumpfigen Wiesen wild. Die dauernde Wurzel treibt schwache, aber aufgerichtete, ungefähr 2 F. hohe, gestügelte Stängel. Gemeinlich besteht jedes Blatt aus 6 lanzettförmigen und gleichsam mit einer Granne geendigten Blättchen, nach Art der gefiederten; das Gabelchen ist ästig. Im Sommer erscheinen die wohlriechenden, purpurfarbenen oder blaurothen Blumen, welche den Bienen sehr angenehm sind. Bey dem kleinen Kelche sind die 3 obern Einschnitte dreyeckig und kurz, die beyden untern länger.

21. Der erbsenartige oder sibirische Lathyrus, Lathyrus pisiformis, pedunculis multifloris, cirrhis polyphyllis, stipulis ovatis, basi acutis *Linn.* Lathyrus pedunculis multifloris, foliis ovatis, stipulis maximis *Hall.* Siberian Chickling-Verch *Hamb.* kommt aus Sibirien, und wächst viele Jahre aus Einer Wurzel in zahlreiche hohe Stängel auf. Die Stängel haben eine spizige Ecke; die Gabeln haben oft 6 eyrund-längliche und spizige Blättchen; die Blattansätze sind breiter als die Blättchen, eyrund, an ihrer Grundlinie scharf zugespitzt, und kaum winkelig; die Blumenstiele sind so lang als die Blätter, und haben viele Blumen; die Blumen haben purpurroth

roth: geaderte und weißliche Flügelblättchen und Fährchen, dieses ist klein, das Schiffchen aber wie bey der Erbse; ihr Griffel hat oben nach der Länge einen Bart. Die Hülsen sind den Schoten der Garten-Erbse sehr ähnlich. Er giebt ein sehr gutes Futter. Der Same bleibt 2 Jahr in der Erde liegen, ehe er aufgeht.

Die drey Arten, No. 10, 13 und 18, (der *Lathyrus odoratus*, *tingitanus*, und *latifolius*.) verdienen als Blumen: Pflanzen in Gärten unterhalten zu werden. Die vorzüglichste unter ihnen ist zwar die dritte, weil sie perennirend ist, und lange blühet; doch blühen die beyden ersten einjährigen auch sehr verzierend, und sind vermittelt 3 oder 4 wiederholter Aussaaten den ganzen Sommer und Herbst in Flor zu haben. Sie kommen alle in jedem Boden fort, und schicken sich zur Verzierung aller und jeder Abtheilungen der Lust Gärten; müssen aber, weil sie vermittelt ihrer Gabeln an Stäben, Büschen, Bäumen u. hinauf klettern, mit einer Unterstützung versehen werden, an welcher sie sich hinaufranken können. Man pflanze sie also auf den Rabatten trippelweise umher, und setze bezweigte Reiser, dergleichen man bey der Erbse steckt, neben dieselben; sie klettern dann an denselben hinauf, und blühen den ganzen Sommer und Herbst sehr schön. Die perennirende Art macht auch an Lauben, Bäumen, Mauern u. einen sehr vortheilhaften Effect. Sie lassen sich nicht recht gut verpflanzen, und müssen also trippelweise sogleich an Ort und Stelle gesät werden, jede Art und Sorte besonders, auf jeden Trippel 5 bis 6 Samen, etwa 1 Zoll tief, und jeder Trippel, sobald die Pflanzen einige Zolle hoch sind, mit einem ihrer Höhe angemessenen bezweigten Reiser versehen, und nachher nur von Unkraut rein gehalten werden. Die eigentliche Zeit der Aussaat ist der Frühling; wenn man aber schon

im

im Herbst eine Aussaat macht, so kommen die davon entspringenden Pflanzen im folgenden Sommer früher zur Blüthe. Die Pflanzen von der perennirenden Art dauern viele Jahre, und treiben in jedem Frühlinge neue Stängel. Die einjährigen Arten aber müssen jährlich neu aus Samen gezogen werden, und zwar, um sie vom Anfange des Sommers, bis zum Ende des Herbstes, und bis der Frost der Flor Einhalt thut, in der Flor zu haben, vermittelt 3 oder 4 auf einander folgender Aussaaten, deren die erste im Nov. und Dec., oder sehr zeitig im Frühlinge, die andere im März oder April, die dritte im May u. gemacht werden kann. Die perennirende Art kann auch im Herbst, Winter und Frühlinge, verpflanzt werden; solche versetzte Pflanzen pflegen sich aber selten so gut zu arten, als unverrückt stehen gebliebene Pflanzen.

Alle einjährige Arten, als: No. 1 bis 9, und No. 11, können im Frühlinge gesät werden. Wenn man aber den Samen, oder wenigstens einen Theil desselben, schon im Herbst sät, so blühen sie im folgenden Sommer früher, und geben gewisser reifen Samen.

Die perennirenden Arten, als: No. 12, 15, 16, 17, 19, 20 und 21, lassen sich (außer No. 15, *Lathyrus tuberosus*, der sich durch seine Knollen außerordentlich stark vermehrt,) am besten aus Samen ziehen, welcher im Herbst und Frühlinge gesät werden kann, und müssen, sobald ihre Stängel in die Höhe zu gehen beginnen, mit schicklichen Unterstützungen versehen werden. No. 17, *Lathyrus sylvestris* kann, wie No. 18, *Lathyrus latifolius*, an Lauben oder Bäume gepflanzt werden, an denen er einen sehr guten Effect macht. Von den übrigen Arten sind einige wenige Pflanzen hinreichend, weil

Def. technol. Enc. LXV Th.

Mm

sie

sie hauptsächlich nur zur Vermehrung der Mannigfaltigkeit dienen.

Latier-Baum, **Stand-Baum**, in Pferde-Ställen; s. Th. LVII, S. 445.

Latiner, **Latini**, **Latium**: s. **Lateiner**, oben, S. 263.

Latione, ein chinesisches Fahrzeug mit 8 Bänken auf jeder Seite, und 6 Rudern darauf; ist ein Raub-Schiff der Gegenden in Indien.

Latium, s. **Lateiner**.

Latomia, s. **Stein-Bruch**.

Latrocinium, s. **Straßen-Raub**.

Latrare, **Latratu**; s. **Blaffen**, im V Th., S. 544.

Latschen, (mit einem langen a) ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, welches nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich ist, diejenige Art des Ganges zu bezeichnen, da man entweder aus einem Fehler an den Füßen, oder aus Nachlässigkeit, die Füße im Gehen nicht aufhebt, sondern mit denselben auf dem Boden hinstreicht. Daher man weite ausgetretene Schuhe oder Pantoffeln, welche nicht fest an den Füßen sitzen, und daher keine andere Art des Ganges verstatten, gleichfalls Latschen, im Singulari die Latsche, zu nennen pflegt. An andern Orten nennt man sie Schlarfen. Ein Latscher, welcher einen latschigen Gang hat. Figürlich, doch gleichfalls nur in den niedrigen Sprech-Arten, wird es oft für gehen überhaupt gebraucht. Auslatschen, spazieren gehen, imgl. extra gehen, zu andern Weibern gehen. Die Schuhe nider latschen, nider treten. Die Schuhe ablatschen, ablaufen, u. s. f. Im Rothwälschen wird der Hase Latschfuß genannt.

Es scheint ein Onomatopöitikon zu seyn, welches, so wie das ähnliche schlarfen, den eigenthümlichen Schall eines solchen Ganges nachahmet.

Latte,

Latte. 1. Eine Stange, doch nur noch in einigen Fällen. So werden im Forstwesen, junge schlank und gerade aufgeschossene Bäume sowohl Latten, als Stangen, genannt. Sommer-Latten, sind besonders solche junge zarte Weiden vom ersten Buchse. Ja, in einigen Gegenden pflegt man wohl ein jedes Reis, einen jungen Zweig an einem Baume, eine Lade, Latte oder Lachte zu nennen. Im Wallisischen ist Lath eine jede Stange.

2. Am häufigsten ist Latte (*), L. Cantherius, Tigillum, Tignum, Tignus; Fr. Late, oder Latte, eine lange, dünne, gemeiniglich viereckige Stange, dergleichen die z. B. sind, woraus manche Arten von Geländer verfertigt werden, insonderheit aber diejenigen, welche, der Quere nach, über die Sparren eines Daches genagelt werden, um die Dach-Steine, Schindeln, oder von Stroh oder Rohr gemachten Schöbe, womit man das Gebäude bedecken will, darauf zu befestigen.

Man hat dreyerley Arten: 1. Schob-Latten, welche aus ganzen geraden Stangen bestehen, und etwas weiter von einander, als die Ziegel-Latten, auf die Sparren gelegt werden. 2. Gerissene oder gespaltene Latten, welche aus jungen langen Fichtenstämmen gerissen oder gespalten, und bisweilen wohl sauber beschlagen werden. Beide Arten heißen
Mm 2 auch

(*) Im Niederf. gleichfalls Latte, im Dän. Lægte, im Schwed. Lackre, im Engl. Lath, im Franz. Late, oder Latte, im Finnland. Laita, im Böhm. Lat und Latka, im Pöhl. Lata, im Ital. Latta, im mittlern Lat. Lata. Es läßt sich mit fast gleichem Rechte zu mehreren Stamm-Wörtern rechnen, indem Geländer, Niederf. Land, glatt, Wendisch larki, das alte lidon, schneiden, lang und schlank, Leiste und Lige, und noch andere mehr, Anspruch darauf machen können. Da man Spuren hat, daß auch Breter in einigen Sprachen und Mund-Arten Latten genannt werden, so können auch Blatt, Platte und Laden, mit in Betrachtung kommen.

auch Wald-Latten, weil man sie gleich, wie sie aus dem Walde kommen, nur daß die Schale davon abgemacht wird, gebrauchen kann. Ein Arbeiter, welcher Latten im Walde hauet oder reißet, wird ein Latten-Zauer oder Latten-Reißer genannt. Durch dieses Lattenreißen wird viel Holz verwüster, daher man es nur an solchen Orten gestatten darf, wo das Holz zu dick steht, und man demselben, zu bessern Wachsthum Luft machen muß. 3. Geschnittene Latten, werden entweder 6 bis 9 Ellen lang, ungefähr 3 bis 4 Z. breit, und $\frac{1}{2}$ Z. dick, aus starken Latten-Klöckern oder Blöcken, auf Schneide-Mühlen, oder auch vermittelst Hand- und Lang-Sägen, durch Kreuz-Schnitte gemacht. Daher nennt man Latten-Holz nicht nur das junge Holz zu den Schob- und gerissenen Latten, sondern auch das starke Stamm-Holz, woraus Latten geschnitten werden sollen. Der gleichen Holz, muß im Januar, wenn das Holz den wenigsten Saft hat, gefällt werden, aber nicht bey vollem Saft des Holzes, weil es sonst leicht wurmfichig wird.

Im Preussischen sind Latten-Stämme die fünfte Art Bau-Holz; sie werden gespalten, und quer über die Sparren zur Befestigung des Dach-Kohres oder Strobes genagelt. 12 runde Latt-Stämme geben 1 Klafter Brenn-Holz. Ihre Länge ist 24 Fuß; die Dicke, 3 Zoll.

Die von Stangen gerissenen Latten gehören zu Gebäuden, welche mit Schilf oder Stroh gedeckt werden sollen. Diese kann ein Land-Wirth aus seinem eigenen Gehölze nehmen und zurichten, um für die geringsten Kosten ein Dach zu erhalten. Für Stroh- und Schilf-Dächer, desgleichen Weller-Dächer auf den unverbrennlichen Lehm-Häusern, sind gerissene oder gespaltene Latten gut genug; sie sind von mehrerer Dauer, als die geschnittenen, sie dürfen auch

nur

nur mit hölzernen Nägeln aufgenagelt werden, da es bey vorerwähnten Dächern auf eine so gar feine Passung nicht ankommt. Geschnittene Latten zu Ziegeldächern müssen von einem guten, geraden, geunden und kernigen Stamme, der nicht wasserroth und ästig ist, geschnitten werden. Ist der Stamm nicht gesund, oder wasserroth, so wird die Latte, wenn sie unter den Ziegeln austrocknet, morsch, biegt sich unter der Last der Ziegel, und verursacht muldige Dächer. Ueberhaupt müssen auch die Latten vor dem Gebrauche vollkommen ausgetrocknet seyn, denn sonst werfen sie sich, zumahl wenn der Stamm, aus welchem sie geschnitten sind, etwa wind- oder sonnen-schief gewachsen gewesen ist, drehen auch wohl gar die Nägel weg, und geben zu allerlei übeln Folgen Gelegenheit. Latten, die zu viel Aeste, und noch dazu lose Aeste, haben, brechen, von der Last der Ziegel, bey den losen Aesten entzwey. Die waldfantigen und krummen sollte man ganz und gar ausschließen; denn die waldfantigen sind, weil es bloß Splint ist, schon schwach, die Waldfante schwächt aber noch mehr; die krummen verhindern den guten Verband der Dach-Steine, und verursachen ein fehlerhaftes Dach. Die Berechnung der Latten bey einem Dache, findet man im VIII Th., S. 528, fgg. Die dreykantigen Hölzer, welche, mit den Sparren eines Daches parallel, unter den ordentlichen Latten eingeschlagen werden, und diese unter einem rechten Winkel durchschneiden, nennt der Zimmermann Gegen-Latten, Fr. Contre-latte. Sie verhüten, daß die Latten sich unter der Last der Ziegel oder Schiefeln nicht biegen. Eine gerissene oder gespaltene Gegen-Latte, zu Ziegeldächern, Fr. Contre-latte de fente. Eine gesägte Gegen-Latte, zu Schiefer-Dächern, Fr. Contre-latte de sciage. Der Gegen-Latter, Fr. Contre-lattoir, ist ein eisernes, mit einem gebo-

Mm 3

genen

genen Schnabel und mit einem Quer: Riegel versehenes Instrument, dessen man sich bedient, um eine Latte auf die Gegen: Latte nageln zu können. Der Schnabel wird unter die Gegen: Latte gesetzt, und diese wird durch den Quer: Riegel an die ordentliche Latte gedrückt.

Anzeige, wie zu geschnittenen Latten viel wohlfeiler, als zu gerissenen, zu kommen sey (*).

Um statt 11 Mandel zehnelliger gerissener Latten, sind 4 Schock sechsellige geschnittene nöthig. Zu diesen 4 Schock werden 48 Herren: Breter erforderlich; denn ein solches Bret giebt 5 Latten. Diese 48 Herren: Breter kosten hier auf der Stelle, das Schock zu 8 Rthlr. gerechnet 6 Rthlr. 9 Gr. 8 Pf.

Die daraus gewordene 4 Schock Latten mit dem Trenn: Hobel zu trennen, kosten an Tageslohn auf 4 Tage zwey Zimmerleuten, jedem 6 Gr. 4 Pf. 2 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf.

und also an Holz und Arbeit 8 Rthlr. 12 Gr. 4 Pf.

Dagegen wird für die erforderlichen 11 Mandel gerissener Latten, à Schock 5 Rthlr. verlangt 13 Rthlr. 18 Gr.

Fuhrlohn, solche 3 Meilen herzuholen 2 Rthlr. — Gr.

Summa 15 Rthlr. 18 Gr.

Demnach sind die mit dem Hobel getrenneten Latten um 7 Rthlr. 5 Gr. 8 Pf. wohlfeiler, als die gerissenen Latten, zu geschweigen, daß erstere leutern, da von diesen am Ende wegen der Schwäche, von jenen aber gar nichts abgeht, weit vorzuziehen, und mit den geschnittenen, weil die Riegel eben so glatt und dicht darauf liegen, von gleicher Güte sind. Mit der Säge hätten in Einem Tage nicht so viele, als mit dem Trenn: Hobel, gefertiget werden können; so wären auch, da mit der Säge nicht ein so gleicher Zug, als mit dem Hobel, gehalten werden kann, etliche Breter mehr darauf gegangen. Doch müssen

(*) In No. 30 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 271.

sen die Breter rein seyn, maßen die ästigen zu Latten nicht viel taugen, außerdem auch mit dem Hobel nicht füglich tractirt werden können. Kieferne und fichtene Breter lassen sich geschwinder trennen, als tannene.

Daher das Zeit: Wort Latten, mit Latten versehen oder belegen, im g. L. Ein Dach Latten, die Dach: Latten auf die Sparren nageln, wofür auch belatten üblich ist. Daher die Lattung und Verlattung.

Verlatten, mit Latten einschließen; ingl. mit Latten bekleiden, versehen. So auch die Verlattung.

* * *

Mit der Latte laufen, oder mit der Stange laufen, sagt man im g. L., von einem possierlich windigen Menschen, welcher seine Handlungen nicht nach der Vorschrift der Vernunft einrichtet.

Latte, (Gegen-) s. oben, S. 549, f.

— — (gerissene) s. oben, S. 547.

— — (geschnittene) s. oben, S. 548.

— — (gespaltene) s. oben, S. 547.

— — (Sebe-) s. Seb: Arm, im XXII Th., S. 559.

— — (Lachter-) s. Th. LVIII, S. 334.

— — (Lauf-) s. unter Lauf.

— — (Scheer-) s. in S.

— — (Schob-) s. oben, S. 547.

— — (Sommer-) s. im XIV Th., S. 572.

— — (Stroh-) s. in S.

— — (Wald-) s. oben, S. 548.

Latten: Fischerey, in einigen Gegenden, die Art und Weise mit der Angel zu fischen, die Angel: Fischerey oder Ruten: Fischerey, von Latte, eine Stange oder Ruthe.

Latten: Hammer, der Mäurer; s. Th. XXI, S. 336.

Latten: Hauer, s. oben, S. 548.

Latten-Holz, f. *Bois taillis*, im VI Th., S. 184, und oben, S. 548.

Latten-Nagel, oder **Latt-Nagel**, eine Art großer, fast vierzolliger eiserner Nagel, die Dach-Latten damit auf die Sparren zu nageln. Siehe **Nagel**.

Latten-Reisser, f. oben, S. 548.

Latten-Salve, in der Feuerwerkerey. Bey einem Feuerwerke auf dem Lande, pflegt man mit Latten-Salven und Kanonen-Schlägen, als mit einem Signal, den Anfang und das Ende desselben zu machen. Bey der Latten-Salve, Sig. 3948, denkt man zuerst auf die dazu nöthigen Schläge, und nimmt daher eine oder mehr acht- oder sechzehn-löthige Hülßen, würgt sie am Gewölbe dicht zu, schlägt in dieselben etwas Papier, schüttet darauf zu 4 Kaliber Pulver, stopft dasselbe, doch ohne es zu zerkrütschen, mit dem Seher fest, bringt auf dasselbe abermahl Papier hinein, würgt und bildet die Hülße hier zu, legt einen Kaliber von hier an die Schnur um die Hülße, würgt sie wieder, durchschneidet sie zwischen diesen zwey Dertern, da sie abgewürgt und zugebunden worden, füllet, wie vorher, das leere Stück, zu 4 Kaliber mit Pulver, vermacht es, schneidet beyde Enden spitzig zu, und fährt mit dieser Arbeit so lange fort, bis man die zu der Salve erfordernten Schläge fertig hat. Nach diesem lästet man aus einer tannenen Diele nach der Breite der Schläge eine Latte schneiden, von 4 zu 4 Zoll nach der Rundung der Schläge zwerch hindurch Hohlkehlen darein stoßen, die andere Seite der Latte nach der ganzen Länge genau in der Mitte mit einer Krinne versehen, und von der Mitte der kurzen Hohlkehle bis zu derselben, Löcher bohren. Endlich legt man die Schläge, nachdem man zuvor in ihre Löcher Federspulen, die mit Mehlpulver gefüllet worden, gesteckt, auf die Hohlkehlen, leimet sie darauf, versteckt die Note auf der andern Seite ganz hindurch mit

mit einem Ludel, legt an das Ende derselben ein Stück eines Branders zum Anzündn, leimt über die Note Papier und überkittet das ganze Stück. Weil die mit Mehlpulver gefüllte Spulen mit dem Ludel Gemeinschaft haben, und dieses geschwinde fort brennt, so müssen auch die Schläge gleich auf einander folgen.

J. E. Strövesandt Anweisung zur Feuerwerkerey, (Vj. 1757, 4.) S. 44.

Latten-Spieker, eine Art viereckiger spitziger Nagel mit kleinen Köpfen, zu den Fuß-Böden; vermuthlich so fern Latte ehemals auch ein Bret bedeutete. Siehe **Nagel** und **Spieker**.

Latten-Stämme, f. oben, S. 548.

Latten-Strauch, *Aegiphila Linn.* eine Pflanze, welche Jacquin auf der Insel Martinique gefunden, und zuerst beschrieben hat. Die einfachen Blätter sind gestielt, und stehen einander gegenüber; die Blumensträuße treiben sowohl aus dem Winkel der Blätter, als den Enden der Zweige, hervor. Der kleine, einblättrige Kelch ist mit 4 Zähnen besetzt; des Blumenblattes dünne, walzenförmige aufgerichtete Röhre verbreitet sich in 4 Lappen, enthält 4 Staubfäden und einen gespaltenen Griffel. Die Frucht ist eine rundliche, einfächerige Beere, und enthält 4 Samen.

Latten-Werk, ein aus Latten zusammen genageltes Werk. Besonders werden die aus schmahlen, gehobelten, und kreuzweise über einander genagelten, und, um besserer Dauer willen, mit Oehl-Farbe überstrichenen, Latten verfertigten Wände, Lauben, Portale, Bogen-Gänge, Berceaux, Lust-Häuschen, u. s. f. in den Gärten, Latten-Werk, Gitter- und Bogen-Werk, Nagel-Werk, Fr. Treillage, Treillage, genannt. Siehe im XVIII Th., S. 560, fgg. und die dazu gehörigen Fig. 960 ^a) bis 960 ^e).

Lattich, ist nicht nur die Benennung des zahmen oder Garten-Salates, welcher nach dem Lateinischen La-

Acta, auch wohl *Lactuf*, und in einigen niedersächf. Gegenden *Lätsche* genannt wird (*), sondern auch bey den meisten Schriftstellern, eine Gattung Pflanzen mit verwachsenen Staubbeuteln, und lauter fruchtbaren Zwittern. Der gemeinschaftliche Kelch ist fast walzenförmig, und aus vielen spitzigen, nach Art der Dachziegel über einander gelegten, Schuppen zusammengefügt. Alle Blümchen sind einander ähnlich, nämlich einblättrige, zungenförmige, abgestufte, vier- oder fünffach eingekerbte Zwitterblümchen, deren jedes seinen walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit zwey rückwärts gebogenen Staubwegen, hat. Auf jedes folgt ein kleiner, ensförmig zugespitzter plattgedrückter, glatter und mit einer gestielten Haarkrone besetzter Same. Diese alle sind von dem mehr zusammengezogenen und daher ensförmigen Kelche umgeben, und sitzen auf dem nackenden Blumenbette. Linné hat folgende 7 Arten.

1. *Seide-Lattich* mit blauen Blumen, *Berg-Salat*, ausdauernder blauer Salat, *Chondrilla caerulea* C. B. *Lactuca perennis*, *humilior*, *flore caerulea* Tourn. *Lactuca perennis* *purpureo-caerulea* *laciniata angustifolia* Moris. *Lactuca sylvestris* *maior*

(*) Da der Salat vorzüglich breite Blätter hat, so vermuthet Hr. Rath Adeling, daß diese breite Beschaffenheit der Blätter zu seiner Benennung Anlaß gegeben habe, und daß das Wort *Lattich* mit *latus*, *Blatt* und *platt* eines Geschlechtes sey, indem die Sylbe — *ich*, wie in *Wegerich*, *Wüsterich*, *Kehrich*, *Seilig*, u. a. m. ein Ding, ein Subject bedeutet, und die Lateiner durch Einschlebung des *Gaumen-Lautes* ihr *Lactuca* aus eben dieser Quelle haben. Allein, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit hat der Salat den lateinischen Namen *Lactuca*, (woraus das deutsche *Lattich* entstanden ist,) wohl von *Lac*, *Milch*, bekommen, denn wo ein Blatt oder Stängel vom *Lattich* abgebrochen wird, da dringt sogleich ein milchweißer Saft hervor, welcher aber gar bald eine gelbe Farbe annimmt, und am Geschmacke bitter befunden wird; Fr. *Laitue*, oder *Laictne*; Ital. *Lattuca*; Engl. *Lettice*, *Lettuce*; Böhm. *Locyka*; Holl. *Lattouwe*; Dän. *Lattge*.

ior flore caeruleo Herm. *Lactuca perennis*, *foliis linearibus dentato-pinnatis, laciniis sursum dentatis* Linn. *Lactuca foliis glabris pinnatis, caule brachiato*, s. *Lactuca foliis glaucis non spinosis pinnatis, pinnis longis, saepe dentatis* Hall. wächst in Frankreich, Deutschland und in der Schweiz, an rauhen unfruchtbaren Orten, in wüsten Fichten-Heiden und mitten in dem Heide-Kraute; hat eine ausdauernde Wurzel; und treibt einen Stängel, welcher 3 Fuß Höhe erreicht, und sich in viele, oberwärts fast nackte Zweige verbreitet. Die Blätter sind glatt, bläulich angelassen, fast durchaus von gleicher Breite, und nach Art der gefiederten in viele größere, oder kleinere, spitzige und oberwärts ausgezahnnte Lappen zerschnitten. An den blühenden Zweigen stehen ganz kleine Schuppen. Die im Jun. und Jul. sich zeigenden Blumen sind groß, meistens blau, manchmal weiß oder fleischroth, und stehen auf langen Stielen. Auch der Stiel der Haarkrone ist lang. Aus den Blumen sammeln die Bienen Stoff zu Wachs und Honig.

2. *Canadischer Lattich*, dessen Blätter zerschliffen und schwertförmig sind, fest aufsitzen, und einen scharfen und stacheligen Rücken haben, *Lactuca canadensis altissima angustifolia*, *flore pallide luteo* Tourn. *Lactuca canadensis, foliis laciniato-ensiformibus sessilibus, carina aculeatis* Linn. kommt aus Canada, und unterscheidet sich von dem zahmen *Lattich* durch seinen viel höhern Stängel, durch seine viermahl längere und schmählere Blätter, und durch seine zusammengesetzte lange Blumentraube an dem Gipfel und Stängel der Aeste.

3. *Eichenblätteriger Lattich*, glatter Salat mit Eichenblättern, *Lactuca foliis quernis* Raf. *Lactuca quercina, foliis runcinatis denticulatis acutis, subtus laevibus, caule glabro* Linn. soll von der Insel Carolina im kaltschen Meere abstammen. Die Wur-

Wurzel ist jährig und nicht beständig; nirgends zeigt sich etwas Stacheliges. Der Stängel wird ungefähr 2 F. hoch, und ist dicht mit Blättern besetzt; diese sind zart und weich, der Länge nach unter stumpfen Winkeln in ungleiche Lappen zerschnitten; öfters sieht man 3 Hauptlappen, deren jeder gleichsam ein Blatt ausmacht und in kleinere abgetheilt ist, dadurch erhält die Pflanze ein besonderes Ansehen; und da solche eben sowohl, als der zahme Lattich, zum Essen taugt, verdient sie einige Achtung.

4. Weidenblättriger Lattich, stacheliger Salat mit Weidenblättern, *Lactuca sylvestris altera*, angusto saligno folio, costa albicante *Rupp.* *Lactuca sylvestris altissima*, foliis inferioribus dentatis, superioribus acuminatis integris, f. *Lactuca sylvestris laciniata minima* nondum descripta *Raj.* *Lactuca sylvestris*, angusto laciniato folio *Magnol.* *Lactuca sylvestris annua*, costa spinosa, folio angustissimo glauco *Morif.* *Lactuca* foliis imis pinnatifidis, ceteris ensiformibus basi hastatis, inferioribus dentatis *Sauvag.* *Lactuca* foliis radicalibus linearibus dentato-pinnatis, laciniis sursum dentatis, caulinis alato-lanceolatis, floralibus linearibus sessilibus *Guett.* *Lactuca saligna*, foliis hastato-linearibus sessilibus, carina aculeatis *Linn.* *Lactuca* foliis glaucis perangustis ad terram rariter dentatis, ad caulem linearibus, f. *Lactuca* foliis imis semipinnatis, superioribus amplexicaulibus hamatis nervis spinosis *Hall.* In der Hallerischen Ausgabe von *Rupp.* Flora Jenensi, findet man hiervon eine schöne Abbildung. Sonst ist diese jährige Pflanze in Deutschland selten. Sie ist fast durchaus bläulich angelassen oder eisengrau, der Stängel aber und dessen Zweige, auch die Blattrippe, sind weißlich. Der Stängel ist ungefähr 2 F. hoch, und von unten bis oben mit Zweigen und Blättern besetzt. Die untern Blätter sind, der

Länge

Länge nach und fast bis zur Hälfte, wechselweise in Lappen zerschnitten, und der Nerv entweder durchaus oder nur am untern Theile mit Stacheln besetzt, zuweilen fehlen diese ganz. Die obern Blätter umgeben den Stängel und die Zweige mit ihren vorragenden Lappen, und sind daher spontonförmig, völlig ganz und spitzig. Bei diesen ist der Nerv gleichfalls stachelig. Die Blumen sind ährenweise gesteuert, klein und blaß, und zeigen sich im Herbst.

5. Acker- oder Feld-Lattich, stacheliger oder wilder Lattich, Acker-Salat, Feld-Salat, wilder Salat, Schafmäuler, im Nieders. Feldkropp, *Lactuca sylvestris*, costa spinosa *C. B.* *Lactuca sylvestris*, f. *Endivia multis dicta*, folio runcinato dorso spinoso *J. B.* *Lactuca sylvestris prior* *Trag.* *Lactuca agrestis* *Cord.* *Lactuca sylvestris scariola* *Caesalp.* *Lactuca sylvestris laciniata* *Morif.* *Lactuca sylvestris vera* *Dalechamp.* *Lactuca Scariola*, foliis verticalibus, carina aculeatis *Linn.* *Lactuca* foliis semipinnatis, costa spinosa, f. *Lactuca* foliis semipinnatis, nervo spinoso *Hall.* wächst im mittägigen Europa und in der Schweiz, und ist jährig. Der Stängel erreicht über 3 F. Höhe, ist stachelig, und in viele Zweige verbreitet. Die Blätter umfassen diese, haben hinterwärts vorragende Lappen, sind, nach Art der gefiederten, bis zur Hälfte in ausgezahnnte Lappen getheilt, und ihr weißer Nerv ist hinterwärts mit Stacheln besetzt. Die obersten Blätter sind lanzettförmig. Der oberste Theil der Zweige und der Kelch sind fleberig anzufühlen, und die Blümchen blaßgelb, auswendig bräunlich. Man findet eine Varietät mit rothgefleckten Blättern. Die Pflanze enthält vielen milchweißen und bitteren Saft, welcher beim Austrocknen röthlich und entzündlich wird.

6. Giftiger Lattich, stacheliger Lattich mit eysförmigen ausgebreiteten Blättern, *Oxysa*, *oxypia*

Dioscor

Dioscor. Lactuca agrestis *Lobel.* Lactuca agrestis altera *Cord.* Lactuca agrestis, Scariolae hortensis folio, lactucae folio opii odore *Pen.* Lactuca atra *Caesalp.* Lactuca sylvestris anglica, odore opii similis *J. Camer.* Lactuca sylvestris, lato folio, succo viroso *J. B.* Lactuca sylvestris maior, odore opii *Raj.* Lactuca sylvestris, odore viroso *C. B.* Lactuca sylvestris, opii odore vehementi soporifero & viroso *Morif.* Lactuca virosa, foliis horizontalibus, carina aculeatis, dentatis *Linn.* Lactuca foliis ovatis patulis, costa spinosa, 1. Lactuca foliis superioribus dentatis, costa spinosa *Hall.* wächst im südlichen Europa, auch in England, und bey Strassburg und Genf, an Hecken und auf den Mauern, ist gleichfalls jährig, und von der vorhergehenden Art (*Lactuca Scariola Linn.*) schwer zu unterscheiden (*), daher auch Hr. v. Haller solche lieber für eine Varietät derselben, als eine eigene Art, hat halten wollen. Der Stängel ist stachelig; die Blätter umfassen den Stängel mit vorragenden Lappen, und haben einen stacheligen Nerven; auch sind die obern Blätter zuweilen halb gefiedert und ausgezähnt, die untern aber gemeiniglich ganz breit und am Rande sägeartig ausgezähnt. Diese Pflanze hat, wie die vorbergehende, einen bitteren, scharfen, giftigen milchartigen Saft. Sie unterscheidet sich also von den übrigen halblüthigen, und kommt, in Ansehung der giftigen Eigenschaft, mit denen Pflanzen, wel-

(*) Der Gift-Lattich hat zwar mit dem wilden Lattiche viele Aehnlichkeit, doch unterscheidet sich dieser von jenem dadurch, daß seine Blätter dichter am Stiele und nicht waggerecht stehen, auch nur auf der Unterfläche des Blattes an der Mittelrippe, nicht aber auf der Oberfläche, mit Dornen besetzt sind; überdem sind sie ungefleckt, und bennabe in Querstücke abgetheilt. Es hat auch die ganze Pflanze wohl einen betäubenden und widrigen Geruch, doch bey weitem nicht in dem Grade, wie der Gift-Lattich.

welche einen milchartigen Saft haben, überein. Man hält sie für wirksamer, als die Scariola. Schon die Dämpfe davon nehmen den Kopf ein, und das thut auch die Pflanze, wenn sie genossen wird (*). Die Milch kommt an Geruch und Geschmack mit der Milch des Mohnes überein; daher ist es wahrscheinlich, daß dieses die Art der Lactuke sey, deren Saft man ehemals dem Mohn-Safte beymischte (**), ja, daß das auch noch izt zuweilen geschehe.

Neuerlich hat man behauptet, daß der ausgepreßte Saft den Urin häufig abführe, und in der Wasser-Sucht und in einigen andern Krankheiten nützlich sey. Collin hat zuerst Versuche damit angestellt (**), und sich, wie er im Buche selbst sagt, der Lactucac Scariolae bedient; auf der Kupfer-Tafel ist aber Lactuca virosa abgebildet, auf welche Haller's ausführlichere Beschreibung derselben völlig paßt. Die Kräuter-Sammler und Apotheker nehmen statt der giftigen Lactuke und des wilden Lattiches, zuweilen die Kohl-Gänsefistel (*Sonchus oleraceus Linn.*) (***), welches nicht geschehen sollte.

Man bedient sich des zum Extract eingedickten Saftes aus dem Kraute. Dieser Saft wird aus der frischen Pflanze kurz vor dem Ausbruche der Blüthen ausgepreßet, und, wann er 24 Stunden, und zwar an

(*) Haller hist. stirp. helv. S. 757.

(**) Dioscor. Mat. med. L. 4, c. 65.

(***) *Henr. Jof. Collin Lactucac sylvestris contra hydropem vires, l. Observationum circa morbos acutos et chronicos lactarum Pars VI. Vienn. 1780, gr. 8. 6 B. II. e. S. I* worauf die Pflanze abgebildet ist.

(****) Diese Gänsefistel ist von den oben beschriebenen Lattich-Arten leicht dadurch zu unterscheiden, daß ihr Stängel grün, mehr Kraut-artig, saftig und hohl ist, ihre Blätter an den Mittelrippen keine Strahlen haben, und der ganzen Pflanze der eigene, widrige und ekelhafte Geruch jener Lattich-Arten mangelt.

an einem kühlen Orte, damit er nicht in Gährung gerathe, gestanden hat, abgeneiget. Alsdann läßt man ihn aufkochen, seihet ihn durch, klärt ihn mit Eyweiß ab, und läßt ihn über gelindem Feuer bis auf die Hälfte verkochen. Hierauf wird er abermahl vom Feuer abgeseht; wann er kalt geworden ist, noch einmahl mit Eyweiß geläutert, und nun bey gelindem Feuer vollends zum Extract inspissirt. Man siehet in diesem Extracte nicht selten Salz-Krystallen schimmern. Der Saft wird deswegen so sorgfältig gereinigt, damit die erdigen Theile, welche die salzigen einhüllen und ihre Wirksamkeit schwächen, abgesondert werden. Wenn er nicht gehörig gereinigt ist, so werden doppelte, ja wohl dreifache Dosen davon erfordert. Die Conserve vom frischen Kraute hat man ganz unwirksam befunden (*). Collin hat im J. 1771 angefangen, Versuche mit dem Extracte zu machen, und aus einer weit größern Anzahl von Erfahrungen 24 Fälle ausgehoben, welche für die Wirksamkeit desselben zeugen. Es löset den zähen klebrigen Schleim auf, welcher die Eingeweide verstopft, verdünnt ihn, und macht, daß er durch den Urin, durch den Schweiß, und, wenn er in den Lungen sitzt, durch den Auswurf ausgeführt werden kann. Es curirt die Gelbsucht, welche aus dieser Ursache bey Wassersüchtigen entsteht, und vertritt zugleich die Stelle der Galle. Vorzüglich wirksam bewies es sich bey der Wassersucht, sie mochte nun von solchen zähen Verstopfungen, oder von Erschlaffung der festen und Auflösung der flüssigen Theile, herrühren. Zuweilen sind 18, 20 bis 30 Gran hinlänglich; und wo die festen Theile erschlafft und die flüssigen aufgelöst sind, da kann man sich auf diese kleineren Dosen einschränken; alte Verstopfungen aber erfordern wohl 1, 2, ja 3 Quent. Auch schaden

(*) *Jos. de Plenciz Act. et Obss. med. p. 107.*

den größere Dosen nicht, wenn sie gleich Ekel erregen. Wenn das Mittel eine Zeitlang gebraucht ist, treibt es den Urin, erregt auch wohl starke Schweiß; es macht auch gemeiniglich weichen Leib, aber keinen Durchfall. Wenn die Wassersucht gehoben ist, so sind stärkende Mittel selten, wiewohl zuweilen doch, nöthig. Während der Cur muß fleißig getrunken werden.

Es ist nicht zu läugnen, daß die in Wien mit diesem Mittel angestellten Versuche weniger Nachfolger an andern Orten erweckt haben, als bey vielen andern Mitteln geschehen ist, welche von dort aus zuerst gerühmt wurden; wenigstens ist nur von sehr wenigen der Erfolg öffentlich bekannt gemacht worden. Nur einen einzigen Fall führt Plenciz an, in welchem dieses Extract eine schnelle Wirkung äußerte. Der Freyherr von Quarin ist ihm nicht günstig (*); er beklagt sich, daß er es in der Wassersucht ohne Nutzen gegeben habe; und sagt, diejenigen, welche dieses Mittel priesen, hätten ihm, damit es seinen Ruhm nicht verlöre, große Dosen von Meerzwiebel-Extract bengemischt; gleichwohl sagt Collin nichts von einer solchen Beymischung.

Man versähet, wenn man Arzeneymittel entweder sehr gelobt oder sehr getadelt findet, am sichersten, wenn man immer nur die Hälfte glaubt; und daß man es auch hier thue, veranlasset *Durande* (**), welcher zwar klagt, daß die Lactuke ihm gegen die Wassersucht nicht geholfen habe, aber sie doch, wegen ihrer

(*) *Animadvers. pract. p. 188.*

(**) *Histoire de la Soc. R. de Med. To. 2, Année 1777 et 1778, p. 297.*

Durande von dem Nutzen des Extracts der *Lactuca virola*, aus der *Histoire etc.* übers. st. in der *Samml. auserles. Abb. zum Gebr. prakt. Aerzte*, 6 B. 1 St. (Lps 1780, gr. 8.) S. 189 — 192.

ihrer schmerzstillenden und eröffnenden Kraft, unter mancherley Umständen sehr heilsam befunden hat; 3. B. bey kalten Fiebern, wo ein galliger Reiz auf die Nerven wirkte; bey der Leber: Kolik, und in andern schmerzhaften Zufällen.

7. Glatter Speise: Salat mit rundlichen Blättern, Garten: Salat, *Lactuca sativa*, foliis rotundis, caule corymboso *Linn.* Das eigentliche Vaterland ist unbekannt, und wegen der vielen Varietäten läßt sich das Eigentliche dieser Art nicht füglich angeben. Die Blätter sind kurz gestielt, dicht aneinander gestellt, gemeiniglich rundlich, in der Mitte gefaltet, am Rande glatt, ausgeschweift und sägeartig eingekerbt. Die Blüthen stehen in flachen Sträußen. Diese Art Lactuke leidet nicht nur durch den Anbau mancherley Veränderungen, sondern diese liefern auch wieder neue Spiel: Arten (Varietäten), welche aber weder genau zu bestimmen, noch dem Nahmen nach gehörig zu unterscheiden sind; daher man sich nicht verwundern darf, wenn die Verzeichnisse, welche man bey den Gärtnern findet, nicht mit einander übereinstimmen, und die Nahmen und Sorten öfters verwechselt werden.

Der Garten: Salat ist von einer vierfachen Art:

1) Gemeiner Salat, welcher nicht schließt; dieser ist schlechtweg unter dem Nahmen Salat, oder Lärche, bekannt; *Lactuca vulgaris sativa*, non capitata; Fr. Laitue, qui ne jette que des feuilles, sans former de pomme, Laitue à couper; de la Capucine; Engl. common or Garden-Lettuce, auch Lapped Lettuce. Man unterscheidet ihn in Stech: Salat, und Schnitt: Salat: Stech: Salat, wenn er über ein ganzes Beet gesäet wird, und die ganzen jungen Pflanzen zur Speise abgestochen werden; Schnitt: Salat, wenn er in Reihen gesäet, und, wenn er dazu groß

groß genug ist, wie Kresse geschnitten wird. Der Stech: und Schnitt: Salat wird nur gesäet, um seine jungen Blätter zwischen andern kleinen Salat: Kräutern zu essen. Er ist von dem Kopf: Salat nicht weiter unterschieden, als daß er entweder eine Abartung desselben, oder daß dieser eine durch öftere Cultur veredelte Sorte von ihm ist; denn wenn man von demjenigen Kopf: Salat, welcher nicht recht geschlossen gehabt hat, Samen zieht, so artet derselbe in Stech: und Schnitt: Salat aus. Weil man bey der Erziehung des Stech: und Schnitt: Salates auf die Güte der Pflanzen, von welchen man Samen ziehen will, keine Rücksicht zu nehmen nöthig hat, so wird der Same (besonders wenn ein trockner Sommer gewesen ist, in welchem der Salat allezeit am reichlichsten Samen giebt), überall sehr wohlfeil verkauft; wird aber bisweilen auch wohl von den Samen: Händlern für Kopf: Salat: Samen verkauft, daher man sich dann nachher in seiner Hoffnung, gute Köpfe zu bekommen, öfters maßlos betrogen findet. Er ist weiter nicht brauchbar, als seine Blätter ganz jung zu essen, wenn man noch keinen Kopf: Salat hat. Zu diesem Zweck kann er zu jeder Jahreszeit gesäet werden. Da er aber, wenn er, wie gewöhnlich, in Reihen dicht gesäet wird, langsam hervor wächst, und hernach gemeiniglich hart zu essen ist, so säet man ihn lieber auf ein ordentliches Beet, und zwar im Sommer auf ein schattiges, im Frühlinge und Herbst auf ein warm gelegenes Beet, und im Winter, weil er sonst bey starkem Frosterfrieren würde, unter Mistbeet: Fenster oder Glöcken. Man setz von ihm, in Vergleichung gegen den Kopf: Salat, nur wenig zur Saat, weil ein Samen: Stamm desselben weit mehr Samen bringt, als ein Stamm des Kopf: Salates. Die Pflanzen, die man davon zur Saat setz, läßt man wenigstens 2 Fuß weit versehen, weil ihr Stamm, wenn sie aufgeschos-

sen sind, sich so stark ausbreitet, als Kopf-Salat nicht so leicht thut. Auch muß man sie nicht in solche Gegend des Gartens zur Saat setzen, wo man Kopf-Salat-Samen zieht, damit nicht ihr Samenstaub den Kopf-Salat verderbe.

2) Krauser Salat, Krause Lactuke, Krauser Lattich, *Lactuca crispa C. B.* *Lactuca sativa crispa Linn.*; Engl. Curled Cabbage; Schwed. Krus-Sallat, a) welcher gebunden und als Winter-Endivien gegessen werden kann; Fr. petite Laitue Chicorée, er ist so fein als die feinste Winter-Endivie, ist sehr klein, und schießt sich am besten auf das Mist-Beet. b) Welcher nur als Schnitt-Salat gebraucht werden kann; Fr. Laitue d'Épinar, à couper plusieurs fois.

3) Kopf-Salat, Kopf-Lactuke, Köpfel-Lattich, im Oberd. Haupt-Salat, Häuptel-Lattich, *Lactuca capitata C. B.* *Lactuca sativa capitata Linn.* Fr. Laitue pommée; Engl. Cabbage Lettuce; Schwed. Hufvud-Sallat, Salat, welcher sich in Häuptel schließt.

a. Mit schlichten und meistens glatten runden Blättern, oder Kopf-Salat im gewöhnlichen Verstande.

2) Früher kleiner, welcher sich auch für das Mist-Beet schießt. Green und red Capuchin-Lettuce; small early green und white Cabbage-Lettuce; forcing Cabbage-Lettuce; Laitue la petite Crêpe oder petite Noire; la grosse Crêpe; la Bagnole, oder petite courte, oder printanière, oder Dégribé; la George grosse und blonde; l'Aubervilliers; la Morine.

3) Kopf-Salat von mittlerer Größe; Common oder hardy green und white, und Prince und Royal Cabbage-Lettuce; Laitue la Sanguine; la

la Coquille; la Passion; la Genes blonde, verte et rousse; la jeune rouge, l'Italie.

7) Großer Kopf-Salat, welcher später schließt; Cilicia oder Silesia Lettuce; brown dutch Cabbage Lettuce; Imperial Lettuce; Laitue la grosse blonde; la Dauphine; la Pergignane; la Bapeaume; la brune, ou d'Hollande; la grosse rouge; la royale; la paresseuse; la Cocalle; la Versailles ou Versailleuse.

8) Sehr großer Kopf-Salat; Grand Admiral ou great admirable Cabbage-Lettuce; Laitue la grosse allemande ou imperiale; la pomme de Berlin; Frisebühr, oder Einer frist mich nicht.

b. Mit gefalteten und meistens frisirten Blättern, oder Montree. Laitue la Batavia; la Chou; großer gelber, und kleiner rothkantiger Montree.

c. Schraubenförmig schließender Kopf-Salat; Laitue la longue Villée.

Die vornehmsten Sorten, welche in den englischen und deutschen Küchen-Gärten gezogen werden, sind:

a) Ordinaärer Kopf-Salat, Common Cabbage Lettuce. Man hat davon in England zwei Sorten: 1. Grünen Dauer, hardy oder common green Cabbage Lettuce. 2. Gelben Dauer, hardy oder common white Cabbage-Lettuce. Von jeder hat man eine kleine frühe Spiel-Art, nämlich: 2) Small early green ball-cabbage Lettuce, welcher vielleicht der frühe grüne Steinkopf ist. 3) Small early white ball-cabbage Lettuce, welcher kleine gelbgrüne Köpfe bekommt, bald schließt, aber auch bald durchschießt, und früher gelber Steinkopf zu seyn scheint. Beide schicken sich gut für das Mist-Beet.

b) **Schlesischer Kopf-Salat**, Cilicia- oder Silesia-Lettuce, brown Silesia-Lettuce; ein schwarzgrüner, sehr spät schließender Kopf-Salat.

c) **Brauner holländischer Kopf-Salat**, Fr. Laitue brune ou d'Hollande; Engl. brown Dutch Cabbage-Lettuce; ein brauner Kopf-Salat, schließt später als der unter h) vorkommende Königs-Salat. Man hat außerdem noch einen gelben von dieser Sorte; Engl. white Dutch Cabbage-Lettuce.

d) **Kaiser-Salat**, Imperial Lettuce; ein großer brauner Kopf-Salat, fast wie der vorhergehende, aber später schließend.

e) **Grüner Kapuziner-Salat**, Green Capuchin-Lettuce; ein kleiner grüner, bald durchschießender Kopf-Salat.

f) **Rother Kapuziner-Salat**, Red Capuchin-Lettuce.

g) **Prinzen-Kopf**, Prince-Lettuce; ein grüner Kopf-Salat, mit vielen großen und kleinen roten Flecken, früher als der folgende.

h) **Königs-Salat**, Royal-Lettuce; ein gelber Kopf-Salat.

4) **Endivien-Lattich**, Sommer-Endivien, Band- oder Bind-Salat, Lactuca foliis endiviae C. B. Lactuca intybacea; Fr. Chicon, ou Laitue romaine; Engl. Cos-Lettuce. Dessen Arten sind:

a) **Forellen-Bandsalat**, Engl. Aleppo-Lettuce, spotted Cos-Lettuce, eine Art Sommer-Endivien, welche aber nicht von selbst schließt, sondern gebunden werden muß, hat braunrothe Flecken, aber weniger als der rothe Band-Salat.

β) **Weisse Sommer-Endivien**, Fr. Chicon blond, Engl. Verfailles oder upright white Cos-Lettuce; eine aufrecht wachsende, sich selbst schließende, hellgrüne Sommer-Endivie.

γ) **Schwarzer**

γ) **Schwarzer Band-Salat**, Engl. black Cos-Lettuce, eine sehr große Art Sommer-Endivie, welche, weil sie nicht von selbst schließt, gebunden werden muß.

δ) **Rother Band-Salat**, Fr. Chicon rouge; Engl. red Cos-Lettuce, von eben der Art wie der vorhergehende, hat braunrothe Flecken, und zwar mehr, als der Forellen-Band-Salat.

ε) **Frühe römische Sommer-Endivie**, Fr. Laitue romaine hative; Engl. Roman Lettuce; eine aufrecht wachsende, sich selbst schließende Sommer-Endivie.

ζ) **Grüne ägyptische Sommer-Endivie**, Fr. Chicon verd; Engl. Green oder Egyptian green Cos-Lettuce, von eben der Art wie die vorhergehende, aber dunkelgrün.

Der ordinaire Kopf-Salat muß, wenn man den ganzen Sommer Salat-Köpfe zu haben verlangt, zu wiederholten Mahlen gesät werden. Die erste Aussaat geschieht gewöhnlich im Februar; muß aber auf ein warm liegendes Stück Land gemacht, und die aufgegangenen Pflanzen müssen hernach auf 10 Zoll weit verdünnet werden. Wenn man die überflüssigen Pflanzen nicht gebraucht, kann man solche, wie es bei Rüben, Carotten, Möhren, Zipollen etc. gewöhnlich ist, mit der Hacke wegnehmen. Wenn man sie aber zu verpflanzen gedenkt, muß man sie aufziehen, und auf ein anderes gutes Beet 10 Zoll weit verpflanzen. Wenn dieses geschieht, ehe sie zu groß werden, so schlagen sie sehr gut an. Sie bekommen zwar nicht so große Köpfe, als die unverpflanzt stehenden Pflanzen; weil sie aber etwas später schließen, als diese, so kommt solcher verplanter Salat denen, welche nicht alle 14 Tage bis 3 Wochen eine neue Aussaat zu machen fortfahren, sehr wohl zu Statten. Die folgenden Aussaaten müssen,

N n 4

so

so wie die Witterung nach und nach wärmer wird, (weil sie sonst, ohne zu schließen, in Samen gehen), auf ein feuchtes und schattiges Beet, aber doch nicht unter die Traufe der Bäume, gesät werden.

Nicht selten trägt es sich zu, daß theils einige Salat-Pflanzen gar keine Häupter bekommen, sondern in Samen-Stängel treiben, theils daß zur Sommer-Zeit viele Salat-Pflanzen zugleich Häupter schließen; wenn man nun diese in der Geschwindigkeit nicht verbrauchen oder verkaufen kann, so treiben sie in wenigen Tagen Samen-Stängel, und sind hernach zur Speise nicht mehr so angenehm. Hier ist nun kein besseres Mittel, als die letztern bey trockner Witterung in dem Lande mit der Wurzel auszuheben, und in Keller in frischen Sand zu pflanzen; hier halten sie sich wohl 3 Wochen und länger, können mithin nach und nach herben gehohlet und zur Speise angewendet werden. Diese Versetzung in das Kühle und zugleich auch in bloßen Sand, welches keine Garten-Erde ist, und die Zeit, da der Salat erst wieder einwurzeln muß, verursachen einen Stillstand seines Wachsthumes, weshalb solcher in den Keller eingesezte Salat, ohne aufzuschießen, noch einige Wochen gut und genießbar bleiben kann. Und da man in dem Garten alle 14 Tage Salat nachsäen und zu Köpfen auspflanzen muß, so wird man, wenn es nicht zu heiß und zu trocken ist, so ziemlich an Michaelis mit Kopf-Salat heran kommen können, wenn dessen Verpflanzung in den Keller zu seiner Zeit mit zu Hülfe genommen wird. Da manche keine Keller, oder in selbigen keine Gelegenheit haben, die fertigen Salat-Köpfe darein zu pflanzen, und vor dem Aufschießen in Samen-Stängel zu bewahren, so können sie solche in die Höhe geschossenen oder getriebenen Salat-Stängel entweder an statt des Spargels gebrauchen, oder sie können auch davon Salat verferti-

gen.

igen. Um dieselben an statt des Spargels zu gebrauchen, läßt man sie so lange noch fortwachsen, bis sie anfangen wollen, ihre gelbe Blümchen zu zeigen, alsdann schneidet man die Stängel ganz nahe über der Erde ab, und entledigt sie aller Seiten-Zweige und Blätter, welche dem Viehe vorgeworfen werden, der Haupt-Stängel aber dient zur Speise. In dieser Absicht wird die äussere harte Schale oder Rinde abgesehritten, daß das Mark oder der Kern zurück bleibe. Diese schneidet man, ungefähr einen Finger lang, oder, nach Belieben kürzer, in Stücke, welche hernach mit Bindfaden in kleine Bündel zusammen gebunden werden. Diese legt man eine Viertel-Stunde in frisches Brunnen-Wasser, die gewässerten werden darauf in kochendes Wasser gethan, und wenn sie fast gar sind, wird das Wasser rein ab, und hernach Fleisch-Brühe darüber gegossen, in welcher sie völlig gar gekocht werden. Man hebt sodann mit dem Bindfaden die Bündel herans, schneidet die Bündel von einander, und legt die gekochten Stücke in einer Schüssel herum, wie man den Spargel anzurichten pflegt, hernach wird eine Spargel-Brühe darüber gegossen, und das Gericht zu Tische getragen. Die also zugerichteten Salat-Stängel werden im Geschmacke noch angenehmer befunden, als der italiänische Broccoli oder Spargel-Kohl, mit welchem sie, wie ich im VI Th. S. 718, beschrieben habe, gleiche Zubereitung erhalten. Man kann von dergleichen abgeschälten Salat-Stängeln auch einen angenehmen Salat verfertigen. In dieser Absicht werden sie, jedoch ohne Fleisch-Brühe, und nur in Wasser gargekocht. Alsdann wird das Wasser abgegossen, und nachdem die also gekochten Stückchen wieder erkaltet sind, werden sie in eine Schüssel gelegt, man giebt ihnen Salz, Pfeffer, Essig und Baum-Dehl, und bringt sie zu Tische.

Nu 5

Die

Die letzte Ausfaat, welche zu Winter-Salat gemacht wird, muß in der Mitte des Augustes in einem guten, leichten, und eine warme Lage habenden Boden, etwa an einer Mauer, (doch aber nicht zu nahe an dieselbe, weil die Pflanzen sonst im folgenden Frühlinge zu frech wachsen, und dann keine große und feste Köpfe bekommen), gemacht werden, der Same ganz dünn ausgesäet, die aufgegangenen Pflanzen so weit, daß sie einander nicht berühren, mit der Hacke weggenommen, auch das Beet fleißig von Unkraute gereinigt werden. Im Anfange des Octobers müssen die Pflanzen auf ein warm liegendes Beet verpflanzt werden, auf welchem sie, wenn kein zu strenger Winter erfolgt, ganz gut durchzukommen pflegen. Um jedoch mit völliger Gewisheit Winter-Salat zu behalten, muß man einen Theil Pflanzen auf ein besonderes Beet dicht zusammen pflanzen, und über solchem Tonnen-Reife ausstreuen, um es bey hartem Frost mit Matten oder Stroh gegen das Erfrieren bedecken zu können, und die Pflanzen im Frühlinge in einen fetten warmen Boden, 10 Zoll weit, verpflanzen. Wenn dann auch die ohne Bedeckung an einer Mauer warm gestandenen Pflanzen durch den Winter kommen, und dann unverpflanzt stehen bleiben, so schließen sie früher, als die im Frühlinge aufs neue wieder versetzten Winter-Pflanzen.

Um frischen Salat in der Stube, des Winters, ohne Erde aus bloßem Wasser zu zeugen, verfährt man auf eben die Art, wie ich bey der Kresse, im XLVIII Th., S. 620, fgg. angezeigt habe.

Noch ist zu merken, wenn man durch das ganze Jahr von Monath zu Monath, gute Salat-Köpfe erziehen will, die sich lange geschlossen halten, man die jungen Pflanzen, so zeitig als möglich, wenn sie nur 4 Blätter haben, verpflanzen muß. Je länger schon die Pflanzen davon nach dem Ausfäen gestanden

den

den haben, und je größer sie geworden sind, ehe man sie verpflanzt, desto weniger kommen sie zum Schließen, und gehen gleich zum Samentragen in die Höhe. Doch ist auch der Unterschied, daß alle Salat-Arten von grüner und brauner Farbe nur bis Johannis, die von gelber aber, und besonders der große gelbe Sorellen-Salat, (eine Art Salat mit gelb oder roth gefleckten Blättern, *Lactuca sativa*, folio fusco maculato, s. *Lactuca maculosa*.) durch den ganzen Sommer bis in den späten Herbst, die schönsten Köpfe geben.

Wenn man guten Kopfsalat-Samen ziehen will, muß man von den Köpfen, wenn sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt sind, zur Saat solche auswählen, welche fest und platt sind, diese mit einem beygelegten Stecken bezeichnen, und leicht an Stöcke befestigen, daß sie nicht vom Winde zur Erde gedrückt werden, und hernach der Same in der Masse verfaule. Man muß aber die schlechtesten Köpfe, welche etwa so lange neben ihnen stehen bleiben, daß sie in Samen gehen wollen, dann mit Fleiß sogleich zwischen ihnen wegziehen, weil sonst, wenn man sie bis zur Blüthe stehen ließe, der Blüthen-Staub von ihnen auf jene fallen, und dann eine Ausartung veranlassen würde. Man glaubt zwar wohl, wenn man auch schon einige schlechte Köpfe unter ihnen stehen ließe, um den Samen davon zu Schnitt- oder Stech-Salat zu gebrauchen, und die guten Köpfe nur zeichnete, damit der Same nicht verwechselt würde, so würde kein Nachtheil daraus entstehen. Man mag aber die Verwechslung des Samens auch noch so sorgfältig verhüten, so wird man doch oft bemerken, daß, wenn guter und schlechter Same neben einander zur Saat beysammen steht, der von guten Köpfen aufgenommene Same, ungeachtet er sorgfältig allein aufgenommen wird, dennoch (es mag nun von der Vermischung des Blüthenstaubes

bes

bes zur Zeit der Blüthe, oder von einer andern noch unbekannten Ursache herrühren), sehr ausartet, und schlechter wird, als der von den von selbst in Samen gegangenen schlechten Pflanzen. Man muß auch zur Erziehung des Salat Samens niemahls andere Köpfe nehmen, als entweder von Winter Salat, oder von der ersten Frühlings Ausfaat; denn Köpfe von spätern Pflanzungen bekommen selten reifen Samen. Da auch in manchen Jahren ein Mißwachs des Salat Samens entsteht, dessen Ursache in den anhaltenden Regen, die theils zur Blüthe Zeit des Salates, theils zur Zeit, da der Same wachsen und reifen sollte, eingefallen sind, zu suchen ist, so wird man die zum Samen bestimmten Salat Pflanzen, wozu man, erwähnter Maßen, immer die stärksten und vollkommensten erwählen muß, durch Bedeckungen vor der Nässe verwahren müssen. Diese Bedeckungen können entweder in leichten Stroh Matten, oder auch in Matten von Bast, dergleichen die Kaufleute zum Emballiren der Waren gebrauchen, und bey ihnen um einen wohlfeilen Preis zu haben sind, bestehen. Zu jeder Salat Pflanze wird nun ein Pfahl, oder auch zwey Pfähle, oder andere etwas dicke hölzerne Stöcke, die stark genug sind, jene Matten zu tragen, gesteckt, und auf diese werden die Matten so gelegt, daß auf den Seiten ein Theil davon herab hängt, damit die Pflanzen auch von den Seiten her einige Bedeckung gegen den Regen erhalten. Die Pfähle müssen aber wenigstens 1 Fuß höher stehen, als die ausgewachsenen Samen Salat Pflanzen, damit diese von den darauf liegenden Matten nicht gedrückt werden. Es ist selbst vortheilhaft, wenn man dieser Bedeckung die Gestalt eines Daches geben kann, damit das Wasser desto eher ablaufen kann. Diese Matten müssen auch an einigen Pfählen angebunden oder sonst auf eine Art befestiget werden:

werden, damit sie nicht von den Winden herab gerissen werden, doch so, daß sie bey jeder heiteren oder trockner Witterung hinweg geschafft werden können. Denn nur zur Regen Zeit müssen sie zur Bedeckung aufgelegt werden, weil dem Blühen und Reifen des Samens freye Luft und Sonnenschein eben so nothwendig, als ihm die Nässe schädlich ist. Wenn auch gleich dieses Mittel in großen Gärtnereyen nicht anwendbar seyn sollte, so wird es doch immer zur Erhaltung mancher guter Salat Sorten genüket werden können.

Wenn man nun diese Vorsicht bey der Wahl der Saat Stauden beobachtet hat, zieht man, wenn die zuerst abgeblüheten Samen Kapseln sich aufzuthun anfangen, an einem trocknen Tage alle Stauden mit den Wurzeln aus, bindet etliche an den Wurzeln zusammen, und hängt sie im Gebäude an einem trocknen Orte mit den Wurzeln oben an einer Stange auf, daß Mäuse nicht dazu können, da dann der Same zu seiner völligen Reife gelanget. Alsdann wird der Same ausgeklopft oder ausgerieben, abermahl getrocknet, und bis zum Gebrauch aufbewahret, aber so, daß weder Mäuse noch andere Arten von Ungeziefer an ihn kommen können, weil diese ihn sonst bald austressen. Keinem Gesäme stellen die Mäuse mehr nach, als dem Salat Samen. Hier versehen es daher sehr viele. Wenn sie auch noch guten Salat Samen erbauet haben, stellen sie doch hernach die Stauden zum völligen Reifwerden an solche Orte hin, wo Mäuse dieselben auffinden, und in wenigen Tagen gänzlich austressen, daß nichts darin übrig bleibt. Auch wenn man denselben rein gemacht hat, muß man ihn noch sorgfältig vor diesen Dieben verwahren. Mit dem Anhängen des Beutels oder Säckchens an eine Wand, ist es noch nicht ausgerichtet; denn sie wissen auch hier wohl noch an einer Säule

oder

oder einem Pfosten hinan zu klettern. Man thut am besten, wenn man ein Paar kleine eiserne Haken in die Decke einer lustigen Kammer einschlagen läßt, und daran seine Samen-Säcke aufhängt. Nur hier ist man vor Mäusen gesichert. Noch ist zu bemerken, daß man den ausgeklopften Salat-Samen nicht gleich auf einen Klumpen zusammen schütte, sondern wohl ausgebreitet auf einem Tuche so lange liegen lasse, und daselbst von Zeit zu Zeit wende, bis man ihn für vollkommen trocken hält; denn es sind anfangs noch viele Würmchen darunter, welche denselben Klumpenweise zusammen spinnen, wovon er vermultert und zum Gebrauch untüchtig wird; man muß ihn daher, vor dem Aufhängen, auf gehörige Weise von dergleichen Klumpen, welche die Würmer haben zusammen ziehen wollen, reinigen. Wenn der Same an einem lustigen Orte in Säcken aufbehalten wird, erhält er sich viele Jahre zum Aufgehen tüchtig.

Die Sorten a), d), h), und j), v), d), oder der schlesische, der Kaiser- und der Königs-Salat, wie auch die weiße Sommer-Endivie, der rothe und der schwarze Band-Salat, müssen folgender Maßen gesät werden. Die erste Aussaat muß im Anfange des Febr., auf ein eingefäßtes nur ganz geringes Mistbeet unter Fenster geschehen, und den aufgegangenen Pflanzen muß, damit sie nicht zu frech wachsen, reichlich frische Luft gegeben werden. Sobald sie nachher 4 oder 6 Blätter haben, müssen sie, um ihr Wachsthum zu befördern, auf ein anderes Mistbeet, in ungefähr 3 Z. weit von einander entfernte Reihen, 2 Z. weit von einander, vorläufig versetzt, und vorerst so lange, bis sie angeschlagen sind, gegen die Sonne beschattet, auf diesem Mistbeete aber doch nicht mit Fenstern, sondern nur mit Tonnen-Reifen und Matten bedeckt gehalten, und ihnen, damit sie nicht zu frech wachsen, täglich reichlich frische Luft gegeben

geben werden. Wenn nachher im Anfange des Aprils gute Witterung ist, und sie dann zur förmlichen Verpflanzung stark genug geworden sind, müssen sie förmlich, und zwar in das freye Land, 16 Z. weit ins Gevierte, verpflanzt werden. Die zweyte Aussaat muß am Ende des Febr., oder im Anfange des März, in das freye Land, in einen warmen leichten Boden, und in eine offene Lage (d. i. nicht unter den Schatten von Bäumen), wo sie aber doch gegen kalte Winde Schutz hat, gemacht; die aufgegangenen Pflanzen entweder, um sie unverpflanzt stehen zu lassen, mit der Hacke verdünnet, oder, sobald sie zur Verpflanzung groß genug sind, auf ein anderes Beet, und zwar 16 Z. weit, verpflanzt, und bey trockner Witterung so lange, bis sie angeschlagen sind, feucht gehalten werden. Hernach bedürfen sie keiner weitem Wartung, als daß sie von Unkraute rein gehalten werden; außer der schwarze und der rothe Band-Salat, welche, wenn sie völlig ausgewachsen sind, um inwendig gelb und mürbe zu werden, eben so wie die Winter-Endivie (s. Tb. XI, S. 3, fgg.) zusammengebunden und gebleicht werden müssen, weil sie ohne diese Behülfe selten schließen, und dann nicht eßbar werden. Wenn dieser erste Salat zu seiner gehörigen Vollkommenheit gelangt ist, muß man, wenn man davon Samen ziehen will, eben so, wie oben in Ansehung des ordinären Kopf-Salates gezeigt worden ist, eine beliebige Anzahl der besten Köpfe zur Saat auszeichnen, durchaus aber keine schlechte Köpfe mit in Samen gehen lassen, weil solches diesen Sorten weit nachtheiliger ist, als dem ordinären Kopf-Salate, indem sie, wenn ihr Same nicht mit aller Sorgfalt gezogen wird, viel leichter ausarten, als jener.

Außer izzgedachten ersten Aussaaten, müssen diese Sorten, um sie den ganzen Sommer zu haben, ferner im Apr. May und Jun. wiederholt, und zwar je spä-

später hin, in eine immer desto schattigere Lage, gesät werden, weil sie sonst schon, ehe sie einmahl zu ihrer rechten Vollkommenheit gelangen, in Samen gehen.

In der Mitte oder am Ende des Sept., muß man von diesen Sorten eine Ausfaat zu Winter: Salat machen, welche nachher, weil die Salat: Pflanzen in einem harten Winter im freyen Lande leicht erfrieren, auf ein altes Mistbeet in das Winter: Quartier verpflanzt werden muß, um sie im Winter entweder mit Fenstern bedecken, oder mit Tonnen: Reifen überspreiten zu können. Man muß ihnen aber in diesem Winter: Quartier, wenn die Witterung gelinde ist, allezeit so viel freye Luft geben, als möglich ist, und sie nur gegen starken Regen und Frost bedecken; denn wenn sie im Winter zu sehr bedeckt gehalten werden, so werden sie leicht schimmelig, und gerathen dann in Fäulung. Im Frühlinge müssen sie aus diesem Winter: Quartier in einen fetten leichten Boden, wenigstens 16 Z. weit, verpflanzt werden; denn wenn sie zu enge stehen, wachsen sie zu lang in die Höhe, und schließen alsdann nicht gut.

Samen von diesen Salat: Sorten zieht man am besten von diesem Winter: Salat, wenn er gut einschlägt; doch muß man dazu auch einen Theil von dem ersten Sommer: Salat nehmen. Wenn dann der Same vom Winter: Salat, wegen eines zur Zeit seiner Blüthe einfallenden Regen: Wetters nicht geräth, so hat hernach der Sommer: Salat vielleicht eine günstigere Blüth: Zeit, und geräth dann desto besser. Und wenn der Same von beyden geräth, so ist kein Schade dabey, weil er noch nach 2 Jahren, und, wenn er gehörig verwahrt wird, wohl noch nach 4, 5 bis 6 Jahren aufgeht.

Die grüne ägyptische, und die weiße Sommer: Endivie, der rothe Band: Salat, nebst dem schlesischen

ischen Kopf: Salat, werden in England für die besten Salat: Sorten gehalten. Der Königs: und der Kaiser: Salat haben zwar auch ihre Liebhaber, sind aber nicht so allgemein beliebt. Seitdem nachher die weiße Sommer: Endivie allgemein geworden ist, hat man ihr vor allen andern Sorten den Vorzug gegeben. Jetzt aber, da die grüne ägyptische Sommer: Endivie und der rothe Band: Salat aufgekommen sind, werden diese, weil sie wohlschmeckender und mürber sind, als die weiße Sorte, von Kennern für die besten unter allen bekannten Salat: Sorten gehalten. Sie können auch die in England und bey uns gewöhnliche Winter: Kälte eben so gut ertragen, als die vorgedachte weiße Sorte; nur gerathen sie, weil sie sehr zart sind, wenn um die Zeit, da sie schließen, Regen: Wetter einfällt, leicht in Fäulniß.

Der braune holländische, und der grüne Kapuziner: Salat, sind sehr dauerhafte Sorten, und können eben so, wie der ordinaire Kopf: Salat, gezogen werden. Sie können besonders, zu Winter: Salat ausgesät, an einer Mauer oder Rohr: Wand gut durch den Winter gebracht werden, und sie kommen daselbst oft glücklich durch, wenn die meisten andern Sorten erfrieren, und sind dann zu solchen Zeiten, wo es wenig andere Sorten giebt, sehr angenehm. Außerdem haben sie die Eigenschaft, daß sie die Hitze und Dürre im Sommer besser ertragen können, als die meisten andern Sorten, daher sie auch zu spätern Aussaaten für den Sommer sehr gut sind. Die andern Sorten gehen, in sehr heißer Witterung, sobald sie geschlossen haben, oft schon nach ein Paar Tagen in Samen, dahingegen diese beyden sich wohl 14 Tage halten, ehe sie durchschließen, zumahl wenn man diejenigen, welche am festesten geschlossen sind, allemahl mit Fleiß am ersten verbraucht, und diejenigen, welche so fest noch nicht sind, noch stehen läßt. Die Köpfe,

welche man von diesen beyden Sorten zur Saat stehen lassen will, müssen recht groß und fest seyn, weil sie sonst ausarten, und der Same dann untauglich ist. Wenn diese beyden Sorten im Oct. auf ein eingefasstes mäßiges Mistbeet gepflanzt, und mit Fenstern bedeckt werden, pflegen sie unter denselben gut zu schließen, und schon im Febr. und März, und also zu einer Zeit, da Kopf: Salat besonders angenehm ist, brauchbare Köpfe zu haben, und so lange bis man im freyen Garten Salat: Köpfe hat, Köpfe zu geben, welche überdem, weil sie unter Fenstern stehen, sehr mürbe sind.

Der rothe Kapuziner: Salat, die frühe römische Sommer: Endivie, und der Prinzen: Kopf, sind ganz artige Sorten, und schließen sehr bald, weshalb man auch etwas von ihnen ziehen muß; gleich wie auch der Forellen: Bandsalat, um seiner schönen gesprenkelten Blätter willen, gepflanzt zu werden verdient. So lange andere bessere Sorten zu haben sind, werden sie zwar nicht sehr geachtet; in solcher Jahreszeit aber, wo es noch an bessern Sorten fehlt, ersetzen sie deren Stelle sehr gut, und sind besonders in Suppen gut zu genießen. Zum Samen muß man von diesen Sorten die besten Köpfe stehen lassen, weil sie sonst ausarten, d. i. ihre frühe Natur verlieren und später schließen, und alsdann der Same nichts werth ist.

Der Salat hat so gut seine schädliche Insecten, als andere Gewächse. An den Wurzeln, wird er von dem Engerling, welchen Einige den Salat: Wurm nennen, angegriffen, welcher sich in Menge daran findet, und der ganzen Pflanze das unvermeidliche Verderben verursacht. Die Endivie ist diesem Unfalle noch mehr unterworfen, als der Salat, doch wird auch dieser oft genug davon zu Grunde gerichtet. Eine An-

Anzeige, daß eine Pflanze von diesem Insecte angefallen sey, ist, wenn die Blätter weiß werden und eine blaue Farbe bekommen. Zieht man sie sammt der Wurzel heraus, so wird man diese ganz davon bedeckt finden. Ein Mittel dagegen ist nicht wohl anzugeben; denn wenn auch eines bekannt wäre, wodurch sie vertrieben oder umgebracht werden könnten, so würde es allemahl zu spät angewendet werden, da man ihre Gegenwart erst entdeckt, wenn die Pflanze bereits von ihnen zu Grunde gerichtet ist. Denn man wird ein Salat: Beet heute noch schön und frisch, und morgen oder übermorgen die mehresten Köpfe verweltet finden. In diesem Falle thut man wohl, wenn man ein solches angefallenes Beet ganz ausleeret, die noch guten Pflanzen verbraucht, und auf die Stellen, wo eine verdorbene Pflanze gestanden hat, siedendes Wasser gießt, um die noch in der Erde zurückgebliebenen Insecten zu tödten, das ganze Land aber bald darauf umgräbt, und es einige Tage leer stehen läßt, damit dieses Insect sich vollends daraus verliere.

Vom Salat: Wurm, s. das 6, 34 und 45 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1793.

Da auch öfters eine Raupe (die Kohl: Eule, *Phalaena Brassicae* Linn.) sich häufig an den Samen: Köpfen des Salates einfindet, und dieselben ausfrisst, so muß man fleißig darnach sehen und sie weg-schaffen, sonst wird man in Gefahr stehen, in manchen Jahren seine Salatsamen: Kernde, wo nicht ganz, doch einen großen Theil davon einzubüßen. Da sie sich auswendig und auf den Samen: Hülsen aufhalten, so sind sie, vornehmlich, wenn sie noch klein sind, leicht zu finden, und man wird immer, theils an den Blüthen selbst, theils an den Blüths: Stängeln, 3, 4 und mehrere antreffen.

In manchen Jahren eräugnet es sich, daß die Schnecken, und besonders eine Art kleiner nackter

Schnecken, den verpflanzten Salat abfressen. Von diesem Uebel ist man ziemlich frey, wenn neben dem Garten ein Wasser ist, in welchem sich Frösche aufhalten. Der Spaziergang, den diese im Garten anstellen, hat ihre Nahrung zur Absicht, indem sie die Schnecken zu ihrer Speise auffuchen.

Unger führt dieses aus dem Journ. oecon. Juill. 1751, S. 25, im 1 Th. seiner Samml. Fl. Schriften, S. 389, an; und daß diese Wahrnehmung richtig sey, bezeugt Ender, im 1 Th. seiner Briefe über die Bestellung eines Küchengartens, (3te Aufl. Hannov. 1778, 8.) S. 272, wo er meldet, daß, seitdem er zu Dannenberg wohnt, wo alle Gärten am Wasser liegen, und stets Frösche in den Gärten sind, ihm noch keine Pflanze von Schnecken abgefressen sey, ja, er habe hier noch nicht einmahl die kleinen nackten Schnecken, die sonst den Salat u. abfressen, bemerkt.

Der Garten: Salat, ist schon in den ältesten Zeiten als eine Speise und Arzenei gebraucht worden. Beydes leistet sowohl der rohe, mit Essig und Oehl zubereitete, als auch der mit Fleisch: Brühe abgekochte; und zum Arzenei: Gebrauch wählt man vorzüglich den frisch ausgepreßten wässericht milchichten Saft.

Die Lactuke ist das gewöhnlichste Salat: Kraut, und gemeinlich wird fein zerschnittener Schnitt-Lauch damit vermengert, und die Lactuke entweder kalt mit Essig und Baum: Oehl, oder gebrühet, genossen. Man vermengt auch wohl verschiedene andere Salat: Kräuter mit der Lactuke, als: Dragun, Portulak, Pimpinelle, u. s. w. und wenn noch mehrere Kräuter, als: Fettehenne, Gundermann, Melisse, Fop, Kerbel, Wegerichblätter, Gänseblümchenblätter, Sauerampfer, Sauerklee u. dazu kommen, so heißt es ein Kräuter: Salat, welcher aber nicht für jedermann ist, daher man auch keine Gast: Speise daraus machen

chen muß. Der Salat wird öfters mit harten, oder pflaumenweich gekochten Eiern garniret. Man schneidet sie in zwey Hälften von einander, und legt sie auf den Rand der Schüssel hin. Sind die Eier aber hart gekocht, welches zu diesem Gebrauche am gewöhnlichsten ist, so wirft man sie, nach dem Kochen, in kaltes Wasser, um sie nach dem Erkalten recht glatt von der Schale zu befreien. Man schneidet sie in 4 Theile, und legt Theil bey Theil auf den Rand der Salat: Schüssel hin, daß der ganze Rand ringsherum belegt sey. Man pflegt auch wohl die aus ihren Schalen genommenen harten Eier klein zu zerhacken, und über den Salat, wie auch auf den Rand der Schüssel, zu streuen. Sollen Salat und Eier Gast: Speise seyn, so müssen die Eier, wie gesagt, nie anders, als ohne Schale, auf dem Rande der Salat: Schüssel zu Tische kommen. Einige wollen den Salat nur natürlich sauer, Andere aber mit Zucker versüßt, haben. Soll er eine Gast: Speise seyn, so wird er gemeinlich in der Küche obenher mit Zucker bestreuet. Zum Oehl muß man kein ranziges nehmen, und den Salat damit verderben; sondern frisches Provencer: oder auch anderes Baum: Oehl, wenn es nur frisch, und nicht übelriechend ist, denn der Geruch kann schon seinen Geschmack entscheiden. An statt des Wein: Essiges kann auch Citronen: Saft zum Salat genommen werden. Der Essig muß, vor dem Aufgießen und der Vermengung mit dem Salate, mit dem Oehle gehörig unter einander geschlagen, auch ein wenig Salz hinzu: gethan werden, woben man sich gern einer Gabel und eines Löffels von Buchsbaum: Holz (*) bedient, weil diese nicht von dem Essige angegriffen werden, wie die metallenen.

No 3

Ge:

(*) Dergleichen Salat: Löffel und Salat: Gabel kann man in den sogenannten nürnbergischen Läden, das Par für 20 Gr. bis 1 Thaler, bekommen.

Gebrüheter oder sogenannter Speck-Salat, wird von Vielen, besonders auf dem Lande, wenn es an recht frischem Dehl fehlen sollte, sehr geachtet. Es wird in kleine Würfel zerschnittener Speck, welcher zum Theil etwas mager seyn muß, in einem Tiegel ausgebraten; hernach nimmt man den Tiegel von den Kohlen hinweg, gießt den Essig dazu, und wenn er mit dem Speck vereinigt, und über Kohlen heiß genug geworden ist, wird diese Brühe über den Salat ausgegossen. Man nimmt vielen Essig, der nur scharfer Bier-Essig seyn darf. Da warmer oder Speck-Salat gemeiniglich Familien-Speise ist, so wird er nur schlechtthin aufgetragen; soll er aber als Gast-Speise erscheinen, so bestreuet man ihn auch wohl mit hart gekochten und kleingehackten Eiern, welches auch wohl auf dem Schüssel-Rande geschieht; auch wird dieser mit ausgeschälten halben oder Viertel-Eiern belegt.

Der Kopf-Salat, ist zu aller Zeit, mittags und abends, eine Gast-Speise, und wird als Salat, auf eben die Art, wie Lactuke, zubereitet. Der Salat, sowohl Lactuke, als Kopf-Salat, wird zu sehr vielen Speisen, als: Eiern, Eyerluchen, Salz- und Brat-Fischen, rohen und gekochten kalten Schinken, kalten Bökeln und Räucher-Fleisch, Knackwurst, Odsenzungen, warmen, nur simpel gekochten Rindfleisch, und Braten allerley Art, aufgesetzt und gegessen.

Verschiedene Arten der Lactuke kann man auch, insonderheit für Kranke, in Suppen gebrauchen, oder wie andere Kohl-Kräuter zurichten. Wenn die Lactuke gar zu häufig, oder nicht von schöner Art ist, oder in Samen schießt, kann man die Stängel, wenn sie zu blühen anfangen, oder noch eher, abschneiden, die Haut abziehen, und den Kern oder das Mark kochen, in Fleischbrühe zerreiben, und eine gute Suppe davon machen. Gedachte Stängel pflegt man

auch

auch in fingerslange Stücke zu zerschneiden, und an Lamm-, Hühner- oder anderes zartes Fleisch zu thun, oder dieselben mit Butter, Salz und Gewürz in ihrer eigenen Brühe nochmalts aufsieden zu lassen, und also anzurichten. Wie man in die Höhe geschossene oder getriebene Salat-Stängel theils an statt des Spargels gebrauchen, theils Salat davon machen kann, s. oben, S. 568, f. Eben diese Stängel können auch, wie die Cichorien-Wurzeln, mit Zucker trocken candirt werden.

Kalb-Fleisch mit gefülltem Salat, siehe im XXXII Th., S. 385, f.

Der Acker- oder Feld-Lattich kommt der Gartens-Lactuke fast in allem gleich, ausgenommen daß er einen bitteren Geschmack hat. Er kann im August vom Felde ausgehoben, und in Gärten verpflanzt, auch mit Baum Dehl, Essig und Salz, als ein Salat genossen werden.

Die Lactuke als ein Gemüse gekocht, und mit Fleischbrühe, Butter, Salz, und etwas Gewürze zubereitet, ist auch für den feinen Geschmack ein ganz gutes Essen, welches aber oft, weil es durch das Kochen sehr weich und schlüpfrig wird, bey gar zu empfindlichen Personen Ekel und Erbrechen verursacht. C. Ronius behauptet, daß die Lactuke durch das Kochen gar zu viel Feuchtigkeit bekomme, und daher die Fibern des Magens sehr leicht erschlaffen könne. Ich bin nicht so gewissenhaft, und erlaube einem Jeden, unter was für Gesundheits-Umständen er auch seyn mag, diese zwar nicht nahrhafte, aber doch sehr verdauliche Speise zu genießen. Die Gewohnheit den Salat zu kochen, ist schon sehr alt, und man pflegte bey den Römern gemeiniglich zu Anfange der Mahlzeit ein Gemüse von gekochter Lactuke aufzutragen; ob man dieses aber, wie *Martialis* glaubt, in der Absicht den Leib offen zu erhalten, oder vielmehr des Wohl-

schmackes wegen gethan habe, kann ich hier nicht entscheiden, doch halte ich die gekochte Lactuke bey hypochondrischen und zur Verstopfung geneigten Personen für vorzüglich dienlich, indem der Magen dieselbe leicht verdauet, und die zu stark gespannten Fibern der Gedärme eine Art von Schlüpfrigkeit dadurch erhalten. Es ist eine der besten Brunnen-Speisen; man bedient sich daher derselben bey dem Gebrauche der Sauer-Brunnen vor andern Speisen am häufigsten. Der Nieder-Sachse, welcher harte Kost gewohnt ist, und sich dabey am besten befindet, kocht die Lactuke nur selten, und bloß zu der Zeit, wenn er noch keine andere Küchen-Kräuter haben kann. Es wird daher die Lactuke, wenn sie zuvor wohl gewaschen, und mit Salz, Baum-Dehl und Essig angemacht worden ist, als ein Salat zu Tische gebracht. Dieses ist die gemeinste Sommer-Speise der Deutschen, ohne welche man das beste Gastmahl für unvollkommen halten würde. Man thut sehr wohl, wenn man sich, bey Verfertigung desselben, nicht nur, wie ich oben erwähnt habe, eines Löffels und einer Gabel von Holz, sondern auch eines irdenen oder porzellanen Geschirres bedient, und ihn auch darin zu Tische bringt. Ich rathe dieses darun, weil von scharfem Wein-Essig gar leicht arsenikalische Theile in einer zinnernen Schüssel aufgelöst werden können. Man würde daher, besonders wenn man oft Salat isst, dem Körper vielen Schaden dadurch zufügen, und durch ein schleichendes Gift zu auszehrenden Krankheiten sich selbst den Weg bahnen.

In Ansehung der Gesundheit hat man einen doppelten Nutzen vom Salat zu erwarten: erstlich, daß er die überflüssige Hitze des Magens mildert, und die Wallungen des Blutes stiller (*); und zweitens, daß

(*) Frigida Lactucæ vis constat, et humida valde: Vnde potest nimios hæc mania lenare calores.

Aemilius Macer, c. 20.

daß er den Schlaf befördert (*). Nur muß man sich des Weines nach genossenem Salat ganz enthalten, wenn man diese guten Wirkungen recht empfinden will. Wegen der schlafbefördernden Kraft aßen die Alten den Salat zuletzt nach dem Abendessen, doch wurde diese Gewohnheit zur Zeit des Domitianus, wie *Martialis* bezeugt, verändert, und der Salat zu Anfange der Mahlzeit gespeiset (**). *Galenus* erzählt von sich selbst, daß er in der Jugend sehr oft Salat gegessen habe, theils um die Hitze des Magens zu mäßigen, theils die Schärfe einer überflüssigen Galle zu dämpfen. Bey zunehmendem Alter bekam dieser große Arzt, wegen des fleißigen und unterbrochenen Studierens, unruhige und schlaflose Nächte; und auch hier konnte ihm nichts, als der fleißige Gebrauch der Lactuke, wieder einige Ruhe verschaffen. Man kann diese Kraft um desto weniger in Zweifel ziehen, da man aus der oben beschriebenen sechsten Art, nämlich der *Lactuca virosa*, eine Art Opium bereiten kann. Nach dieser Eigenschaft ließe sich auch eine andere Wirkung des Salates erklären, wie nämlich der häufige Genuß der Lactuke den Trieb zum Benschlaf ersticke, und unfruchtbar mache. *Dioscorides* meldet dieses von dem Samen, die alten Römer aber eigneten dem Kraute diese Wirkung zu, daher enthielten sie sich dessen nach und nach. Ein vornehmer Engländer, der in unfruchtbarer Ehe lebte,

No 5

(*) Hortorum Lactuca decus: quia friget et humet, Sæpe leues somnos conciliare solet.

Atque, vt corporibus olera omnia vincit alendis: Sic viui succus sanguinis inde venit.

Eob. Hessus, L. de bon. valet.

(**) Claudere quæ quondam Lactuca solebat aurore, Dic mihi, cur nostras incipit illa dapes?

Martial. L. XIII. Epigramm.

lebte, soll auf Lobel's Rath, des Abends keine Lactuke mehr genossen haben, welche er sehr gern aß, und darauf vor Ablauf eines Jahres durch die gesegneten Umstände seiner Gemahlinn erfreuet worden seyn. Ein Gegen Beweis dieser Behauptung scheint aber in der Fruchtbarkeit der armen Leute zu liegen, welche doch den Sommer hindurch selten etwas anders, als Lactuke, zum Abendbrod genießen. Gewisser ist die Wirkung der Lactuke, da sie auflöst, öffnet, kühlt und reinigt. Man rühmte sie daher schon vor Zeiten gegen Verstopfungen der Eingeweide und die Hypochondrie. Antonius Musa, Leib- Arzt des Kaisers August, erwarb sich dadurch eine Ehrensäule neben dem Tempel des Aesculap, daß er diesen großen Kaiser durch den Gebrauch des kalten Wassers und der Lactuke, von einer hartnäckigen und langwierigen Krankheit, welche vielleicht die Hypochondrie seyn mochte, gänzlich befreiete. Simon Paulli, ein berühmter dänischer Arzt, behauptet, daß, wenn alle bekannte Mittel zur Milderung der hypochondrischen Zufälle umsonst verschwendet worden, die Lactuke noch das einzige Mittel wäre, wovon man sich einige Hilfe versprechen könne. Er rath, sich des Fleisছেessens und Weintrinkens eine zeitlang ganz zu enthalten, und bloß die Lactuke, entweder gekocht, oder als Salat, zu genießen. Ein verstopfter Leib und verschlagene Winde sind oft größtentheils dasjenige, was man die Hypochondrie zu nennen pflegt; da nun die Lactuke, besonders wenn sie täglich und häufig genossen wird, die Gedärme schlüpfrig erhält, und die überflüssige Hitze dämpft, so ist nichts natürlicher zu glauben, als daß ein Hypochondrist von dieser Pflanze die beste und sicherste Wirkung zu erwarten habe.

Im 84 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1768, erzählt ein ungenannter Arzt, bey Gelegen-

heit

heit der von Paulli verrichteten Cur, eine ähnliche. „Da in der Arzeneypfust,“ sagt er: „durch Nachahmung ähnlicher Fälle sehr oft die größten Entdeckungen gemacht werden, so verleitete mich das merkwürdige Beispiel dieses Arztes, bey einem starken Hypochondristen, welcher die bewährtesten Mittel schon fruchtlos gebraucht hatte, mit der Salat- Cur einen Versuch zu machen. Ein Mann von etwa 40 Jahren, welcher in der Jugend die Wissenschaften etwas bey Seite gesetzt hatte, wurde, da er zu reifer Ueberlegung kam, durch Ehrgeiz getrieben, das Versäumte durch einen beständigen Fleiß zu ersetzen. Er that dieses 3 Jahr lang mit solchem Eifer, daß er die Sorge des Körpers ganz darüber vergaß, und in die schwerste Hypochondrie verfiel, welche ihn zu einem Sammelpfatz von unzähligen Krankheiten machte. In diesen betrübten Umständen nahm er seine Zuflucht zu Bädern und Gesundbrunnen. Er kam eben von Pyrmont ohne Hilfe zurück, da ich das Glück hatte mit ihm bekannt zu werden. Ich rieth ihm, mit der Salat- Cur einen Versuch zu machen; allein, die vielen bey ihm fehlgeschlagenen Curen hatten ihm ein Mißtrauen gegen alle Aerzte und ihre Hülfsmittel zuwege gebracht. Doch, sagte er endlich, da ich ihn durch die glücklichen Proben des Sim. Paulli von dem Nutzen meines vorgeschlagenen Mittels vollkommen überzeugte: ich will Ihnen folgen, und in Zeit von 6 Wochen nichts anders als Lactuke essen, ob mir gleich diese Speise von andern Aerzten ist widerrathen worden. In dieser ganzen Zeit war die Cur also eingerichtet: Des Mittags aß er gekochte Lactuke, mit ganz weichen Eiern, und des Abends bediente er sich eines mit gutem Weinessig verfertigten Salats, und etwas Weißbrod ohne Butter. Kaum war die vierte Woche zu Ende, so verspürte dieser Mann merkliche Linderung, und in der fünften Woche war er zu meiner größten Freude völlig gesund.“

Joseph Lanzoni, einer der größten Aerzte seiner Zeit, bekam eine Person in die Cur, welche einen verdorbenen Magen, nach dem Essen Angst, schweres Athemholen, Ohrenklingen, nebst vielen und mit heftigem Aufstoßen verknüpften Blähungen, hatte; dieser rieth er, mittags und abends nichts als Salat zu essen; sie hatte es kaum 8 Tage gethan, so erhielt

erhielt sie ihre völlige Gesundheit. *Vaillant* (*) beschreyete sich selbst durch häufigen Genuß der Lactuke, wozu er durch einen Instinct getrieben wurde, von einem kalten Fieber.

Ich muß aber auch einiges Schädliche, welches verschiedene Aerzte der Lactuke zuschreiben, nicht verschweigen. *Dioscorides* und selbst *Hippocrates* scheinen die Lactuke, besonders aber den Milchsast, welchen sie enthält, unter die subtilen Nerven-Gifte zu rechnen. Beide glauben, daß der häufige Gebrauch dieses Krautes eine Schwäche des ganzen Körpers, besonders aber der Augen, hervorbringe. Würden wir aber nicht die traurigsten Beispiele an den Nieder-Sachsen sehen, wenn der Salat auf ihre Augen besonders wirkte? Es dient allerdings zur Rechtfertigung dieser Pflanze, daß wir so wenig Blinde darunter antreffen. Man muß es jenen beyden Männern zu gute halten, wenn sie zuweilen den Pflanzen Eigenschaften zuschreiben, die sie doch gar nicht besitzen. Sie wollten die vielen Lücken in der Medicin gern ausfüllen, und weder sie, noch ihre Vorfahren, hatten Stoff genug dazu gesammelt.

Der frisch ausgepreßte Milch-Saft der Lactuke soll, zu 2 bis 3 Löffel voll, den vierfüßigen Thieren tödlich seyn. Man gab, nach dem Berichte der *Bresl. Sammlungen*, einem ganz gesunden Hunde 2 Löffel voll dieses Saftes, welcher nach verschiedenen, eben nicht allzu starken Zuckungen des Körpers plötzlich davon starb. Da der oben erwähnte ungenannte Arzt, der die merkwürdige Cur der Hypochondrie durch die Lactuke verrichtete, an der Richtigkeit dieser Sache nicht ohne Grund zweifelte, so machte er selbst bey verschiedenen Hunden einen ähnlichen Versuch mit dem

(*) In der Vorrede zu seinem *Botanicon Parisiense*.

dem Milchsafte der Lactuke, und fand, daß gedachte Wirkung sich keinesweges nach dem Genuße des Saftes des Garten-Lactuke, sondern vielmehr nach dem gemeinen dunkelgrünen langblättrigen wilden Lattich äußerte; doch tödtete auch dieser nicht schnell, sondern erst nach einer langen Zeit, und wenn er wenigstens zu 5 bis 6 Löffel voll war beygebracht worden. Da aber der deutsche zärtliche Geschmack nicht gewohnt ist, die Lactuke roh, sondern mit Essig und Baum-Dehl vermischt, zu essen, so wird, wenn ja noch etwas verdächtiges in dem Milchsafte dieser Pflanze stecken sollte, durch diesen gut gewählten Zusatz, alles Schädliche völlig gedämpft. Wir können daher, aller fürchterlichen Versuche ungeachtet, den Salat nicht bloß als eine unschädliche, sondern auch als eine sehr gesunde und gute Speise betrachten.

Unter die gewissen und zuverlässigen Wirkungen des Salates kann man die Kraft, den Schlaf zu befördern, mit rechnen. Man hat bemerkt, daß alte und abgelebte Personen, welche in langer Zeit fast gar nicht geschlafen hatten, durch einen einzigen Teller guten Kopf-Salat sich eine recht ruhige Nacht verschaffen konnten, worauf sie allemahl eine sehr merkliche Ersehung der Kräfte verspürten. Daß aber der Salat im Schlafe bey jungen und munteren Personen, unmittelbar, und durch eine unbekannte Kraft, in das Nerven-System, und durch diesen Weg recht lebhaft auf die Seele wirke, ist vorgedachtem Arzte durch das Zeugniß von mehr als 20 Personen bestätigt worden. Ein jeder gab die Versicherung, daß er die angenehmsten Träume nach dem Genuße des Salates gehabt hätte, und seiner Seele die schönsten Gärten, Wiesen und Wälder, auf das lebhafteste sich vorgestellt hätten. Man kann also, ohne Bedenken, genesenden Personen, welchen es noch an dem gehörigen Schlaf fehlt, und die vor andern zur Ersehung

ung der Kräfte ihn nöthig haben, einen gut zubereiteten Salat erlauben. Verschiedene Aerzte haben wider die Schlaflosigkeit Fuß-Bäder von Lactuk-Blättern angerathen; da mir aber die Wirkung davon eben so unwahrscheinlich vorkommt, als wenn man bei einer hitzigen Krankheit, den Schlaf zu befördern, Lactuk-Blätter vor den Kopf binden wollte, so will ich lieber den Magen, als die Füße, zum Gebrauch des Salates vorschlagen.

Außerlich wird das von der Lactuke destillierte Wasser, mit Salpeter vermischt, von Sim. Paulli in der Tobucht (Phrenitis) angerathen. Man soll vierfach zusammengelegte Leinwand hinein tauchen, und über die Schläfe und Gelenke der Hand, zu Linderung der Hitze, binden. Gemeines kaltes Wasser dürfte wohl eben so kräftig seyn. Der aus den Salat-Stängeln gepresste Milchsaft, wird von Galen bei Geschwulst und Entzündung der Zunge, als ein sicheres und fast untriegliches Mittel angeriefen. Sollten aber die Wundärzte nicht mit weit besserem Erfolge die Salat-Blätter, bei den spanischen Fliegen, als den Braun-Kohl, gebrauchen können? Jene sind viel weicher als dieser, und besitzen noch außerdem eine eigenthümliche kühlende und schmerzstillende Kraft; man könnte sie daher mit vielem Nutzen den ganzen Sommer über auflegen.

In den Apotheken findet man das Lactuk-Wasser, die frischen Blätter, und den Samen. Das destillierte Wasser wird zur Stillung der Hitze und der Schmerzen, besonders des Kopfes, wie auch zur Beförderung des Schlafes, vom gemeinen Mann bisweilen gesucht; von vernünftigen Aerzten aber wird es gar nicht mehr verschrieben. Die Blätter braucht man zu der fast aus der Mode gekommenen Reque Nicolai, und dem Unguento populeo. Die Samenförner sind länglich, zusammengedrückt, an bey-

den

den Seiten zugespitzt, gestreift, und mehrentheils grau von Farbe. Sie gehören zu den vier kleinen kühlenden Samen (semina 4 frigida minora). Sie geben, mit Wasser abgerieben, eine Art Milch (Emulsion), welche nächtliche Pollutionen verhüten, das Brennen beim Urinlassen lindern, und den Schlaf befördern soll, im Grunde aber in Ansehung der Kräfte, von der aus Mandeln, Kürbis-Kernen, u. d. gl. zubereiteten Emulsion nicht verschieden ist.

Die Blätter können als ein subsidiares Futter der Seiden-Würmer gebraucht werden. Nach der Versicherung eines gewissen schwedischen Schriftstellers, haben die Seiden-Würmer, wenn sie mit Salat-Blättern waren gefüttert worden, einen eben so festen Faden gegeben, als wenn sie Maulbeer-Blätter gefressen hätten, indem ein einfacher Faden von $\frac{1}{4}$ Elle ein Gewicht von 10 Loth, ohne zu zerreißen, ausgehalten hat.

Den Samen giebt man Canarien-Vögeln, um sie zu purgiren; s. im VII Th., S. 609.

- Lattich, (Acker-) s. oben, S. 557, und 583.
 — — (Brand-) Tussilago Farfara Linn. s. Fuß-Lattich, No. 1, Th. XXV, S. 567.
 — — (Bruch- oder Buch-) Hieracium murorum Linn.; s. Zabichts-Kraut, No. 6, Th. XX, S. 568.
 — — (canadischer) s. oben, S. 555.
 — — (eichenblättriger) s. oben, S. 555.
 — — (Endivien-) s. oben, S. 566, f.
 — — (Feld-) 1. wilder Lattich, Lactuca Scariola L.; s. oben, S. 557, und 583.
 2. Eine Art Baldrian; s. unter Valeriana.
 — — (Frosch-) Potamogeton Linn.; s. Samens-Kraut.

Lattich,

- Lattich, (giftiger) f. oben, S. 557.
 — — (Zaser:) Tussilago Farfara Linn.; f. Zuss
 Lattich, No. 1, Th. XXV, S. 567.
 — — (Zaser:) Prenanthes Linn.; f. Sonchen
 Kraut. (Wildes)
 — — (Zäupfel) f. oben, S. 564.
 — — (Zeider:) f. oben, S. 554.
 — — (Zirsch:) Tussilago Farfara Linn.; f. Zuss
 Lattich, No. 1.
 — — (Zus:) Tussilago; f. im XXV Th., S. 566, fgg.
 — — (Zunds:) Densleonis Taraxacum; f. Röhr-
 lein: Kraut.
 — — (Röpfel:) f. oben, S. 564.
 — — (Krauser:) f. oben, S. 564.
 — — (Lämmer:) f. unter Valeriana.
 — — (Schorf:) Rumex acutus Linn.; f. Grind-
 Wurzel, No. 1, Th. XX, S. 62.
 — — (stacheliger) f. oben, S. 557.
 — — (Stripp:) f. Grind: Wurzel, No. 1.
 — — (Wege:) f. Röhrlein: Kraut.
 — — (weidenblättriger) f. oben, S. 556.
 — — (Wiesen:) f. Röhrlein: Kraut.
 — — (wilder) f. oben, S. 557.

Latus, Messing = Blech; Latus: Güte, Latus:
 Schläger; siehe im Art. Messing.

Latus, siehe Seite.

Latus und Transport, zwei bekannte, bey Summirung
 einer Rechnung u. gewöhnliche Ausdrücke; an deren
 Statt Einige Fürtrag und Uebertrag, oder: Seite,
 und Uebertrag der Seite, oder: diese Seite, und
 von voriger Seite, setzen. Latus ist nämlich die
 Seite eines Blattes, oder eine Summe; und Trans-
 port, die Summe der vorhergehenden Seite, wenn
 sie auf die folgende übergetragen und obenan gesetzt
 wird. Latus per se, wird in Rechnung gesetzt, wo
 nicht mehr als Eine Post auf dem Blatte steht.

Latus:

Latwerge, Gr. und Lat. Eclegma, Electuarium;
 Fr. Electuaire (*), in den Apotheken, ein mit Honig,
 Syrup u. in Gestalt eines dicken Breyes vermisch-
 tes Pulver, oder auch zu einem solchen dicken Brey
 eingekochter Saft.

Die Latwergen sind weniger flüssig als ein Saft,
 so daß man davon etwas mit der Spitze eines Mes-
 sers, oder mit einem Spatel heraus nehmen kann,
 ohne daß es von den Seiten herunter laufen sollte.
 Man giebt ihnen sonst auch den Nahmen Opiate,
 und einige von ihnen nennt man Confectiones, z. B.
 Confectio Alkermes (**). Sie bestehen aus Pul-
 vern, Extracten, Conserven, Säften, Dehlen, Gum-
 men, Harzen, u. d. gl. die mit einem Zucker = Saft
 oder mit geläutertem Honig ganz einfach vermischt,
 und daher eigentlich zusammengesetzte Conserven sind.

Die Bereitung der Latwergen ist sehr einfach.
 Der Honig oder Zucker wird vorher in Wasser aufge-
 löset, und zur Dicke eines Zucker = Saftes eingekocht.
 Bestehen die übrigen Ingredienzien bloß aus Pul-
 vern, so werden diese nach und nach zu dem Saft,
 der vorher kalt geworden seyn muß, zugesüttet,
 und mit einem Agitakel gut vermischt. Sind aber

Er:

(*) Im Franz. ehemals Laitnaire, im Böhm. Lerkwar, alle
 aus dem Lat. Electuarium, und dieses aus dem Griech.
 Εκλεγματιαριον, von εκλεγειν, auslecken. Schon die mitt-
 lern Griechen sagten für Ελεκτοναριον, Λατοναριον und
 Λατοναριον, daher man sich über die Wegwerfung der ersten
 Sylbe in den spätern Sprachen um so viel weniger verwun-
 dern darf.

(**) Nach der verschiedenen Dicke der Latwergen giebt man ih-
 nen noch verschiedene Benennungen. Sind sie flüssiger als
 gewöhnlich, so heißen sie Looch, oder Lohoch; sind sie
 so flüssig als ein Saft, Linctus (Leck = Saft); sind sie hin-
 gegen dicker als gewöhnlich, daß man daraus eine kleine
 Kugel formiren kann, um sie auf ein Mahl herunter zu
 schlucken, so nennt man diese einen Bolus (Bissen).

Ertracte, Conserven, oder andere dergleichen Substanzen, die nicht zu Pulver gemacht werden können, dazu zu nehmen, so vermischt man diese vorher ganz gleichförmig mit dem Saft, und schüttet dann erst die Pulver hinzu. Wesentliche Oehle und Balsame bleiben bis zuletzt.

Die Quantität des Saftes, die zu einer Latwerge erfordert wird, richtet sich nach der Beschaffenheit der Pulver, die zugemischt werden sollen, nach dem diese nämlich mehr oder weniger Flüssigkeit einziehen. Bey vegetabilischen Substanzen, als: Wurzeln, Kräutern, nimmt man 3 Theile Saft zu 1 Theil Pulver. Diese Mischung scheint anfangs sehr flüssig zu seyn; innerhalb 24 Stunden aber, nachdem die Pulver den überflüssigen Saft in sich gezogen, haben sie die rechte Consistenz einer Latwerge. Zu andern, als: Gummen, Harzen, rechnet man ungefähr ein gleiches Gewicht; und bey mineralischen Substanzen, die Hälfte ihres Gewichtes an Zucker-Saft. Wenn zu einer Latwerge leichtere und schwere Materien, als z. B. Eisenfeil, vermischt werden sollen, so muß man die Mischung dicker machen, weil sie sonst, indem das Eisenfeil seiner Schwere wegen niedersinken würde, nicht gleichförmig bleibt.

Da die Pulver und die übrigen Ingredienzien zu den Latwergen oft in ihrer Natur und Beschaffenheit ganz verschieden sind, so bemerkt man auch, daß einige sogleich nach der Verfertigung, andere später, in Gährung übergehen, und noch andere ein ganzes Jahr, ja etliche Jahre durch, gähren. Da in diesen Arzeney-Mitteln jederzeit Zucker oder Honig gegenwärtig ist, so können sie nicht so leicht in die faulende Gährung übergehen. Ueberdem kommt hierzu noch, daß, da die Substanzen so verschieden sind, eine Substanz zu gähren anfängt, indem die andere aufhört, und also die neue Verbindung, die diese un-

ter

ter der Gährung eingegangen ist, wieder aufhebt. Dieses gilt vornehmlich von denjenigen Latwergen, die aus vielen Ingredienzien, die theils aromatisch, salzig, harzig oder gummig sind, bestehen, als: der Theriak, Mithridat, Confectio de hyacintho. Bey diesen bemerkt man, etliche Jahre durch, eine gelinde innerliche Bewegung oder Gährung, ohne daß sie dadurch verderben, oder an ihren Heil-Kräften eben sehr leiden sollten. Doch ist nicht zu läugnen, daß nicht manche flüchtige Theile durch die fortgesetzte innere Bewegung verloren gehen. Dagegen aber hören die Latwergen, worin viele schleimige und pulpenartige Substanzen enthalten sind, als: das Electuarium lenitivum, diacatholicum &c. bald, nachdem sie verfertigt sind, zu gähren auf, werden schummelig, trocknen ein, und verderben binnen weniger Zeit. Von diesen muß man daher entweder nur sehr geringe Quantitäten machen, oder, welches noch besser ist, bloß die Pulver in Gläsern gut verstopft vorrätig halten, und jederzeit auf der Stelle, so viel als eben gebraucht wird, zusammen mischen. Ueberhaupt müssen alle Latwergen an kühlen Orten, und vor dem Zutritt der Luft sehr wohl vermachet, aufbewahret werden.

Dem kranken Viehe werden die Latwergen, wie die Bissen (Boli), mit einem Kohl-Blatte eingegeben.

Latz, (der) Diminut. das Lätzchen, Oberd. Lätzlein, eine im gem. Leben übliche Benennung theils eines Kleidungsstückes, theils eines gewissen breiten Theiles einer Sache.

1. In den gemeinen Sprech-Arten ist der Latz oder Brust-Latz, ein Kleidungs-Stück ohne Arzmel, welches nur bis auf die Hüften reicht, und dessen sich beyde Geschlechter bedienen. Bey dem männlichen wird es in den anständigen Sprech-Arten ein Brust-Tuch, bey beyden aber auch ein Leibchen genannt.

nannt. Bey dem weiblichen, hat dieser Laz zum Unterziehen, ganz kurze und schmale Schößchen, und wird auch zuweilen mit einigen Stücken Fischbein untersteift. Bey vornehmern Frauenzimmer ist er insgemein von Damast, Stoff, Atlas oder Taffet, und wird meistens von vornher zugeschnüret; sonst wurde er auch wohl mit goldenen oder silbernen Knöpfen zugeknöpft. Bey gemeinen Frauenpersonen hingegen ist er nur von wollenen und schlechten Zeugen, und wird meistens mit Hesten oder Schlingen zugemacht, oder auch, wenn er gesteift ist, mit Schnürbändern zugeschnüret. In vielen Orten nennt man diese Art von Laz ein Nieder. Von vornehmen Mannspersonen wird ein solcher Laz meistens simpel zum Unterziehen, von geringern aber, insonderheit Landleuten zum Stat, und hin und wieder ziemlich kostbar getragen. Siehe auch Brust-Tuch, im VII Th., S. 147.

2. Bey dem andern Geschlechte, ist der Laz zum Vorstecken, Vorsteck-Laz, ein oben breites, und unten schmahl zulaufendes Bruststück von Gold, Silber, Spitzen, Flor oder Band, auch wohl mit bunter Seide auf vielerley Façon gestickt, gewirkt, oder genäht, welches das Frauenzimmer vorn über die Schnürbrust anzustecken pflegt. Bisweilen wird ein solcher Vorsteck-Laz auch aus weißem Flor mit goldenen oder silbernen Muscheln, Blumen, und allerhand seidenen Chenille, staffiert und bebrämet, oft auch aus lauter goldenen oder silbernen Fransen oder Band-Schleifen (s. Bänder-Laz, im III Th., S. 418,) zusammengesetzt.

Einige Frauen-Personen bedienen sich, an statt der Schnürbrust, eines mit Pappe, Rohr oder Fischbein ausgesteiften, und nach dem Schnürleibe eingerichteten Lages, welcher alsdann ein steifer Laz, Laz zur Schnürbrust oder Vorschein-Laz, genannt

nannt wird, über welchen sie die sogenannten Leibchen, Ferschken oder Corsette vorn zu zuschnüren pflegen. Er wird, nach Belieben, mit seidenem oder wollenen Zeuge, oder auch mit Canevas überzogen, und für junge Personen mit weißer Leinwand, für ältere hingegen, der Wärme wegen, mit Barchent gefüttert.

Ein aus weißer oder blauer Leinwand, Zwillich, Damast oder buntem Kattun viereckig geschnittener kleiner Laz, welcher mit Schlingen und Bändern versehen ist, und welchen man den Kindern um die Brust vornher zu binden pflegt, wird Kinder-Lätzchen genannt.

Die im Französischen sogenannten Bustieres, sind entweder mit reichen schattierten Blumen gestickt, oder von Gortz (Cort.) Arbeit und Bändern verfertigte Läge, welche letztere von ihrer Gestalt Crevées heißen. Sie sind auch wohl Marseille genähet, von reichen Pompons und Soucis d'Hanneton gearbeitet, um sie zu den Palatinen, welche dazu getragen werden, zu assortiren. Der Bequemlichkeit wegen, heißen sie auch Ammen-Läge. Siehe auch Crevé, im VIII Theile, S. 459.

Bey Erbtheilungen sind Läge für Frauen und Mädchen, Gerade.

Auch die obere Klappe an den Schürzen, welche die Brust bedeckt, heißt ein Laz, so wie an den Weinskleidern der Männer die noch unter gemeinen Leuten übliche breite Klappe an dem vordern Theile, unter dem Nahmen des Lages oder Rosen-Lages bekannt ist. Siehe Th. XXV, S. 306.

Bey dem Victorius heißt das Ober-Leder an einem Schuße der Ueberlaz; und im Oberdeutschen wird eine Kapuze, ein Reise-Hut mit Klappen, eine Laz-Mütze genannt.

3. Im Hüttenbaue ist am Planen: Herde der Laz, ein 3 Zoll breites Stück Zwillich, welches unter das Gefälle gesteckt wird, damit die Erze nicht mit dem Wasser davon gehen.

So fern dieses Wort in den meisten Fällen ein Stück bedeutet, könnte man es mit dem alten lidon, schneiden, zu schlingen, dem Oberdeutschen Blaz und Piaz, dem lat. Lacina, und andern dieses Geschlechtes, rechnen; s. Lasche, oben, S. 113. Allein, es scheint vielmehr der Begriff der Bedeckung der herrschende zu seyn, da es dann mit Leder, Lied, ein Deckel, der Laden und Kleid verwandt ist. Mit dem Begriffe der Bedeckung ist der Begriff eines bedeckten oder hohlen Raumes sehr genau verwandt, daher schon im salischen Gesetze Laicus den Schoß bedeutet. Im Böhmischen heißt ein Laz in der zweyten Bedeutung Lacek.

Laz, (Ninnen-) s. auf der vorhergeh. Seite.

—— (Bänder) s. oben, S. 596.

—— (Brust-) s. oben, S. 595.

—— (Hosen-) s. auf der vorhergeh. Seite.

—— (steifer) s. oben, S. 596.

—— (Ueber-) s. auf der vorhergeh. Seite.

—— (Vorschnür-) s. oben, S. 596.

—— (Vorsteck-) s. oben, S. 596.

Laz: Mütze, s. auf der vorhergeh. Seite.

Lazchen, (Kinder-) s. eb. das.

Lazchens: Hemd, eine Art Hemden des andern Geschlechtes s. im XXIII Th., S. 3.

Lau, ein Bey- und Neben-Wort, lauer, laueste, ein Wort, welches den ersten geringsten Grad der Wärme, besonders am Wasser und an andern flüssigen Körpern ausdrückt; L. repidus; Fr. tiede. Laues Wasser. Das Wasser ist nicht heiß, sondern nur lau. In der Dicht: Kunst auch von der angenehmen gelinden Wärme der Luft.

Laue Lüste, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz.

Hamler.

— Es wehen launere Lüste

Dich, Kind der Sonne, gefälliger an.

u. g.

Ingel. figürlich, für kaltsinnig, nicht den gehörigen Grad des Eifers habend. Eine laue Liebe. Sein Eifer läßt nach und wird schon ganz lau. Jemanden sehr lau empfangen, sehr gleichgültig, kaltsinnig.

Siehe Laulich, Lauwarm und Laugkeit.

Im Nieders. lau, im Angels. hliw, im Isländ. hle, hlyr, im Schwed. ly, lom, im Engl. lukewarm, im Dän. mit eingeschobenem n, lunken. Im Niederdeutschen auch mit andern Prä- und Suffixis flau, flack, black, flat, laak, flöp, flep, welche alle mit lau eines Stammes sind, aber auch figürlich ungeschmackt, geschmacklos, unkräftig bedeuten. Siehe flau, im XIV Th., S. 61. Es scheint, daß dieses Wort zu Lohe, Lauge, Glühen, u. s. f. gehört, und warm und hell überhaupt bedeutet habe, bis es durch den Gebrauch auf den geringsten Grad der Wärme eingeschränkt worden ist. Dahin gehört auch das Schwed. len, thauwarm, so gelinde, daß das Eis aufthauet, das Nieders. liien, lähen, aufthauen, Oberd. leinen, das Holländ. lauen, wärmen, und lauwen, warm werden und warm machen. Auch im Hochdeutschen sagt man noch im gem. Leben, das Wasser lauet noch ein wenig, ist noch ein wenig lau, oder lauwarm.

Lau: Gold, in einigen, besonders oberdeutschen, Gegenden, falsches, unächtes Gold, doch nur von dünnen Messing: Blättchen, welche zur Nachahmung solcher Gold: Blättchen geschlagen, und gemeinlich zu Flintern verarbeitet werden; Knaster: Gold, Ransch: Gold. Daher die Laugold: Schläger, welche das Messing zu solchen dünnen Blättern schla-

Pp 4

gen,

gen, und an andern Orten Glinter-Schläger, Glinterer, heißen. Siehe Messing.

Lau, lou, bedeutete ehemals falsch, unächt, und in der rothwälschen Diebes-Sprache hat loe diese Bedeutung noch, und Loeformat sind daselbst falsche Briefe. Es scheint mit dem vorhergehenden lau, und vielleicht mit läugnen und dessen Stamm-Worte laugen, verwandt zu seyn.

Laub, die Blätter der Bäume und Sträucher.

1. Eigentlich, als ein Collectivum und ohne Plural, wo es im engern und gewöhnlichern Verstande nur von den breitem Blättern der zu dem sogenannten Laub-Holze gehörigen Bäume und Sträucher gebraucht wird, zum Unterschiede von den Nadeln oder Tangeln des Schwarz-Holzes. Im Frühlinge, wenn die Bäume wieder junges Laub bekommen. Das Laub fällt ab. Laub streifen, das Laub von den Bäumen streifen. Eichen-Laub, Linden-Laub, Wein-Laub, u. s. f.

2. Figürlich.

(1) Dem Laube der Bäume ähnliche Zierrathen, wo zuweilen, z. B. bey den Schlössern, auch der Plural die Laube üblich ist.

(2) In der deutschen Karte wird die grüne Farbe, weil sie das Blatt eines Baumes vorstellt, Laub genannt. Daher der Laub-König, der Laub-Ober, das Laub-Daus, u. s. f.

(3) Diejenige Zeit, in welcher die Bäume frisches Laub bekommen; in welchem Verstande es im Forstwesen, von dem Laub-Holze gebraucht, so viel als ein Jahr bedeutet. Der Schlag steht schon im dritten, vierten zc. Laube. Von dem Schwarz-Holze hingegen sagt man, der Schlag stehe in der zweyten, dritten zc. Krone, Querl oder Gipfel.

(4) In einigen Gegenden, vermuthlich Ober-Deutschlandes, bedeutet es auch denjenigen Antheil, wel-

welchen ein Gut an dem Genusse eines Waldes hat. Ein vollständiges Bauern-Gut hat daselbst das ganze Laub, ein Gütchen nur ein halbes Laub. Frisch, der diese Bedeutung aus dem Besold hat, setzt hinzu, daß das ganze Laub bisweilen 5 oder 6 Klasten (vermuthlich geschlagenes Holz) ausmache. Vielleicht ist dieser Gebrauch noch ein Ueberbleibsel der alten Bedeutung des Wortes Laub, da es auch einen Wald, oder einen Theil desselben, bedeutete; in welchem Verstande Lo bey den schwäbischen Dichtern, Lob für Bäume im Schwabenspiegel, und Lew, Löf, im alten Schwed. vorkommen.

In dem heutigen Verstande als ein Collectivum schon bey dem Ottfried und Notker Loub, bey dem Alphysas Lauf, im Angels. Leaf, Laef, im Nieders. Loof, im Engl. Leaf, im Dänischen Lov, und im Schwedischen Löf; entweder, wie Wächter glaubt, von der Bedeckung, weil das Laub die Bedeckung, Bekleidung der Bäume ausmacht; siehe Laube; oder auch von der beweglichen Beschaffenheit der Blätter, da denn dieses Wort zu Laff, Lappen und laufen gehören würde; oder endlich auch, wegen ihrer breiten dünnen Beschaffenheit, um welcher willen auch die flache Hand im Wallis. Llaw, und im Friesischen Lofa genannt wird. Ehedem wurde Laub auch häufig von einzelnen Blättern gebraucht, und da findet man im Plural sowohl Laube, als Läufer. Jenes kommt in dem alten Gedichte auf den heil. Anno vor, dieses bey Heinr. v. Beldig:

Es habent die kalten nehte getan
Das di Loiber an der linden
Winterliche val gestan;

für die Blätter. Daher kommt es vermuthlich auch, daß man noch im gem. Leben sagt: er zittert wie ein Aespen-Laub, s. Th. XI, S. 579, imgl. Lanber-Hütte. Im Friesischen bedeutet Lapas noch jetzt ein Blatt.

Von der Bestimmung und dem Nutzen der Blätter an Bäumen und Pflanzen, habe ich im
Pp 5 V Th.

V Th. S. 567, fgg.; von der Sortpflanzung der Bäume durch Blätter, eb. das. S. 571, fgg. und von einigen Krankheiten der Blätter, eben daselbst, S. 575, f. gehandelt. In gegenwärtigem Artikel, werde ich von dem Laubstreifen, und von dem Laub:rechen oder scharren, ingleichem, wie ich im V Th. S. 576, versprochen habe, von dem Abfallen des Laubes, und von dessen Nutzung, sowohl zur Fütterung, als auch zur Streu, zum Düngen, und zur Feuerung, handeln.

Von dem Abfallen der Blätter oder dem Laub:fall, nach Dühamel Erklärung (*). Wenn man bedenkt und sieht, daß die Blätter mit den Zweigen durch Holz: Fibern, die aus denselben Zweigen entspringen, vereinigt sind, so sollte man glauben, daß sie mit den Zweigen ein Ganzes ausmachten, und sich niemahls von denselben absondern könnten. Diese Vorstellung aber würde irrig seyn, wenn man sie als allgemein annehmen wollte. Es giebt zwar Bäume, die ihre Blätter sehr lange behalten, und welche man daher immergrüne Bäume nennt. Die Blätter der Fichte werden zwar auf dem Baume selbst trocken, so wie die Zweige; die meisten Bäume aber verlieren im Herbst ihre Blätter, die im Frühlinge hervorgekommen waren. Man sagt alsdann: die Bäume werfen ihre Blätter ab, die Bäume werden nackt, oder: das Laub fällt (ils se dépouillent). Die Aesche, der Nußbaum, die Ulme u. sind von dieser Art.

Es giebt einige Bäume, als: die gemeine Eiche und die Weiß: Büche, deren Blätter zwar im Herbst welk und trocken werden, die aber doch erst im Früh: linge

(*) In Dessen Physique des arbres. To. I. S. 127, fgg. und in der Naturgeschichte der Bäume, nach Delhaufen v. Schellenbach Uebersetz. 1 Th. (Münch. 1764, gr. 4.) S. 139, fgg. und nach einer andern Uebersetz. im 12 St. der Hannover. Beytr. zum N. und Vergn. v. J. 1759.

linge abfallen, wenn sich die Knospen öffnen, und die neuen Blätter hervorzubrechen anfangen. Endlich giebt es auch einige Bäume, und gar viele Stauden: Gewächse, die ihre grüne Blätter bis in den Früh: ling behalten, wenn die Winter gelinde sind; die sie aber verlieren, wenn der Frost heftig ist; als: der kretische Ahorn, die Rain: Weide, der wilde gelbe Jasmin u.

Je mehr und sorgfältiger man die Umstände, die sich bey dem Abfallen der Blätter eräugnen, untersucht, desto schwerer ist es, die Ursache des Abfal: lens zu entdecken. Ich werde indessen meine hierbey gemachten Beobachtungen erzählen. 1. Die Bäume, welche ihre Blätter verlieren, dunsten mehr aus, als diejenigen, welche die Blätter das ganze Jahr durch behalten. 2. Wenn man einen Baum, der seine Blätter nicht abwirft, auf einen solchen pflanzet, der seine Blätter fallen läßt, z. B. einen Kirschlorbeerbaum auf einen wilden Kirschbaum; eine immergrüne Eiche auf die gemeine Eiche, so zeigt die Erfahrung, daß der Kirschlorbeerbaum und die immergrüne Eiche ihre Blätter behalten; dieses stimmt mit der vorhergehenden Beobachtung überein, denn weil der Kirschlor: beerbaum wenig ausdunstet, so zieht er aus dem wilden Kirschbaume Nahrung genug, seine Blätter zu be: halten, um so mehr, da die Bewegung des Saftes im Winter nicht ganz unterbrochen ist. Man muß aber doch gestehen, daß das, was auf diese Art ge: pflanzet ist, nicht lange aushält. 3. Die Blätter wer: den gemeinlich im Herbst gelb, und wenn ein Re: gen auf solche Reife folgt, so fallen sie in wenig Ta: gen gar ab. 4. Bisweilen ist die Hitze im Sommer so stark, daß sie die Blätter versengt und vertrocknet; wenn nachher warme Regen darauf kommen, so fallen diese vertrockneten Blätter ab, und die Bäume treiben neue Blätter, welche man Herbst: Blätter nennen kann;

kann; diese bleiben viel länger in den Winter hinein auf den Bäumen, als die Frühlings-Blätter; die kleinen Reife, die verursachen würden, daß diese abfallen, schaden jenen nichts. 5. Ich habe gesunde starke Ulmen, die mit großen, dicken und vortreflich grünen Blättern bedeckt waren, im Sommer von einer Krankheit, welche die Rinde von dem Holze abgelöst hatte, schnell verderben gesehen; nach diesem Zufalle wurden die Blätter zwar trocken, blieben aber noch fest an den Zweigen sitzen. 6. Nach starken Gewittern sieht man bisweilen Bäume plötzlich abstehen, da dann die Blätter ebenfalls fest an den Zweigen hangen bleiben. 7. Ein Austreten des Saftes, der in den zarteren lymphatischen Saft-Gefäßen ist, verursacht oft, daß im Sommer ganze Zweige von Kirsch- oder Pfirsich-Bäumen plötzlich verderben; auch alsdann werden die Blätter auf den Bäumen trocken, und bleiben daran hangen.

Ich unterstehe mich nicht, von allen diesen Umständen die Ursache anzugeben, sondern ich will sie nur mit denjenigen Beobachtungen, die jedermann an den Weinreben machen kann, vergleichen. Man sieht an den Weinreben, in einer gewissen Entfernung von einander, Knoten, wo die Augen stehen, aus welchen Blätter, Trauben, oder auch Gabelchen (*Capreoli*), womit die Reben sich anhängen, hervorkommen. Der Theil der Rebe, der an dem Stocke sitzt, ist gemeiniglich so hart, daß, wenn man eine Rebe bis zum Zerbrechen bieget, der Bruch niemahls in den Knoten selbst geschieht, welcher viel stärker widersteht, als derjenige Theil der Rebe, welcher zwischen zwei Knoten ist. In dem andern Ende ist diese Rebe gemeiniglich viel zarter, und weniger holzig. Wenn aber der Herbst gelinde und trocken gewesen ist, werden doch die Reben fast in ihrer ganzen Länge reif, und es würde alsdann, wann auch etwas starke Fröste ein-

fallen

fallen sollten, gar nicht leicht seyn, die Reben gerade an dem Knoten zu zerbrechen, auch sogar an dem Ende der Rebe. Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Herbst kalt und feucht ist; denn weil in diesem Falle das Ende der jungen Triebe noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, so greifen die geringsten Herbst-Fröste vornehmlich die Knoten an, die sich alsdann fast selbst von einander absondern. Die Wein-Gärtner nennen dieses *la Champlure*. Dieser Zufall verringert bisweilen die Länge der Rebe dermaßen, daß kaum Holz genug zu dem künftigen Schnitt übrig bleibt. Eben diese Beobachtung läßt sich auch an den Mistel-Zweigen machen. Wenn man große Zweige dieser Pflanze in Wasser kochen läßt, so wird man sehen, wenn man ihre Rinde abgezogen hat, daß die Knoten der großen starken Zweige sehr fest sind, die Knoten an den jungen Zweigen hingegen sondern sich von einander ab.

Aus diesen zwei Beispielen erhellt deutlich, daß die Substanz, welche die Knoten in zwei Theile absondert, viel leichter von dem Froste beschädigt, oder durch das Kochen erweicht wird, als der Theil der Rebe, der zwischen den Knoten ist. Vielleicht befinden sich mitten in diesen Knoten einige Theile, die länger weich (*herbacées*) bleiben und später holzig werden; vielleicht findet sich auch eben dasselbe an dem Orte, wo die Blätter an den Zweigen stehen. Wenn dieses wäre, so würden die *Champlure* und das Abfallen der Blätter einerley Ursache haben; und nach dieser Muthmaßung würden die immergrünen Bäume ihre Blätter um deswillen behalten, weil die Stelle, wo sie aus dem Zweige entspringen, eine hinlängliche Reife erlangte, um der Härte des Winters und Frostes zu widerstehen. Ich gestehe aber dem ungeachtet, daß diese Erklärung des Abfallens der Blätter mir selbst nicht in allen Stücken völlig Genüge leistet; denn

denn ich begreife nicht, warum die erst im Anfänge des Herbstes hervorgekommenen Blätter, dem Froste mehr widerstehen, als diejenigen, welche sich schon im Frühlinge entwickelt haben, da doch diese gewiß weniger weich seyn können, als jene. Nichts desto weniger, da man verschiedene Beobachtungen hat, welche beweisen, daß gesunde, lebhaftere und stark treibende Pflanzen, durch einen kleinen Frost nicht so viel leiden, als diejenigen, die nicht so gesund und stark sind: so scheint es, daß die Erklärung, die eben angeführt worden ist, in dem Falle Statt finden könnte, wo das Abfallen der Blätter durch Herbst-Fröste vor der Zeit beschleuniget wird. Man hat nun aber aus der Erfahrung, daß, wenn auch den ganzen Winter über keine Fröste kommen sollten, die Bäume doch ihre Blätter abwerfen würden. Es zeigt aber ferner die Erfahrung, daß in den Treib-Häusern, wo man durch Kunst eine Wärme unterhält, die allezeit weit beträchtlicher ist, als die Wärme der freien Luft im Frühlinge, wenn die Bäume treiben, diejenigen, die sonst ordentlich ihre Blätter abwerfen, auch in den Treib-Häusern ihre Blätter verlieren, um bald darauf neue Blätter zu treiben. Man muß also von dem Abfallen der Blätter eine Ursache suchen, die nicht von dem Froste abhängt; da mir dann die nachstehende ziemlich wahrscheinlich vorkommt.

Die Blätter dunsten sehr viel aus; dieses ist eine bekannte und durch Erfahrungen vollkommen bestätigte Wahrheit. Wenn die Wurzeln nicht mehr so viel Saft zuführen, als zu dieser starken Ausdunstung erforderlich ist, so erfolgt daraus nach und nach eine Vertrocknung, und alsdann müssen die Blätter zu wachsen aufhören, da indessen die Aeste und Zweige noch an Dicke zunehmen; denn das Wachstum der Aeste und Zweige in die Dicke dauert noch lange fort, nachdem das Wachstum in die Länge aufgehört hat.

Da

Da nun die Stiele der Blätter aufhören dicker zu werden, die Zweige aber noch immer in die Dicke zunehmen, so muß nothwendig eine Trennung der Fibern dieser Blätter von den Fibern der Zweige erfolgen, und die Blätter müssen also abfallen. Diese Muthmaßung zu bestärken, will ich anführen: 1. daß die Blätter derjenigen Bäume, die an der Nord-Seite stehen, wenig ausdunsten, und daß daher diese Bäume auch später ihre Blätter abwerfen, als andere. 2. Daß, da die Blätter von der Eiche und Weiß-Büche, ob sie auch schon erstorben und vertrocknet sind, doch den Winter über an den Zweigen hängen bleiben, und erst im Frühlinge, wann die Bäume wieder treiben, abfallen, dieses vermuthlich daher komme, weil die Zweige dieser Bäume im Herbst wenig an Dicke zunehmen, und die Blätter alsdann erst abgestoßen werden, wann das Aufsteigen des Saftes im Frühlinge verursacht, daß diese Zweige dicker werden.

Im 25 St. der Hannover. Beyträge 2c. vom J. 1761, hat ein Ungenannter, welcher sich bloß R. unterschrieben hat, Dühamel's Erklärung des Abfallens der Blätter geprüft und zugleich in folgendem Aufsatze eine andere Ursache dieser Erscheinung angegeben.

„Man muß gestehen, daß du Hamel viel Aufmerksamkeit angewendet habe, um die Ursache des Abfallens der Blätter zu erforschen; da er aber seinen Muthmaßungen in dieser Materie selbst nicht trauet, so wird es mir erlaubt seyn, eine kürzere und vielleicht nicht unwahrscheinliche Ursache anzuführen, auch die Meinung des du Hamel zu prüfen. Wir sehen nämlich, daß alle Geschöpfe und Gewächse auf Erden ihren Zeitpunkt des Zu- und Abnehmens von dem Schöpfer erhalten haben. Ist der höchste Grad des Zunemens erreicht, so sagen wir, daß eine Sache völlig reif sey. Die Erfahrung lehrt, daß der höchste Grad der Reife oder Zeitigung, zugleich der Anfang des Abnehmens aller Gewächse sey. Ich fürchte nicht

nicht zu irren, wenn ich glaube, daß dieses bey allen Blättern eben so gut, als bey andern Gewächsen, Früchten und Thieren, Statt finde. Ich glaube, daß die Blätter alsdann abfallen, wann der Knote, welcher sie mit der Rinde des Zweiges verbindet, den hierzu nöthigen Grad der Zeitigung erhalten hat, und daher morsch wird, oder zu dem ersten Grade seiner Verwesung sich anschickt. Diese Ursache kommt mir darum sehr wahrscheinlich vor, weil ich daraus das Abfallen der reifen Früchte erklären, die Theorie des *du Hamel* aber dabey nicht anwenden kann. Alle folgende von *du Hamel* angezeigte richtige Erfahrungen, welche derselbe mit seiner Theorie nicht völlig vergleichen zu können, selbst gesteht, stimmen mit meinem Grundsatz völlig überein. 1. Das mehrere Ausdunsten der Bäume, welche alle Jahr ihre Blätter abwerfen, gebe ich gern zu, und glaube, daß dieses eine Ursache sey, wodurch der geschwinde Wuchs und die natürliche Zeitigung der Blätter beschleuniget wird. 2. Daß ein Zweig, der seine Blätter nicht jährlich abwirft, wenn er auf einen Stamm, der seine Blätter jährlich abzuwerfen gewohnt ist, gepfropft wird, die Blätter ein paar Jahre behält, das scheint mir ganz natürlich daher zu rühren, weil bey dem Pfropf-Knoten das fremde Geschlecht eines andern Baumes anfängt, dessen Blätter einen längern Zeitigungs-termin erfordern. Die Erfahrung der gepfropften Obstbäume stimmt damit völlig überein. Man pflanze z. E. auf einen späten Winterbirnstamm den Zweig eines ganz frühen Sommerbirnstammes, so wird man finden, daß das neu eingepfropfte Geschlecht beynabe zu rechter Zeit im Anfange des Sommers reife Früchte trage, und seine Blätter eher verliere. Inzwischen lehrt die Erfahrung, daß der späte Grundstamm die eingepfropfte frühe Art dennoch einige Tage später zur Zeitigung kommen lasse, als wenn der Grundstamm ebenfalls von frühen Sorten genommen, und gleiches auf gleiches gezeitiget ist. *du Hamel* fährt fort: 3. „Die Blätter werden gemeinlich im Herbst gelb, und wenn nach einigen Reifen ein Regen kommt, so fallen sie in wenig Tagen ab.“ Ich wende diese Erfahrung auf meine Theorie folgendergestalt an: Wenn die Blätter reif werden, so werden unterschiedliche Sorten röthlich und gelb, so wie das Obst, wenn es zeitig ist. Gleichwie aber nicht alles Obst gelb wird,

wird, wenn es reif ist, also werden auch nicht alle Blätter gelb, wenn sie reif werden. Die Blätter des wälschen Nußbaumes, der Rainweiden und anderer Bäume, bleiben auch in ihrer Zeitigung grün. Von der 4ten Erfahrung des *du Hamel*, daß nämlich im Sommer, wenn nach einer starken Hitze ein warmer Regen folgt, die Blätter abfallen, und neue wachsen, habe ich zwar noch keine Gewisheit einzuziehen Gelegenheit gehabt, inzwischen widerspricht sie meinem Zeitigungsschem nicht. Denn wenn durch eine anhaltende große Hitze die Ausdunstung der Blätter gar sehr befördert, und durch einen übermäßig an- dringenden Saft der Knoten der Blätter übertrieben wird, so werden sie nothreif, und fallen ab. Die nachher ausgetriebenen Herbstblätter fallen nicht sobald ab, als die Frühlingsblätter, weil jene weit später reif werden. Und da die Fibern in ihren Knoten noch nicht morsch geworden sind, so schaden ihnen die kleinen Reife so leicht nicht; wird aber die Kälte strenger, so werden sie dadurch heftig ausgedehnet, zersprengt, und fallen ab. Die 5te und 7te Erfahrung des *du Hamel* beweiset, daß die auf dem Zweige vertrockneten Blätter nicht abfallen. Sie stehen also der Meinung desselben, als ob durch den entzogenen Saft das Abfallen gewirkt werde, gerade entgegen. Wenn man hingegen voraus setzt, daß die verdorren Blätter auf erstorbenen Zweigen nicht Zeit gehabt haben, reif zu werden, sondern durch die Entziehung des nöthigen Nahrungssafts eingeschrumpft und hart geworden sind, so läßt sich daraus leicht erklären, warum sie nicht abfallen, bis sie etwa ganz vermodert sind.

Die Ursache der sogenannten Champlare der Weinreben scheint mit der Ursache des Abfallens der Blätter nicht überein zu kommen, sondern daher zu rühren, weil der Schuß über dem letzten reifen Knoten noch nicht zu gehöriger Stärke gediehen, und der neue Knote mit genugsamem Lagen holziger Fibern, welche unter der Rinde in verschiedenen Schichten sich nach und nach längen noch nicht genugsam überzogen ist, um der Stärke des Frosts zu widerstehen, mithin der annoch lockere Knote sich durch Ausdehnung des Safts durch den Frost oder eine andere Gewalt leicht trennen läßt.

Wenn man die Zeitigung oder das Reifwerden der Blätter für die Ursache des Abfallens derselben annimmt, *DeF. technol. Enc. LXV Th. Dq so*

so verwundert man sich nicht darüber, wenn in den Gewächshäusern ohne Frost die Blätter auch abfallen. Sie gelangen nämlich daselbst auch, obwohl langsamer, zu ihrer Reife. Durch Frost, Reif, große Hitze und überflüssige Nässe hingegen wird ihre Zeitigung weit geschwin- der befördert, und sie werden dadurch nothreif.

Ich werde nunmehr die letzte Rathmaßung des *du Hamel* beleuchten, um zu sehen, ob er daraus seine eigene und andere zuverlässige Erfahrungen mit Wahrscheinlichkeit erklären, und sich wider einige beträchtliche Einwürfe retten könne. Er fährt fort: „Die Blätter dunsten sehr viel aus.“ Dieser Satz ist unstreitig. „Wenn also die Wurzeln nicht mehr so viel Saft liefern, als zu dieser starken Ausdunstung nöthig ist, so erfolgt daraus eine Vertrocknung, und ein Aufhören des Wachstums der Blätter.“ Dieses läugne ich zwar nicht, aber ich möchte wissen, warum *du Hamel* den Wurzeln das Vermögen absprechen will, zu der fernern Ausdunstung der Blätter sowohl, als zu dem weitem Zunehmen der Aeste in die Dicke, den nöthigen Saft ferner anzuschaffen, da doch die Wurzel der Blätter zwischen die Rinde und das Holz geht, und also daselbst reichlichen Nahrungsaft schöpfen kann. Schaffte hingegen die Wurzel den zu Ausdunstung der Blätter erforderlichen Saft nicht an, so würden die Blätter vertrocknen, und also nach *du Hamel* eigenen, oben Num. 5, 6 und 7 bemerkten Erfahrungen nicht abfallen. Mir deucht, man könnte mit mehrerer Wahrscheinlichkeit dafür halten, daß die Wurzeln um die Zeit, wenn die Blätter abfallen wollen, mehr Saft zu liefern im Stande seyn, als die Blätter verzehren und ausdunsten können. Denn da zur Herbstzeit die Nächte lang werden, und die Luft nicht so trocken und warm mehr ist, daß die Blätter heftig ausdunsten könnten, hingegen die Wurzeln durch die Herbstnässe in den Stand gesetzt werden, überflüssigen Saft zu liefern, so scheint es nicht, daß die Blätter Ursache haben, sich über einen Mangel des Nahrungsafts um solche Zeit zu beschweren. Es steht aber dem *du Hamel* noch eine andere allen Gärtnern bekannte Erfahrung hien- in entgegen. Es ist nämlich gewiß, daß ein mit dem Blatte eingepropftes Schildaunge nur alsdann das Blatt abwerfe, wann es völlig bewachsen ist, mithin durch den zwischen der Rinde und dem Holze eines stärkern Stam-

mes

mes aufsteigenden mehrern und gar zu reichlichen Nahrungsast zur Zeitigung schnellig befördert ist. Wenn hingegen das eingepropfte Auge nicht bekommen, mithin das daran gelassene Blatt keinen Nahrungsast erhalten hat, so vertrocknet zwar das Blatt, aber es fällt nicht ab, weil es nicht reif geworden war.

Die letzten Anmerkungen des *du Hamel* geben dessen Meinung wenig Stärke. Denn ob man gleich zugeben muß, daß die an der Nord-Seite stehenden Bäume weniger ausdunsten, so folgt daraus nur dieses, daß die Blätter derselben langsamer reif werden. Man kann aber daraus nicht folgern, daß die gegen Mittag stehenden Bäume von ihren Wurzeln eher im Stiche gelassen werden, als jene. Man weiß vielmehr, daß die gegen Mittag gepflanzten Bäume auch stärker ins Holz wachsen, und größere Wurzeln bauen. Die 2te Erfahrung, daß nämlich die Blätter der Eichen und Hainbuchen im Herbst nicht abfallen, sondern trocken an den Zweigen bis zum Frühlinge sitzen bleiben, ist weder durchgängig von allen Wintern, noch in allen Jahren richtig. Wenn ein früher Herbstfrost die Zeitigung dieser Blätter verhindert hat, so verweilen sie frenlich an den Zweigen, werden trocken und bleiben guten Theils daran. Kommt aber der Frost allererst im Winter, wie in dem abgewichenen Jahre, so werden diese Blätter größten Theils reif, und fallen ab; wenigstens wird man anzt gar selten ein Eichen- oder Hainbuchen-Blatt in unsern Wäldern noch an dem Zweige finden. Ich schließe hieraus, daß der Frost die nahe Zeitigung der Blätter zwar befördere, aber nicht allein bewirke. Sollte jemand die von mir angegebene Ursache des Abfallens der Blätter für nicht genug bestimmt halten, und von den Ursachen des Reifwerdens eine nähere Erklärung verlangen, so muß ich zwar bekennen, daß es so gar leicht nicht sey, dieses Geheimniß der Natur gewiß auszuspähen, und bey der großen Verschiedenheit des zarten innern Baues der verschiedenen Gewächse richtig zu bestimmen; inzwischen halte ich die folgende Rathmaßung für sehr wahrscheinlich, da sie mit allen desfalls bekannten Erfahrungen überein zu stimmen scheint. Der Knote, welcher das Blatt mit dem Stamme verbindet, besteht aus kleinen Bläschen und zarten Fibern oder Haarnöhren, welche, wie die Adern in thierischen Körpern,

Dq 2

den

den Nahrungsaft in dem ganzen Blatte vertheilen. Je länger dieser Knoten durch Ausdunstung der überflüssigen groben Masse wächst, desto zarter werden die darin befindlichen Bläschen, und desto mürber und dünnchaliger werden die dadurch gehende mehr ausgedehnte Fibern, wie man sonderlich bey dem reifenden Obste deutlicher spüren kann, bis sie endlich entweder so mürbe geworden sind, daß sie nicht mehr das Gewicht des Blattes tragen können, oder durch eine andringende überflüssige Feuchtigkeith, oder auch durch den Frost auf einmal so sehr ausgedehnet werden, daß sie zerreißen und sich von einander trennen müssen. Diese Trennung der Fibern kann nirgend sätlicher geschehen, als unter dem neuen Auge, wo die noch unreifen Fibern gedrungen liegen, auch durch eine neue Lage der zu dem neuen Auge empor dringenden Holz-Fibern von dem Blattknoten gleichsam abgeschälet werden. Wenn denn die runden Bläschen im Knoten allein die Stärke nicht haben, das Blatt, dessen Fibern zertrennet sind, zu halten und mit dem Stamme zu verbinden, so löset sich das Blatt durch sein eigen Gewicht, oder durch den Druck der Luft, oder auch durch eine andere äussere Gewalt ab, und fällt nieder. Man darf nicht glauben, daß dieses ein bloßer Roman sey, denn man kann es durch Hilfe eines guten Vergrößerungsglases deutlich sehen, daß die Fibern in dem abgefallenen Blatte von denen, welche unter dem Auge noch sitzen, abgerissen, und die selbige umgebende Bläschen zerplatzt oder eingeschrumpft sind, weshalb das Abfallen des Blattes notwendig erfolgen müssen.

Wenn inzwischen du Hamel glaubt, daß solches daher rühre, weil die Wurzeln nicht mehr so viel Saft liefern, als zur Ausdunstung der Blätter nöthig sey, so glaube ich, daß ihm auch folgende richtige Erfahrungen sehr entgegen stehen. Wenn man z. E. Drangenbäume, welche an sich weniger, als die alljährlich die Blätter abwerfenden Bäume, ausdunsten, oder auch andere belaubte Stauden in der Winterstube, wo die Ausdunstung, wegen fehlender frischer Luft, langsamer von Statten geht, stark begießt, oder sie zu naß hinein setzt, so werden sie gar bald ohne Frost ihre Blätter abwerfen. Diese Erfahrung ist den meisten Gärtnern bekannt. Die folgende Probe habe ich in dem verfloßenen Jahre gemacht, und ich

halte

halte es für nützlich, selbige bekannt zu machen. Im vorigen Frühlinge säete ich verschiedene Kerne von Wein-Beeren in Geschirre, wovon allererst nach Johannis vier Pflanzen aufkeimeten. Sie wuchsen in freyer Luft bis zu Ende des Octobers ungefähr 6 Zoll hoch auf. Ich brachte hierauf zwei dieser Pflanzen in ein ungeheiztes Zimmer, wohin jedoch kein harter Frost eindringen konnte. Ich erhielt sie daselbst sehr trocken, da sie dann ohne merkliches Wachsen sich erhalten haben, und noch jetzt zu Ende des Janners ihre Blätter unverseht tragen. Zwei andere Pflanzen dieser Art von gleichem Alter setzte ich in ein geheiztes Zimmer, und versorgte sie mit mehrerer Befechtung. Diese wuchsen noch ein paar Monathe fort, und warfen darauf am Ende des Christmonaths alle Blätter ab, bis auf die zwey jüngsten, welche auch in wenigen Tagen hernach vertrockneten, da der zarte Zweig, woraus sie hervor geschossen waren, schwarz wurde."

Vom Abpflücken des Laubes von den Bäumen, vor der Zeit, da dasselbe von selbst abfallen würde, als einem Mittel, das Erfrieren der Bäume zu verhüten, s. im XV Th. S. 201, f.

Das Abstreifen des Laubes von den Bäumen in den Gehölzen (Laubstreifen), halten fast alle Forstverständige, und die vom Forst-Wesen geschriebenen haben (*), in Absicht auf das Holz allemahl für eine höchst schädliche Sache, weil dadurch die jungen Treib Reiser verdorben, und die Bäume an ihrem Wachstume gehindert werden; indessen ist es noch

N. 9 3

an

(*) S. Mosers Forstökonomie, 6 B. 3 Cap. §. 1. S. 570. Stiffers Einleitung zur Landwirthschaft, 4 Cap. 2. Abth. §. 9, S. 131. Nur ein ungenannter physikalischer Projecturmacher hält in seinem, im 7 B. des allgem. oecon. Forstmagazins, S. 132, befindlichen Vorschlage von der Ernährung der Thiere durch das Baum-Laub, das Laubstreifen für ganz unschädlich; und ein Boatländer scheint, in seinem schriftlichen Vorschlage zur Fütterung des Viehes mit Laub, im 5 B. der Oecon. Nachr. S. 575, gleicher Meinung zu seyn.

an vielen Orten sehr im Gebrauch (*). Es geschieht dasselbe, um dem Viehe, insonderheit den Schafen und Ziegen, die Fütterung auf den Winter dadurch zu verschaffen, indem sie, in dieser Absicht, das Laub von Aeschen, Rüstern, Faulbäumen, Erlen, Weiden, Büchen, Birken und Eichen, abstreifen, an der Sonne dörren, und trocken einführen. An einigen Orten hauer man gar gegen Ende des Sommers, junge Büchen, Erlen und Weiden, auch anderes Buschholz, zu dem sogenannten Schaf-Laub ab, die man in Gebünde macht und Schaf-Wellen nennt, so, daß sie auf ein Hundert Schafe gemeinlich 3 bis 4 Schock solcher Laub-Wellen rechnen, im Winter solche zur Fütterung den Schafen vorwerfen, und dann das Holz, wann das Laub abgefressen ist, zu ihrer Feuerung behalten, welches bey einer starken Schäferen gewiß eine ziemliche Verwüstung im Holze verursachen kann. Am meisten geschieht es da, wo es auch sonst nicht gewöhnlich ist, von denen, welche Ziegen im Stalle halten; und im Vogtlande und in andern noch eben so holzreichen Gegenden, geschieht das Abhauen der Aeste, besonders der Tannen, zur Streu an statt des Strohes. Diese Nutzung ist selbst so gemein, daß der Bauer glauben würde, er habe ausgehauset, wenn er nicht jährlich seine gewisse Wagen voll Streu im Forste machen dürfte; indessen ist es doch so schädlich und noch schädlicher, als wenn der Baum geschneidet würde, denn bey diesem würde man

(*) In der Mosel ist die Laub-Fütterung auch des Rindviehes fast einzige Nahrung, sowohl zu Hause als im Felde; und die dortigen Obrigkeiten, so gern sie auch den Wald gesamt wissen mögen, und so ernstlich sie hinter die Leute gesetzt haben, müßten den Unterthanen, auf ihre Vorstellung, daß sie ohne Laub keine Klau Viehes haben könnten, gezwungener Weise nachgeben. S. Beschluß der Gedanken von der Fütterungsvermehrung, im 6 B. der Decon. Nachr. S. 542.

man doch unfehlbar noch mehrere Vorsicht brauchen, als dort bey dem Streumachen geschieht, da der Bauer nur besorgt ist, auf dem angewiesenen Plage so viel zu bekommen, als er verlangt, und sein geschwinde damit fertig zu werden (*).

Doch scheint das Laub-streifen an und vor sich selbst eben nicht so schädlich zu seyn, als man vorgiebt, sondern daß vielmehr nur der Mißbrauch, der dabey gemeinlich vorgeht, die Forstverständigen bewogen habe, diese den Landseuten so nützliche und öfters ganz unentbehrliche Sache als schädlich anzusehen. Wenn das Laub streifen mit Vorsicht und Mäßigung geschähe, dergestalt, daß man die Gipfel verschonere, und das Laub nur an den Seiten-Aesten nähme; wenn man keine aus Samen wohlgewachsene Loden streifte; wenn es nicht in den Frühlings-Monathen, sondern etwa im Aug. und Sept. geschähe, da die Blätter schon ihre meisten Dienste gethan haben, und zum Abtrocknen und Abfallen sich neigen, und wenn man nicht zu viel von einer jungen Lode oder Stange streifte, damit solche nicht mit dem rohen zurücktreibenden Saft überhäufet und ungesund werde (**): so würde das Laub-streifen, insonderheit an Orten, wo das Holz noch in ziemlichem Ueberfluß ist, so großen Schaden nicht anrichten. Allein, wie kann man solche Vorsicht, Behutsamkeit und Mäßigung von dem Bauer erwarten? wenn ihn auch die schärfsten Gesetze dazu verbinden, so werden diese doch unwirksam bleiben, weil die Aussicht in diesem Stücke allzu schwer und mühsam, wo nicht gar unmöglich ist. Es bleibt daher das Laub-streifen eine schädliche Sache, und

Nq 4

und

(*) Mosers Forstökonomie, 4. ang. D. S. 2 — 5.

(**) Eramers Anleit. zum Forstwesen, C. 2, S. 5. 8. 12.

und wird in den meisten Forst: Ordnungen mit gutem Grunde und Recht gänzlich verbotben (*).

Im Oestreichischen ist, nach dem Verichte in Arnolds Reise nach Mariazell in Steyermark, Wien, (1785) 4. die Art, wie man die höchsten Bäume (Birken und Erlen für Schafe und Ziegen, und Aeschen für Rindvieh,) entlaubt, folgende: Man schnallt an den Fuß ein Steig-Eisen; dieses besteht aus einer eisernen Stange mit 3 Spitzen, von denen eine gerade am Fuße hinunter geht; die übrigen zwey kurzen sind oben am Eisen quer über angemacht. Die lange Spitze längst dem Fuße dringt beyhm Aufsteigen durch die Rinde in den Baum, und trägt die Last des Körpers; die zwey kurzen Spitzen beyhm Rnie verhindern das Umdrehen der langen Spitzen und des ganzen Körpers, und halten beyde fest und unbeweglich. Da man auf solche Weise hinlänglich vor aller Gefahr gesichert ist, so kann man beyde Hände nach Gefallen gebrauchen.

(*) S. fürstl. nassauweilburgische Forstordn. S. 34. Herzogl. sachsengerthausische Forstordn. C. 4, S. 4. Fürstl. braunschweigl. lüneb. Forstordn. S. 59. Fürstl. hessensasselsche Forstordn. S. 27. Das Abhauen der Äste zur Eren verbietet die oberpfälzische Forstordn. 1 Th. Art. 33. In einigen Orten geht man mit solchen Abhauen der Äste noch etwas säuberlicher um, indem man alle Jahre eine gewisse Anzahl Bäume von Nüssen und Erlen besonders dazu aussucht, und die laubreichen Äste zum Schaf-Futter abhauet oder absägt, sie in Bündel bindet, und an einem vor der Nasse verwahrten Orte dörren werden läßt. S. Schreibers Neue Cameralschr. 5 Th. S. 469. Welches die Wirtschaft in den Gebäuden und Wäldern zur Stadt- und Land-Oekonomie, als ein Beytrag zu dem schlech. oeconom. Samml. S. 150, auch bey dem Laubstreifen angerathen wird, weil man damit weniger Schaden anrichtet. Was aber die Schaf-Wellen betrifft, so müssen solche aus den Hecken an den Weiden und Wiesen, insonderheit aber aus den Buschholz-Schlägen, die man obnehin abtreiben will, gehauen werden, dieses aber muß unter Anweisung und Aufsicht der Forst-Medienten geschehen. Auf solche Weise wird man den Wäldungen keinen sonderlichen Nachtheil zufügen. Hingegen ist nicht zu gestatten, in Laub- oder Holzleeren von Schlägen die zarten Sommer-Latten von der Mutter abzuschneiden, und Laub-Wellen daraus zu machen. Man trennt die Landleute kein Weschen und Erlen auf ihren Grundstücken, so würde es ihnen an Laub-Wellen und auch an Feuer-Holz nicht fehlen.

then, die Bäume mit vieler Geschwindigkeit entlauben,
und die Nester sehr leicht abschlagen.

Will man sowohl das Laub:streifen, als das Füttern des belaubten Holzes nicht ganz abschaffen, so empfiehlt Hr. v. Pfeifer (*) einige Vorrichtungen, deren Beobachtung den Nachtheil gar sehr vermindern wird. „In Ansehung des Laubes,“ sagt er; „ist zu beobachten, daß die Blätter niemahls abgestreift, sondern entweder Blatt vor Blatt mit den Nägeln abgekniffen, oder, welches geschwinder geht, mit einer langen Schere abgeschnitten, und die jüngsten Blätter an den äußersten Enden der Zweige stehen bleiben müssen. Kämme es dagegen auf junge Loden zur Schaf:Fütterung an, so darf man fürs erste nicht oft, noch einige Mahl hinter einander, dem Unterholze diese Verwundung zumuthen, und man muß sich vorzüglich an solche Holz:Arten wagen, welche dergleichen Operationen mit dem wenigsten Nachtheil vertragen können, welches dann, wie die Erfahrung beweiset, die Pappel- und Weiden:Arten, der Faulbaum, der Haselnußstrauch, die Aesche, die Aespe, die Eiche, die Birke, die Linde, die Rüster, die Erle, die Buche, sind“.

Eine fast gleiche Bewandniß hat es mit dem Laub-rechen oder Laub-scharren, da man das abgefallene Laub und das Mos in den Wäldern zusammen rechet oder scharret. Der Nutzen, welchen der Landmann dabey sucht, ist, daß er, in Ermangelung des Strohes, solches zum Einstreuen in die Ställe gebrauche, und sodann mit dem Mist davon den Acker dünge. Das in den Wäldern von den Bäumen abgefallene Laub, sofern es dem Viehe unterge-

295

streuet,

295

freuet,

(*) In seinem Grundriß der Forstwissenschaft, (Mannheim, 1781, gr. 8.) S. 178.

streuet, und hernach zu Mist oder Dünger gebraucht wird, wird Holz: Mist oder Wald: Mist genannt. Das Laub nun sowohl, als die Tangeln, düngen, nach der Erfahrung entweder gar nicht, oder doch sehr wenig, indessen sind sie doch das Hülf: Mittel, wo durch der Mist zu gute gemacht werden kann, und an Orten, wo das Stroh knapp ist, und zum Vieh: Futter verwendet werden muß, ist das Laub: oder Streu: rechen dem Landmanne eine unentbehrliche Sache. Viele Forst: Verständige halten das Streu: rechen für schädlich, und daher mag es auch gekommen seyn, daß es in einigen Forst: Ordnungen schlechterdings verboten worden ist (*). Allein an und vor sich

(*) Diejenigen, welche die Schädlichkeit des Streu: rechens behaupten, führen zur Ursache davon an, daß eines Theils dem Walde dadurch die Düngung, die er von der Streu und dem Abfalle der Bäume haben sollte, entzogen würde; andern Theils aber müßten das Laub, das Mos und die Tannen: Nadeln die jungen Pflanzen zur Sommerzeit vor der Sonnen: Hitze und Dürre, im Winter aber vor dem Froste, bewahren. Ihre übrigen Gründe betreffen bloß die dabey vorgehenden Mißbräuche. S. des Freyh. v. Aufsees gegründete Anzeige, woher der bisherige Holz: Mangel komme, und wie solchem vor das Zukünftige abgeholfen werden könne? im 9 B. des allgem. oecon. Forstmagaz. S. 39, fgg. Meylands kurzer Unterricht von dem, was ein angehender Beamter von Forst: sachen zu wissen nöthig hat, Cap. 3, S. 30 und 51. Insbesondere macht Leopold, in seiner Einleit. zu der Landwirthsch. S. 720, viel Ruhmens von solcher Wald: Düngung. Fürstl. nassauweilburgische Forstordn. S. 34. Fürstl. hessenhanauische Forstordn. Cap. 2, S. 31. Andere verwerfen solche Gründe gänzlich, und behaupten, daß weder das Laub, das Mos und die Tannen: Nadeln einen Wald: Dünger abgeben, noch auch, bey deren Wegnahme, man sich so wenig vor dem Froste als vor der Sonnen: Hitze, und daß dadurch die Bäume beschädiget werden sollten, zu fürchten habe. S. Schreiben eines herzogl. würtembergischen Beamten, worin derselbe einige Fragen wegen des Mos: und Laubrechens, faulen Holzes und des Walddüngers, beantwortet, im 5 B. des allg. oecon. Forstmag. S. 63, fgg. Ich halte dafür, daß man hierbei einen Unterschied unter jungen und alten Schlägen machen müsse. In jenen kann das Laub den jun-

sich selbst ist dasselbe ganz unschädlich, ja selbst nützlich, wenn es an gehörigen Orten, mit Vorsicht und ohne Mißbräuche, geschieht; widrigenfalls aber kann es allerdings schädlich werden. In jungen Schlägen ist das Streu: rechen allemahl nachtheilig, indem daselbst viele junge Pflanzen zugleich mit ausgerissen werden; in alten Schlägen hingegen, die binnen 1, 2, 3, 4 Jahren schlagbar werden, ist das Mos: und Laub: rechen wohl zu erlauben; das Mos, welches abgetraht wird, macht den Boden wieder wund, daß der Baum: Same hinein fallen kann, und imprägnirt denselben gleichsam zum neuen Holzwuchs (*). Ja, es ist in den kieferigen oder Schwarz: Hölzern, Birken, u. dgl. vielmehr rathsam, daß man das Gehau, welches in etlichen Jahren abgetrieben werden soll, fein rein abreche, und nur im letzten Jahre wieder schone, da dann das junge Holz schön und dicht aufgeschlagen wird (**). Bey dem Wiederbesäen des abgetrie-

gen und jarten Strämmchen allerdings den oft sehr nöthigen Schutz wider Frost und Hitze, wodurch ihre noch sehr schwache Wurzeln leicht beschädiget werden können, verschaffen, den hingegen in alten Schlägen die schon einiger Maßen zu Stangen herangewachsenen Bäume, so wenig wie die noch älteren, mehr bedürfen. S. v. Pfeifer Grundriß der Forstwiss. S. 231. Das ist aber auch aller Nutzen, den man von dem Laube und den Tannen: Nadeln im Walde erwarten kann; denn mit der Düngung, die daraus entstehen soll, kommt es eben so heraus, als wenn man bloßes Stroh über einen Acker herbreiten wollte.

(*) S. Anmerkungen eines Cavaliers vom nützlichen Gebrauch der Laubhölzer, im 3 B. des allgem. oeconom. Forstmag. S. 49, fgg. Daher wird auch in dem kurfürstl. Generale, die Wiederansbringung der abgetriebenen Waldungen, und sonst, betreffend, d. d. 2 Aug. 1763, im 5 B. des allgem. oecon. Forstmag. S. 319, verordnet: daß das Streu: rechen, so viel nur immer möglich, einzuschränken, und weder in jungen und nicht völlig ausgewachsenen Hölzern, noch auch in dem ausgewachsenen fichtigen Holze, eher, als wenn dieses in einigen Jahren darauf weggeschlagen werden soll, zu gestatten.

(**) S. Moser's Forstökonomie, 6 B. 3 Cap. S. 12, S. 575.

getriebenen Schlages ist es ebenfalls nöthig, die Streu zuvor wegzurechen; denn wenn sie liegen bleibt, so kommt sie an einigen Orten zu dick auf einander, und hiehet, zumahl auf Flächen, wenn der Regen nur etwas ausbleibt, ungemein, der Same kann davor nicht in die Erde kommen, sondern bleibt unter den Nadeln liegen, kommt nicht zum Keimen, und vertrocknet (*). Selbst in jungen Nadel-Hölzern, kann, ohne allen Schaden, das Streurechen verstatet werden, doch nicht eher, als bis der Zuwachs wenigstens 10 Jahr alt ist, und das Holz zu Kräften gekommen und zu vollkommenen Stangen ausgewachsen ist (**). Auf diese Weise ist das Streu: rechnen den Waldungen unschädlich, und kann den Landleuten ohne Bedenken zugestanden und erlaubt werden; nur müssen die Mißbräuche, die dabey vorgehen können, nicht geduldet, sondern scharf verbotben, und durch gute Aufsicht verhindert werden. Diese Mißbräuche bestehen hauptsächlich darin: daß, da man nur das überflüssige Moos und Laub wegnehmen sollte, man alle 4 oder 5 Jahr von den Wurzeln fast alle Erde wegtrahet (***), und zugleich die untersten Nester an Tannen und Fichten abbricht oder abhauet (****); daß man sich dabey scharfer, enger

(*) S. Beckmanns Versuche von der Holzsaat, Cap. 5, §. 30, und des Oberforstm. v. Zanthier Anmerkung dabey, im 1 B. der neuen oeconom. Nachrichten, S. 624, fgg.

(**) S. Abhandlung von den Schwierigkeiten bey hauswirthlicher Nutzung der Waldungen, im 1 B. des allg. oecon. Forstm. S. 72, und im 5 B. der Leipz. Samml. 2c. S. 335. Betrachtungen der Ursachen, welche den vieler Orten einreißenden Holzangel hauptsächlich zuwege bringen, §. 5, im 9 B. der Oecon. Nachr. S. 722.

(***) S. des Grafen von N. besondere Vortheile und Erfahrungen in allerhand hauswirthschaftl. Geschäften, §. 4, im 1 B. der Leipz. Samml. S. 768.

(****) Wo der grüne Ast abgehauen wird, da läuft der Saft zum Triebe aus, und hindert das Wachstum des Baumes. Doch

enger und eiserner Rechen bedient, da man es mit weitzahnigen, stumpfen, hölzernen Rechen verrichten sollte (*); daß man bey der Abfuhr der Streu sich keiner recht engen und wohlverwahrten Wagen: Leitern, welche vorn und hinten mit durchgestochenen Borseß Gittern versehen sind, bedient; man sieht viel: mehr an vielen Orten, daß die Bauern zu Erhöhung der Leitern, damit völlige Ladung fortgebracht werden könne, die besten Stangen auf beyden Seiten überbinden, die weiten Leitern mit jungem Holze und den schönsten Reis: Stäben durchflechten, vorn und hinten aber, an statt der Borseß Gitter, so viel kleine Stangen in einander einflechten, daß man, da alles dergleichen zur Verwahrung der Streu: Wagen nöthige Holzwerk, bey jedem Fuder besonders, aus den Wäldern mit fortgenommen wird, den Werth des zu einem mäßigen Streu: Fuder verwendeten, und gemeinlich aus jungen Stangen bestehenden, Holzes vielfach höher, als die Streu selbst, zu schätzen hat (**). So pflegt man auch zuweilen vieles junges Holz abzuschneiden oder umzuhauen, um die nöthigen Wege hinein zu machen, an statt daß sie die Wagen auf dem ordentlichen Wege oder sonst an unschädlichen Orten stehen lassen, und die gesammelte Streu dahin tragen und aufladen sollten; die Weibsleute aber, die Streu in

Doch ist es unschädlich, wenn man die wirklich dürre gewordenen Nester von den stärksten und höchsten Stämmen unten abschlägt.

(*) Daher werden in den Forst: Ordnungen die eisernen Rechen allenthalben scharf verbotben.

(**) S. die schon angeführten Betrachtungen, den Holzangel betreffend, a. ang. D. Zerstreute wirthschaftliche Anmerkungen bey Gelegenheit einiger Reisen durch Sachsen und in angränzenden Gegenden, im 5 B. der Oecon. Nachr. S. 50, fgg. wo der Verf. dergleichen unwirthschaftliches und schädliches Verfahren bey Herzberg, und in dastiger ganzen Pflege bis an Torgau, bemerkt hat.

in ihren Gras-Tüchern hoblen und nach Hause tragen, haben die schöne Gewohnheit, junge Stangen abzubrechen und unter die Streu zu verstecken. Alle dergleichen Mißbräuche und Frevel sind, wie gedacht, abzustellen. Sie können auch ganz leicht abgestellt und verhütet werden. Man darf nur zum Streu-rechen gewisse Tage in der Woche, ausser welchem es Keinem erlaubt seyn sollte, festsetzen (*), und dabei die Anordnung machen, daß an solchen Tagen alle und jede aus der Gemeinde, welche Streunöthig haben, solche zugleich hoblen, die Förster, Schulzen und Gemeinde-Vorsteher aber alsdann dabei die Aufsicht haben, und sowohl die Streu-Wägen und Gras-Tücher fleißig visitiren, als auch dahin sehen müssen, daß nichts wider die Verordnung vorgenommen werde; die Freveler aber würden ohne Nachsicht und ohne Ansehen der Person, nach Beschaffenheit der Umstände, nachdrücklich zu bestrafen seyn.

Für die Erlaubniß in den landesherrlichen Waldungen das liegende Kehr-Laub zu hoblen, wird an einigen Orten eine geringe Recognition gegeben, welches man Laub-Geld nennt (**); und man pflegt die Einrichtung dabei so zu machen, daß diese jährlich zu entrichtende und ein für alle Mal festgesetzte Abgabe auf die Haushaltungen gelegt wird. So billig diese Abgabe ist, da der Wald, und also auch das Laub,

(*) Wie solches in der Kön. preuss. Dorfordin. für das Fürstenthum Minden, und Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, d. d. 7 Febr. 1755, §. 35, im Nov. Corp. Const. March. Th. 1, Col. 755, angeordnet ist; nach derselben soll das Holz- und Laub, tragen aus den Gemeindeförstungen und Marken nur an den ordentlichen Holztragen, denenjenigen, die kein eigen Gespann haben, gestattet, und sonst ein jeder angehalten werden, sein Holz an den festgesetzten Holztragen fahren zu lassen; die an einer andern Zeit angetroffen werden, sollen als Diebe angesehen und bestraft werden.

(**) S. gräf. wittensteinische Forstordin. §. 56.

Laub, nicht den Untertanen, sondern der Landes-Herrschaft gehört (*); so wollen doch Einige solches für allzu cameralistisch gerechnet halten (**). Zu weilen pflegt das Kehr-Laub auch fuderweise für einen in der Holz-Taxe bestimmten, gemeinlich sehr geringen, Preis verlassen zu werden.

So fern das Laub der Bäume im Winter zum Futter der Schafe und andern Viehes gebraucht wird, nennt man es Laub-Futter. Die Alten, insbesondere die Römer, hielten bei ihrer Viehzucht viel auf die Laub-Fütterung; vielleicht war der Futter-Mangel oder vielmehr der Mangel an genugsamen Wiesen, vielleicht aber auch die Ueberzeugung von der Güte und den Vorteilen dieses Verfahrens, die Ursache hiervon. Da heutiges Tages an vielen Orten die erste Ursache ebenfalls Statt findet, und an denen Orten, wo es an Wiesewachs fehlt, das Heu nicht allein mit großen Kosten erkaufet, sondern auch mit vieler Beschwerlichkeit herbeigehohlet werden muß, so ist die Laub-Fütterung ein erwünschtes Behelfsmittel. Es wird dieselbe am meisten mit den Schafen vorgenommen, doch ist sie auch bei andern Viehe zu gebrauchen; und was würde wohl die meiste Nahrung zur Winterszeit anders, als Laub seyn, wenn man das Pferde-, Rind-, Schaf- und Ziegen-Vieh nicht anbände, sondern diese Thiere in ihrer Wildniß herum laufen ließe? Das Laub an und vor sich selbst aber ist zu dieser Absicht nicht von einerley Güte. Das Erlen-, Birken- und Eichen-Laub, wie auch das in den Baum-Gärten abgefallene Laub, ist, wenn es recht trocken und rein zusammengebracht ist, für das Schafvieh das zuträglichste; das Aeschen- und Rü-

stern:

(*) S. Weylauds kürzer Unterricht 2c. §. 51.

(**) Decon. Forstmag. 8 B. S. 218, in der 1ten Anmerk.

stern: Laub bekommt den Kühen am besten; das Weiden: Laub ist für Schafe und Kühe gut. Auch das Laub von den breitblättrigen Weiden: Arten ist zur Fütterung dienlich. Unter allem Laube aber ist das von den Maulbeer: Bäumen nicht nur das kräftigste; sondern auch dem Viehe am angenehmsten, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde. In Weinbergen sammlet man das Wein: Laub, vermittelst der abgebrochenen Reben: Gipfel in Bündlein, und giebt es den Lämmern oder Kühen. Es muß aber die Sammlung des Laubes bald nach Bartholomäi, und zwar zu keiner solchen Zeit, wo die Bäume mit Mehl: Thau befallen sind, geschehen. Was bey dem Laub: streifen zu beobachten ist, habe ich oben angezeigt. Vor dem Gebrauche des Laubes muß dasselbe recht gut getrocknet seyn. Der besondern Anwendung des zur Fütterung dienlichen Laubes, ist zum Theil bereits Erwähnung geschehen; wie z. B. des Aescen: Laubes zur Fütterung für Rindvieh, Schafe und Ziegen, im XI Th., S. 533, f., des Birken: Laubes, im V Th. S. 373; der Fichten: Reiser für Pferde und Rindvieh, im XXXVII Th. S. 293, f.

Unter Laub: Streu versteht man, wenn man entweder belaubte Aeste, besonders der Tannen, abhauet, und zur Streu für das Vieh, an statt des Strohes, gebraucht, s. oben S. 614, oder das in den Wäldern und Baum: Gärten abgefallene Laub zusammen rechet oder scharret, dem Viehe unterstreuet, und hernach zu Mist oder Dünger gebraucht; s. oben, S. 618. Braucht man dazu die Tangeln des Nadel: Holzes, so wird sie die Nadel: Streu genannt. Beyde aber machen die Wald: Streu aus.

Das Laub von den mehresten Bäumen, (die Eichen ausgeschlossen), giebt auch einen guten Dünger ab, wenn es vorher vor den Wäldern oder Gärten, in dazu verfertigte große Gruben, (damit der Wind das

selbe

selbe nicht aus einander streue), zusammen gerechet worden, und darin über einander versauert; insonderheit ist das abgefallene Tannen und Fichten: Laub dazu sehr dienlich. Oder, man wirft das Laub in die sogenannten Mist: Pfühen, und läßt es darin den Winter über liegen und versäulen; denn da nicht allein in den Blättern, sondern auch in der Mist Pfühe Salze vorhanden sind, welche sich mit einander vereinigen, so ist es ja wohl ganz glaublich, daß solches eine kräftige Düngung abgeben müsse, die man im Jun. und Jul. heraus nimmt, und auf den Acker bringt. Wenn man keine Mist: Pfühe in dem Hofe hat, darf man nur das Laub auf den Mist streuen, und andern Mist darüber bringen, so wird man eben den Nutzen davon haben.

Eine andere Art des Düngens mit Laub, geschieht durch das Laub: brennen, welches aber verborben, wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen erlaubt, ist (*).

Ferner ist es ein Nutzen des gesammelten abgefallenen Baum: Laubes, wenn die Gärtner zur Winters: Zeit

(*) Wie z. B. in der kurf. bayrischen Forstordn. v. J. 1744, C. II, §. 11. „Nachdem unsere Unterthanen so wohl, als angränzende, bishero hin und wider in Unfersen und in ihren eigenthümlichen und lehrbaren Wäldern, das Laub zusammen raffen, nachgehends zu versächern, und damit ihren Grastachs zu düngen pflegen, woben sehr große Gefahr, daß auch oftmahlen ganze Wäldungen durch dergleichen Laubbrennen eingeäschert werden; als wolken Wir solches allerdings abgestellt wissen. Diejenige Unterthanen aber, welche der Aescen zu Begeilung ihrer Ländel ohnummänglich bedürfen, mögen zwar das Laub aus denen Wäldern fuhren, und an Orten, wo es keinen Schaden thut, brennen, jedoch solches jedesmahl unserm Forstamt und Förstern anzeigen, auch sichere Pläne zum Laubsammeln anweisen lassen, und alles unter der Aufsicht und in Gegenwart der gedachten Förstere thun, oder ernstlicher Bestrafung sich unsehlbar gewärtigen.“

Zeit viele Gewächse, die den Winter über draussen stehen und eingeschlagen werden, als: Wälschkohl, Kohlrabi, Sellerie u. damit bedecken. Auch die holländischen Zwiebel-Gewächse lassen sich gar wohl damit vor dem Froste bewahren; denn mit Pferde-Miste zu bedecken, ist nicht rathsam, weil die durch die Miste aufgelöseten Salze die Zwiebeln angreifen, und den Küchen-Gewächsen einen übeln Geschmack zuwege bringen. Kommt das Frühjahr heran, und ist man vor den Frösten gesichert, so räumt man das Laub hinweg, thut es in eine Grube, und läßt es zu Erde werden, und hat also doppelten Nutzen davon. Endlich kann der Landmann auch das abgefallene Laub mit Nutzen zur Feuerung und zum Aschebrennen gebrauchen. Das Laub giebt eine gute Asche, wenn solches im Herbst fein trocken gesammelt, und in einen Schoppen, wo es vor Regen gesichert ist, gebracht wird. Im Herbst, da man gern eine mäßig warme Stube haben will, legt man die Blätter auf eine Schaufel, schiebt sie in den Ofen, und zündet sie an; hiervon hat man eine warme Stube, und bekommt eine schöne weiße Asche, die von den Seifensiedern gern gekauft wird, oder die dem Landmanne Seife dafür geben. Damit man aber viel Asche bekomme, ist nöthig, daß man alle Tage die Asche aus dem Ofen heraus nehme, und nicht etwa 8 Tage darin liegen lasse, denn sonst verzehrt sie sich, und wird immer weniger; wie denn auch niemahls ein Ofen so gut heizen wird, wenn viel Asche in demselben liegt. Sollte diese Asche bey der Pottasch-Siedererey nicht zu gebrauchen seyn? und wie nützlich ist nicht solche zum Schmauch bey dem Räuchern des Fleisches anzuwenden!

Laub = Apfel, in einigen Gegenden, eine Benennung der im XV Th. S. 684, fgg. beschriebenen Gall-Äpfel.
Laub = Asche, s. oben, auf dieser Seite.

Laub:

Laub = Band, bey den Schlössern, ein Thür-Band, in welchem das Blech nach allerley dem Laube ähnlichen Zügen ausgeschnitten ist.

Laub = brennen, s. oben, S. 625.

Laub = Daus, s. oben, S. 618.

Laub = Dünger, s. oben, S. 618, und 624, f.

Laub = Erde, Beurtheilung ihrer Tüchtigkeit zum Holz-Anbau; s. im XXIV Th., S. 476, f.

Laub = Fall, im gem. Leben und im Forstwesen, das Abfallen des Laubes von den Bäumen, und die Zeit, wann dasselbe abzufallen pflegt; s. oben, S. 602, fgg.; daher man im Scherze auch wohl den Herbst den Laub = Fäller nennt.

Laub = Feuerung, s. oben, S. 626.

Laub = Fink, s. Gimpel, im XVIII Th., S. 535.

Laub = Frosch, eine Art kleiner grüner Frösche, welche sich nur auf der Erde aufhalten, und sich gern auf den Bäumen unter den Blättern des Laub-Holzes finden lassen; Baum-Frosch, *Rana arborea Linn.* Siehe im XV Th., S. 169. Von Einigen wird der gemeine grüne Land-Frosch irrig Laub-Frosch genannt.

In der rothwälschen Diebes-Sprache heißt der Jäger Laub-Frosch.

Laub = Futter, Laub = Fütterung; s. oben, S. 623, fgg.

Laub = Geld, s. oben, S. 622.

Laub = Zahn, s. Laub = Zuhn.

Laub = Zarke, s. Laub = Rechen.

Laub = Zenne, s. Laub = Zuhn.

Laub = Holz: 1. Holz, d. i. Bäume oder Sträucher, welche eigentliches Laub oder Blätter haben, welche sie im Herbst fallen lassen, und im Frühlinge neue gewinnen, zum Unterschiede von dem Nadel- oder Tangel-Holze, welches kein eigentliches Laub, sondern Nadeln oder Tangeln hat. Von der Eintheilung des Laub-Holzes in Baum- und Busch- oder Strauden-Holz, s. im XXIV Th., S. 461, f.

Nr 2

2. Ein

2. Ein aus solchem Laub: Holze bestehendes Gehölz; ein aus Laub: Holze bestehender Wald oder Hain.
- Laub: Huhn, in einigen Gegenden, ein Nahme des Birk: Huhnes, weil es sich gern in den Laub: Hölzern aufhält. Das Männchen wird alsdann Laub: Hahn, und das Weibchen Laub: Henne genannt.
- Laub: Hütte, eine mit grünen Gewächsen umzogene Hütte; s. Laube und Lauber: Hütte.
- Laub: Knospe, eine Knospe an einem Baume, so fern sie unentwickeltes Laub enthält; die Blätter: Knospe; zum Unterschiede von den Blüth: und Frucht: Knospen. Siehe Th. XLI, S. 729.
- Laub: König, s. oben, S. 600.
- Laub: Koralle, eine Art Punct: Koralle, *Eschara cratullenta Pall.*; s. Th. XLIV, S. 308.
- Laub: Ober, s. oben, S. 600.
- Laub: Rausch, nennt man einen Zufall an Weinstöcken, wenn die Blätter dürr, bald braun, bald roth, bald schwarz werden, und abfallen. Siehe im Art. Weinstock.
- Laub: Rechen, Laub: Sarke, ein Rechen, oder eine Sarke, das abgefallene Laub in den Wäldern damit zusammen zu rechnen. Von der R. A. das Laub rechnen, hat man auch das Haupt: Wort das Laub: rechnen, diese Handlung zu bezeichnen. Siehe oben, S. 617, fgg.
- Laub: Rinde, *Eschara frondiculosa Pall.*; siehe Th. XLIV S. 313.
- Laub: Rolle, bey den Buchbindern, eine Rolle, allerley dem Laube ähnliche Züge damit auf die Bände der Bücher zu drucken.
- Laub: Rüst, siehe Lauber: Hütte.
- Laub: Sack, ein mit dürrem Laube ausgestopfter Sack, welcher an statt der sonst gewöhnlichen Stroh: Säcke in die Bettstellen unter die Feder: Betten gelegt wird.

Laub:

Laub: Säge, bey verschiedenen Künstlern und Handwerkern, eine feine zarte Säge, laubichte Zierrathen damit auszusägen, oder auch wohl einen Körper zu dünnen dem Laube ähnlichen Blättern damit zu sägen. Siehe Säge.

Laub: Scharren, s. oben, S. 617, fgg.

Laub: Schnur, in den bildenden Künsten, eine Art der Verzierung, welche aus zusammen gebundenen Blättern, Blumen und auch wohl Früchten, in Gestalt einer Schnur besteht, und daher auch wohl eine Blumen: Schnur, oder Frucht: Schnur, Franz. aber ein Feston, genannt wird. Siehe im XII Theile, Seite 647, fgg.

Laub: streifen, s. oben, S. 613, fgg.

Laub: Streu, s. oben, S. 614, und 624.

Laub: Thaler, eine im gemeinen Leben übliche Benennung der französischen großen Thaler oder Ecus, welche 1 Thlr. 12 Gr. 6 Pf. gelten, von Louis d'Or zu 5 Thlr. gerechnet. Nach dem Vorgange der Holländer pflegt man sie auch Ducatons zu nennen, ob sie gleich in Frankreich diesen Nahmen nicht führen. Den deutschen Nahmen Laub: Thaler hat diese Münze von dem darauf geprägten Laub: Kranze. Es befindet sich nämlich auf dem Revers das gekrönte Wapen der 3 Lilien, in einem ovalen Schilde, zwischen zwey zusammengebundenen Lorber: Zweigen, oder zwey ins Kreuz gelegten Oehl: Zweigen, mit der Umschrift: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTVM. Man hat ganze und halbe Laub: Thaler.

Da der innere Gehalt der französischen Laub Thaler seit einiger Zeit auf verschiedene Art bestritten worden ist, so fand im Jahr 1786, ein ansehnlicher Theil der Kaufmannschaft in Augsburg für gut, eine genaue Untersuchung des wahren innern Gehaltes dieser Thaler, von ihrer Entstehung an, bis 1786, zu veranstalten. Es wurden daher von dem J. 1726

Nr 3

bis

bis 1786, incl. von jedem Jahrgange 50 Stück aus-
gesucht, und jede 50 Stück besonders probiert, wo
sich ergab, daß diese Thaler von Jahr zu Jahr nach
und nach abgenommen, so, daß sie von 1726 bis 1753,
14 Lt. 11 bis 10 Gr.; von 1754 bis 1777, 14 Lt.
9½ bis 8½ Gr.; von 1778 bis 1782, 14 Lt. 8 Gr.;
und von 1783 bis 1786, 14 Lt. 7 Gr. betragen haben.
Der Durchschnitt ihres Gehaltes war demnach: von
1726 bis 1782, 14 Lt. 9 $\frac{7}{10}$ Gr.; von 1783 bis 1786
hingegen nur 14 Lt. 7 Gr. Hierauf wurden von ob-
gedachten Thalern fünf Güsse veranstaltet, welche fol-
gende Resultate gaben:

| | | |
|-------------------|--------------|------------------|
| von 1726 bis 1745 | hielten fein | 14 Lt. 11½ Grän. |
| von 1745 bis 1760 | — — | 14 Lt. 10½ Gr. |
| von 1761 bis 1775 | — — | 14 Lt. 9½ Gr. |
| von 1775 bis 1782 | — — | 14 Lt. 8½ Gr. |
| von 1783 bis 1786 | — — | 14 Lt. 7 Gr. |

Es zeigt sich also, daß der Gehalt von 1726 bis
1782 incl. auf 14 Lt. 10 $\frac{2}{100}$ Gr. stand.

Um von dem Gehalte dieser Laub-Thaler eine
vollkommenere Ueberzeugung zu erlangen, wurden
diese fünf Güsse auch an das k. k. Münz- Amt Günz-
berg zur Umschmelzung und Probierung übersendet,
und folgender Maßen befunden:

| | | |
|-------------------|--------------|---------------|
| von 1726 bis 1745 | hielten fein | 14 Lt. 12 Gr. |
| von 1746 bis 1760 | — — | 14 Lt. 11 Gr. |
| von 1761 bis 1775 | — — | 14 Lt. 10 Gr. |
| von 1776 bis 1782 | — — | 14 Lt. 8½ Gr. |
| von 1783 bis 1786 | — — | 14 Lt. 7 Gr. |

Diese Güsse wiederum in Eine Masse geschmolzen
und probiert, gaben 14 Lt. 10 $\frac{7}{100}$ Grän.

Anzeige einer gemachten genauen Untersuchung des Gehalts der
Französischen Laub- oder Federthaler vom Jahre 1726 bis
1786, und wie viel ein Stück von den ältern und neuern,
innerlichen Werth hat. Augsb. 1786. f. 2 B.

Ausz.

Kurze Erwiederung einiger Einwendungen gegen die Anzeige
einer gemachten genauen Untersuchung des Gehalts der
Französischen Laub- oder Federthaler vom Jahre 1726 bis
1786, und wie viel ein Stück von den ältern und neuern
innerlichen Werth hat. Augsb. 1786. f. 2 B.

Bemerkungen über die Geld-Erhöhung in Frankreich und Des-
sauerreich und deren Anwendbarkeit im Reich, besonders in
den vordern löblichen Reichskreisen und in der Schweiz.
Auch etwas über die alte und neue französische Laubthaler.
Augsb. 1786. f. 3 u. e. h. B.

Nachtrag zu den Bemerkungen über die Gelderhöhung in
Frankreich 2c. Augsb. 1786. f. 4 u. e. h. B.

Seit 1726 bis 1784... Gesetzmäßig. Ein Stück wiegt
613, 7 holl. Aß, Gehalt 14 Lt. 12 Gr., enthält fein
Silber 562, 5 holl. Aß; ist nach dem 20 fl. Fuß
werth 1 Thlr. 13 Gr.

Nach dem Remedio. Ein Stück wiegt 608, 9 holl.
Aß, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 551,
8 holl. Aß; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 4 Pf.

Im Durchschnitt. Ein Stück wiegt 611, 3 holl. Aß,
Gehalt 14 Lt. 10½ Gr., enthält fein Silber 557,
2 holl. Aß; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 8 Pf.

Nach Tableaux du pair. Ein Stück wiegt 613, 7 holl.
Aß, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 556,
1 holl. Aß; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 7 Pf.

Nach der regensburger Probe. Ein Stück wiegt
608 holl. Aß, Gehalt 14 Lt. 11 Gr., enthält fein
Silber 555 holl. Aß; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 6 Pf.

Nach der neuen Untersuchung. Ein Stück wiegt
608 holl. Aß, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein
Silber 551 holl. Aß; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 2 Pf.

Ganz neue Laubthaler seit 1784 und 1785 ausgeprägt,
wiegt ein Stück 608 holl. Aß, Gehalt 14 Lt. 6 Gr.,
enthält fein Silber 544½ holl. Aß; ist werth 1 Thlr.
11 Gr. 10 Pf.

Im J. 1786, hat der Magistrat zu Frankfurt
am Mayn, die in den Jahren 1784 und 1785 mit ein-
igem Korn-Abbruch ausgeprägten französischen Laub-
Thaler, von dem gewöhnlichen Laubthaler: Preis,
à 2 fl. 43 Kr. bis auf 2 fl. 40 Kr. herab zu würd-
igen, sich bewogen gefunden. Auch im Herzogthum
Württemberg, sind im März 1786, die französischen
Kr 4 Laub-

Laub:Thaler von den Jahren 1784, 1785 und 1786, auf 2 Fl. 40 Kr. herabgesetzt worden. Und in den kurf. hannoverschen Landen sind, durch ein königl. Edict v. 29 März, die Laub:Thaler von 1784 und 1785, wie auch die Schild:Louis d'Or von 1785, weil man sie geringhaltiger, als die ältern Münzen von diesem Gepräge befunden hat, gänzlich und bey Strafe der Confiscation, bis auf weitere Verfügung, verboten worden. Desgleichen haben, unter dem 30 Apr. 1792, Se. kurf. Durchl. in Pfalz:Bayern, zur Beförderung des Ausgangs der franz. Laub:Thaler, und zur Beybehaltung der ächten Conventions:Sorten, verordnet, daß von nun an in den kurpfalz:bayerischen Ländern, denn den Herzogthümern Ober: Pfalz, Neuburg und Sulzbach 1) genannte Laub:Thaler sowohl bey den landesherrlichen Cassen, als auch im allgemeinen Verkehr, und zwar die von dem 20er Jahren bis 1782 inclusive auf 2 Fl. 40 Kr., die von 1782 und nachfolgenden Jahren aber auf 2 Fl. 38 Kr. herabgesetzt; und 2) die erscheinenden neuen, unter Aufschrift der Freyheit geprägten franzöf. Thaler ganz ausser Cours gesetzt seyn sollen.

Es giebt auch unächte und nachgemachte franzöfische Laub:Thaler; 3. B. von den Jahren 1731, 1758, und 1777; diese sind von engl. Block:Zinn gegossen, haben keinen Rand, und unterscheiden sich von den ächten dadurch, daß sie sich mit einem Messer schneiden lassen, und ganz rauh und struppig sind; ferner wiegen dieselben nur $1\frac{1}{2}$ Loth, da hingegen die ächten Laub:Thaler 2 Loth wiegen.

Unter mehrern Laub:Thalern, die von Zeit zu Zeit als falsch angelündigt werden, haben diejenigen, die die Jahrzahl 1762 im Gepräge haben, weder im Avers noch Revers ein Zeichen, um sie von andern zu unterscheiden. Im Gewicht halten solche nur $1\frac{3}{4}$ Loth, und im Korn sind sie höchstens nur 9 löthig.

Laub:

Laub:Welle, zur Schaf:Zitterung, s. oben, S. 614, und 616, Nam.

Laub:Werk, Fr. Feuillage. 1. Ein Collectivum, entweder die sammtlichen Blätter eines Baumes, oder die mit Blättern besetzten Baum:Zweige, zu bezeichnen. Diese Bäume haben ein schönes Laub:Werk, Fr. ces arbres ont un beau feuillage. Eine Einfassung mit Laubwerk, Fr. une bordure de feuillage, un damas à feuillages.

2. Allerley Zierrathen, welche sowohl das Laub der Bäume, als auch die Blätter der Pflanzen nachahmen, und welche verschiedene Künstler, als: Bildhauer, Mahler, Metall:Arbeiter ic. an ihren Werken anbringen; ein durch die Kunst gebildetes Laub:Werk, es sey nun gemahlt, oder geschnitzt, oder ausgehauen, oder auf Tapeten gewirkt, u. s. w. So nennt man 3. B. an einem eisernen Gitter, die von Eisen Blech getriebenen Ranken mit Blättern versehen, welche sich um die Stangen des Gitters nach allerley Richtungen wenden, und solche gleichsam mit ihren Blättern umwickeln. Der Schloffer treibt dergleichen Laubwerk mit seinen Zangen und Meißeln, nach einer entworfenen Zeichnung. Einfache Blätter mit einem wellenförmig ausgeschnittenen Rande, die mit ausgezackten Blättern (Fr. feuilles de refend) untermengt sind, nennt der Schloffer Wasser:Laub, Fr. Feuilles d'eau. Siehe auch Lauber:Zug.

Laubach, ein Nahme zweier Flüsse, in dem Herzogthume Krain, und der Haupt:Stadt in demselben; siehe Laybach, im LXVI Th.

Laubach, ein Amt in der Wetterau, im ober:rheinischen Kreise, welches dem gräflichen Hause Solms:Laubach gehört. Es begreift eine Stadt und 6 Dörfer in sich. Die Stadt Laubach ist die Residenz des Grafen, 6 Meilen von Frankfurt am Main, und 3 von Friedberg. Sie hat im J. 1419 Stadt:

Kr 5

Rechte

Rechte erhalten. Unweit derselben entsteht die Wetter; es wird auch bey derselben gute Siegel-Erde ausgegraben. In dem gräflichen Residenz-Schloß ist ein schönes Münz-Cabinet, und eine ansehnliche Bibliothek von Werken, die zur Geschichte und zum deutschen Stats-Recht gehören.

Lauban, oder Lauben, wend. Luban, L. Laubania, Laubanum, die vierte unter den oberlausitzischen Sechsstädten, an dem äußersten Theile des Markgrafthumes Ober-Lausitz, gegen die schlesische Gränze zu, nahe bey dem Flusse Queis, der den durch die Stadt fließenden Bach, Alte Lauban genannt, aufnimmt; liegt, nach v. Gersdorf, ungefähr 50 Fuß über dem Queis, 687 par. Fuß über der Meeres-Fläche, und, nach v. Carpentier, 441 par. Fuß über Wittenberg. Im J. 1180 war sie nur noch ein offener Flecken, welcher 1364 erweitert, und mit einem Graben umgeben, 1318 aber mit einer Ring-Mauer versehen wurde; 1427 und 1431, ist die Stadt von den Hussiten verwüestet worden, und hat bis 1435 öde gelegen; 1487, 1554, 1659 und 1670 hat sie große Feuers-Brünste erlitten; im siebenjährigen Kriege, 1760 am 14 Jun. ist sie fast gänzlich niedergebrannt, auch bis jetzt noch nicht völlig wieder aufgebauet, zählt aber doch wieder gegen 577 Häuser und 8000 Einwohner. Die Einwohner treiben außer der Tuchweberey, starken Handel mit weißer und bunter Leinwand (Buchlinnen), weißen Schnupftüchern mit rothen und blauen Randstreifen. Die Stadt handelt vorzüglich mit Spanien, daher der gute Vertrieb auf die spanische Silber-Flotte beruhet, deren Einkommen das Steigen und Fallen ihres Handels bestimmt. Die Italiäner, welche ehemals ihre Leinwand durch die Schweizer erhielten, handeln jetzt selbst mit Lauban, wo sie mehrentheils nur weiße Tücher mit rothen Rändern und Blumen in Spiegel kaufen. Ueber Triest werden jährlich viele

viele Tausend Duzend solcher Tücher versendet. Die Ausfuhr von 16 Handels-Häusern betrug, im Jahr 1777, beynähe 150,000 Thaler. Es gab auch hier sonst gute Rattun- und Leinwand-Druckereyen, welche ein gewisser Helmutz vervollkommen hatte, daß man goldene und silberne Blumen darauf drucken konnte; allein jetzt ist nur davon noch so viel im Gange, daß man kleine Tücher und Schürzen in geringer Menge druckt.

Die Elle zu Lauban, ist etwas kürzer als die leipziger Elle, indem 1 Elle zu Lauban, nach der leipziger Elle zu 24 Zoll gerechnet, nur 23 Zoll und $7\frac{1}{2}$ Achtel hält. Gleiche Verwandniß hat es auch mit dem laubanischen Gewichte, als welches über 3 Loth leichter ist als das leipziger und kölnische Gewicht, indem 1 lb. laubanisch, nach dem leipz. und köln. Gewichte nur 28 Loth, 2 Quent, 3 Pfenniggew. und 7 Gran beträgt.

Die Stadt ist mit 1 Ritterpf. und $1\frac{1}{2}$ Portionen und Nationen belegt. Sie enthält das, 1320 durch den Herzog Heinrich II. von Jauer gestiftete, Cistercienser Nonnen-Kloster des Ordens Mariae Magdalene de poenitentia, bey der Kirche zur heil Anna; (dessen Priorinn von dem Convente in Gegenwart des Dechanten zu Budissin, welcher Propst des Klosters ist, erwählt wird). Die Stadt hat ferner: eine wohl eingerichtete lateinische Schule, zwey Kirchen, und eine Kirche auf dem Gottesacker, ein Hospital, und ein Armen-Zucht- und Waisen-Haus mit einer Kirche, ein Zoll-Amt, ein Post-Amt, und 3 beträchtliche Jahr-Märkte.

Die Gegend um Lauban herum ist eine der schönsten, und auf dem Steinberge hat man eine reizende Aussicht bis an das, 6 Meilen entfernte, Riesengebirge und an die $3\frac{1}{2}$ Meile entfernte Landeskronen. Auf dem Steinberge giebt es viele Stein-Brüche, in welchen auch Stein-Mark gefunden wird. 1758 geschah von diesem und den umher liegenden Bergen von

von der Laudonschen Armee auf die aus der hochkircher Schlacht nach Schlessien sich retirirenden Preußen eine Kanonade, ohne den Rückzug zu verhindern.

Zur Stadt gehören stadtmitleidend: das ansehnliche Pfarrkirchdorf Geibsdorf, 1 Meile von Lauban, zwischen Lichtenau und Schönbrunn; Neukretscham und ein Theil von Nieder-Schreibersdorf; das Steinvorwerk; der Hochwald u.

Das Kloster zu Lauban besitzt das ansehnliche katholische Pfarrkirchdorf Hennersdorf bey Lauban, katholisch Hennersdorf genannt; das evangel. und kathol. Dorf Berzdorf; das kathol. Pfarrkirchdorf Pfaffendorf, unweit Schönbrunn; das kathol. Pfarrkirchdorf Günthersdorf, welches die Abgaben nach Böhmen entrichtet, und in dessen Flur ein weißer kalkartiger Wasser-Thon gesauendet wird, liegt 3 Stunde von Waldbau; das evangelische Pfarrkirchdorf Jaugsdorf am Queis, welches eine sehr schöne Kirche hat; endlich Wünschdorf, bey Lauban am Queis mit einem Vorwerke. Die Kloster-Besitzungen sind mit 167 Rauchen (*) belegt.

Laube, (die) überhaupt ein bedeckter, vor der Witterung verwahrter Ort, in welchem Verstande dieses Wort nur noch in einem doppelten Verstande üblich ist.

1. Ein oben bedecktes Gebäude, ein Schoppen, ingl. ein oben bedeckter, aber an den Seiten offener Theil eines Gebäudes; in welchem Verstande dieses Wort ehemals sowohl im Ober- als Niederdeutschen sehr üblich war, und in manchen Gegenden auch noch nicht ganz veraltet ist, ein Vorhaus, eine Galerie, eine Halle, einen Herker, Altan, einen auf Säulen stehenden und an den Seiten offenen Sahl, und andere Gebäude dieser Art, zu bezeichnen. Wenn eine solche Laube frey steht, ist es ein Sahl, dessen Dach auf vielen Säulen ruhet, zwischen welchen man allenthalben frey gehen und aussehen kann;

es
(*) In der Lausitz werden die Abgaben nach Rauchen, d. i. nach den Feuermauern, bestimmt.

es wird auch ein Schoppen, Pergula, Porticus, genannt. Daher das Lauben-Gericht, Judicium in porticu, wovon ich weiter unten handeln werde. Eine solche Laube wird gemeiniglich vor einem Gebäude als ein Theil desselben angelegt, den Eingang zu bedecken, oder auch vor das Haus hinaus gerückt, und mit einem besondern Schirm-Dache bedeckt. Sie wird entweder mit Säulen unterstützt, ohne Vorgehen, und heißt eine Säulen-Laube; oder mit Vorgehen und Gewölben geschlossen, und heißt eine Bogen-Laube. Eine Hof-Laube, Peristylum, ist eine Laube oder ein Schoppen, der einen Platz oder Hof umgiebt, aus welchem man zwischen allen Säulen durchgehen kann. Ein an den Seiten offenes Zimmer, wird Richt. 3, 20. 24. eine Laube und Sommer-Laube genannt, wofür Michaelis das Wort Cabinet und Sommer-Cabinet braucht. Im Niederf. Löve, Löving, im mittl. Lat. Lobium, Lobia, Laupia, im Oberd. ehemals auch Loube, Leuff.

2. Am üblichsten ist es im Hochdeutschen von einer mit grünen Gewächsen umzogenen Hütte; Lat. Casa frondea; Fr. Cabinet de Verdure, Feuillage, Tonnelle. Eine grüne Laube, zum Unterschiede von einer Laube in der ersten Bedeutung; eine Laub-Hütte, Garten-Laube, Sommer-Laube, Lust-Hütte, ein von eichenen Säulen errichtetes, aufgeriegeltes und mit sauber geschnittenen Latten weitläufig beschlagenes Lust-Gebäude, in einem Garten, um welches allerley schattenreiche Bäume und Sträucher, welche ich sogleich anzeigen werde, gepflanzt und daran in die Höhe gezogen werden, und deren Laubwerk an die Latten angebunden wird, damit die Hütte davon oben und an den Seiten herum bedeckt seyn, und man darin, wie in einem Gemache, im Schatten sitzen könne.

Siehe auch Lauber-Hütte.

In den Lust-Gärten pflegt man auch wohl ganze mit grünen Gewächsen oben überwachsene Gänge, Lauben zu nennen. Siehe auch Gitterwerk, im XVIII Th., S. 560, fgg.

In der zweyten Bedeutung im Nieders. Löve, und im Wend. Lobia. Es kann sowohl der Begriff der Bedeckung in diesem Worte der herrschende seyn, als auch der durchstreichenden Lust; s. Lüften, als endlich auch eines Gebäudes überhaupt. In dem letztern Falle würde das Schwed. Loft, der oberste Theil des Hauses, dahin gehören, welches Ihre mit dem Wallis. Loft, Tabulatum, von dem Bretagnischen lae, lahe, hoch, ableitet. Auch in einigen deutschen Gegenden scheint man den obersten Theil eines nach morgenländischer Art flachen Daches eben dem die Laube genannt zu haben. Im Schwed. wird auch eine Dresch-Tenne Lofve und Loge genannt, entweder so fern sie in den ältesten Zeiten gleichfalls eine oben bedeckte Laube war, oder auch vom Wallis. Lawr, der Boden, und lofwa, eben, flach. Siehe Laub.

So fern Laube ein Gebäude, einen Wohn-Ort überhaupt bedeutet, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Endung — leben an so vielen niedersächsischen und fränkischen Namen der Dörfer und Städte davon abstamme.

Bei den Garten- oder Sommer-Lauben verschwandete die alte Kunst die Symmetrie der Anordnung und den Pomp der Verzierung; sie wurden mit Gitterwerken, mit Bildhauereyen und Vergoldung überladen, und die grünen Blätter konnten kaum Platz vor dem todten Holze finden. Man stellte sie, wie Buden auf dem Markt-Platze, mit einer sehr übel angebrachten Genauigkeit gegen einander, und ließ ihren Eingang mit Sphynxen, Drachen, und andern widernatürlichen und scheußlichen Bildern, bewachen. Es ist auffallend, wie sehr alles gegen die Natur läuft. Lauben sind Ruhe-Plätze, dem Genuße der Beschattung und Kühlung, der Einsamkeit und der geselligen Zusammenkunft, der Beschäftigung des Geistes und dem Vergnügen der Tafel gewidmet.

Sie

Sie verlangen eine ruhige Lage, von dem Getöse sowohl als von der neugierigen Begassung entfernt, eine reiche Ueberschattung, und, wenn es die Umstände zulassen, eine kleine Uebersicht von angenehm unterhaltenden Gegenständen. Die Natur bildet in waldigen Revieren von den dicken, ausgebreiteten und herabhängenden Decken des Laubwerkes ihre Lauben. Eben die Freiheit und kunstlose Nachlässigkeit, womit sie bauet, muß der Garten-Künstler in seinem Werke nachzuahmen suchen. Eine ungezwungene und edle Anlage der Bäume und Gebüsche, freie Senkungen und Wallungen des Laubes, Ueberwölbungen zum Schatten, kleine Oeffnungen, wodurch liebliche Lichter spielen, ein frischer mit Blumen untermischter Rasen, erquickende Wohlgerüche naher Sträucher und Pflanzen, sind die vornehmsten Stücke, auf welche die Natur hinweist. Der Garten-Künstler soll sie mit Geschmack weiter auszubilden suchen, ohne sie mit unschicklichen Zusätzen und leeren Künsteleyen zu verunstalten. Die natürliche Einsalt ist der höchste Reiz der Lauben. Sie dulden keine Pracht. Auf die Schönheit der Blätter und ihres Grüns, auf die Lieblichkeit der Blüten, auf die Anmuth des Schattens und der kleinen Spiele des durchbrechenden Lichtes, schränkt sich ihr Werth mit prunkloser Bescheidenheit ein. In diesem reinen Geschmacke der Natur schildert uns Milton (*) die reizende Laube der Eva.

Ihr gewölbtes Dach von dicken verwachsenen Zweigen
War ein dichter verflochtener Schatten von Lorbeer
und Myrte,

Und was höher noch wuchs, von starkem duftenden
Laube,

Ihre Seiten umschloß in grünenden Wänden Acanthus,
Und

(*) Verlorenes Paradies, 4 B. nach Zacharia's Uebersetzung.

Und jedwede riechende Stauden: die herrlichsten
Blumen,

Iris von mancherley Farben, Jasmin und Rosen
erhoben

Ihre Häupter darunter empor, und stochten mosaïsch
In die Wände sich ein; den Boden stieken Violett,
Krokus und Hyacinth mit reichem schimmernden
Schmelze.

Mit eben der gefälligen Nachlässigkeit müssen Bogen-Gänge, die eine Fortsetzung oder Verbindung von mehrern Lauben sind, angelegt seyn, entbunden von aller Ueberladung von Gitterwerk, der mehr natürliche Freyheit und kleinen Bildniß des Wachsthumes überlassen, nur aufgestützt, wo es Bedürfnis, und gesäubert, wo es Bequemlichkeit erfordert. Sträucher mit breiten und glänzenden Blättern, mit Blüten von lebhaften Farben und süßen Düften, rankende Pflanzen mit wohlriechenden Blumen, empfehlen sich hier; und zu einer vorzüglichen Verschönerung können fruchttragende Bäume darunter gemischer werden. Es ist ein nicht geringes Vergnügen, unter einem kühlen Gewölbe von grünen Zweigen zu wandeln, zu sehen, wie hin und wieder zwischen dem Gedränge der Blätter eine reisende Pfirsiche oder eine Traube freundlich hervor lächelt, hier zum süßen Genuß einladet, dort die Erwartung auf kommende Tage hinhält.

Man pflegt die Lauben entweder in die Mitte, damit man den ganzen Garten übersehen könne, oder auch in einer Ecke anzulegen, und mit steinernen, hölzernen, oder von Rasen zusammengesetzten Tischen und Bänken zu versehen.

Die Gewächse, welche zur Bekleidung der Lauben, Lust-Häuser, Cabinet, Verceaux oder Bogen-Gänge und Colonnaden in Gärten dienen, kann man als jährige und perennirende; ferner als

als solche, die bloß wegen des Schattens, und die auch um der Blumen und Früchte willen, dazu gebraucht werden, betrachten.

Von jährigen, oder solchen, die alle Jahre von neuem angepflanzt werden müssen, weil sie nur ein Jahr dauern, bemerke ich hier nur folgende:

Convolvulus, Winde, spanische Glocken, von verschiedener Farbe, vornehmlich

Convolvulus hederaceus Linn. mit rother und blauer Blüthe; mit welchem Einige an den Lust-Häusern zugleich

Tropaeolum maius L. welches die Gärtner *Nasturtium indicum*, indianische Kresse, nennen, und andere kletternde Gewächse, die sich zusammen vertragen, vermengen, damit die mannigfaltigen Farben der Blüten dieser Gewächse das Auge ergehen.

Phaseolus, laufende Bohnen, von verschiedener Art in der Blüthe und im Samen. Besonders dienen hierzu: die sogenannte arabische große Bohne, von bunter, schwarzer und weißer Farbe; die Schwert-Bohne; die Brech-Bohne; die sibirische roth und weiß geprenkelte Bohne, u. a. m. Es können auch verschiedene Arten von steigenden Erbsen gut unter den Bohnen gezogen werden, und man hat mit einigen, als: den sogenannten Pyramiden-, Mond-, Admiral-, Maulwurf- und andern Erbsen die Wände von kleinen Laub-Hütten öfters allein bekleidet.

Cucurbita, Kürbiß, auch von unterschiedener Art. Bogen-Gänge können sowohl mit gewöhnlichen Kürbissen, die gegessen werden, als auch mit Flaschen-Kürbissen, und mit der Herkules-Reule, theils allein, theils in Gesellschaft anderer steigender Gewächse, überzogen werden.

Weil aber bey den meisten jährigen Gewächsen der Genuß des Schattens von kurzer Dauer ist, und die darauf zu wendende Mühe dadurch, und durch die etwann zu erhaltenden Früchte, nicht hinlänglich belohnt wird, so bezaubern die perennirenden, d. i. die viele Jahre dauernden, einen Vorzug vor jenen. In Ansehung derselben kommt es bey Anlegung der Lauben und Gänge darauf an, ob man bloß Schatten von den Blättern, oder auch zugleich von den Blumen etwas für das Auge und

die Nase, oder von den Früchten etwas für den Mund, haben will.

Bloß zum Schatten dienen allerley wilde Holz-Gattungen, als:

a. nur im Sommer grüne.

Carpinus betulus, Weißbuche, Hagebuche.

Fagus sylvatica, Rothbuche.

Tilia europaea, Linde.

Vlmus campestris, Rüster, Ulme.

Acer Pseudo-Platanus, weißer Ahorn.

Acer Platanoides, spitziger Ahorn, Berg-Ahorn, Lönne.

Acer campestre, Kleiner Ahorn, Maßholderstrauch.

Betula alba, Birke.

Betula Alnus, Eller.

Unter diesen verdienen die Weißbuche und Linde, in verschiedener Absicht, einen Vorzug vor den übrigen. Sie kommen in allerley Boden, auch in schlechtem, fort, wiewohl man den Boden bey Anlegung einer Laub-Hütte und eines bedeckten Ganges leicht verbessern kann; sie sind dauerhaft, geben guten Schatten, und wenn sie gleich von Anfange an, und hernach auch in der Folge, recht im Schnitte gehalten werden, so wachsen die Aeste dermaßen in einander hinein und durch einander, auch die Stämme hindurch, daß ein natürliches Flechtwerk daraus entsteht. Wenn hier der menschliche Fleiß nur ein wenig zu Hülfe kommt, so können Bogen-Gänge von einer ansehnlichen Höhe und Breite gemacht werden, die sich, wenn sie erst recht zusammengewachsen sind, gegen die stärksten Stürme erhalten, ohne an Säulen, Latten und Reife angeheftet zu seyn.

Der weiße und der spitzige Ahorn, welche mit ihren großen Blättern viel Schatten machen, können unter igt gedachte beyde Arten mit untergesetzt, oder auch allein gebraucht werden.

Das Schnetdel-Holz verschafft bey diesen wilden Holz-Gattungen doch auch einen Neben-Nutzen, so wie die Blüthe, besonders von der Linde, für die Bienen nützlich ist.

Hier

Hierher können auch noch folgende gerechnet werden:

Celastrus scandens, amerikanische Schlingstaude; sie geht aber nicht sehr hoch, schlägt stark aus der Wurzel aus, und kriecht mit derselben. Sie schlingt sich stark um andere Bäume und Sträucher, woben sie wächst, und erstickt sie, daher sie auch canadischer Baum: Mörder oder Baum-Tödter genannt wird (s. Th. VII. S. 763, f.), und deswegen allein gepflanzt werden müßte. Dieses Gewächs wird gemeinlich mit dem sogenannten wilden Wein, *Hedera quinquefolia* L. verwechselt, und an dessen Statt zur Bekleidung der Lauben gebraucht; allein, es ist sicherer, sich dessen in dieser Absicht zu enthalten, denn es ist eben dasjenige, welches, wie ich im XVIII Th. S. 521, 533. erzählt habe, in der im Pfarr-Hause zu Croffen damit bekleideten Laube so schädliche Wirkungen verursacht hat, indem es unter die Gattung der Gift-Bäume gehört.

Menispermum canadense, Schildblatt; hat große schildförmige Blätter, macht Ranken von ansehnlicher Länge, wächst geschwinde, giebt viel Schatten, läuft stark aus der Wurzel aus, und vermehrt sich also sehr.

Ptelea trifoliata, Lederblume, läßt sich an Geländer ziehen, und giebt ein gutes Ansehen, hat aber übel riechende Blätter.

Rhamnus catharticus, Kreuzdorn.

Ligustrum vulgare, Hartriegel, und andere.

b. Im Sommer und Winter grüne.

Hedera, Epheu, sowohl unser inländischer, als der fünfblätterige amerikanische, oder sogenannte wilde Wein.

Thuja occidentalis, Lebensbaum.

Sabina, Sadebaum, und andere Nadel-Hölzer. Die Laub-Hütten von Sadebaum haben zwar ein gutes Ansehen, man kann sich aber, wegen des penetranten Geruchs, nicht lange darin aufhalten, ohne Kopf-Schmerzen zu bekommen. Die Blätter des Lebensbaumes sind auch von widrigem Geruche.

Wegen der Blumen, sind gebräuchlich:

Lonicera Periclymenum, Speck- oder Zaun-Lilie, wächst selbst in den nördlichen Gegenden Deutschlands in den Hecken.

Es 2

Loni

Lonicera Caprifolium, Geisblatt.

Beide sind, wegen der wohlriechenden Blumen, ungemein beliebt, steigen sehr in die Höhe, werden aber unten dünn, und von den spanischen Fliegen stark besucht, welche einen unleidlichen Geruch von sich geben. Doch kann man dieser Gäste, die sich oft zu vielen Tausenden einfänden, bald los werden. Wenn man in einer mit *Caprifolium* überzogenen Hütte mit angebranntem Schwefel räuchert, fallen sie alle todt zur Erde.

Bignonia radicans, Trompeterblume, hängt sich mit feinen Wurzeln fast wie Epheu, an; hat schöne grüne Blätter, und sehr große, vortreffliche scharlachrothe Blumen mit langen Röhren. Es läuft sehr hoch, und wird unten dünn; man muß es also unten an andere Gewächse pflanzen, wozu sich die kleinere Varietät dieser Gattung, die nicht so hoch geht, schickt.

Clematis Flammula, Brennwurzel.

Clematis Vitalba, gemeine Waldrebe.

Clematis Viticella, blaue Kebbende.

Die beyden ersten wachsen hier zu Lande wild, die dritte in Gärten. Sie geben sehr dichte Wände und steigen sehr hoch. Das letztere hat schöne blaue Blumen, die man auch gefüllt hat.

Lycium barbatum, dorniger Jasmin, mit und ohne Stacheln; ein ziemlich hoch gehender Strauch, welcher geschwinde wächst, und nicht übermäßig dichte Wände macht, aber von der Wurzel etwas ausläuft. Die rothen Blumen geben ein sehr schönes Ansehen.

Syringa vulgaris, türkischer Glieder.

Syringa persica, Kleiner türkischer Glieder.

Philadelphus coronarius, wälscher Jasmin.

Alle drey sind bekannt, und zu Lust-Hütten bey uns die gemeinsten Gewächse, werden aber unterwärts bald kahl, daher man unten herum andere Gewächse zur Bekleidung der Hütte anpflanzen muß. Man hat blauen, weißen und rothen türkischen Glieder; man kann aber auf Einen Stock alle 3 Arten oculiren. Die Ranken müssen wohl angeheftet und im August beschnitten werden.

Vibur.

Viburnum Opulus, Schneeballbaum, ist zwar auch in Gärten an Hütten sehr gemein, aber der Geruch der Blumen ist nicht angenehm, und sie ziehen viele Insecten nach sich.

Sambucus nigra, schwarzer Hohlunder, wird zwar auch hin und wieder zum Schatten an Hütten angelegt; aber der Geruch der Blumen, welchen Einige lieben, Andere verabscheuen, ist in der That schädlich.

Robinia Caragana, Erbsenbaum, Robinienbaum, läßt sich auf allerley Art ziehen und schneiden, wächst ungemein geschwinde und dicht; die Blätter haben ein schönes lebhaftes Grün, und die damit vermengten vielen gelben Blumen geben ein vortreffliches Ansehen; es ist also unter denen Sträuchern, die zur Bekleidung der Hütten und bedeckten Gänge zu gebrauchen sind, eines der vornehmsten.

Noch gehört hierher: *Celtis australis*, Lotusbaum, oder Zitzelbaum, Fr. Micacoulier, wiewohl dessen Blumen nicht ansehnlich sind. Er läßt sich ziehen und schneiden, wie man will.

Stachelige Gewächse.

Rosa minor, vulgo maialis, Zuckerrose.

Rosa villosa, Rosenapfel.

Die erste, welche auch Mayrose heißt, weil sie frühzeitiger, als andere, und schon im May blühet, ist ein vortreffliches Gewächs zu Hecken, die unter der Schere gehalten werden, denn sie schiebt sich um die andern Gewächse herum, und macht dergleichen Hecken undurchdringlich; aber sie läßt sich auch an Laub-Hütten neben andern Gewächsen gut ziehen, und verwahrt auch diese vor dem ersten Anlaufe, wenn sie sonst mit Thüren und Läden versehen sind.

Wegen der Früchte sind gebräuchlich:

Viris, der Weinstock. Er wird an Hütten = Spalieren nur an der Sommer-Seite gezogen; es werden aber auch lange Bogengänge damit über und über bekleidet; nur muß der Gang so angelegt werden, daß die daran hinauf gezogenen Stöcke die Sonne und Luft von allen Seiten ungehindert genießen; es muß ferner dem Stöcken ein gemäßer Boden, der nicht zu fett und zu feucht ist, ver-

schaffet, und sie müssen nicht zu dicht an einander gesetzt werden; man muß sie ferner nicht zu sehr in das Holz wachsen, oder ihnen zu viel Zweige lassen, wie denn eine Art vor der andern, ihrer Natur nach, mehr in das Holz wächst, dergleichen diejenigen sind, deren Früchte später reifen, daher man solche Arten, deren Trauben zeitig reif werden, wählen, sie aber auch durch geschicktes, und, nach Befinden, wenn es alte oder schwache Stöcke sind, zeitiges Beschneiden, bald nach der Weinlese im Herbst, und sonst wohl warten muß; oder man bekommt nur Holz und Blätter, und nur geringe und unreife Trauben.

Morus nigra & alba, der schwarze und weiße Maulbeerbaum.

Prunus armeniaca, Aprikosenbaum.

Amygdalus persica, Pfirsichbaum.

Cerasus, Kirschbaum.

Prunus, Pflaumbaum.

Corylus sylvestris, Haselstaude.

Corylus sativa fructu oblongo, Lambertsonuß.

Alle diese Frucht bäume und Stauden lassen sich an Spalieren, und auch bogig an bedeckten Gängen, ziehen; sie müssen nur nicht zu weit vom Gerüste ab, und zu nahe zusammen gesetzt werden.

Der ehemalige Prediger, Fried. Küffner zu Liechtenberg, im brandenb. bayreuth. Vogtlande, hat, in seiner 1716, in 4. zu Hof herausgegebenen neu-erfundenen Bau-Kunst zu lebendigen Baum-Gebäuden, von Obst-Bäumen so gar Gebäude und bedeckte Gänge, ohne Säulen, Latten und Reife, aufzuführen gelehrt.

Laubegast, unweit Dresden, an der Elbe, von 11 Hüfnern, 8 Gärtnern, 56 Häuslern, mit 15 Spann: 9 R. 19 Magazin: 3 R. 24 Marsch-Hufen, nebst 17 St. Zugvieh; hat in dem meißner Gebiete unstrittig den besten Zwirn, auch das feinste gebleichte baumwollene Garn. Die dortigen Zwirn-Macher liefern den sogenannten dresdner Zwirn, den man dort bleicht, theils färbt, theils im Lande consumirt, wie auch auswärts verschickt. Zum Besten der Einwohner in Laubegast, müssen alle auf der Elbe vorbeifah-

rend:

renden Holz-Schiffe oder Flöße eine gewisse Zeit anhalten, damit sich dieselben versorgen können; allein einen Holz-Handel dürfen sie eben so wenig treiben, als eine Niederlage anlegen.

Lauben-Gericht, eine Gerichts-Art der Deutschen in den mittlern Zeiten. Von der alten Gewohnheit, die Gerichte unter frehem Himmel zu hagen, gieng man mit Erbauung förmlicher Raths-Stuben noch nicht so schlecht hin ab. Bey gutem Wetter hágte man die Gerichte nahe an den Staffeln, worauf man zu Rathe gieng, auf freyer Erde, daher die Benennung Staffel-Gerichte entstanden ist, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird. Zog man sich nun allmählich von dem Felde zurück, um gegen Sonne und Regen bedeckt zu seyn, so waren nunmehr die, meistens zugleich angebrachten Lauben oder Schwid-Bögen (Porticus) der schicklichste Stand-Ort zur feyerlichen Hágung der Gerichte. „Ein Waldpote zu Mainz soll sitzen uf dem Bogen, als sein Recht ist.“ Die peinlichen Gerichte zu Gregoriennünster (1), zu Mühlhausen (2), sollen anderswo nicht, als in porticu, gehágt werden. Das ehemalige l. Land-Gericht zu Hagenau hieß das Lauben-Gericht, das Reichslaubengericht zu Hagenauwe (3). Kaiser Karl IV. ertheilte der Stadt Schlettstadt, im J. 1347 die Freyheit: vt nullus ciuis vel Soldner burgi Sletztadt — in nullo loco — nisi sub Lubio Sletztadt coram iudice suo debeat conueniri (4); und in dem erneuerten Privilegio v. J. 1376 heißt es: „der Adel soll zu Gericht: te erscheinen in loco Salhove“ (Seelhove, d. i. nach dem damahligen Sprach- und Gerichts-Brauche, auf dem

§ 4

dem

(1) S. Schöpfliu Alsatia illustr. T. II. S. 286. 410.

(2) Eb. das. S. 423.

(3) Eb. das. S. 360. Gyllmann Symphor. Camer. c. 8. n. 7.

(4) Schöpfliu, a. a. o. S. 382.

dem Kirchhof) „reliqui sub Lubis, s. porticu.“ Mit gleichem Unterschiede wurden die Bürger zu Ehn: heim behandelt (5).

Diese Lauba, Lobia, Lubia, waren fast in ganz Deutschland üblich, und man bezeichnete damit die Richt: Stapel ante curiam, ante castrum, ante portas u. s. f. (6). In einer Urkunde Gerhards nobilis viri advocati de monte a. 1297 (7) heißt es am Ende: „acta sunt haec ante castrum nostrum sub Lobio.“ Das hannoversche Statut (8), die alte göttingische Statuten (9), das goslarische Stadtrecht (10), thum der Lowene, Labium, Louen, ausdrückliche Meldung. Von der Reichs: Stadt Mühlhausen meldet Grashof (11): „dicitur curia haec in antiquis chartis praetorium. Latus eius, quod ad septentrionem spectat, et quidem inferius tabulatum, diuersos arcus confornicatos caeteroquin apertos, qui tamen nunc nouo quodam aedificio exstructo teguntur. Sunt hi arcus forsan porticus illae, quas antiqui germani Lobia vel Lauben nominabant, quae ante portas, castra vel curias cum in finem constructae erant, vt iudices ius reddideri, sub iis ab imbribus & solis calore defendere, atque statuta convocato populo praelegerentur.“ Auch in Italien kannte man dergleichen bedeckte Gerichts: Bühnen, wie die Urkunden beyh. Vghellius (12), Muratorius (13), und Mantelius (14) bezeugen; und

(5) Eb. das. S. 404.

(6) Dreyer Samml. vermischter Abhandl. Th. 2, S. 757, 799.

(7) In Gruppen Origin. Hanover. p. 320.

(8) vom J. 1312. 1412. Gruppen, a. ang. D. und bey Pufendorf Observ. T. IV. im Anh.

(9) in fin. bey Pufendorf Observ. T. III. im Anh. S. 148.

(10) Bey Leibniz Script. rer. Brunsv. T. III. sub rubr. van Overbure, n. 2.

(11) Orig. Mühlhausen. S. I. c. 3, §. 8. 107.

(12) Ital. Sacr. T. IV. p. 1090. T. V. p. 529.

(13) Script. rer. ital. T. XII. col. 1015.

(14) Histor. Loffens. p. 273.

wer erinnert sich nicht der ehemahligen, unter einem Gange von Laub: Zweigen gehaltenen Märker: Gesetze, wie solche Reinhardt (15) beschrieben hat?

Es ist diese Gattung der ehemahligen Gerichte, welche unter freyem Himmel gehåget wurden, eben dieselbe, welche nach der Vorschrift der peinlichen Gerichts: Ordnung noch heut zu Tage feyerlich unter freyem Himmel besetzt werden soll. Wirklich findet man die meisten oberwåhnten Lauben- = Gerichte bloß in der Eigenschaft peinlicher Gerichte (16). Von dem feyerlichen Hals: Gerichte zu Kaisersberg ertheilt Schöpslin (17) folgende Nachricht: „Judicium Kaisersbergae sub dio, Monasterii in porticu olim habitum. Perorata causa, Senatus in curiam processit, in iudicii loco aduocato manente. Redux Senatus pronuntiauit sententiam. Tum vero ea, quae ad supplicium spectabant, advocatus curauit, scipionem, potestatis insigne, frangens, & versus reum proiciens. Idem nouum cum erigeretur patibulum, primus ei clauum infixit.“ Noch im J. 1521 bedurfte es kaiserlicher Privilegien, falls der Gerichts: Herr das peinliche Gericht bey beschlossener Thüre zu hågen verlangte.

J. J. Bodmann von den Ståffel- und Laubengerichten der Deutschen, in den mittlern Zeiten, st. in Hen. Prof. Siebenkees Vtenen jurist. Magaz. 1 B. (Anspach, 1784, 8.) S. 308, 399.

Lauben- = Strauch, Pergularia Linn., eine Gattung Pflanzen, welche mit der Hunds: Winde (Periploca) viele Aehnlichkeit hat. Der stehenbleibende Kelch ist fünffach eingeschnitten. Das präsentirtellerförmige Blumenblatt zeigt eine walzenförmige Röhre, und einen in 5 Lappen abgetheilten Rand. Die 5 Honig: Behåltnisse sind halb pfeilsförmig, und laufen in eine

Es 5

krum:

(15) Tr. de iur. forest. germ. S. III. §. 7, p. 139.

(16) S. auch Dreyer, a. ang. D. der Samml. vermischter Abhandl.

(17) Am ang. D. S. 286.

krumme Spitze aus. Die 5 Staubbeutel sitzen auf dem abgestutzten Staubwege, welcher unter sich keinen Griffel zeigt. Linné hat folgende zwei Arten, welche sich um alle nahe stehende Körper winden.

1. Glatter Lauben: Strauch, *Pergularia glabra*, foliis ovatis glabris *Linn.* wächst in Ost: Indien. Seine Blätter stehen auf eigenen Stielen einander gerade gegenüber, sind spitzig, und haben einen glatten Rand; seine Blumenstiele stehen wechselweise in den Winkeln der Blätter, und sind ziemlich zertheilt; die Blumen haben, nach Empfindung der Europäer höchst widrigen, den Indianern aber angenehmen Geruch; und daher wird er von diesen zu Laub: Hütten gepflanzt. Aus den Blättern und Zweigen tröpfelt ein gelber zäher Saft.

2. Silziger Lauben: Strauch, *Pergularia tomentosa*, foliis cordatis tomentosis *Linn.* Er kommt aus Arabien. Sein Stängel ist holzig, rundlich und silzig. Die Blätter sind spitzig, haben einen glatten Rand, und stehen auf eigenen Stielen einander gerade gegen über. Die kleinen Blumendolden stehen wechselweise auf Stielen in den Winkeln der Blätter; ihre Kronen haben die Gestalt, wie die Blumen der Kalnischen Pflanze.

Lauben, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, Laub bekommen, ein veraltetes Zeit: Wort.

In dem Aberellen
So die blumen springen
So louben die linden.

Heinr. v. Weldig.

In einigen Gegenden ist es auch als ein Actionum üblich, des Laubes berauben, oder das Laub der Bäume abstreifen.

Da:

Daher ablauben, des Laubes der Blätter berauben; Lat. defoliare: Fr. effaner, effeuiller. Witten Baum, einen Ast ablauben.

Belauben. 1. Mit Laube bekleiden. Witten Meiler belauben, bey den Kohlen: Brennern, ihn statt der bloßen Erde mit Laub, Kohlenstaub, und Erde bedecken. Außerdem ist dieses Wort nur in der höhern Schreib Art üblich. Eile Lenz, beblüme die Triften und belaube den Wald! Geßn. Die belaubten Zweige der Bäume. 2. Des Laubes berauben. In dieser Bedeutung brauchen die Gärtner dieses Zeit: Wort oft für blaten, d. i. dem Weine, Hopfen u. die überflüssigen Blätter abbrechen. So auch die Belaubung.

Entlauben, des Laubes berauben, in der dichterischen Schreib Art.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain.
Kleist.

Lauben, eine Stadt in der Ober: Lausitz; siehe Lauban, oben, S. 634.

Lauben, ein Pfarr: Dorf, am Flusse Gänz, in Schwaben, im Gebiete der Reichs: Stadt Memmingen; welches deswegen hier angeführt wird, weil sich daselbst eine Messing: Blech: und Draht: Fabrik befindet.

Lauben, (der) ein zur Gattung der Karpen gehöriger Fisch, welcher in Bayern und Oestreich Lauben, Windlauben; in der Schweiz, so lange er noch klein ist, Seele, und zur Constanz besonders Zinnfisch; wenn er älter wird, Agönen, Lagonen, und wenn er groß ist, Lauge, Laugele, oder Lauf, und in Holland Wittertje, heißt; *Cyprinus Leuciscus Linn.* *Cyprinus novem digitorum, rutilo longior & angustior, pinna ani radiorum decem Arted.* *Leuciscus*, f. *Albula Bellon.* Dace or Dare *Willughb. Raj. Charlet, Penn.* Vandoise ou Dard *Duham.* Weißfisch *Müll.* Die:

Dieser Fisch unterscheidet sich von den übrigen dieser Gattung, durch seine 11 Strahlen in der After- und 10 in der Rücken-Flosse. Er hat in der Brust-Flosse 15, in der Bauch-Flosse 9, und in der Schwanz-Flosse 18 Strahlen. Er hat einen gestreckten Körper, einen kleinen Kopf, Schuppen von mittlerer Größe, graue Flossen, einen gabelförmigen Schwanz, und eine gebogene am Bauche fortlaufende Seiten-Linie. Er ist bis auf den bräunlichen und runden Rücken silberfarbig. Seine Augen haben einen schwarzen Stern in einem gelblichen Ringe, und vor denselben neben einander die Gehör- und Geruch-Öffnungen. Die Mund-Öffnung ist ziemlich weit; der Kiemen-Deckel besteht aus 2 Blättchen. Sämmtliche Flossen haben eine weiße Farbe. Das Darmfell ist glänzend weiß, und mit schwarzen Punkten besprenkt. Die blaßrothe Leber besteht aus 2 Lappen von ungleicher Länge. Die Milz ist röthlich.

Man findet diesen Fisch im südlichen Theile Deutschlands, so wie in Frankreich, Italien und England. Er erreicht die Größe von 8 bis 12 Zoll; in Deutschland wird er nicht leicht über 6 bis 8 Zoll, in Frankreich 1 Fuß, und in England bisweilen gar 1½ Fuß lang, angetroffen. Er liebt ein reines und fließendes Wasser, lebt von Mücken und Würmern, und pflanzt im Jun. sein Geschlecht fort. Die Vermehrung bey ihm ist stark; ob er gleich an seinen gefräßigen Nachbarn, dem Hecht und Barsch, mächtige Feinde hat, so weis er ihnen doch durch sein schnelles Schwimmen zu entkommen. Man fängt ihn mit Netzen, und in der Leich-Zeit mit hölzernen Reusen, die mit Kräutern bedeckt werden; indem er seinen Leich zwischen denselben absetzen will, fängt er sich von selbst darin. Er hat ein lockeres, süßes und schmackhaftes Fleisch, welches eingesalzen mit den Sardellen Wehlich-

lichkeit haben soll (*), ist aber wegen seiner vielen kleinen Gräthen unangenehm zu essen, und wird daher nur vom gemeinen Manne gekauft; dieser richtet ihn gewöhnlich mit einer sauern Zwiebel- oder Butter-Brühe zu. Sein Fleisch wird für so gesund gehalten, daß man ein Sprichwort davon gemacht hat: gesund wie Lauf.

Fisch Naturgesch. der Fische Deutschlands, 3 Th. (Berl. 1784, gr. 4.) S. 141, f.

Lauber = Huhn, ein an einigen Orten übliches Zins-Huhn, welches die Unterthanen dem Grund-Herrn zur Erkenntniß seines Grund-Rechtes entrichten. Siehe im XXVI Th., S. 266.

Lauber = Hütte, eine grüne, mit Zweigen bedeckte Hütte; ein nur im gem. Leben für Laub = Hütte oder Laube (s. oben, S. 636) übliches Wort, besonders wenn von den festlichen Laub-Hütten der Juden die Rede ist, in welcher Bedeutung dieses Wort in der deutschen Bibel Laubhütte lautet. Daher das Lauberhütten-Fest, dasjenige Fest der Juden, an welchem sie unter Laub-Hütten essen müssen, in der deutschen Bibel, das Fest der Laub-Hütten, das Laubhütten-Fest, und das Fest der Laubrüst, welcher letztere Ausdruck völlig veraltet ist.

Wenn die Spilbe er nicht bloß ein Einschießel gemeiner Mund-Arten ist, so scheint Lauber hier der alte oberdeutsche Plural von Laub zu seyn. Indessen ist auch im Oberdeutschen ein Lauber-Tag, ein festlicher Tag, welchen man entweder in Lauben, d. i. großen frey stehenden Sählen, oder auch in grünen Sommer-Lauben zubringt, daher Bluntzschli einen weltlichen Fest-Tag, einen Galla-Tag, überhaupt einen Lauber-Tag nennt. Im Nieders. heißt eine Laubhütte gleichfalls Lövering.

Das

(*) Verginß über die Leckereyen, 2 Th. (Halle, 1792, 8.) S. 241.

Das Lauberhütten-Fest, war das dritte der drey großen jährlichen Feste bey den Juden, wozu alle Mannspersonen aus dem ganzen Lande, entweder nach der Stifts-Hütte, oder hernach nach Jerusalem, zum Tempel, als dem Orte des öffentlichen levitischen Gottesdienstes, hinauf mußten. 2 Mos. 23, 16. 17. 34, 22. 23. 5 Mos. 16, 13 — 16. 31, 10. 11. *Josephus*, Lib. 8. Antiq. c. 2. nennt dieses Fest das heiligste und größte Fest; und Lib. 15. c. 3. nennt er es ein herrliches Fest, welches mit großer Herrlichkeit gehalten werde. *Eusebius* (*) nennt es gleichfalls ein hohes und vornehmeres Fest. Es war dasselbe, wie aus der folgenden Beschreibung zu ersehen ist, allerdings ein herrliches und hohes Fest, ja unter allen Festen das lustigste, weswegen auch die Hebräer dasselbe oft schlechtweg das Fest nennen, z. B. Ostern, Pfingsten, und das Fest, d. i. die Lauber-Hütten, wie solches *L'Emper.* not. 6. ad Midd. c. 3, lect. 4. *Casaub.* exerc. 16 contra Baron. n. 18. *Lightfoot.* hor. hebr. ad Matth. 21, 9. aus ihren Büchern anmerken, auch in Joma und andern talmudischen Büchern oft zu sehen ist; ja in der Schrift selbst: Salomo hielt das Fest sieben Tage lang, und hielt am achten Tage eine Versammlung. Dem die Einweihung des Altars hielten sie sieben Tage, und das Fest auch sieben Tage, 2 Chron. 7, 8. 9. dadurch das Fest das Lauberhütten-Fest verstanden wird.

Dieses Fest fieng im Herbst an, um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich waren, nämlich am 15ten Tage des 7ten Monathes Tisri, als am 5ten Tage nach dem Versöhn-(Versöhnungs-)Feste, um welche Zeit das bürgerliche Jahr vorbey, und das neue schon ange-

(1) Lib. 1, c. 5.

(2) Philo L. de decalog. p. 591. *Codex.* not. 9 ad Sanhedr. c. 1, lect. 2.

angefangen war, da auch die ganze Aernde schon vorbey, und alle Früchte, alles Getreide, aller Wein, und was sonst mehr aus der Erde hervor kommt, eingesammelt war; daher es auch genannt wird: das Fest der Einsammlung, da alle Früchte schon eingesammelt und eingeärndet waren, 2 Mos. 23, 16. 34, 22. 3 Mos. 23, 34. 39. 41. 4 Mos. 29, 12. 5 Mos. 16, 13.

Jerobeam, König im Reiche Israel, befahl dieses Fest nicht allein außer Jerusalem, in Israel zu halten, sondern setzte auch, an statt des 7ten Monathes, welchen Gott zu diesem Feste bestimmt und verordnet hatte, den achten Monath an; 1 Kön. 12, 32. 33. Vermuthlich that er es aus dem Grunde, weil in seinem Reiche, im nördlichen Palästina, die Früchte später reiften, als im südlichen, wie es auch noch jetzt in Palästina ist. Durch diese Anordnung und Verlegung des Laubhütten-Festes, wollte er seine Unterthanen von der Besuchung dieses Festes zu Jerusalem abhalten, sie zum Götzendienste verführen, und sich zugleich bey ihnen beliebt machen, indem er ihrer Bequemlichkeit schmeichelte (*).

Dieses Fest, welches sich durch die Bewohnung der Hütten von Laubwerk, als die vornehmste Feierlichkeit, von andern jüdischen Festen unterschied, war, wie der Ritter *Michaelis* (4) bemerkt, ein Dank-Fest wegen der Obst- und Weinlese, und sollte eigentlich alle Jahr den Abend nach dem 14ten Tage des siebenten Monden (Octobers) seinen Anfang nehmen, und sieben völlige Tage dauern. Die Absicht dieses Festes war keine andere, als Gott für die glückliche Aernde aller Früchte zu danken, und ihn zugleich, weil

(3) *Hezel's* Bibl. Real-Lexicon, 2 B. (Lps. 1784, gr. 4.) S. 332. *Biblische Encyclopädie*, 2 B. (Gotha, 1794, gr. 4.) S. 320.

(4) *Mosaisches Recht*, Th. 4, S. 197, S. 142.

weil die Saat nun nach dem Feste anging, um einen gnädigen mäßigen Regen anzurufen. Bey der besondern Art aber, wie es gefeiert wurde, hatte Gott zur Absicht, die Israeliten daran zu erinnern, daß sie vor der Eroberung des Landes Canaan, 40 Jahr lang in Hütten gewohnt hatten. Denn die Israeliten bedienten sich, auf ihrer langen Reise aus Aegypten durch die arabische Wüste, an statt der Herbergen, (wie die Reisenden im Morgenlande, wegen Mangel an bequemeren Herbergen, gewöhnlich zu thun pflegen,) auch der Höhlen und Zelte, vornehmlich aber gewisser Hütten von Nesten und Buschwerk, die ihnen auf eine Zeitlang einen kühlenderen Schatten, als die Zelte, gewährten. Diese wunderbare Führung und Erhaltung wollte Gott in beständigem Andenken erhalten haben, daher sie auch an diesem Feste, ganze 7 Tage, in keinem Hause, sondern in Hütten und Zelten wohnen, und sich dabey der hohen Wohlthaten Gottes, die er ihren Vätern in der Wüste erwiesen hatte, erinnern, und ihn herzlich dafür loben und preisen, auch dieses Fest über, insonderheit am ersten Tage, Früchte von schönen Bäumen, und dreyerley Art grüne Zweige in ihren Händen tragen, und sich dabey der Güte Gottes erinnern sollten, der sie aus der dürreren Wüste in ein so schönes und fruchtbares Land gebracht hatte. Dieses Fest verordnet Mose, 3 B. 23, 40 — 43, mit folgenden Worten: Ihr sollt am ersten Tage (des Laubhütten = Festes) Früchte nehmen von schönen Bäumen, Palmen: Zweige und Myren von dichten Bäumen und Bach Weiden, und sieben Tage fröhlich seyn vor dem Herrn eurem Gott. Und sollt also dem Herrn des Jahrs das Fest halten sieben Tage. Das soll ein ewiges Recht seyn, bey euren Nachkommen, daß sie im siebenten Monath also feyren. Sieben Tage sollt ihr in Laub: Hütten wohnen; wer einheimisch ist in Israel, der soll in Laub: Hütten wohnen, daß eure Nachkommen wissen, wie ich die Kin-

der

der Israel habe lassen in Hütten wohnen, da ich sie aus Egyptenland führete (1).

Was die Zweige betrifft, die sie in Händen getragen, und davon sie ihre Hütten gemacht haben, so werden am angeführten Orte, aus 3 Mos. 23, 40. die Zweige, die sie in Händen getragen haben, namhaft gemacht, Früchte von schönen Bäumen, Palmen: Zweige, (an welchen die Blätter noch nicht ganz offen, und von einander unterschieden sind,) und Myren von dichten Bäumen und Bach: Weiden. Wegen der Palm: Zweige und Bach: Weiden, ist kein Streit; was aber durch die schönen und dichten Bäume verstanden werde, darüber ist man nicht einig. Die Hebräer halten dafür, obwohl im Grund: Terte Wörter stehen, die keinen gewissen Baum namhaft machen, daß durch die schönen Bäume Citronen: Bäume (2), und durch die dichten oder dicken Bäume Myr-

Myr-

(1) Conf. Maimon, More Nevoch. P. 3, c. 43.

(2) Diese Ausleger haben, wie Hegerl zu der Stelle 3 Mos. 23, 40. bemerkt, nicht bedacht, daß der Citronen: Baum kein palästiniſcher, sondern ein ausländischer, und zwar, wie Plinius meldet, medischer und persischer Baum sey. Mose kannte ihn schwerlich; und wenn er ihn ja kannte, so kannte er ihn als einen ausländischen Baum, dessen Früchte er unmöglich zu den Feberlichkeiten des Laubhütten = Festes verordnen konnte, da er damals in ganz Palästina nicht zu finden war. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus meldet zwar, daß man (zu seiner Zeit nämlich,) wirklich Citronen bey dem Laubhütten = Feste gebraucht habe, welches auch der Chalbäer zu bestätigen scheint, der mit dem Syrer die im Original stehenden Worte durch Citronen übersetzt. Allein, daraus folgt noch nicht, daß Mose, a. a. o. wirklich die Citronen verordnet habe, sondern nur, daß sich die Juden, zu Joseph's Zeit, der Citronen am Laubhütten = Feste bedient haben, und es also damals Citronen in Palästina gegeben haben müsse. Der Citronen: Baum kam ohne Zweifel erst nach der babylonischen Gefangenschaft, wo die Juden ihn zuerst kennen lernten, nach Palästina. Da Mose nur überhaupt sagte, daß die Juden bey dem Laubhütten = Feste sich der prächtigsten Baum: Früchte bedienen sollten, und nicht alle Gattungen derselben

ben

Myrten-Bäume verstanden werden (?). Ihrer Beschreibung nach, sollen die Citronen-, Myrten- und Weiden-Zweige wenigstens 3 Querspanne lang, der Palm-Zweig aber 4, und also eine Handbreit höher, als die andern drey Zweige, gewesen seyn. Von Citronen-Zweigen habe Jeder einen, ingleichen von Palmen einen, aber von Myrten drey, und von Weiden wenigstens zwey, genommen. Die dreyerley Zweige, als: Citronen, Myrten und Weiden, hätten sie mit einer Wiedezusammengebunden, und einen Busch daraus gemacht, den Palm-Zweig aber hätten sie allein für sich gelassen; doch wenn sie den Busch tragen sollten, hätten sie den losen Palm-Zweig nebst dem von Citronen-, Myrten- und Weiden-Zweigen zusammen gebundenen Busche in die rechte Hand genommen, und nach den vier Himmels-Gegenden geschwenkt, (anzudeuten, daß man Gott dem allenthalben gegenwärtigen, allgütigen Beherrscher der Welt die Auerde und ehemahlige Errettung verdanke,) in der Linken aber einen Citronen-Apfel getragen. Den Busch nannten sie *לולב* (Lulabh), einen Palm-Busch, weil von allen Zweigen der Palm-Zweig der längste war, wie man denn dieses Fest auch Palmen-Fest nannte. Es habe niemand zu Mittage essen dürfen, der nicht des Morgens einen solchen Busch getragen hätte, welchen Busch sie hernach in das Wasser gesetzt hätten, damit er das Fest über, frisch und grün bliebe. So lange der Tempel gestanden, hätten sie diesen Busch oder Strauß alle 7 Tage im Tempel umher getragen, außer dem Tempel:

ben benannte: so war es natürlich, daß sie, nachdem der Citronen-Baum in Palästina ebenfalls einheimisch zu werden angefangen hatte, die herrliche Frucht dieses Baumes zu den Feyerlichkeiten dieses Festes vorzüglich wählten.

(7) Maimon. More Nevoch, P. 3, c. 43. Buxtorf. Synag. Jud. c. 21. Münster. ad Lev. 23. Bonfrer. ad Lev. 23, 40. Vrsin. arbor. bibl. c. 2, n. 24.

Tempel aber nur am ersten Tage, wiewohl die heutigen Juden sie alle 7 Tage an allen Orten umher tragen (*). Wenn etwa der erste oder ein anderer Tag des Festes auf den Sabbath fiel, da sie nichts von einem Orte zum andern hintragen durften, wurden diese Büsche und Zweige am Abend vorher in den Tempel hinauf gebracht, da der Vornehmsten Zweige in einer gewissen Kammer aufgehoben, des gemeinen Volkes Zweige aber im Vorhofe der Heiden, auf den daselbst in den Hallen an den Wänden umher gesetzten Bänken in Ordnung gesetzt wurden (?).

Wovon sie aber ihre Hütten gemacht haben, ist so gar deutlich nicht. Es behaupten zwar Viele (¹⁰), daß von obgedachten Zweigen die Hütten gebauet gewesen seyn, und daß Gott, a. ang. D. 3 Mos. 23, 40. nicht vom Tragen der Zweige in Händen, sondern von Aufbaumung der Hütten rede. Daß aber der Hebräer Erklärung Grund habe, und nicht allein Zweige zu den Hütten, sondern auch in Händen zu tragen, gebraucht worden seyn, bestätigt Josephus (¹¹), welcher erzählt, daß die Juden am Laubhütten-Feste den Hohenpriester Alexandr. Jannaeum mit Citronen geworfen und ihn gelästert hätten, worüber er ein erschreckliches Blutbad angerichtet habe, wo er ausdrücklich hinzu setzt, daß sie an diesem Feste Palmen, Citronen und Meyen zu tragen pflegten. Zudem spricht Gott, am ang. D. von obgedachten Zweigen, daß sie dieselben am ersten Tage nehmen sollen.

Et 2

Dies

(8) Jonston. de fest. Hebr. c. 3, p. 15, f. Quistorp. ad Joh. 7, 37. Lightfoot. hor. hebr. ad Matth. 23, 8. Goodwin. Mos. et Aar. L. 3, c. 6.

(9) R. Juda Leo L. 2. de templ. c. 3, §. 18. in glossa, et L. 2, c. 19, §. 151.

(10) Unter andern auch Jun. und Tromell, ad Levit. 23, 40. Buxtorf. Synag. Jud. c. 21.

(11) Antiqu. L. 13, c. 21.

Dieses aber kann von den Hütten nicht verstanden werden, daß sie obgedachte Meyen am ersten Tage zu den Hütten nehmen sollen, weil der erste Tag ganz heilig war, daran sie keine Hütte bauen durften. Es scheint also wohl, daß Gott an gedachtem Orte nicht von Hütten, sondern allein von den in Händen getragenen Büschen, rede.

Wovon aber die Hütten gemacht werden sollen, ist im Geseze nirgends ausdrücklich verordnet. Nehem. 8, 15. wird zum Volke gesagt: Gehet hinaus auf die Berge, und hohlet Oehl-Zweige, Sarzbaum-Zweige (Zweige von fetten Bäumen), Myrten-Zweige, Palm-Zweige, und Zweige von dichten Bäumen, daß man Laubhütten mache, wie es geschrieben steht; und wollen Etliche, daß die Hütten von diesen Zweigen haben sollen gemacht werden. Es ist aber dieses aus dieser Stelle nicht zu schließen. Daß die Hütten von diesen Zweigen errichtet worden seyn, sieht man, und hat Luther daher dieses Fest auch wohl genannt das Lauberhütten-Fest, weil die Hütten aus Zweigen und Laubwerke gemacht waren. So sieht man auch an diesem Orte, daß die Hütten eben nicht von Citronen-, Palmen-, Myrten- und Weiden-Zweigen, sondern auch von anderer Art Zweigen gemacht werden können. Man sieht auch, daß ihnen damals die aus Nehemia angeführten Zweige zu hohlen befohlen worden ist. Ob sie aber keine andere Zweige genommen haben, oder haben nehmen dürfen, ist hieraus nicht zu ersehen. Weil im Geseze keine gewisse Zweige zu diesen Hütten zu nehmen befohlen war, scheint es gleichviel gewesen zu seyn, was für Zweige sie genommen haben, wenn sie nur feistes Holz nahmen, welches das Fest über grün bleiben konnte. Darum wird dem Volke bey dem Nehemia befohlen, Zweige von Oehl-Bäumen, fetten Bäumen, und andern zu nehmen, die schönsten, die sie be-

kommen können, und davon ihre Hütten zu bauen, weil sie hierzu am dienlichsten waren. Die aber keine solche Zweige haben bekommen können, haben ohne Zweifel andere nehmen mögen; denn wie hätten sie sonst das Fest in Hütten von Meyen feyern und halten können? *Vrsinus* ⁽¹²⁾ führt unter andern auch an, daß, wenn obgedachte Zweige bey dem Nehemia nothwendig zu den Hütten wären erfordert worden, das ganze Land von diesen schönen Bäumen bald leer und kahl geworden wäre, weil zu so viel tausend Zelten und Hütten viel gehört hätte; er meint auch, sie hätten von allerley Zweigen, Weiden, Fichten, Epheu oder Weinreben gemacht werden können, welches nicht unwahrscheinlich ist, wiewohl kein Zweifel ist, daß sie das feiste und schönste Holz, welches sie bekommen konnten, hierzu genommen haben werden.

Die Hütten durften nicht unter einem Dache, oder unter Bäumen, sondern sie mußten unter freyem Himmel gemacht werden. Auch mußten sie nicht oben mit Tuch überspannet, noch mit gar zu dicken Zweigen bedeckt werden, sondern es wurden Oeffnungen gelassen, daß sie die Sonne und Sterne dadurch sehen konnten, und daß auch der Regen dadurch fallen konnte. Doch wenn jemand nicht etwa wegen der Sonnen-Hitze, oder wegen des Regens, sondern bloß zur Zierde, oben eine Tapete überziehen, oder an der Seite die von Zweigen aufgesetzten Wände mit Tapeten behängen wollte, stand es ihm frey. In diesen von Zweigen errichteten Hütten mußten sie 7 Tage lang, ihr Wesen und ihre Wohnung haben, darin kochen, essen, sitzen, liegen, schlafen, eben als wenn es ihre Häuser gewesen wären; daher sie auch dieselben mit allerley schönem Geschirre und Haus-Geräthe aufpukten,

Et 3

auch

(12) *Arboret. bibl.* c. 2, n. 26, und c. 44.

auch an die Zweige schöne Citronen und andere Früchte anbanden. Niemand war hiervon ausgeschlossen; nur wer krank war, und die freye Luft nicht vertragen konnte, durfte im Hause bleiben. Wenn auch ein sehr starker Plazregen fiel, daß sie in ihren Hütten nicht bleiben konnten, durften sie so lange in Häusern essen und schlafen, bis das schlimme Wetter vorüber war.

Es war, wie aus Nehem. 8, 16. zu ersehen ist, gleichviel, wo sie solche Hütten aufbaueten, wenn sie nur nicht unter einem Dache oder unter Bäumen, sondern unter freyem Himmel, errichtet waren, entweder in ihren Vorhöfen, oder auf den Gassen, oder in Gärten, oder gar oben auf den Dächern. Denn die Dächer zu Jerusalem und im gelobten Lande waren nicht, wie bey uns, in der Mitte hoch und von beyden Seiten schräg zugespitzt, sondern flach, auf welchen man umher gehen, essen, schlafen, mit andern geheime Gespräche halten, und anderes mehr verrichten konnte, mit einer Lehne rund umher, damit nicht jemand herunter fiele, wie aus 5 Mos. 22, 8. Jos. 2, 6. 2 Sam. 11, 2. Zephan. 1, 5. Ap. Gesch. 10, 9. zu ersehen ist. Auf solchen platten Dächern haben sie nun schöne Hütten errichten können; ja, wie aus vorgedachter Stelle beyhm Nehemia zu ersehen ist, so haben auch die Priester und Leviten, die im Tempel aufwarteten, in den Vorhöfen des Tempels Hütten machen, und darin sich aufhalten müssen. Denn, wie gesagt, niemand war hiervon ausgeschlossen, sondern alle und jede mußten in Hütten, und in keinen Häusern, wohnen. Sonst haben vom Volke auch viele ihre Hütten ausser der Stadt Jerusalem aufbauen können, doch weiter auch nicht als einen Sabbathweg von der Stadt, weil sie doch mit so vielen Zelten, da sie in keine Häuser kommen durften, unmöglich

sich innerhalb der Stadt selbst Plaz finden konnten ⁽¹³⁾.

Von diesen Hütten nun hat dieses Fest den Namen Hütten = Fest, L. Festum Tabernaculorum, Hebr. מִדְּבַר אֶת (Chag Hesuchot,) Gr. σκηνοπηγία, Joh. 7, 2. oder ἐορτή σκηνῶν, bekommen. Damit sie aber alles, was zu diesen Hütten und Büschen gehörte, auch was sie sonst mehr zum Feste bedurften, fein früh in Bereitschaft hätten, und alles bey Zeiten zurichteten, reisten sie sogleich nach dem Versöhnungsfeste früh auf dieses Fest. Wären auch Ausfällige gewesen, oder andere zu reinigen, machten diese sich auch früh hinaus. Am Rüst-Tage, als den Tag vorher (am 14ten des 7ten Monden), badete und reinigte sich ein Jeder gegen dieses Fest, wie das auf allen Fest-Abenden oder Rüst-Tagen des Festes gebräuchlich war ⁽¹⁴⁾. Auch wurden die Mauern der Vorhöfe im Tempel mit schönen Tapeten behängt, und im andern Tempel wurde der Altar überweißt.

Sobald die Sonne am Rüst-Tage untergegangen war, und das Fest nunmehr angieng, reinigten sie sofort in der ersten Nacht-Wache den Brandopfer-Altar, eben wie auf Ostern und Pfingsten. Bald nach Mitternacht, die auf den 14ten des 7ten Monden fiel, nachdem der 15te, als der erste Fest-Tag schon angegangen war, wurden alle Thore des Tempels geöffnet, die auf Ostern und Pfingsten geöffnet wurden, auch das Thor Jechonia, und das Ober-Thor im innern Vorhofe, damit die Kinder Israel in den Plaz um den Tempel kommen könnten. Es versammelten sich auch die Kinder Israel sogleich in ihren

Et 4

be:

(13) Lightfoot. Hor. Hebr. ad Joh. 8, 1. Benfrier. ad Lev. 23, 34

(14) Lightfoot. ad Joh. 7, 2.

besten Kleidern und mit gesalbten Häuptern, im Tempel, nahmen ihre Dank-Opfer, die sie am ersten Tage bringen mußten, mit sich hinauf, damit sie von den Priestern besichtigt würden; und ehe der Hahn krähete, war der Vorhof schon voll von ihnen⁽¹⁵⁾.

Nach besichtigten Opfern, giengen die Einwohner zu Jerusalem, und wer sonst mehr Raum bekommen konnte, in den innern und äussern Vorhof, dem Gottesdienste zu zusehen. Ein jeder hatte seinen Busch in der rechten, und eine Citrone in der linken Hand. Wann nun die Zeit des Morgen-Opfers kam, wurde alles damit gehalten, wie auch mit Räuchern, Lampenauslöschern (s. Th. LIX, S. 89), Trompeten und Musciren, wie es gebräuchlich war, und täglich zu geschehen pflegte; denn dieses tägliche Morgen-Opfer mit allem Zugehör, war das erste, womit der öffentliche Gottesdienst angefangen wurde, und durfte nicht unterlassen werden. Doch geschah an diesem Feste bey dem Morgen-Opfer etwas, was sonst im ganzen Jahre nicht geschah, indem zum Trank-Opfer nicht allein Wein, sondern auch Wasser geopfert wurde; welches Wasser-Opfer man Nissuch ham-majim nannte; und da sonst zum täglichen Morgen-Opfer dasselbe auf den Altar hinauf zu bringen, nur neun Priester gehörten, so waren an diesem Feste ihrer zehn dazu, und der zehnte brachte das Wasser hinauf. Dieses Wasser hohlte einer in einer goldenen Kanne, darein 3 Log (ist so viel als 18 leere Eyer-Schalen), gehen konnten; mit dieser Kanne gieng er nach dem Brunnen Siloah, welcher ausser der Stadt Jerusalem, doch nahe dabey, fast an der südwestlichen Ecke lag, füllte die Kanne mit Wasser aus diesem Brunnen⁽¹⁶⁾, und brachte das geschöpfte Wasser zum

(15) Joma, c. 1, sect. 8. et Sheringam, not.

(16) Einige behaupten, er habe nur 1 Log Wasser darinn genommen.

Tempel hin, nach dem innern Vorhofe, und zwar an der Mittags-Seite, durch das Wasser-Thor; da dann, sobald er da hinein kam, die Priester sich lustig mit Trompeten hören ließen, und erst schlecht, hernach schön Clarin, und dann wieder schlecht bliesen, und empfingen denjenigen, der dieses Wasser brachte, mit freudigem Trommeten-Klang, wozu sowohl derjenige, der es brachte, als auch der Priester, der es annahm, sammt den Umherstehenden sangen: Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Seilbrunnen. Es. 12, 3. Der Priester, der es empfangen hatte, brachte es den Ausgang zum Altar hinauf, gieng zur linken Hand herum, goß das Wasser in den Trankopfer-Wein, und den Trankopfer-Wein wieder in das Wasser, daß es mit einander vermischt und vermengt wurde, und goß es hernach zusammen in eine der silbernen Gieß-Kannen, die auf dem Herde des Altars in der Südwest-Ecke standen, nämlich in die Gieß-Kanne, welche gegen Abend stand; denn in diejenige, welche gegen Morgen stand, wurde täglich klarer Wein gegossen⁽¹⁷⁾. Das Wasser und der Wein, welches vermischt in die silberne Gieß-Kanne eingegossen wurde, lief durch ein enges Loch, welches inwendig unten am Boden war, durch eine Röhre hinab unter die Erde, und floss durch gewisse Gänge in den Bach Kidron. Indem aber der Priester Wasser und Wein eingoß, trompeteten die Priester gar herrlich, und die Leviten sangen gar schön, und spiel-

Et 5

ten

(17) Weil es einst geschehen seyn soll, daß im Ausgießen der Priester das Wasser und den Wein auf seine Füße gegossen hat, weil er ein Sadduceer war, welche Secre vom Wasser-Opfer nichts hielt, weswegen die ganze Gemeine mit Citronen nach ihm geworfen hatte, bey welchem Tumulte auch eine der Hörner vom Altare abgebrochen wurde, hat man hernach dem Priester beym Ausgießen zugerufen: Hebe deine Hand empor! damit man sehe, wo er es liege, ob er es spülte, oder aber in obgedachte Kanne eingoß.

ten auf ihren Saiten-Spielen; ja, bey diesem Wasser-Opfer bliesen sie auch lustig auf Schalmeyen, daß es in allen Lüften erscholl. Und dieses geschähe an allen sieben Tagen des Festes, bey dem Morgen- und Abend-Opfer, ja auch am folgenden achten Tage, sonst aber im ganzen Jahre niemahls ⁽¹⁸⁾.

Es meinen einige Hebräer, es sey an diesem Feste neben dem Weine auch das Wasser deswegen geopfert worden, um von Gott einen gnädigen Regen zu erhalten, weil die Saat-Zeit nahe war. Andere meinen, es sey das Gesez am Wasser abgebildet ⁽¹⁹⁾; Coccejus ⁽²⁰⁾ hingegen meint, das Wasser sey zum Gedächtniß des Wassers, welches in der Wüste aus dem Felsen gestossen war, geopfert worden. Noch Andere glauben, es sey am Wasser-Opfer die Ausgießung des heil. Geistes abgebildet, welches auch wohl die beste Meinung ist, zumahl der Heiland selbst hierauf sieht, Joh. 7, 37, fgg. Denn als er am letzten Tage dieses Lauberhütten-Festes eintrat im Tempel war, und zusähe, mit welcher Freude sie das Wasser opferten, rief er allem Volke zu, und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke. Wer an mich gläubet, wie die Schrift saget, von dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen, und setzt der Evangelist hinzu: Das sagte er aber von dem Geist, welchen empfangen sollten, die an ihn gläubten. Ob aber dieses Wasser-Opfer von Anfange, an diesem Feste gebräuchlich gewesen, oder erst hernach in Gebrauch gekommen sey, ist zweifelhaft. So viel ist gewiß, daß im Geseze kein Geboth hiervon zu finden ist. Die Hebräer geben vor, daß es ein Theil des mündlichen Gesezes sey, welches Moses auf dem Berge Sinai von Gott bekommen,

(18) Joma, c. 2, sect. 5, et Sheringam not. Lightfoot. cent. chorogr. Matth. praem. c. 25, et Hor. hebr. ad Joh. 7, 2, 38. L'Emper. not. 7 ad Midd. c. 2, sect. 5. Tremell. ad Joh. 7, 37. Carpov. ad Schickard. de Jur. reg. Hebr. c. 1, theor. 4, not. 2. Buxtorf. Synag. Jud. c. 21.

(19) Saubert. de sacril. vet. c. 2. Sheringam. l. c. Lightfoot. Hor. Hebr. ad Jo. 7, 38.

(20) ap. Reitz. not. 6 ad Goodwin, Mos. et Aar. L. 3, c. 6.

men, und den Andern mündlich wieder geoffenbaret habe; und obgleich im geschriebenen Geseze kein klarer Befehl hiervon vorhanden ist, werde es doch hin und wieder angedeutet; 3. B. Es. 12, 3. Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilbrunnen. Wohin auch l'Empereur die Stelle 1 Sam. 7, 6. zieht; nachdem die Kinder Israel die Götzen abgeschaffet, und dem Herrn allein zu dienen sich vorgenommen hatten, und von Samuel gen Mizpa beschieden waren, da sie das Wasser vor dem Herrn ausgossen: Und sie kamen zusammen gen Mizpa, und schöpfen Wasser und gossens aus vor dem Herrn, nachdem sie denselben Tag gefastet, (wie es l'Empereur auslegt,) da sie denn erst gefastet und ihre Sünde bekannt haben; und nachdem Samuel ihnen W. 3. eine schöne Verheißung gethan hatte, wären sie darüber so fröhlich geworden, daß sie vor Freuden nicht gewußt hätten, was sie anfangen wollten, und hätten sich gefreuet, wie sie sich am Lauberhütten-Feste bey der Opferrung des Wassers zu freuen pflegen; welche Erklärung auch dem Vrsinus, analect. sac. P. 1, L. 1, n. 64, gefällt, da er alle andere Erklärungen dieses Ortes verwirft, und diejenige, die auf das freudige Wasser-Opfer sieht, allein billigt.

Daß die Hebräer bey traurigen Gelegenheiten, zur Abbildung des Unterganges und der Vernichtung, Wasser auszugießen oder hinzuschütten pflegten, ist eine bekannte Gewohnheit; allein, man pflegte sich des Wassers auch bey frohen Gelegenheiten zu bedienen; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, da Moses, a. ang. D., ausdrücklich Trank-Opfer verordnet, daß man auch am Lauberhütten-Feste ein Wasser-Opfer gebracht habe. Denn das Wasser, besonders gutes, trinkbares Wasser, ist im Orient sehr selten, und wird daher unter die vornehmsten Getränke gerechnet. Doch hat C. Icken, de libatione aquae in festo tabernaculorum, in den Symb. lit. Bremenf. T. 1, P. 2, p. 160, f. zu zeigen sich bemühet, daß der Gebrauch, Wasser an diesem Feste zu opfern, welches man aus dem Teiche Siloah genommen habe, erst zur Zeit des andern Tempels von den Juden aufgebracht worden sey.

Wenn das tägliche Morgen-Opfer und das Wasser-gießen geschehen war, folgten die Fest-Opfer, wenn es kein Sabbath war; fiel aber auf diesen ersten Feste

Fest: Tag der Sabbath, so wurden nach dem Morgen: Opfer die Sabbath: Opfer, und dann die Fest: Opfer, gebracht; war es hingegen kein Sabbath, so folgten auf das Morgen: Opfer sogleich die Fest: Opfer, welche aus Brand: Opfern und Sünd: Opfern bestanden. Die Brand: Opfer waren Farren, Widder und jährige Lämmer, und die Sünd: Opfer Ziegenböcke. Sie wurden aber an allen sieben Tagen unterschiedlich geopfert, so, daß ein Tag dem andern nicht gleich war, wie sonst in den sieben Oster: Tagen die Opfer des Festes alle Tage einerley waren. Zwar die Zahl der Widder und Lämmer, wie auch der Ziegenböcke, war alle Tage gleich, nämlich täglich 2 Widder, 14 jährige Lämmer zum Brand: Opfer, nebst den dazu gehörigen Speise: Opfern und Trank: Opfern, so viel als zu jedem Widder und Lamm gehörte, und ein Ziegenbock zum Sünd: Opfer. Diese waren alle sieben Tage gleich. Aber die Zahl der Farren war ungleich, und verminderte sich täglich. An dem ersten Tage wurden zum Brand: Opfer geopfert, nebst den dazu gehörigen Speise: und Trank: Opfern, 13 Farren, am zweyten 12, am dritten 11, am vierten 10, am fünften 9, am sechsten 8, und am siebenten 7. Am achten Tage wurde geopfert 1 Farr, 1 Widder und 7 jährige Lämmer zum Brand: Opfer, nebst den dazu gehörigen Speise: und Trank: Opfern, und ein Ziegenbock zum Sünd: Opfer; 3 Mos. 29, 12, fgg.

Am ersten Tage wurden, wie gesagt, zum Brand: Opfer geopfert 13 Farren, sammt ihrem Speise: und Trank: Opfer, nämlich zu jedem Farren 3 Zehenden (anderthalb Viertel Schipp nach schleswig. Maße,) Semmel: Mehl mit 1 Kanne Oehl gemengt, und 1 Kanne Wein zu jedem Farren; das waren zu 13 Farren über 2½ Schipp Weizen: Mehl, 13 Kannen Oehl, und 13 Kannen Wein, nach schleswig. Maße. Neben den 13 Farren waren 2 Widder gleichfalls zum

zum Brand: Opfer, sammt dem Speise: und Trank: Opfer, als: zu jedem Widder 2 Zehenden (¼ Schipp schleswig. Maße) Semmel: Mehl und ½ Hin Oehl, sammt ½ Hin Wein; ferner 14 jährige Lämmer zum Brand: Opfer, mit ihren Speise: und Trank: Opfern, zu jedem Lamm ein Zehend Mehl, ¼ Oehl, und eben so viel Wein. Zum Sünd: Opfer war nur ein Ziegenbock. Alle diese Opfer, Brand: Opfer und Sünd: Opfer, wurden auf gehörige Weise geschlachtet, von den Brand: Opfern wurde das Blut abgezapfet, und unter dem Umgange um den Altar gesprengt, die Thiere wurden zertheilt, und nach dem Altar, wie gewöhnlich, hinaufgebracht, und, ausser der Haut und den Gedärmen, ganz verbrannt; vom Sünd: Opfer aber wurde, nach gesprengtem Blute an den Hörnern des Altars, nur das Fett geopfert, das Fleisch gehörte den Priestern. Zu den 13 Farren gehörten 312 Priester, dieselben auf den Altar hinauf zu bringen, ohne diejenigen, die das Blut gesprengt hatten, als: bey jedem Farren 18 zu den Opfer: Stücken, 3 zum Speise: Opfer, und 3 zum Trank: Opfer. Zu den 2 Widdern gehörten, die Stücke hinauf zu bringen, 22 Priester, als: bey jedem Widder 7 zu den Opfer: Stücken, 2 zum Speise: Opfer, und 2 zum Trank: Opfer. Zu den 14 Lämmern gehörten 112 Priester, dieselben auf den Brandopfer: Altar zu bringen, als: bey jedem Lamm 6 zu den Opfer: Stücken, 1 zum Speise: Opfer, und 1 zum Trank: Opfer.

Die Opfer an diesem ersten Tage, wurden mit Instrumental: und Vocal: Musik begleitet; indem die Priester dabey auf der Trompete bliesen, und die Leviten schön muscirt und sangen, woben die ganze Gemeine mit einstimmt. Denn an diesem Feste wurde das große Hallel, oder der 113, 114, 115, 116, 117 und 118te Psalm, gesungen; welche Psalme an als

len

len Festen, ausser am Neujahr und Versöhn-Feste, (wie auch am Sabbath), gesungen wurden. Der Vorsänger sang vor, und die Gemeine nach. Zu etlichen Sätzen, die der Vorsänger sang, sagte die ganze Gemeine: Halleluja! d. i. Lobet den Herrn! Bisweilen sangen sie alle Sätze nach. Wenn sie im Gesange dieses großen Hallel auf den 118ten Psalm kamen, und derselbe angefangen wurde: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! schüttelten sie die Büsche, die sie in ihrer rechten Hand hatten, mit einem artigen und anmuthigen Geräusche, indem ein Jeder seinen Busch von vorn 3 Mahl vor der Stirn, 3 Mahl zur rechten Hand, 3 Mahl hinten auf dem Rücken, und 3 Mahl zur linken Hand, 3 Mahl auf und 3 Mahl niederwärts, schwenkte. Wenn sie weiter an die Worte kamen: (Ps. 118, 25.) *מִיָּד אֲנִי נֹכַח הַלְלוּ אֶת ה' וְיָרֵם* d. i., wie es Luther übersezt hat: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! schüttelten sie die Büsche wieder, und bewegten sie auf vorige Weise; und wenn der Psalm beschloffen wurde: (Ps. 118, 29.) Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! thaten sie es abermahl. Es gieng auch die ganze Gemeine um den Brandopfer-Altar, (welches sonst nie geschah,) schüttelte die Büsche in ihren Händen, und sagte: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! welches sie vor Freuden thaten, weil Gott am Versöhn-Feste mit ihnen versöhnt war. Dieser Umgang um den Altar, mit Schütteln und Bewegung der Büsche, geschah alle Tage dieses Festes, an den sechs ersten Tagen täglich ein Mahl, am siebenten aber sieben Mahl. Sobald ein Knabe so groß war, daß er einen Busch tragen und regieren konnte, wurde er in dieser Bewegung unterrichtet, und mußte einen Busch mit tragen, wie denn die Juden dies noch heut zu Tage in

in ihren Schulen beobachten, Büsche haben und sie schütteln ⁽²¹⁾.

Wenn der Hohenpriester mit dem Opfer zu thun hatte, pflegten die Vornehmsten des Volkes mit ihrem Palm- und Citronen-Büschen nach ihm zu schlagen oder zu werfen, wie *de Succa Coccejus* ⁽²²⁾ meldet, welches auch bey den Heiden gebräuchlich war, daß man tapfere wohlverdiente Leute mit Blumen und Citronen bewarf, um sie dadurch zu ehren ⁽²³⁾, worüber aber *Alex. Jannaens*, als es ihm, wie ich bereits oben, S. 659, erwähnt habe, wiederfuhr, gar ungeduldig ward, und als es hierauf zu Schmäh-Worten kam, und sie ihm sein Gefängniß vorwarfen, er ein großes Blutbad deswegen anrichtete ⁽²⁴⁾.

Von diesen ihren Seufzern, da sie um den Altar giengen, und bey Bewegung der Büsche sagten: *נָסִיבָנִי* (Hilf doch!) haben sie hernach ein besonderes Wort gemacht: *Hoschanna* oder *Hosanna*, indem sie beyde Wörter zusammensetzten, und haben das ganze Fest *Hosanna* genannt, mit welcher Benennung sie auch den Palm-Busch, den sie in der rechten Hand hatten, belegten; auch ihre Fest-Gebete, die in diesen Tagen gesprochen wurden, nannten sie *Hosanna* ⁽²⁵⁾.

Nach vollbrachten Opfern und geschehenem Umgange, wurde der feyerliche Segen, unter Begleitung der Musik der Priester, über die ganze Gemeine ge-

(21) *Lightfoot* Hor. Hebr. ad Matth. 21, 9. 15. *Buxtorf*. Synag. Jud. c. 21.

(22) Not. 2 ad Gemar. Sanhedr. c. 2, sect. 1.

(23) *Paschalius* de coronis, L. 2, c. 11. L. 4, c. 9. L. 6, c. 22.

(24) *Coccejus*, l. c. *Joseph. Antiq.* L. 13, c. 21.

(25) *Buxtorf*. Lex. Talmud. in *נָסִיבָנִי*. *Drus. comm.* prior. ad Voc. N. T. in *Hosanna*, et poster. c. 19.

gesprochen. Sie kamen auch in den Schulen zusammen, weil es ein heiliger Tag war, ein Tag, da man zusammenkommt, 3 Mos. 23, 35. 4 Mos. 29, 12. welches auch die Fremden, die aus dem ganzen Lande hinauf gekommen waren, in ihren Kirchen und Schulen, deren zu Jerusalem viele waren, thaten, da dann gar andächtig gesungen, das Gesetz von fünfen gelesen, und vom Erklärer erklärt, auch allerley schöne Feste Gebete gesprochen, der Gottesdienst auch mit dem Segen beschlossen wurde, wie sonst und an den Festtagen gebräuchlich war.

Im Tempel feierte man unterdessen noch nicht, sondern da brachten sie häufig, doch partiweise, ihre Dank:Opfer in den innern Vorhof, die sie entweder von ihrem eigenen Viehe nahmen, oder es kauften, wie sie wollten, brachten aber kein Brod, dazu, sonst aber ließen sie es, wie die Dank:Opfer des Oster- und Pfingst-Festes opfern, da es dann, weil alle Priester aufwarteten, geschwinde hergieng, und wenn eine Partie fertig war, sich gegen Gott neigte, ein kurzes Gebet that, und heraus gelassen wurde, worauf eine andere wieder eingelassen wurde, die ausgelassene Partie aber ihr Fleisch nach der Küche brachte, und es da kochte. Von diesem Fleische mußten sie an diesem Tage nothwendig essen, entweder im Tempel, auf den Es: Sählen, oder unten in der Stadt, da sie dann neben den Ibrigen auch gute Freunde zu Gäste luden, Leviten, Fremdlinge, Wittwen und Waisen. Weil auf diese Gasteren ein Theil des andern Zehenden angewandt wurde, und sie dafür laufen und zurichten konnten, was sie wollten, speiseten sie delicat, waren fröhlich und guter Dinge, und dankten Gott für den Segen, den er ihnen in der Aernde beschert hatte. Es war auch der ganze Tag heilig, und niemand durfte an demselben Dienst:Arbeit thun, außer

fer was zum Kochen gehörte. 3 Mos. 23, 35. 4 Mos. 29, 12.

Wenn nachmittags das Abend:Opfer bald angehen sollte, hohlte einer wieder aus dem Brunnen Siloah Wasser, wie des Morgens geschehen war, und wenn er durch das Wasser:Thor damit kam, wurde stark und lustig geblasen, und hernach alles mit dem Abend:Opfer, mit Räuchern und Lampen:anzünden gehalten, wie täglich zu geschehen pflegte, da endlich mit dem Trank:Opfer der Gottesdienst beschlossen wurde, indem, nach angezündeten Lampen im Heiligen, Wein und Wasser oben auf den Altar gebracht, der Wein in das Wasser, und das Wasser in den Wein, und also vermengt, in obgedachte silberne Gieß:Kanne gegossen wurde, unterdessen daß die Priester mit Trompeten, und die Leviten mit Singen, mit Saitenspiel und Schalmeyen sich überaus lustig und herrlich hören ließen.

Wenn sie solcher Gestalt den ganzen Tag zu Gottes Lob in Freuden zugebracht hatten, ließen sie es an diesem Feste noch nicht dabey bewenden, sondern hatten auch ihre besondere Nacht:Lust und Nacht:Freude, und brachten die Zeit, die nach dem Abend:Opfer vom Tage noch übrig war, und die folgende Nacht, in großer Freude zu. Denn da gieng die ganze anwesende Gemeine, nachdem sie zu Gott ihr Gebet gethan hatte, mit großer Ehrerbietigkeit aus dem innern Vorhofe in den äußern oder in den Vorhof der Weiber hinaus, die Nacht:Lust allda anzufangen. Es wurden große goldene Leuchter in der Mitte aufgehängt, auf deren Knöpfen vier goldene Geschirre standen; zu jedem war eine Treppe, da man hinauf steigen konnte. Vier junge angehende Priester hatten Oehl:Krüge in ihren Händen, deren jeder 120 Log hielt, von welchem Oehle sie die goldenen Geschirre über den Leuchtern füllten. Die Dochte zu diesen Lampen

pen verfertigten sie von den alten abgetragenen Priester-Kleidern und Priester-Gürteln, aus denen sie die Fäden auszogen, Dochte davon machten, und die Lampen damit, wenn es Abend war, anzündeten. Der Schein und Glanz von diesen Lampen war so groß, daß in ganz Jerusalem keine Gasse war, da man nicht an diesem Glanze und Scheine Theil gehabt hätte. Eine ausführliche Beschreibung dieses goldenen Lampen-Leuchters, s. im LIX Th. S. 82, fgg. und die dazu gehörige Fig. 3639. Die Vornehmsten im Volke, der Hohenpriester und andere vornehme Priester und Besizer im Ober-Gerichte, wie auch von den Ältesten und Andächtigsten des Volkes, stiegen hier in diesem Vorhofe einen lustigen Tanz an, mit brennenden Fackeln in ihren Händen, und sangen allerley Psalme und Lobgesänge Gott zu Ehren. Die Leviten standen mit ihren Harfen, Psalter, Cymbeln, Schalmeyen und andern musikalischen Instrumenten, auf den 15 Stufen, darauf man aus dem innern Vorhofe in den äußern herunter stieg, sangen und muscirten die 15 Stufen-Psalme, auf jeder Stufe einen, welche Psalme Luther nennt im höhern Chor. Es standen auch zwey Priester im Thore Nicanors zwischen dem innern und äußern Vorhofe, mit zwey Trompeten in ihren Händen. Wenn der Statthalter ihnen ein Zeichen gab, bliesen sie mitten im Thore gar schön, worauf sie die halbrunden Stufen hinab giengen, und wenn sie auf die zehnte Stufe kamen, bliesen sie wieder. Wenn sie darauf weiter hinunter und in den Vorhof kamen, bliesen sie abermahl, welches sie auch thaten, wenn sie ganz hinunter auf das Pflaster kamen, da sie dann (im andern Tempel) mit Blasen und Trompeten längst den äußern Vorhof fort giengen, bis sie ganz durch an das Thor daselbst gegen Morgen kamen, wo sie sich umkehrten von Morgen gegen Abend, und dem Tempel zu, und sag:

sagten: Unsere Väter haben (zuletzt im ersten Tempel) an diesem Orte (und in diesem Tempel) die Sonne angebetet, mit ihrem Rücken zum Tempel und mit ihren Gesichtern gegen Morgen gewandt. Wir aber wenden unsere Gesichter zu Gott! Die Manns-Personen standen unten auf dem Pflaster dieses Vorhofes, oder saßen auf Bänken umher, und sahen der Lust zu, wie die Ansehnlichsten und Vornehmsten tanzten, und Gott freudig lobten. Sie brachten fast die ganze Nacht in solcher Freude zu, und zwar nicht in dieser ersten Nacht allein, sondern das ganze Fest durch, in allen Nächten. Viele blieben auch des Nachts im Tempel, und legte sich der eine auf des andern Schulter, und schlief darauf ein ⁽²⁶⁾.

Wagenheil ⁽²⁷⁾ erzählt aus Succa, ein besonderes Beispiel von R. Simeon, des berühmten Gamaliel's Sohn, der noch zur Zeit des andern Tempels lebte, und von den Römern in der letzten Zerstörung erschlagen wurde, (dessen Sohn der berühmte R. Juda Hakkadosch war, der den Talmud zuerst aufgesetzt hat,) daß er überaus hurtig und gesent von Leibe und Händen gewesen; denn er habe an diesem Laubhütten-Feste bey vorgedachter Nacht-Lust oder Nacht-Freude 3 brennende Fackeln in einer Hand gehalten; diese habe er alle zugleich in die Höhe geworfen, und von denen, die herunter fielen, allezeit eine mit der einen Hand aufgefangen, und mit der andern Hand habe er eine andere in die Höhe geworfen, und es habe niemahls eine von diesen (auf und nieder fallenden) Fackeln die andere berührt ⁽²⁸⁾.

Hu 2

Am

(26) Wie aus Succa zu ersehen ap. R. Jud. Leon. de templ. L. 2, c. 6, §. 34. in gloss. et §. 35. in gloss. et §. 42. et gloss. L'Emper. not. 1 et 7 ad Midd. c. 2, sect. 5. Buxtorf. Synag. Jud. c. 21. Lightfoot. Hor. Hebr. ad Joh. 7, 2. et Centur. chor. gr. Matth. praem. c. 30. Buxtorf. Lex. Talm. voc. 777 et Compiegne de Veil. not. ad Maimon. de sacr. solemn. c. 2.

(27) not. 8 ad Mischn. Sota c. 9, sect. 15.

(28) Siehe auch Lightfoot. Hor. Hebr. ad Joh. 18, 3.

Am folgenden Morgen gar früh, noch vor Tage, ehe der Hahn krähete, war der Vorhof wieder voll Israeliten, die ihre Brand-Opfer, mit welchen sie vor dem Herrn erscheinen mußten, besichtigen ließen. Wenn die Zeit da war, daß das Morgen-Opfer gebracht, und im Tempel geräuchert, und die Lampen zugerichtet werden sollten, wurde abermahl Wasser aus dem Brunnen Siloah gehohlet, so wie am vorigen ersten Tage, und es wurde neben dem Trank-Opfer eben so feyerlich und fröhlich wieder geopfert, wie am ersten Tage. Auf das tägliche Morgen-Opfer folgten die Fest-Opfer, an diesem andern Tage: 12 Farren, 2 Widder und 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, sammt ihren Speise- und Trank-Opfern, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer, mit deren Opferung es eben so hergieng, wie am ersten Tage, wie denn auch die ganze Gemeine ein Mahl um den Altar herum gieng, die Büsche, die sie in Händen hatten, vorn, zur Rechten, hinten, zur Linken, oben und unten, schüttelten, und ihr Hosannah: O Herr, hilf! o Herr, laß wohl gelingen! anstimmten. Nach gesprochenem und empfangenem feyerlichen Segen, erschien das ganze Land mit seinen Brand-Opfern vor dem Herrn, da sie partiweise in den innern Vorhof hinein giengen, und ein Jeder sein Brand-Opfer sammt dem Speise- und Trank-Opfer, auf gebräuchliche und oben erwähnte Art und Weise opfern ließ; und nachdem ein Jeder sich gegen Gott geneiget, und sein Gebet gethan hatte, gieng die Partie hinaus, und eine andere wieder hinein. Die Hineingehenden giengen durch das Opfer-Thor in Norden ein, und die Herausgehenden giengen zum Opfer-Thor in Süden aus, so wie am Oster- und Pfingst-Feste geschah. Sie speiseten hernach fröhlich und delicat. Wenn das Abend-Opfer gebracht werden sollte, wurde wieder Wasser aus dem Brunnen Siloah gehohlet, und neben

neben dem Weine in Freuden, unter Trompeten-Schall der Priester und Musik der Leviten, geopfert, eben wie am vorigen Abend des ersten Tages, worauf sie auch an diesem zweyten Tage das übrige des Tages und die folgende Nacht mit ihrer Nacht-Lust zubrachten, und im Vorhofe der Weiber eben so fröhlich waren, wie in der ersten Nacht geschehen war.

Am dritten Tage wurde abermahl bey dem Morgen-Opfer auch Wasser, und nach dem Morgen-Opfer 11 Farren, 2 Widder, 14 jährige Lämmer, sammt ihrem Speise- und Trank-Opfer, zu Brand-Opfern geopfert, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer; wobey die Israeliten wieder um den Altar mit ihren Büschen herum giengen, und bey dem Schütteln ihr O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! hören ließen, und hernach den Segen empfangen, auch zu Mittage fröhlich und lustig speiseten. Bey dem Abend-Opfer desselben dritten Tages wurde abermahl Wasser mitgeopfert, und hernach im Vorhofe der Weiber die Nacht mit Tanzen, Singen und Musciren in aller Fröhlichkeit zugebracht, eben wie die beyden vorigen Nächte. Auf gleiche Art wurde es auch am vierten, fünften und sechsten Tage in allen Stücken gehalten, außer daß, wie oben gedacht ist, in der Zahl der Farren alle Tage eine Verringerung war, und die Farren sich täglich verminderten, indem am vierten nur 10, am fünften nur 9, und am sechsten nur 8 Farren geopfert wurden. Sonst war in allen andern Stücken kein Unterschied, und es wurde auch morgens und abends Wasser geopfert, das Umgehen um den Altar beobachtet, und jede Nacht auf obgedachte Weise in Freuden zugebracht; da dann vermuthlich unter den Stämmen eine gewisse Ordnung war, daß nicht etliche allein, sondern alle, ein Stamm nach dem andern, dieser Freude bewohnten, und jeder seine Zeit wußte, wann er im Tempel Raum haben, und

diese Freude mit genießen konnte. Ziel auf einen dieser Tage der Sabbath, wurden die Schau Brode und Sabbath:Opfer, sammt der ganzen Sabbath:Feier, aufs genaueste beobachtet.

Der siebente und letzte Tag des Lauberhütten-Festes, nämlich der 21ste des siebenten Monden, war ein gar herrlicher Tag, und wird von den Hebräern Hosanna rabba, das große Hosanna⁽²⁹⁾, genannt, wie auch Johannes der Evangelist diesen Tag also nennt, Cap. 7, v. 37. Am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war. Zwar *Lightfoot* (3) will, daß beim Johannes der achte Tag verstanden werde, welches auch *Lyra* (31), und viele andere wollen, die den siebenten und achten Tag sehr mit einander vermengen. Allein, der achte Tag war, wie *Lightfoot* selbst gesteht, wegen der wenigen Opfer fast der geringste unter allen, und es ist also wohl gewiß, daß hier der siebente Tag verstanden werde, als welcher der letzte des Lauberhütten-Festes war, da sie in Hütten wohnten, und welcher über alle Maßen herrlich und feyerlich gehalten wurde, viel herrlicher und feyerlicher als die vorigen Tage. Denn an diesem siebenten Tage wurde auch der Brandopfer-Altar rings umher mit Weiden:Weiden besetzt. Es giengen etliche Priester unten an der Stadt Jerusalem, nach einem Orte hin, Motha genannt, und brachen daselbst sehr lange und hohe Weiden:Zweige oder Weiden:Büsche ab, von 11 Ellen lang, und setzten sie rund um den Brandopfer-Altar her auf den Fuß des Altares, da dann die Gipfel dieser Weiden:Büsche 1 Elle hoch ungefähr über den Altar hervor rageten und empor

(29) Buxtorf. Lex. Talmud. voc. *vv*. Schindler Lex. pentagl. in *vv* p. 819. Tremell. ad Joh. 7, 37.

(30) ad Joh. 7, 37.

(31) ad Joh. 7. Schindler Lex. pentagl. voc. *xy* p. 1370. de Dieu ap. Wal. ad Joh. 7.

standen, und oben etwas gebogen waren, daß die Gipfel sich etwas nach dem Altare hinunter neigten, oder herab bogen (32). Bei dem gewöhnlichen Morgen-Opfer wurde auch wieder aus dem Brunnen Siloah geschöpft, und mit Freuden durch das Wasser:Thor in den Vorhof gebracht, Wasser geopfert. Mit den darauf folgenden Fest:Opfern wurde es eben so gehalten, wie an den vorigen Tagen, ausser daß, mehrgedachter Maßen, alle Tage ein Färz weniger war, und es waren die Fest:Opfer an diesem siebenten Tage: 7 Farren, 2 Widder, 14 jährige Lämmer zum Brand:Opfer, sammt ihren Speise- und Trank:Opfern, und ein Boek zum Sünd:Opfer, da dann alles mit Trompeten, Singen, Musciren und Saitenspiel, eben so hergieng, wie an vorigen Tagen, ausser daß der Umgang viel herrlicher gehalten wurde, als an den vorigen Tagen, und an diesem Tage alles überaus Freuden:voll war. Denn nicht allein der Altar war, wie gesagt, rund umher mit Weiden besetzt, sondern sie giengen auch an diesem Tage öfter um den Altar mit ihren Büschen und Citronen, als an den ersten sechs Tagen. Denn da sie in den ersten sechs Tagen an jedem Tage nur 1 Mahl um den Altar giengen, so geschah es an diesem Tage 7 Mahl; sie giengen nämlich unter dem Opfer, und unter der schönen Musik und dem Trompeten:Schalle, 7 Mahl um den Brandopfer-Altar, schwenkten ihre Büsche, und sangen: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! eben wie sie vormahls zur Zeit Josua, in 6 Tagen nach einander, jeden Tag 1 Mahl, am siebenten Tage aber 7 Mahl, um die Stadt Jericho umher gegangen waren (33). Dieser Tag wurde daher der siebente

Uu 4

Tag

(32) e Succa ap. R. Jud. Leon. L. 2. de templ. c. 14, §. 88. *Lightfoot*, centur. chorogr. Math. praen. c. 40.

(33) *Lightfoot*, Hor. hebr. ad Math. 21, 9. et Tremell. l. c.

Tag der Weiden genannt (34). Buxtorf (35) gedenkt, daß der achte Tag das Fest der Weiden oder das Weiden-Fest, genannt worden sey, weil sie an diesem Tage mit Weiden und andern Zweigen umher giengen, welches auch Schindler (36) thut. Aber, sie hatten, wie wir bald hören werden, am achten Tage keine Weiden und Zweige mehr, und es scheint wohl der siebente Tag, insonderheit von Weiden den Nahmen bekommen zu haben, daß es ein Weiden-Tag war, weil nicht allein die Kinder Israel mit Weiden und andern Zweigen 7 Mal um den Altar giengen, sondern auch der Altar rund umher mit Weiden besetzt war, welches in den sechs ersten Tagen nicht geschah, wie solches Schindler (37) selbst gestehen muß, wenn er schreibt: Am siebenten Tage des Lauberhütten-Festes ist das Fest der Weiden, am achten aber das Fest der Aufhaltung. Uebrigens gieng es an diesem siebenten Tage, wie an den vorigen Tagen, mit fröhlichen Gastereien zu. Bey dem Abend-Opfer wurde auch ebenfalls Wasser geschöpft, die Nacht im Vorhofe der Weiber eben so lustig und fröhlich zugebracht, als an den vorigen Tagen, so, daß sie diese sieben Tage des Lauberhütten-Festes, vom 1sten an bis den 21sten, als welche sieben Tage zu diesem Feste gehörten, entweder im Tempel, oder in ihren Hütten, in höchster Freude zubrachten. Am funfzehnten Tage des siebenten Monden ist das Fest der Lauberhütten sieben Tage dem Herrn. So sollt ihr nun am funfzehnten Tage des siebenten Monden, wenn ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, das Fest des Herrn halten sieben Tage lang, und sieben Tage fröhlich seyn vor dem Herrn.

(34) Cloppenb. schol. sacrific. p. 41.

(35) Lex. Talmud. voc. ער.

(36) Lex. pentagl. voc. ער p. 1384.

(37) in שרר pag. 1944.

Herrn euren Gott, und sollt also dem Herrn des Jahres das Fest halten sieben Tage. Sieben Tage sollt ihr in Lauberhütten wohnen. 3 Mos. 23, 34. 39, fgg. 4 Mos. 29, 12. Das Fest der Lauberhütten sollt du halten sieben Tage, wenn du eingesamlet hast von deiner Tennen und deiner Kelter, und sollt fröhlich seyn auf dem Fest, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, der Levit, der Fremdling, der Waise, und die Witwen, die in deinem Thor sind. Sieben Tage sollt du dem Herrn deinen Gott das Fest halten an der Stätte, die der Herr erwählen wird. Denn der Herr dein Gott wird dich segnen in allen deinen Einkommen und in allen Werken deiner Hände; darum sollst du fröhlich seyn. 5 Mos. 16, 13, fgg.

In allen diesen sieben Tagen wurde wegen der Fest-Opfer der Farren nicht geloset, welche Ordnung unter den Priestern dieselben opfern sollte; denn sie opferten dieselben in der Reihe und nach der Ordnung (38). Wie aber am ersten Tage neben den Morgen- und Fest-Opfern die Dank-Opfer der Kinder Israel, davon sie fröhlich seyn sollten, und am zweiten die Brand-Opfer wegen der Erscheinung geopfert wurden, also wurden in den fünf letzten Tagen, neben den gewöhnlichen Morgen- und Fest-Opfern, viele andere Opfer gebracht. Wenn nämlich jemand Gott ein Opfer schuldig war, und dieses Fest bevorstand, wurde es dahin verschoben, wie bey den großen Fest-Tagen zu geschehen pflegte. Wer auch sonst ein Opfer Gott gelobet hatte, oder freiwillig eins bringen wollte, von Brand-, Speise- oder Dank-Opfern, der that es in diesen Tagen, welche freiwillige oder Gelübde-Opfer aber die Priester opferten,

Uu 5

wel-

(38) Lightfoot. Hor. hebr. ad Joh. 7, 37.

welche in derselben Woche die Reihe traf, daß sie die Aufwartung hatten. 4 Mos. 29, 39. Esr. 3, 5.

Es stand auch allen Priestern, auch denen die keine Aufwartung hatten, frey, in das Heilige zu gehen, und sich vor dem Herrn zu neigen, welches ihnen auch am Oster- und Pfingst-Feste erlaubt war (39).

Von allen sieben Tagen war der erste ganz allein heilig, da man Gottes Wort zu hören zusammenkam, und durchaus keine Arbeit verrichten durfte; die sechs andern aber, als: der zweyte, dritte, vierte, fünfte, sechste, und siebente nicht, wie zwar *Goodwin* (40) und *Reitz* (41) von dem siebenten vorgeben, daß an demselben die Gemeine zusammengekommen sey, (nämlich: Gottes Wort zu hören), und daß er sehr heilig gewesen sey, wovon in der Schrift nichts steht, sondern alle sechs letzte Tage waren zwar keine rechte Werk-Tage, aber auch keine volle Feyer- und Ruher-Tage, sondern solche Tage, wie die Mittel-Tage im Oster-Feste, da man geringe und schlechte Arbeit wohl verrichten konnte, oder auch wohl große Arbeit, wenn beym Verzuge Schade zu befürchten war, da auch Gericht gehalten werden konnte, und gewisse Verbrecher gestraft wurden (42), wiewohl sich ein Jeder der Arbeit, so viel möglich, enthielt, und die ganze Zeit entweder im Tempel, oder mit guten Freunden in Hütten, fröhlich und guter Dinge, und mit herzlichster Dankfagung Gottes, zubrachte.

Der folgende achte Tag, nämlich der 22ste des siebenten Monden, war auch ein heiliger und herrlicher Tag, und wird in der Schrift מַצֵּה genannt; 3 Mos. 23, 36. 4 Mos. 29, 35. Nehem. 8, 18.

Dies

(39) R. *Juda Eco* L. 2, de templ. c. 22, §. 196. in gloss.

(40) Mos. et Aar. L. 3, c. 6.

(41) not. 1. *Leusden*. Philol. hebr. mixt. diss. 39.

(42) *Saubert*. exercit. ad Matth. 26, 5. §. 3.

Dies hat die Vulgara gegeben: diem collectae, der Einsammel-Tag, da man etwas einsammelt; und *Lyra* ad. Lev. l. c. meint, es sey an diesem Tage das Geld, wofür die jährlichen Opfer und anderes Zugehör zur Stifts-Hütte oder zum Tempel gekauft wurden, von dem Volke eingesammelt worden. Allein, dieses ist ungegründet; denn der letzte Oster-Tag wurde auch also genannt, 5 Mos. 16, 8. und es wurde doch kein Geld an demselben gesammelt. Gewiß ist es, daß an diesem achten Tage kein Geld zum Opfer oder Tempel gesammelt wurde, denn das geschah im Monden Adar, als im letzten Mond. *Junius* und *Tremellius* übersetzen es diem interdicti, den Verboth-Tag, an welchem zu arbeiten verbothen war; Luther übersetzt es: Versammlung, da die Gemeine sich versammelt hat, und zusammengekommen ist. Die Hebräer übersetzen es retentionem, eine Aufhaltung (43), weil alles Volk an diesem achten Tage noch zu Jerusalem aufgehalten wurde, und nicht weggehen durfte, bis der achte Tag zu Ende war, welches auch wohl die beste Meinung ist, wohin ohne Zweifel auch die LXX Dolmetscher gesehen haben, die es ἐξοδιον übersetzten, welches zwar bey den Heiden ein Gesang war, der bey dem Weggehen von den Schauspielen gesungen wurde, hier aber nichts anders ist, als: ἐξοδια, oder ἐξοδος, d. i. ein Ausgang, weil dieser achte Tag der letzte war, und mit diesem Tage das ganze Fest völlig ausgieng, und hernach, wenn der achte Tag vorbey war, ein Jeder heimgehen mochte.

An diesem Tage wurde eben sowohl, als an den sieben vorhergehenden Tagen, neben dem Trank-Opfer Wein

(43) *Münster*. ab Levit. 23, not. 1. *Buxtorf*. Synag. jud. cap. 21.

Wein bey dem Morgen: und Abend: Opfer Wasser geschöpft und geopfert, auch die Nacht: Freude fortgesetzt, welches aber auch das einzige ist, was dieser Tag mit den sieben Tagen des Laubhütten-Festes gemein hatte. Uebrigens hatte er mit denselben nichts gemein; denn die Fest: Opfer dieses Tages waren nicht einerley mit den vorigen, daß an diesem achten Tage die Zahl der Farren sich verminderte, und jetzt 6 Farren, 2 Widder, und 14 jährige Lämmer zum Brand: und ein Ziegenbock zum Sünd: Opfer wären geopfert worden, nach Art der vorigen Tage, sondern die Fest: Opfer dieses Tages waren nur ein einziger Farr und ein Widder, nebst 7 jährigen Lämmern zum Brand:, und ein Ziegenbock zum Sünd: Opfer; 4 Mos. 29, 35, fgg. da dann unter den Priester: Ordnungen wieder geloset wurde, wer diesen Farren opfern sollte. Sie trugen auch an diesem achten Tage keine Zweige oder Büsche, auch keine Citronen in den Händen, giengen auch nicht mehr um den Brandopfer: Altar umher, wohnten auch an diesem Tage in keinen Hütten mehr, sondern in ihren Häusern, so, daß dieser Tag mehr ein besonderes Fest für sich, als ein Zugehör zum Laubhütten-Feste, war, womit auch die h. Schrift übereinstimmt, welche den achten Tag von den Laubhütten scheidet. Am funfzehnten Tage des siebenten Monats ist das Fest der Laubhütten sieben Tage dem Herrn. Der erste Tag soll heilig heißen. Sieben Tage sollt ihr dem Herrn opfern. Der achte soll auch heilig heißen, daß ihr zusammen kommet, und sollt eure Opfer dem Herrn thun. Denn es ist der Aufhalt: Tag; 3 Mos. 23, 34, fgg. Sie hielten das Fest (der Laubhütten) sieben Tage, und am achten war die Aufhaltung, wie sich gebühret; Nehem. 8, 18. Sie sangen aber bey den Fest: Opfern das große Hallel, wie an den Fest: Tagen zu geschehen pflegte, und es gieng alles damit her, wie

wie sonst; auch wurde der Morgen: Gottesdienst im innern Vorhofe mit dem Segen beschloffen.

In allen diesen Tagen wurde der Altar von der Asche nicht gereinigt, sondern sie wurde in der Mitte zusammen gefeget, wie auch auf den andern großen Festen geschehe, weil es dem Altar eine Ehre war, viel Asche zu haben. Sie giengen auch an diesem achten Tage in die Schulen, zu singen, zu beten, und Gottes Wort zu hören. Denn es war ein heiliger Tag, an welchem die Gemeine zusammen kam, an welchem auch durchaus keine Arbeit geschehen durfte, und in dieser Absicht war der achte Tag so heilig, als der erste. Ein jeder war ein Sabbath oder Ruhe: Tag, da man von aller Arbeit abließ, und Gott diente; 3 Mos. 23, 36, 39. 4 Mos. 29, 12, 35. Am Mittage speiseten sie wieder fröhlich und guter Dinge; und nach gebrachtem Abend: Opfer und geopfertem Wasser beschloffen sie dieses Fest mit der darauf folgenden Nacht: Freude.

An diesem Feste wurden das Gesetz und die Propheten geendiget, und am nächstfolgenden Sabbath darauf wurde wieder der Anfang im Lesen gemacht, weswegen auch derselbe Sabbath *חג המצות* der Sabbath am Anfang, oder der Sabbath, da man das erste Buch Moses und die Bibel zu lesen wieder anfängt, genannt wurde.

Auf Münzen des Königs Herodes Agrippa, ist das Laubhütten-Fest der Juden durch ein Gezelt in Form eines Sonnen: Schirmes angegeben.

Ceremonien, mit welchen die Juden heut zu Tage
das Lauberhütten = Fest feyern (*).

Die Juden verfertigen unter freyem Himmel סוכה (Sokah) eine Hütte, bedecken dieselbe mit grünem Laube, doch so, daß man noch die Sterne dadurch sehen kann, zieren sie mit Baum = Früchten (†), und behängen sie mit feinen leinenen oder andern schönen Tüchern und Decken, hängen auch in den Hütten eine Lampe oder einen Leuchter über ihren Tisch, welche sie abends vor dem Feste anzünden. Am gedachten Abend gehen sie zum Gebet, und nach diesem wünscht einer dem andern שנה טובה (Jom Tof) gute Feyerstage. Der Cantor singt über den gewöhnlichen Fest = Becher Wein den Segen, und giebt den Knaben davon zu trinken. Desgleichen thut der Hausvater in seiner Hütte, ehe sie essen, und sprechen auch über die Semmel, welche die Ehefrauen auf den Sabbath und Fest = Tage backen müssen, den Segen. Der Hausvater spricht den Segen über die Hütte, daß sie Gott zu bauen, und 7 Tage darin zu essen gebothen hat. Einige halten es für etwas Großes, wenn sie die ganzen 7 Tage des Festes über, des Nachts in der Hütte schlafen (‡). Die ganzen sieben Tage über, müssen sie den Segen über die Hütte sprechen, wenn sie nur einen Bissen Brod essen wollen. Sie beten alle Morgen das שמע ישראל (Hallel), oder den 112 bis 119 Psalm. Wenn sie zu den Worten: Gelobet sey Gott, seine Gnade währet ewig! kommen, nehmen sie einen Palm = Zweig in die rechte Hand, welcher mit 7 Weiden = Zweigen, die Blätter haben, darin

(*) Paul Ehrst. Kirchner Jüdisches Ceremoniel. (Münch. 1724, 4.) S. 125, 139.

(†) Insonderheit mit Citronen und Pomeranzen, welche gemeinlich aus Spanien oder Italien kommen. Wurtorf hat eine Citrone gesehen, die mit 4 Gulden bezahlt worden ist. Man hat aber auch schon, wenn sie schlecht gerathen, für ein einziges Stück 100 Thaler bezahlen müssen.

(‡) Gottes Verordnung ging auch dahin, daß sie Tag und Nacht in solchen Hütten bleiben sollten; allein, die zu derselben Zeit schon eintretende rauhe Herbst = Witterung hat sie zu andern Gedanken gebracht.

keine Blätter sind, gebunden seyn muß (¶); auch nehmen sie einen Adams = Apfel (¶), vergleichen in Italien wachsen, sprechen etliche kleine Segen darüber, und schütteln mit gedachtem Palm = Zweige 3 Mal gegen die vier Wände des Tempels, wie auch 3 Mal gegen den Himmel und die Erde (¶), und schütten die Palm = Zweige mit dem Adams = Apfel ihren Weibern und Kindern, daß sie auch sollen

(§) Andere erzählen dieses etwas deutlicher, wenn sie sagen, daß das Lulal (der Palm = Zweig) wenigstens 4 Spannen lang seyn, und also über das Myrten = Büschlein, welches um denselben gewunden wird, 2 große Spannen lang hervor reichen müsse. Siehe A, in Fig. 3949.

(¶) Die eigentlich so genannten Adams = Äpfel sind eine Art Limonien = oder Citronen = Baum, der aber eine Frucht wie Pomeranzen trägt, die dabey viel größer und dunkelroth, auch von keinem so starken Geruche ist. Weil die Schale, die etwas ungleich und nicht sehr dick ist, einige tiefe Rissen und Schründen hat, welche aussehen, als hätte man mit den Zähnen hinein gebissen, so ist daher der Name Adams = Äpfel entstanden, weil man geglaubt hat, es sey dieses der Äpfel des Paradieses, und die verbotene Frucht, von welchem Adam und Eva gegessen haben. (Siehe im 1 Th. gegenwärtigen Werkes, S. 394, 395.) Die Äpfel, deren die Juden sich bedienen, müssen noch an ihrem Stiele hängen, auch das Oberste, woran die Blume gewachsen ist, muß nicht abgefallen seyn, und sonst den geringsten Fehler nicht haben. Wenn solche nicht gerathen, kaufen ganze Gemeinen nur etliche Stücke für sich, womit sie sich im Nothmen aller behelfen müssen. Eine nach der Natur gemachte Zeichnung, ist B, in Fig. 3949.

(§) Alsdann fangen sie rückwärts an, und wiederholen diese Ceremonie noch einmahl, so, daß dieses Großen in allem 36 Mal geschieht, womit sie auf das hebräische Wort שלשים, welches Thun heißt, und darunter Gott verstehen; weil nun dasselbe an der Zahl 36 (4 30 und 6) ausmacht, so geben sie damit zu verstehen, daß sie Gott für den Herrscher aller Dinge, sowohl im Himmel und auf Erden, als auch unter der Erde, erkennen. Hierauf bringen sie das שמע ישראל aus dem zehnten Gebot, legen es auf den Lehn = Stuhl, und gehen alsdann alle zusammen mit ihren Büscheln und Adams = Äpfeln, die ersten Tage jederzeit 1 Mal, den letzten aber 7 Mal um denselben herum, zum Gedächtniß des 7 Mal wiederholten Uinganges um die Mauer zu Jericho, welche auch davon eingestürzt ist. Daher Rabbi Bochai schreibt: Daß wir heutiges Tages 7 Mal um die Kanzel gehen, deuter auf künftige Zeiten, da die Mauer Edom zerfallen wird, und alle

sollen einen Segen darüber sprechen ⁽⁶⁾; denn eher, als dieser gesprochen ist, darf weder Alt noch Jung essen und trinken.

Den sechsten Tag dieses Festes nehmen sie Weidenzweige, und binden sie mit sieben Stängeln zusammen, woran keine Löcher seyn dürfen. Diesen Tag abends thun sie gemeldte Arbeit in der Hütte bey dem Wachs-Lichte, welches am Versöhnungs-Tage übergeblieben ist.

Den siebenten Tag dieses Festes nennen sie **חַג הַמִּצְוֹת** (Hoschanna Rabba), den großen Hülfst-Tag, weil sie meinen, daß dasjenige, was sie vom Neujahrs-Tage an, bis zur Vollendung des Versöhnungs-Tages gebeten haben, werde von Gott im Himmel geschlossen und untersteht ⁽⁷⁾, ja alles, was ihnen das ganze Jahr über begegnet solle ⁽⁸⁾. Darnach nehmen sie die gemachten Büschel

Edomiter aus der Welt ausgerottet werden sollen, wie Daniel über das vierte Thier geweissaget zc.

- (6) Welcher in folgenden Worten enthalten ist: Gesegnet seyst du Gott, du König der Welt, der du uns mit deinem Geborhen geheiliget, und uns das Lulaf (die Büschel) zu nehmen beschlen hast!
- (7) Denn sie meinen, ob Gott gleich am Neujahrs-Tage zu Gericht sine, und über einen jeden Juden das Urtheil fälle: so könne doch, wenn etwas Hartes über einen beschlossen wäre, durch erfolgte Buße von derselben Zeit an bis hierher, solches wieder abgewendet werden; aber nun hänge Gott das Siegel daran, so, daß es inskünftige unwiderruflich bleibe.
- (8) Weil sie nun gern wissen möchten, was Gutes oder Böses über sie beschlossen sey, gehen sie des Nachts im Mond-Schein, theils mit bloßem Kopf, theils im Hemde, oder auch wohl nackter, doch in ein Laten (Bett-Luch) verhüllt, welches sie alsdann sollen lassen, spreiten Arme und Hände aus, und wofern einem im Schatten der Kopf mangelt, muß er in diesem Jahre sterben; mangelt ihm aber ein Finger, so wird er einen von seinen guten Freunden einbüßen; wenn aber die rechte Hand nicht zum Vorschein kommt, wird ihm ein Sohn, und wenn die linke, eine Tochter sterben; sieht er aber gar keinen Schatten, so halten sie es für ein unfehlbares Zeichen ihres nahe bevorstehenden Todes, und wenn sie eine Reise vorhaben, werden sie von solcher nicht wieder zurück kommen. Diese Gewohnheit haben sie von ihren Rabbinen Ramban, Rakanat, Bechai und Andern gelernt, welche aus 4 Mos. 14. Wo ist ihr Schatten (**חַלּוּף**) von ihnen gewichen, so viel heraus bringen, daß Gott

del von Weiden, und schlagen sie an ein Eisen, bis kein Blättchen mehr daran zu sehen ist. Die Stängel legen sie zu ihren ledernen zehn Geborhen, die sie alle Tage des Morgens um ihr Haupt und auf ihren linken bloßen Arm binden, wenn sie beten (s. Th. XXXI, S. 479, und die dazu gehörige Fig. 1760). Das Abschlagen der Weidenzweige bedeutet: Wie die Blätter abfielen, so sollten die Sünden abfallen. Wenn sie die Weidenz-Stängel bey sich tragen, meinen sie vor Straßen-Däubern und Mördern sicher zu seyn.

Den letzten Tag nennen sie **חַג הַמִּצְוֹת** (Simchas Torah) ⁽⁹⁾ den fröhlichen Tag des Gesetzes oder der Lehre. Am eben diesem Tage des Morgens ⁽¹⁰⁾ nehmen sie das Laub

Gott ihnen in dieser siebenten Nacht vermittelt des Mondes zeige, was ihnen das ganze Jahr wiederfahren soll. Doch steht in der Gemara zu Ende dieser Historie, daß derjenige, so sich diese Nacht nicht im Mondschein besahe, dennoch ein Jude sey.

- (9) Dieses ist ohne Zweifel der neunte Tag, welchen sie Gesetz-Freude nennen, weil sie an solchem das Gesetz zu Ende gebracht haben, und nun wieder von vorn anfangen. Es ist aber auch der achte Tag heilig, als welchen Gott selbst den Versammlungs-Tag (**חַג הַמִּצְוֹת**) genannt hat, daher die Juden solchen **חַג הַמִּצְוֹת** (das Fest der Aufhaltung) nennen, und geben davon folgende Ursache an: es verhalte sich damit eben so, als wenn sich einer 7 Tage lang bey seinem Freunde aufgehalten hat, der ihn dann um mehrerer Freundschaft willen nöthigte, den 8ten Tag auch noch bey ihm zu bleiben. Rabbi Abarbanel aber giebt noch eine andere, und vielleicht bessere, Ursache hiervon an, wenn er schreibt: Die Schrift nennt diesen Tag Azeres, weil sie das Fest noch bis auf diesen Tag aufhalten, und auch noch an demselben gar zu Jerusalem bleiben sollen. Daher es scheint, daß es mit diesem 8ten Tage des Lauberhütten-Festes eben die Verwandniß habe, wie mit dem Tage der Wängeln in Ansehung des Oster-Festes. Denn gleichwie dort befohlen ist, 7 Wochen zu zählen, und am 8sten Tage das Fest zu halten, also wird hier gesagt, daß man nach den 7 Fest-Tagen den achten feyerlich begehen solle. Es besteht demnach das Fest, sammt der Gesetz-Freude, aus 9 Tagen, davon die ersten zwey und die letzten drey gefeyert werden, die mittlern vier aber nur für halbe Feyer-Tage zu rechnen sind.

- (10) Auch schon den Abend vorher, nach gehaltenem Abend-Gebet, nimmt der Leser die Gesetz-Bücher aus dem Kasten, hält

Laub von den Hütten, machen auf dem Hofe der Synagoge ein Freuden-Feuer, nehmen alle die zehn Gebote, die im heiligen Kasten stehen (¹¹), und tragen sie 3 Mal im Tempel herum, und tanzen damit. Ein jeder nimmt den großen Tallis oder Schul-Mantel (s. Th. XXI, S. 478.) breitet das Buch aus, und liest ein Capitel aus Mose, nämlich die vorerwähnten Lectionen. Der Jungend werden allerley Baum-Früchte auf die Erde vorgeworfen (¹²). Die Versprochenen oder Verlobten schicken einander Geschenke zu.

Wenn des Abends die Sterne am Himmel stehen, gehen sie in die Synagoge und beten. Der Cantor nimmt einen Becher Wein, spricht darüber den Segen, wie beim Schluß des Sabbathes und der Fest-Tage, und sie wünschen einander gute Wochen. Ein jeder Hausvater thut zu Hause mit einem Glase Wein oder Bier, wie der Cantor in der Synagoge es gemacht hat; und damit ist dieses Fest vollbracht. Uebrigens aber werden an diesem Feste

hält eines davon in dem Arme, und trägt es in der Versammlung herum, dem die andern mit den übrigen folgen. Als dann steigt er auf den Lesestuhl, schlägt die morgende Lection auf, betet noch einige Gebete, und es geht sodann ein Jeder nach Hause. Am Morgen gehen sie wieder in die Synagoge, legen wieder alle Gesetz-Bücher hervor, und bringen sie hernach, nachdem sie dieselben abermahl in der Versammlung herum getragen haben, wieder an ihren Ort; lassen aber drei davon zurück, aus welchen sie das Ende und zugleich den Anfang ihrer Lection aus den Büchern Moses, nebst der Lection von den Opfern aus 4 Mos. 29, 35, fgg. lesen. Derjenige, der die letzte Lection aus dem Gesetze liest, wird חתן חורין (der Bräutigam des Gesetzes,) wer aber die erste liest, חתן בראשית (der Bräutigam des Anfaanges,) genannt, welche sich hernach sowohl gegen die Armen, als ihre Freunde, sehr freigebig bezeigen, und jene mit milden Almosen, diese aber mit einer kostbaren Mahlzeit versehen.

(11) Wenn dieses geschieht, stellen sie dafür ein Licht hinein, damit der Kasten nicht leer stehe; solches aber muß ihnen eben so viel, als das Gesetz selbst, bedeuten, weil dieses ein Licht genannt wird. Das Gebot ist eine Leuchte, und das Gesetz ein Licht; Sprichw. 6, 23.

(12) Welche sie an manchen Orten ganze Tonnen weisse auf den Almemor bringen lassen; und weil sie solches Oest für heilig halten, bemühen sich die Alten sowohl als die Jungen, etwas davon zu bekommen.

Feste auch die Kirchen-Aemter, welche ein Jeder das Jahr über versehen soll, veranctioniret, wer nämlich das Jahr über die Lichter anzünden, den Wein, womit man die Feste einsegnet, hergeben, das Amt des Segen verwalten, und das Schehija vertreten soll. Mit dem letztern Amte hat es die Beschaffenheit, daß, wenn einer unter Vorgesetzten seinen Dienst, durch Abwesenheit, versäumt, derjenige, der das Schehija erstanden hat, an Dessen Stelle tritt.

Fig. 3949. a. Lauber-Hütte im Hause.

b. Vertreibung der bösen Geister.

c. Segnung der Speisen.

d. Mahlzeit in der Hütte.

e. Abschlagung der Blätter von den Zweigen.

f. Verbrennung der Zweige.

A. Palm-Zweig.

B. Adams- oder Citronat-Äpfel.

Lauber-Tag, s. oben, S. 653.

Lauber-Zug, Fr. Rinceau, bey den Schöffern, ein Zierrath in Gestalt eines Laubwerkes; von dem veralteten oberdeutschen Plural des Wortes Laub, ein Blatt, gleichsam ein Blätter-Zug.

Eine Abbildung eines Frieses mit Lauber-Zügen, s. im XVIII Th. Fig. 952, 9.

Laubicht, ein Bey- und Neben-Wort, laubichter, laubichtste. 1. Dem Laube ähnlich. Laubichte Zierrathen.

2. Einer Laube ähnlich, bedeckt wie eine Laube, in der dichterischen Schreib-Art. Ein laubichter Gang. Ein laubichtes Dach.

Laubig, mit Laub bekleidet, vieles Laub habend; L. frondibus vestitus, frondosus; Fr. feuilla. Laubige Aeste. Ein laubiger Baum.

Lauch, (der) ein Zwiebel-Gewächs, welches zu den Pflanzen mit sechs Staubfäden, und einem Staubwege gehört, und eine sechs Mahl gerheilte abstehende Krone hat; Porrum Linn. Man hat, wie ich hernach zeigen werde, verschiedene Arten desselben,

welche fast alle einen stüchtigen und durchdringenden Geschmack und Geruch haben, und daher als ein Gewürz an die Speisen gebraucht werden.

In den monfischen Glossen Louch, im Nieders. Look; Angels. Leac, Leah; Engl. Leek; Dän. Log; Pöhl. Luczek. Man könnte glauben, daß dieses Gewächs den Rahmen seinen hohlen Stängeln zu danken habe, und das Wort von Loch und dessen Verwandten ableiten. Allein, man hat Beweise, daß Lauch ehedem nicht nur ein jedes Gemüse, sondern auch eine jede Pflanz überhaupt bedeutet habe. Dahin gehören das Sch. Lök, das Angels. Lec und Leac, welche ehedem ein jedes Gewächs bedeuteten, und darin mit dem Griech. λαχανον und Hebr. חָלָב überein kommen. Auch im Deutschen ist diese Benennung noch in Hauslauch vorhanden, welchen Rahmen das Hauslaub noch in einigen Gegenden führt. Uebrigens wird der Lauch in Franken auch Glub genannt.

Mit dem Lauche, Porrum, und dessen Arten, dem Schnitt-Lauche und Perl-Lauche, ist der Knoblauch, Allium, nahe verwandt, auch die Zwiebel, Cepa, nicht viel davon unterschieden, indem bey allen Blume und Frucht einerley Beschaffenheit zeigen, auch bey allen viele Blumen aus einem gemeinschaftlichen Punkte entstehen, und Dolden vorstellen, welche von einer blätterigen Scheide umgeben werden. Indessen hat man doch drey Gattungen angenommen, und solche durch einige Merkmale von einander unterschieden. Die ältern Schriftsteller haben dieselben vornehmlich von der Wurzel entlehnt. Knoblauch, Allium, nannten sie diejenigen Arten, deren Wurzel aus vielen Stücken besteht; bey der Zwiebel, Cepa, ist die Wurzel einfach und aus über einander liegenden Häuten zusammengesetzt; und da auch der Lauch, Porrum, dergleichen Wurzel zeigt, hat man diese beyden durch die Blätter unterschieden, und der Zwiebel hohle, oder röhrenförmige, dem Lauche aber platte Blätter zugeeignet. Die neuern, Tournefort, Rajus und Andere, haben diese Eintheilung beybehalten, auch

mei-

meistentheils die Wurzel und Blätter zu Unterscheidungs-Zeichen angegeben, jedoch auch bey der Zwiebel den hauchichten Stängel, und bey dem Lauche die drespaltigen Staubfäden bemerkt, und dadurch diese beyden Gattungen von dem Knoblauche unterschieden, zugleich aber auch die Anzahl derselben vermehrt; wie denn Micheli diejenigen Arten, welche, wie der Lauch, drespaltige Staubfäden und eine zusammengesetzte Wurzel, wie der Knoblauch, haben, Scorodoprasum genannt, Boerhaave aber einige Arten Knoblauch, welche keinen Geruch haben, unter dem Rahmen Moly abgesondert hat. Linné hat in den ältern Schriften gleichfalls 3 Gattungen beybehalten, und solche vornehmlich durch die Staubfäden unterschieden: der Lauch hat drespaltige, der Knoblauch einfache, freystehende, und der Länge nach den Blumenblättern ähnliche, und die Zwiebel einfache, aber unterwärts mit einander vereinigte, und in Ansehung der Blumenblätter kürzere Staubfäden, womit Derselbe zugleich die Verschiedenheit der Frucht vereinigt, und solche bey dem Lauche kugelförmig, bey der Zwiebel dreieckig, und bey dem Knoblauche breit und kurz angegeben hat. Auch Hr. v. Haller hat in der ersten Ausgabe des Verzeichnisses von den schweizerischen Pflanzen, diese drey Gattungen besonders angemerkt, nachher aber wegen der großen Uebereinstimmung und Ähnlichkeit derselben, und weil bey jeder Abtheilung die nächst verwandten Pflanzen getrennet werden müßten, dieselben mit einander vereinigt, und Allium, Knoblauch, als den Gattungs-Nahmen beybehalten, worin auch Demselben nachher Linné, Ludwig, und Andere, gefolgt sind. Ich nehme zwar diese Vereinigung billig an, handle aber, wegen der überall eingeführten Nahmen, und wegen der in gegenwärtigem Werke angenommenen alphabetischen Ordnung, vom Knoblauch,

Lauch und Zwiebel besonders, und führe bey jedem, die zu diesen Unter-Gattungen gehörigen Arten an, bemerke aber hier die allgemeine Beschaffenheit der Blume und Frucht. Viele, bey einander stehende, gemeiniglich doldenförmige Blumen bedeckt anfangs eine gemeinschaftliche, blätterige Scheide, welche sich hernach seitwärts zieht und vertrocknet. Die Blume zeigt 6 längliche Blumenblätter, 6 Staubfäden, und einen dreieckigen Fruchtkern mit dem einfachen Griffel und spitzigen Staubwege. Die kurze, breite, dreieckige, trockne Frucht öffnet sich mit 3 Klappen, und enthält in 3 Fächern viele rundliche Samen. Bey vielen Arten endigen sich 3 Staubfäden mit 2 Spitzen, zwischen welchen der Staubbeutel liegt. Alle keimen aus dem Samen, wie die meisten lilienartigen Pflanzen, mit einem Blättchen hervor. Bey allen ist der Stängel einfach und ohne Aeste, und bey vielen erscheint, statt der Frucht, ein zwiebelartiger Körper, welcher, wenn er abfällt, sich an der Erde befestigt und die Wurzel vorstellt.

Da ich von dem Knoblauche zwar bereits im I Theile gegenwärtigen Werkes, unter *Allium*, gehandelt, aber nur einige Arten davon angeführt habe, so werde ich mich hier, in Ansehung der bereits abgehandelten, darauf beziehen, die damahls übergegangen aber icht hinzu fügen. Sodann werde ich die Gattung des Lauches, mit dessen Arten, abhandeln. Die Gattung der Zwiebel, und deren Arten, wird im Buchstaben Z beschrieben werden.

Die vereinigte Knoblauch-Gattung, begreift viele Arten in sich. Linné hat 38 angeführt, und solche theils nach den Blättern, theils nach dem Stängel, theils nach der Frucht oder den zwiebelartigen Körpern, welche statt der Frucht sich zeigen, in besondere Haufen abgetheilt. Hr. v. Haller macht zweyerley Abtheilungen: die erste nach den Staub-

Fä-

Fäden; die andere nach der Frucht, ob nämlich die gewöhnliche Frucht allein zugegen, oder ob sie mit zwiebelartigen Körpern vermischt ist. Ich werde nur die gebräuchlichsten und bekanntesten Arten anführen, und zuerst diejenigen bemerken, welche

A. einfache und dreyspaltige Staubfäden, auch zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

1. Gemeiner grasblättriger Knoblauch mit sinkenförmigen Vollen, *Allium sativum* C. B. *Allium hortense* Fuchs. *Allium vulgare* J. Camer. *Allium sativum*, caule planifolio bulbifero, bulbo composito, staminibus tricuspidatis Linn.; s. im I Th., S. 526, f.

2. Grasblättriger Knoblauch mit gewundenem Stängel, Rocambole, *Allium montanum* bicorné latifolium, flore dilute purpurascence C. B. *Allium scorodoprasum*, caule planifolio bulbifero, foliis crenulatis, vaginis ancipitibus, staminibus tricuspidatis Linn.; s. im I Th., S. 524, fgg.

3. Grasblättriger eingekerbter Knoblauch, *Allium arenarium*, caule planifolio, bulbifero, vaginis teretibus, spatha mutica staminibus tricuspidatis Linn. *Allium staminibus alterne trifidis*, capite bulbifero, foliis gramineis leviter ferratis Hall. wächst in Schonen, Ungarn, Sibirien und Thüringen, und hat mit den beyden ersten Arten viel ähnliches. Die Wurzel besteht aus vielen rötlichen Zinken, welche mit einer gemeinschaftlichen braunen Haut bedeckt sind. Der Stängel wird gegen 2 Ellen hoch. Die Blätter sind breit, am Rande zart eingekerbet und haaricht, die Blumenblätter violet, und alle mit einer dunklern Linie durchzogen. Der Geruch ist scharf, und völlig der ersten Art ähnlich.

4. Röhrenblättriger Knoblauch mit vielfachen Wurzelbollen, rother Feld-Knoblauch, Feld-Lauch, Zunds-Lauch, *Allium in arvis Plin.* *Allium tenuifolium J. Camer.* *Allium campestre Cord.* *Allium sylvestre Gesn. Cæsalp. C. Durant.* *Allium sylvestre minus Dod.* *Allium sylvestre primum Fuchs.* *Allium sylvestre tenuifolium Pen. Lobel.* *Allium sylvestre, quod Ophioscorodon Matthiol. Ruell.* *Allium caninum primum Trag.* *Allium sylvestre campestre purpurascens, s. Allium campestre iuncifolium capitatum purpurascens maius C. B.* *Allium vineale, caule teretifolio bulbifero, staminibus tricuspidatis Linn.* *Allium staminibus alterne trifidis, foliis fistulosis, capite bulbifero, radice multiplici Hall.* wächst überall in Deutschland, auf Sand-Feldern, in Heiden und Weinbergen. Die Wurzel besteht aus vielen, der Größe nach verschiedenen Bollen, welche dicht an einander liegen, und gleichsam einen Knoll ausmachen; sie sind weiß, auf der Seite, wo sie an einander liegen, platt und etwas vertieft, und auf der andern erhaben. Der Stängel erreicht 2 Fuß Höhe, und die walzenförmigen hohlen Blätter sind 1 Fuß lang. Die Blüthscheide ist lang und dünn. Die Knollen an dem Blumenkopfe keimen gemeinlich, ehe sie abfallen, und ehe noch die Blumenstiele hervortreiben, diese sind purpurfarbig, und tragen kleine Blumen. Die Blumenblätter sind grünlich-weiß, mit einer purpurfarbigen Linie bezeichnet; die Frucht wird niemals reif. Der Geruch ist scharf und stinkend. Man behauptet, daß die berühmten leipziger Lerchen den guten Geschmack von dem Genuße dieser Pflanze erhalten.

B. Mit

B. Mit einfachen und dreyspaltigen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

5. Grasblättriger Kugelförmiger Knoblauch mit der festen Seitenwurzel, *Allium ampeloprasum Linn.*

6. Grasblättriger Kugelförmiger Knoblauch mit der häutigen Wurzel, *Allium Porrum Linn.*

Diese beyde Arten werde ich weiter unten, unter der Lauch-Gattung beschreiben.

7. Grasblättriger Kugelförmiger Knoblauch mit vielfacher Wurzel, *Allium montanum capite rotundo J. B.* *Allium s. Moly montanum quintum Clus.* *Allium sylvestre, foliis angustis, floribus puniceis Gesn.* *Allium iuncifolium sphaerocephalon purpurascens Raj.* *Allium montanum sphaerocephalon purpureum Scheuchz.* *Allium rotundum, caule planifolio umbellifero, staminibus tricuspidatis, umbella subglobosa, floribus lateralibus nutantibus Linn.* *Allium staminibus alterne trifidis, spica sphaerica, foliis gramineis, radice multiplici Hall.* wächst um Erfurt, Jena, und an andern Orten Deutschlands. Die Wurzel besteht aus vielen schwarzen oder purpurfarbigen Knollen, mit dazwischen liegenden weißen Häutchen. Der Stängel erreicht 3 Fuß Höhe. Der Blumenkopf ist fast kugelförmig, und dessen Scheide kurz. Die Blumen sind gestielt, die mittelsten stehen aufwärts, die äußersten hangen unterwärts; die Blumenblätter sind purpurfarbig, die drey innerlichen etwas blässer, und die drey äußerlichen mit einer dunklern Linie durchzogen.

8. Zwiebel-Knoblauch mit aufgeblasenem Stängel und dreyspaltigen Staubfäden, *Allium Cepa Linn.* ist unsere bekannte Zwiebel, oder Zippol,

K 5

polle,

polle, wovon an seinem Orte gehandelt werden wird.

9. Schalotten-Knoblauch mit gleichförmigem Stängel, Schalotte, *Allium ascalonicum Linn.* wird auch bey der Zwiebel vorkommen.

C. Knoblauch: Arten mit einfachen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

10. Zwiebel-Knoblauch mit aufgeblasenem Stängel und einfachen Staubfäden, *Allium fistulosum*, scapo nudo folia adaequante, foliis teretibus ventricosis *Linn.* *Allium staminibus simplicibus*, caule medio ventricoso *Hall.* ist eine andere Art von unsern gewöhnlichen Zwiebeln, wovon auch unter diesem Worte gehandelt werden wird.

11. Der mit röhrenförmigen Blättern und Stängeln begabte Knoblauch, *Allium Schoenoprasum* ist unser Schnitt-Lauch. Die Beschreibung kommt unter den Lauch-Arten vor.

12. Breitblättriger Knoblauch, dessen Wurzel nezförmig überzogen ist; Schlangenkoblauch, *Allium Victorialis Linn.*; siehe Siegmanswurz.

13. Der gestielte breitblättrige Wald-Knoblauch, Rampen, Ramsel, Ramsenwurz, Ramsen, *Allium ursinum latifolium Pen. Lobel. Dalech.* *Allium ursinum bifolium vernum sylvaticum J. B.* *Allium sylvestre Brunf. Trag.* *Allium sylvestre*, quod *ursinum* vocant *Plin.* *Allium sylvestre latifolium Dod.* *Allium latifolium palustre Moris.* *Allium ursinum*, scapo nudo semicylindrico, foliis lanceolatis petiolatis, umbella fastigiata *Linn.* wächst an feuchten, schattigen und waldigen Orten des nördlichen Europa. Die Wurzel ist länglich, zwiebelartig, am Boden mit vielen starken Fasern besetzt, am Körper selbst aber mit glatten Häuten

ten oder Schuppen bedeckt. Die Wurzelblätter sind breit, aber gestielt; man zählt öfters deren zwey. Am Stängel findet man zuweilen einige, aber schmählere; gemeiniglich ist dieser nackend, 1 Fuß hoch, und fast dreyeckig. Die kurze Blüthscheide theilt sich in zwey Blätter. Die Blumendolde ist locker, und besteht aus wenig Blumen. Die Blumenblätter sind weiß und spitzig, und die Staubfäden dünn. Die Pflanze riecht so stark wie der gemeine Knoblauch, ja fast noch stärker. Wenn die Rübe davon fressen, wird die Milch den Geruch davon annehmen. Wenn die Pflanze alt und mehr trocken geworden ist, soll der gleichen Wirkung nicht mehr erfolgen. In Irland bereitet man aus derselben einen Trank, und gebraucht ihn wider den Stein. Man kann diese Art in allen Fällen, bey welchen die erste Art empfohlen wird, gebrauchen. Er besitzt auch bey nahe eben die medicinischen Kräfte, als der Lachen-Knoblauch, *Scordium*, für welchen er an einigen Orten gebraucht wird; nur sind sie etwas schwächer. Man giebt vor, daß dieser Knoblauch in den Hopfen-Gärten alles Unkraut, in den Gärten die Maulwürfe, und in den Häusern die Ratten vertreibe, welches aber die Erfahrung nicht bestätigt.

14. Der am Blattwinkel knollige Knoblauch, *Allium latifolium liliflorum Tourn.* *Allium magicum*, caule planifolio umbellifero, ramulo bulbifero, staminibus simplicibus *Linn.* *Allium foliis caulinis lanceolatis, floribus umbellatis, ex ala bulbiferum Hall.* Cäsalspin und andere Schriftsteller haben diese Art für das Moly Homeri ausgegeben. Die rundliche Zwiebelwurzel ist sehr groß, der Stängel rundlich, bis 2 Ellen hoch, und gemeiniglich mit 3 lanzettförmigen, bläulich angelauenen Blättern besetzt. Gemeiniglich treibt aus einem Blattwinkel ein kurzer Stiel, welcher statt der Blüthdolde einen Knollen trägt.

trägt. Die Wurzelblätter sind breit und stumpf. Die Blumen haben einen schwachen nicht unangenehmen Geruch; die Blätter derselben sind groß, ausgebreitet, weißröthlich, mit einer grünen Linie durchzogen. Die Staubfäden haben einen breiten Anfang.

15. Gelbblühender breitblättriger Knoblauch, *Allium latifolium luteum Tourn. Boerh.* *Allium Moly*, scapo nudo subcylindrico, foliis lanceolatis sessilibus, umbella fastigiata *Linn.* wächst in Ungarn, um Montpellier und auf den pyrenäischen Gebirgen wild. Die zwiebelartige Wurzel treibt einen rundlichen, nackenden, ungefähr 1 Fuß hohen Stängel, und breite, lanzettförmige, ungestielte, bläulich angelaufene Blätter. Die Blüthscheide theilt sich in zwei spitzige Blätter, und umgiebt viele langgestielte Blumen. Die Blumenblätter sind groß, zugespitzt, gelb, und mit einer grünlichen Linie, der Länge nach, durchzogen; alle stehen ausgebreitet, doch die 3 äussern mehr als die innern, welche mehr aufgerichtet sind. Die Pflanze läßt sich bey uns ohne Wartung im Garten, im freyen Lande unterhalten, und aus der Wurzel vermehren. Blühend dient sie zur Zierde in den Gärten.

D. Knoblauch-Arten mit einfachen Staubfäden, welche zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

16. Der röhrblättrige Knoblauch mit doppelt geschwänzter Blüthscheide, *Allium l. Moly montanum tertium Clus.* *Allium montanum bicornne*, flore exalbido *C. B.* *Allium oleraceum*, caule teretifolio bulbifero, foliis scabris semiteretibus, subtus sulcatis, staminibus simplicibus *Linn.* *Allium umbella bulbifera*, vagina bicorni, foliis teretibus *Hall.* wächst in Schweden und Deutschland wild. Die Wur-

Wurzel ist eine dünne, kegelförmige Zwiebel. Der 1 bis 2 Ellen hohe Stängel ist mit walzenförmigen und hohlen, auch rauh anzufühlenden Blättern besetzt. Die Blüthbolde besteht zuweilen aus lauter Knollen und unvollkommenen Blumen, zuweilen aber treiben zwischen den Knollen gestielte vollkommene Blumen hervor. Die Blumenblätter sind purpurfarbig; die 3 innern weißer und stumpfer, als die 3 äussern.

17. Kielblättriger Knoblauch, mit doppelt geschwänzter Blüthscheide, Berg-Knoblauch, *Allium sylvestre bicornne purpureum proliferum J. B.* *Allium carinatum*, caule planifolio bulbifero, staminibus subulatis *Linn.* *Allium umbella bulbifera*, vagina bicorni, foliis carinatis *Hall.* wächst in Deutschland wild. Die Zwiebel ist einfach, treibt aber seitwärts kleinere, durch welche die Vermehrung häufig geschieht. In gutem Lande wird der Stängel 3 bis 4 F. hoch, und ist hin und wieder mit saftigen, aber glatten, stumpfen Blättern besetzt. Die Blüthscheide besteht aus 2 ungleichen, mit langen Spitzen sich endigenden Blättern. Der größte Theil des Blüthkopfes besteht aus Knöllchen, zwischen welche einige gestielte, unterwärts hangende Blumen hervor treten. Die Blumenblätter sind gelblich, die äussern dunkler, die innern heller, mit einer grünen Linie durchzogen, und die Staubfäden unterwärts verwachsen. Weder Wurzel noch Blätter haben einen Geruch oder Geschmack.

* * *

In wie fern die Lauch-Gattung von dem Knoblauch und der Zwiebel unterschieden ist, habe ich bereits oben angezeigt. Die vornehmsten Arten des Lauchs sind folgende.

1. Wilder Lauch; grasblättriger Lauch mit fester Wurzel; der grasblättrige kegelförmige

ige Knoblauch mit der festen Seitenwurzel, *Allioporum Pen.* *Allium sphaerico capite*, folio latiore, f. *Scorodoprasum alterum C. B.* *Allium Holmense*, capite sphaerico *Raj.* *Allium maius*, foliis porraceis, sphaerico capite, ex multis floribus albidis confiato *Morif.* *Allium Ampeloprasum*, caule planifolio umbellifero, umbella globosa, staminibus tricuspidatis, petalis carina scabris *Linn.* *Allium staminibus alterne trifidis*, foliis gramineis, floribus sphaerice congestis, radice laterali solida *Hall.* Diese Art stammt aus dem Morgenlande her, und wächst auch auf der engländischen Insel Holms wild. Die kugelförmige, dichte, fleischichte Wurzel treibt unterwärts neue, um einander stehende, kleinere. Der Stängel erreicht 3 Fuß Höhe, und ist unterwärts mit bläulich angelautenen, saftigen, flachen, grasartigen, und der Länge nach in der Mitte gefurchten Blättern besetzt. Die Blumenscheide ist einblättrig, kurz, kegelförmig, und fällt zeitig ab. Die Blüth-Dolde ist fast kugelförmig. Die Blumenstiele sind lang und purpurfarbig; die Blumenblätter sind weißlich, und die inwendig gestellten breiter und rundlicher als die äussern, welche rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet sind. Von den Staubfäden sind die 3 äusserlich gestellten viel breiter als die 3 übrigen, und oberwärts dreifach gespalten; die beyden äussern Spitzen endigen sich gleichsam in eine Granne; auf der mittlern sitzt der Staubbeutel. Der Geruch ist wie bey dem Schnitt-Lauche, doch soll das Rindvieh davon fressen, ohne daß die Milch darnach riecht oder schmeckt.

2. Zahmer Lauch, Asch- oder Topf-Lauch, (weil die großen Zwiebeln die Koch-Töpfe leicht ausfüllen,) französischer, italienischer oder spanischer Lauch, grasblättriger Lauch mit häutiger Wurzel; grasblättriger kugelförmiger Knob-

Lauch

Lauch mit der häutigen Wurzel; nach dem Lateinischen auch Porree, Porro, im Nieders. Burree, Burrey, Burro, in Schwaben Pfarren; *Porrum commune capitatum C. B.* *Allium Porrum capitatum*; *Porrum sativum*; *Allium Porrum*, caule planifolio umbellifero, staminibus tricuspidatis, radice tunicata *Linn.* *Allium staminibus alterne trifidis*, foliis gramineis, floribus sphaerice congestis, radice tunicata, cauli circumnata *Hall.* Fr. Poireau, Porreau, Pourreau; Ital. Porro; Engl. common-headed Leek, oder gemeiniglich London (auch broad-leaved) Leek; Holl. Pareye; Schwed. Purio; Dän. Log, Beß-Loß; Span. Puerro; Hebr. כזר (Chazier), welches sonst eigentlich das Gras bedeutet, weil das Kraut dem Grase sehr ähnlich ist. Der eigentliche Geburts-Ort ist unbekannt; vielleicht ist diese Art aus der vorhergehenden entstanden. Die bauchichte Zwiebel treibt unterwärts Wurzelsäferchen, und besteht aus vielen weißen, glatten, über einander liegenden Häuten; aus der Mitte derselben entspringt der unterwärts mit grasartigen Blättern besetzte, 4 bis 6 Fuß hohe Stängel. Die Blüthdolde stellt eine große Kugel vor. Die Blumenstiele sind purpurfarbig; die Blumenblätter blaß-purpurfarbig, in der Mitte mit einer dunkeln Linie durchzogen, und rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Die Staubfäden sind wie bey der vorhergehenden Art beschaffen.

Man unterscheidet die Sommer- und Winter-Art. Der Sommer-Porree ist weichlich, und verdirbt zur Winterszeit gemeiniglich im Lande; der Winter-Porree hingegen ist dauerhafter, so daß seine im freyen Lande wachsenden Pflanzen von keiner Winter-Kälte Schaden leiden. Dieser treibt auch stärkere Zwiebeln, als jener. Wenn Winter-Porree-Pflanzen in einem fruchtbaren, wohl gedüngten Lande gebauet, 1 Schub weit

weit aus einander gepflanzt, auch mit Vertilgung des Unkrautes wohl abgewartet werden, so erhält man davon Bollen von eines Armes Dicke, da hingegen der Sommer-Porree zwar kleinere Zwiebeln giebt, aber desto längere Hälse ansetzt. Man säet beyde Sorten zu einerley Zeit, nämlich auf das Mistbeet im März, in das freye Land aber im April, und auch wohl noch im Anfange des May. Man säet gemeiniglich Porree und Zwiebeln (Zipollen) unter einander, so, daß man entweder, nach dem man nun von dem einen, oder dem andern, mehr oder weniger verlangt, auch mehr oder weniger davon unter den andern mischt, oder daß man, wie es meistens geschieht, beyderley Samen zu gleichen Theilen unter einander mischt. Die Zwiebeln kommen zwar vor dem Porree im Wachsthum sehr vorauf; weil sie aber schon im August, und also ziemlich früh, aufgenommen werden, so hat der Porree hernach noch Zeit genug zum Wachsthum, und man gewinnt also auf diese Weise von Einem Stücke Land eine ziemliche Menge sowohl von Zwiebeln, als Porree. Man pflegt auch den Porree im Frühlinge auf ein besonderes Beet etwas dicht zu säen, und die Pflanzen im Jun. in wohl gegrabene und mit kurzem Mist gedüngte Beete zu versetzen. Die Pflanzen werden nach geraden Linien in Löcher, die mit dem Pflanz-Holze gemacht sind, 9 bis 10 Zoll weit von einander gesteckt; in jedes Loch wird nur Eine Pflanze gesetzt; zuvor aber werden die zu setzenden Pflanzen an Kraut und Wurzeln etwas verschnitten, und gleich nach dem Pflanzen begossen. Einige haben die Gewohnheit, daß sie auf dem gegrabenen Lande, vermittelst einer Hacke gerade Furchen ziehen, jede Furche 1 Fuß weit von einander; in solche Furchen setzen sie die Porree-Pflänzchen, 6 bis 9 Zoll weit von einander. Wenn nun die Porree-Pflanzen in der Folge zum Wachsen kommen,

kommen, ziehen sie die Furchen vermittelst einer Gär-Hacke von beyden Seiten wieder zu; hierdurch werden die Porree-Pflanzen mit Erde angehauft, das Land locker gemacht, und das Unkraut vertilget, welches alles das Wachsthum der Pflanzen gar sehr befördert. Man kann auch im Jul. noch Porree-Pflanzen, auf andere von frühen Gewächsen, als: Sommerkohl-Pflanzen von Weißkohl, Kohlrabi, Wirsing, Savoyer Kohl, frühen Salat, frühen Erbsen etc. ledig gewordenen und frisch umgegrabenen, auch mit kurzem Mist etwas durchdüngten Beete setzen, da sie dann nur vorerst, bis sie angeschlagen sind, feucht gehalten werden müssen, hernach aber keiner weitem Wartung, als der Reinigung von Unkraut, bedürfen. Solcher verpflanzter Porree pflegt, besonders in einem guten Boden, ziemlich stark zu werden; und diese Art ihn zu ziehen, ist für diejenigen, welche wenig Garten-Raum haben, überaus vortheilhaft.

Von dem Winter-Porree habe ich bereits gemeldet, daß er dauerhaft sey, und von der Kälte keinen Schaden leide; es können demnach dessen gepflanzte Zwiebeln, ohne alles Verdeck, den Winter über im Lande stehen bleiben; und nach vergangenem Winter-Froste ausgehoben und verbraucht werden. Weil aber, wenn man im Winter davon Gebrauch machen will, es viele Mühe verursacht, die eingefrorenen Zwiebeln im Garten aus dem Froste los zu machen, so kann man, einen Theil derselben, und so viel man etwa im December, Jan. und Febr. zu verbrauchen gedenkt, gegen den Winter ausheben, auf ein Beet zusammen einschlagen, und mit leichtem Pferde-Mist, langen Stroh, Baum-Laube, oder andern Sachen bedecken, und zu beliebiger Zeit heraus nehmen. Wer gute Keller hat, hat solches Bedecken nicht nöthig, sondern nimmt bey später Herbstzeit, so viel als er den Winter über zu verbrauchen gedenkt, aus dem

Wef. technol. Enc. LXV Th. D 7 Lauch

Land, und setzt es im Keller in frische Erde, die dar- ein gebracht worden ist, oder in frischen Sand, dicht an einander ein. Der Sommer: Porree, welcher an den mehresten Orten der gemeinste ist, und am stärksten gebauet wird, verträgt zwar im freyen Lande einen gelinden Winter; wenn aber strenge Winter einfallen, die zugleich wenig Schnee haben, so erfriert er. Da man nun solches, und wie der Winter aus- fallen werde, zum voraus nicht wissen kann, so ist zur Erhaltung und Nahrung des Sommer: Porrees der sicherste Weg, den ganzen Vorrath, den man da- von hat, vor dem Eintritte des harten Frostes im spätem Herbste auszugraben, und die Zwiebeln auf ei- nem Beete bey einander reihenweise einzuschlagen oder einzuschichten, und mit Strobe, Mist oder einer andern Streu zu bedecken. Sind gute Keller vor- handen, so lassen sich die Zwiebeln auch auf eben die Art, wie ich bey dem Winter: Porree gezeigt habe, gar bequem darin erhalten.

Die Vermehrung des Porrees geschieht durch Samen, welchen man aus Italien verschreiben, oder auch bey Kaufleuten haben kann. Will man ihn aber selbst ziehen, so gräbt man dazu im Febr. eine Anzahl der noch im Garten stehenden stärksten und ansehnlichsten Stauden aus, pflanzt diese an eine gegen Mittag gelegene Rohr: Wand, Zaun, Planke, oder Mauer, 8 Zoll von einander in einer Reihe her, und schüßt nachher ihre zur Saat in die Höhe gegan- genen Stängel, vermittelst einer vor ihnen hergebun- denen Leine, gegen das Abbrechen, welchem sie von der Zeit an, da der Samenkopf sich entwickelt hat, sehr unterworfen sind. Je näher man sie im Herbste vermittelst dieser Leine an jene Befriedigung anbeugt, desto besser wird der Same reif. Denn in einem kalten Sommer, oder in einem kalten Herbste, pflegt der Porree: Same, wenn er im ganz freyen Garten gezo-

gezogen wird, in England und Deutschland nicht zur gehörigen Reife zu kommen, sondern von früh im Herbste einfallenden starken Nacht: Frösten so gar ganz verdorben zu werden. Wenn der Same reif ist, (welches man daran erkennen kann, wenn die Sa- menköpfe braun werden) schneidet man die Köpfe, 1 F. lang, oder noch etwas länger unter dem Kopfe ab, bindet jedes Wahl 3 oder 4 Köpfe zusammen, und hängt sie an einem trocknen Orte auf, wo man sie bis Weihnachten, oder noch länger, hangen läßt, und dann den Samen ausklopft. Weil aber die Samen- Hüllen sehr zähe sind, und der Same aus ihnen nicht gut heraus zu bringen ist, so pflegt man sie wohl, wenn man ihrer nur wenige hat, an einem rauhen Ziegel- Steine hart zu reiben, wodurch die Körner weit besser, als auf irgend eine sonst gebräuchliche Art, aus den Hüllen gehen.

Im 57 St. des Neuen hannöv. Magaz. v. J. 1793, Col. 911, f. hat Hr. Köhne, in Achim, folgende Be- merkungen vom Porro, die hierher gehören, bekannt gemacht.

„Um die Zeit, da der Same völlig reif zu seyn pflegt, hatten sich an den Stauden desselben, Köpfe von beson- derer und vortrefflicher Größe gesetzt, die mir Hoffnung zu dem besten Samen machten; ich verwahrte sie daher den Winter über ganz sorgfältig, bis auf die Zeit, da der Same wieder ausgesäet werden mußte. Beym Abma- chen der Köpfe aber befand sich kein einziges Samentörn- chen gut daran, hingegen an jedem dieser Köpfe etliche kleine Zwiebeln, von der ungefähren Größe eines großen Stecknadelskopfes. Nach einigem Besinnen legte ich die- se kleine Zwiebeln in einiger Weite aus einander in die Erde; sie fingen an heraus zu wachsen, und nach etlichen Wochen wurden sie zu so vortrefflichen Pflanzen, daß ich sie verpflanzen lassen konnte. Zu meinem Vergnügen wurde der vortrefflichste Porro zum Gebrauch in der Küche davon, und nur wenige schossen zu Samenköpfen durch.

Die Ursache von der Untauglichkeit des Samens aus den großen Porroköpfen, und daß statt dessen die daran gehängten kleinen Zwiebeln, so vortrefflichen Porro gezeugt, muß ich den Naturforschern überlassen. Vielleicht kann folgender Umstand eine Gelegenheit dazu gewesen seyn, wie mir fast wahrscheinlich seyn will, daß der Porro nämlich, der den Samen geben sollte, an einen schattigen Ort, wohin die Sonne erst des Mittags 1 Uhr ihn erreichen konnte, hingesezt worden, und mithin nicht Wärme genug für die gesunde Erzeugung des Samens gehabt haben muß.

Eine andere kleine Bemerkung von dem Porro füge ich noch bey. Wenn vom Porro, der im Frühjahr zum Sammentragen verpflanzt ist, die Samenköpfe, sobald sie hervorschießen, abgebrochen werden, so sezt sich statt dessen unten in der Erde am Stamme eine Zwiebel an, die weit delicates und wohlschmeckender ist, als der eigentliche Porro selber. Diese Zwiebeln sind im Herbst zu gebrauchen, und können auch hingelegt werden, und zum Wintergebrauch dienen.“

Der Porree ist bey uns mehr in der Küche, als in der Apotheke, gebräuchlich. Viele wollen seinen Gebrauch als schädlich verwerfen; Geoffroy aber und Andere haben bey solchen Personen, welche den Lauch häufig gespeiset haben, außer Blähungen, keine schlimme Wirkungen bemerken können. Er zertheilt, vermittelt seines scharfen und flüchtigen Salzes, die zähen schleimigen Feuchtigkeiten, und vermehrt insonderheit den Abgang des Urins. Nach Lobb besitzt derselbe den Blasenstein auflösende Kräfte, welche aber in der Abkochung von der Zwiebel wirksamer, als in dem ausgepreßten Saft, sind; denn Steine, die man in den Saft hineingelegt hatte, mußten noch ein Mahl so lange in warmer Digestion stehen bleiben, bis ihre erweichte Oberfläche die angefangene Auflösung zeigte, da sie doch in dem Decocte in 3 Tagen aufgelöst wurden. Man kann hieraus folgern, daß der Genuß des gekochten Porree, und das Trinken

des

des Decoctes von ihm, denen, die mit dem Steine behaftet sind, zuträglich ist. Auch dem Aufgusse, der übrigens nicht unwirksam ist, ist das Decoct vorzuziehen. Der durch den Aufguß bereitete Wein aus dem Porree aber äußert keine Kräfte auf den Stein (*). Hippokrates rühmt das Decoct bey den Krankheiten des weiblichen Geschlechtes; und wenn diese von schleimigen Säften entstehen, kann man ihm billig Beyfall geben. Einige bedienen sich des Lauch-Syrupes bey Steckflüssen und andern schleimigen Zufällen der Brust.

Nach dem Lauche in Aegypten sehnten sich die künftigen Israeliten in der Wüste, welche ihn neben den ägyptischen Zwiebeln und Knoblauch nennen; 4 Mos. 11, 5. (**)

Die Franzosen und Italiäner halten diesen Lauch für ihre beste Suppen-Speise, wiewohl er auch an Rind-, Kalb-, Hammel- und Lamm-Fleisch gekocht, und in Pasteten gethan wird. Die Lauche dienen

N 3

nicht

(*) Lobb de dissolvend. calcul. Exper. 85 — 95.

(**) Nach Harnar's Meinung, hat man Ursache, an der Richtigkeit der englischen und auch deutschen Uebersetzung dieser Stelle zu zweifeln. „Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst aßen, und der Kürbis (Gurken), Pfeffer, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch. Ludolph war ebenfalls mit den Uebersetzungen nicht zufrieden, welche, gleich der englischen, die Kinder Israel so vorstellten, als Leflagten sie sich über den Mangel des Lauchs, den sie in Aegypten zu essen gewohnt waren; und doch stimmen diese Uebersetzungen mit der LXX Dolmetscher ihrer überein, die in Aegypten gemacht worden ist. Ludolph nimmt die arabische Sprache zu Hülfe, und meint, das dritte Wort, welches wir durch Lauch übersezen, bedeute so viel als Larrich, oder Salat, überhaupt. Nach Harnar'n würde diese Stelle folgender Gestalt zu berichtigen seyn: „Wir erinnern uns an die Gurken, an die Melonen, und an die Kräuter, die wir in Aegypten aßen.“ Ein Mehreres hiervon, s. im 3 Th. der aus dem Enal. übers. Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen, (Hamb. 1779. gr. 8.) S. 280 — 286.

nicht weniger, insonderheit aber der Schnitt-Lauch, in Eyer-Ruchen, unter Bauern-Klöse an statt der Zwiebeln, zum Kräuter-Salat, zur Streu auf die Suppen, und wird auch an einigen Orten unter die frischen Brat-Würste gehackt. Roh genossen, ist der Lauch dem Magen schädlich; und ober gleich durch den Essig etwas verbessert wird, macht er doch ein schleimniges Gebliut, daher er denen, die blöde Augen haben, und den Podagrifen, zu untersagen ist.

Ein Abkömmling und eine Varietät des Porree, ist der Perl-Lauch, *Porrum sectivum latifolium C. B.* *Porrus sectilis Pallad.* *Porrum sectivum Column.* *Porrum sectivum capitatum Matthiol.* *Porrum sectile l. confile Lob.* Span. *Pucro cabegudo.* Nach Haller's Opusc. bot. p. 349, ist der in Tab. 872 abgebildete wilde breitblättrige Lauch, *Porrum sylvestre latifolium*, gleichfalls der Perl-Lauch.

Die Entstehungs-Art des Perl-Lauches; eine Anweisung, wie man denselben, ohne Samen und Zwiebeln, aus Porree ziehen könne (*),

von

(*) Als ich diesen Aufsatz zuerst im hannover. Magaz. 1775, im 17 St. abdrucken ließ, vermuthete ich noch, daß der Perl-Lauch das *Allium rotundum Linn.* Sp. 4, Ed. 3, p. 423, sey, und glaubte, wenn er dieses nicht sey, so sey er selbst dem Ritter *Linne* noch unbekannt, weil ich unter allen seinen 37 Speciebus des *Allium* keine fand, die der Perl-Lauch seyn könnte. Jetzt aber bin ich überzeugt, daß er keine besondere Species *Allii* sey, sondern eine bloße Spiel-Art des *Allium Porrum Linn.* und daß dieses die Ursache sey, warum ihn jener große Kenner der Pflanzen nicht zu einer besondern Specie gemacht habe; und daß, wenn man ihn und den Porree mit besondern Nahmen von einander unterscheiden wollte, man, um bey der *Linne'schen* Benennung zu bleiben, den Porree *Allium Porrum commune*, und den Perl-Lauch *Allium Porrum sectivum* nennen müßte. Es sey mir erlaubt, ob ich gleich in Ansehung der Botanik ein Laye bin, den Herren Botanics meine Gründe davon vorzutragen. 1) Ist es augenscheinlich, daß

von Hrn. Superint. Püeder, im 2 Th. seiner Rächengartenbriefe, (Hannov. 1776, 8.) S. 175, fgg.

Vy 4

„Nach-

daß der Perl-Lauch das *Porrum sectivum latifolium C. B.* sey, wovon in *Miller's Gärtnerlexicon*, nach der deutschen Uebersetz. der 3ten Ausgabe, Th. 2, S. 158, gesagt wird, daß es insgemein der londonische Lauch genannt werde. Denn *Elsholtz*, dem man die botanische Genauigkeit nicht absprechen kann, unterscheidet in seinem Gartenbau, (Vrj. 4te Aufl. 1715, fol.) S. 109, a. den Porree und Perl-Lauch also, daß er schreibt: „*Porrum commune capitatum C. B.* *Porrum Dad. Tab. J. B. commune Matth. vulgare Lob.* des Porreaux, heißt insonderheit „*Wischlauch*, hat zur Wurzel eine weiße Zwiebel mit vielen „*Basern*, aus derselben treucht ein einiger Stengel, daran „*wachsen lange, breite und oben zugespitzte Blätter*, und „*trägt Saamköpfe*. Wenn er aber zur Speise abgezeichnet „*sten wird*, trägt er keine Köpfe, und wird alsdenn gemein „*het Schnittlauch*, *Porrum sectivum latifolium C. B.* „*Porrum sectivum capitatum Matth. confile et capitatum Lob.* Der Schnittlauch kann zwar aus dem Samen „*gezeugt werden*, also, daß die Aussaat geschehe bald im „*Anfange des Frühlings*, oder zu Ausange des Herbstes. „*Die weil es aber mit dem Samen langsam daher geht*, „*braucht man hier in Lande nur die Vermehrung durch die* „*Wurzeln*. Nemlich man reißet sowohl im Frühlings, als „*Herbste*, einen Klumpf Wurzeln von einander, und setzt „*jede Zwiebel besonders*, welche in kurzer Zeit sich sehr vermehren.“ Unser Perl-Lauch ist also das von *Miller* n und *Elsholtz* angeführte *Porrum sectivum latifolium C. B.* 2) Dieses aber ist, eben wie *Porrum commune capitatum C. B.* (Porree) das *Allium Porrum Linn.* welche *Linnaeus* beyde gemeinschaftlich also benennet. In der 3ten Edit. von *Linn. Spec. Plant.* steht zwar nicht *Porrum sectivum*, sondern *lativum latifolium, Bauh. pin. 72.* Aus dem aber, was ich vorher gesagt habe, erhellet deutlich, daß das *sectivum* und *lativum*, entweder im *Miller* und *Elsholtz*, oder im *Linne*, verwechselt oder verdruckt sey. Da nun beydes, der Porree und der Perl-Lauch das *Allium Porrum Linn.* sind, wie können wir sie denn besser unterscheiden, als wenn wir der *Linne'schen* Benennung die Beywörter befügen, wodurch wir sie von einander unterscheiden, und also den Porree *Allium Porrum commune*, und den Perl-Lauch *Allium Porrum sectivum* nennen? Uebrigens haben auch die Alten unter dem Porree und Perl-Lauch keinen Unterschied gemacht, wie aus folgenden Stellen erhellet: „*Porrum sectile velis, post duos menses, quam latus est, potestis desecare manentem in arcis suis, si capitatum* „*la-*

„Nachdem ich den Perl-Lauch bereits 2 Jahr gekannt, und in meinem Garten gebauet hatte, habe ich die Entstehungsart und den Ursprung desselben im J. 1768 auf eine so sehr ohngefähre und unerwartete Art zu entdecken Gelegenheit gehabt, daß ich denselben seitdem im Garten haben würde, wenn er auch vorher nie in der Welt gewesen wäre, und daß ich einen jeden lehren kann, wie er denselben selbst erzeugen könne, ohne ihn sich erst von andern geben zu lassen. Ich habe zwar diese Entdeckung bereits im J. 1768, und also schon vor beynähe 7 Jahren gemacht; habe aber dieselbe den Gartenfreunden bisher noch nicht, als eine gemachte neue Entdeckung, bekannt machen mögen, weil ich vermuthete, derjenige, der den Perl-Lauch zuerst erfunden, möchte seine Erfindung vielleicht in einem mir nicht zu Gesicht gekommenen Buche bekannt gemacht haben. Weil ich aber seit diesen 7 Jahren weder in irgend einem Buche etwas davon gehört habe, und die besondere Entstehungs-Art des Perl-Lauches also bis jetzt keinem bekannt zu seyn scheint, als nur dem, dem ich dieselbe erzählt, oder überschrieben, oder der dieselbe durch die dritte Hand erfahren haben mag: so will ich dieselbe, da dieser Lauch ohnedem noch wenig, und wie ich aus darüber erhaltenen Briefen weiß, in einigen Provinzen Deutschlands noch gar nicht bekannt, auch in manchen Gegenden gar nicht einmahl zu bekommen ist, jetzt zu erzählen mir die Erlaubniß nehmen, um dadurch diejenigen, die diesen beliebten Lauch weder haben, noch auch denselben zu bekommen wissen, und denen dieses Blatt zu Gesicht kommen wird, in den Stand zu

„facere velis, quod vere severis, Octobri mense trans-
 „ferra debebis.“ *Pallad. de re rust. L. 3, Tit. 24.*
 „Porrum si sectivum facere velis, densius satum praece-
 „perunt priores relinqui: et ita enim increverit, locari.
 „Sed nos docuit rſus, longe melius fieri, si differas,
 „et eodem more, quo capitalium modicis spatiis, id est,
 „inter quaternos digitos depangas, et cum convalescit,
 „deseces. Cultus autem Porri capitati assidua farratio
 „et stercoratio est, nec alius tamen sectivi.“ *Column.*
de re rust. L. 11. p. m. 441. Wenn ich hiermit die vor-
 her aus dem Elsholz angeführte Stelle vergleiche, so ist
 das Porrum capitatum der Alten unser Porree, und ihr
 Porrum sectile oder sectivum unser Perl-Lauch.

zu sehen, denselben im künftigen Sommer in ihrem Gar-
 ten selbst zu erzeugen, ohne dazu weder Samen, noch
 Zwiebeln zu gebrauchen.

Ein Freund des Gartenbaues in Obersachsen brachte
 mich im J. 1767 auf den Gedanken, den Porree, so, wie
 er im Winter aus dem Keller, und bey offener Erde aus
 dem Garten zur Speise verbraucht wird, die an demsel-
 ben, besonders dann, wenn er sehr dick gewachsen ist, und
 tief in der Erde gestanden hat, bisweilen befindlichen Ne-
 benschoßlinge, die an ihm als junge Porree-Pflanzen her-
 vorwachsen, abzunehmen, und dieselben, sobald man nach
 dem Winter wieder im Garten arbeiten kann, zu pflanzen.
 Weil diese Nebenschoßlinge die Gestalt der Porree-Pflan-
 zen haben, so vermuthete er, und ich vermuthete es mit
 ihm, es würde aus denselben ordentlicher Porree erwach-
 sen; eben so, wie aus den Nebensprossen der Artischocken,
 wenn man dieselben abnimmt und verpflanzt, neue Artis-
 chocken-Stauden von eben derselben Art erwachsen, von
 denen man um einen oder 2 Monathe früher Früchte er-
 hält, als man bekommt, wenn man die Pflanzen erst neu
 aus dem Samen erzogen hat. Wir vermutheten, weil
 man jene Nebenschoßlinge des Porree schon im Febr. oder
 März, oder sobald nur die Erde wieder offen, verpflanzen
 könnte, so würde man auf diese Art schon um Pfingsten
 völlig erwachsenen und in diesem Jahre noch nicht in Sa-
 men gehenden Porree haben; an statt daß man, wenn
 man ihn erst im April säet, und ihn erst im May ver-
 pflanzt, allererst gegen das Ende des Aug. esbaren Porree
 haben kann. Ich sammelte in dieser Absicht den folgen-
 den Winter über ein gutes Theil jener Porreeschoßlinge,
 und pflanzte dieselben im März 1768, in Hoffnung, um
 Pfingsten esbaren Porree zu haben.

Meine Vermuthung traf jedoch nicht ein. Anstatt daß
 die verpflanzten Porreeschoßlinge ihre Blätter, gleich or-
 dentlichen im Wachsthum begriffenen Porreepflanzen, in
 die Länge und Breite austreiben, und ihre Stängel in
 eine walzenförmige Dicke und Ründung wachsen sollten,
 um esbarer Porree zu werden, so gingen sie um die Zeit,
 da der zum Samen gesetzte Porree in die Höhe zu gehen
 pflegt, und da sie kaum die Dicke eines irdenen Pfeifen-
 Stiels erreicht hatten, zum Samentragen in die Höhe.
 Meine Hoffnung, ohne Hilfe eines Mistbeets, im freyen

Garten ungewöhnlich früh, eßbaren Porree zu erlangen, war also vereitelt, weil auch nicht aus einem einzigen Schößlinge neuer Porree ward, sondern sie alle in Samen gingen.

Indessen ließ ich sie, jedoch nicht in der Absicht, um Porreesamen davon zu erhalten, (denn dieser würde, weil die samen tragenden Stauden kein ordentlich erwachsener Porree gewesen, untauglich gewesen seyn,) sondern ganz von ohngefähr stehen. Und eben so von ohngefähr bemerkte ich im Jun., daß neben verschiedenen von ihnen, besonders neben denen, die am spätesten aufgeschossen waren, eben solche Nebenschößlinge hervorkamen, als sie selbst ihrem Ursprunge nach waren, und daß sich die Zahl derselben bey einigen im Jul. bis auf 3 und 4 Schossen vermehrte. Ich schnitt also einigen die Samenstangen ab, um zu sehen, was weiter daraus werden würde. Dies hatte die Wirkung, daß sich bey einigen von ihnen die Zahl der Nebenschossen vermehrte, und daß das Ansehn eines solchen Busches, dem Ansehn eines mit noch nicht vielen Nebenschossen versehenen Perl-Lauch-Busches ähnlich war (*).

Ich

(*) Bis auf den Augenblick, da ich diesen Aufsatz zu diesem neuen Abdruck übersehe, habe ich geglaubt, ich sey der erste, der die Entstehungs-Art des Perl-Lauches entdeckt. Ich sehe aber aus dem, was ich in der vorhergehenden Note aus dem Elsholz, Palladius und Columella, angeführet, und zwar schon vorhin darin gelesen, aber immer übersehen, und allererst jetzt bey abermaligen Nachdenken verstehen gelernt habe, daß man nach Elsholzens schon vor etwas mehr als 100 Jahren gegebenen Anweisung, den Lauch, welchen er Schnitt-Lauch oder Asch-Schnittlauch nennt, und jetzt Perl-Lauch genannt wird, dadurch erhalte, daß man den Porree zur Speise abschneidet, und ihn keine Samenköpfe tragen läßt, und daß das Abschneiden des hervorstehenden Samentopfs gerade dadienige sey, was den Porree zwingt, Nebenzwiebeln, und also Perl-Lauch zu treiben. Und noch mehr; daß diese Art der Erzeugung des Perl-Lauches, die ich zuerst entdeckt zu haben glaubte, schon um die Mitte des 1ten Jahrh. n. E. G. vom Columella, und nachher am Ende des 2ten Jahrh. vom Palladius gelehret sey. Die Ehre der ersten Erfindung des Perl-Lauches, ob ich denselben wirklich also entdeckt habe, daß ich ihn besitzen würde, wenn er auch gleich nie vorher existirt hätte, gebe ich also zur Hälfte auf, weil Columella über 1700, Palladius fast 1600, und Elsholz über 100 Jahr eher, in dem

Ich nahm einige derselben auf, und fand, daß sich aus dem untern Theile der Pflanze bereits so manche kleine, einer Perle ähnliche Zwiebel, herausgeworfen hatte, als dieselbe Nebenschößlinge getrieben hatte (*); daß einige dieser Pflanzen auf der andern Seite der ersten Nebenschossen, gleichsam buckelicht gewesen waren, und daß unter der Haut dieses Buckels mehrere kleine runde Zwiebeln lagen, welche im Begriff waren, die Haut, unter welcher sie lagen, zu zer Sprengen, und dann ihr Laub aus der Erde hervorzutreiben; und daß endlich alle diese kleinen Zwiebeln die Gestalt, den Geruch und den Geschmack desjenigen Lauches hatten, welchen ich damals schon seit 2 Jahren unter dem Nahmen des Perl-Lauches, als ein besonderes Geschlecht des Lauches gehabt hatte.

Ich ließ also die übrigen fortwachsen, und nahm sie erst zu der Zeit auf, da ihr Laub trocknete, und ihr Wächsthum geendigt war, und bekam lauter Perl-Lauch-Zwiebeln, wiewohl, weil sie zum Wächsthum kaum 4 Monath gehabt hatten, in geringer Anzahl, und mehrentheils sehr klein. Diese neuen Zwiebeln pflanzte ich, gleich dem Perl-Lauche, welchen ich bereits hatte, zu seiner Zeit aufs folgende Jahr; sie keimten, gleich jenen, bald hervor, vermehrten sich eben so, wie jener, durch mehrere neue Nebenschößlinge, und waren der ordentliche Perl-Lauch.

Wer also den Perl-Lauch noch nicht hat, und ihn bisher vergeblich gesucht hat, löse die an dem den Winter über

den aus ihren Schriften angeführten Stellen eine Anweisung gegeben haben, dadurch zu Perl-Lauch zu gelangen, daß man den Porree oft abschneidet und ihn nicht in Samen geben läßt; halb aber glaube ich Recht zu haben, mir die selbe zuzueignen, weil die von mir entdeckte Art seiner Erzeugung, von dem, was jene geschrieben haben, dadurch unterschieden ist, daß ich ihn aus den Nebenschossen zu erziehen lehre.

(*) Diejenigen Zwiebeln, welche Cratjan im Calend. perpet. Th. 2, S. 94, Winterzwiebeln nennt, *Cepa oblonga* L. B. haben auch die Eigenschaft, daß sie Nebenbrut treiben. „Bey dem Wächsthum dieser Zwiebeln,“ schreibt er, S. 96, „nimmt man wahr, daß viele Nebenbröschchen an ihnen aufwachsen, — und es findet sich nachher ein Bündel Zwiebeln, so eine ganze Hand ausfüllt, bey einander.“

über zu verspeisenden Porree befindlichen Nebenschößlinge von demselben also ab, daß an ihnen einige Zäferchen von Wurzeln bleiben, verwahre diese nach und nach, so wie der Porree zur Speise gebraucht wird, abgenommenen Nebenschößlinge bis in den Febr. oder März, da man pflanzen kann, im feuchten Sande; pflanze sie nachher $\frac{1}{2}$ Fuß weit aus einander in solches Land, welches theils nicht frisch gedüngt ist, theils auch keinen sichtbaren Mist mehr in sich hat; so tief, als sie weiß sind, und als sie folglich vorher in der Erde gestanden haben; und schneide ihnen, sobald sie aus ihren Herzen einen Samenstängel zu treiben beginnen, den Ansatz des Samenkopfes ab, damit sie keinen Samen tragen können; es werden sich dann an verschiedenen derselben bald einige kleine runde Zwiebeln erzeugen, welche man, wenn das Laub, welches sie getrieben, trocken geworden ist, aufnehmen, und gegen den Sept., um die Zeit, da man den allgemein bekannten Fleisch-Lauch (Klumpkollen) wieder einpflanzt, auf ein ordentliches Beet $\frac{1}{2}$ Fuß weit ins Quadrat verpflanzen kann, so wird er bereits im folgenden Jahre eine reiche Aernde davon haben.

Sollte es sich fügen, daß jemand an seinem diesjährigen Porree etwa keine Nebenschossen vorfände, so ist noch ein Mittel, wie man dennoch den Perl-Lauch auch selbst erzeugen kann, nämlich vermittelst der aus dem Frühjahr zum Samen zu setzenden Porreestangen. Wenn nämlich der Porree gleich im ersten Sommer keine Nebenschossen getrieben hat, so wird man dennoch unter einer Quantität des zum Samen gesetzten Porree, verschiedene Samenstangen finden, neben denen zu der Zeit, da sie Samen tragen, Schößlinge hervorkommen. In diesen wird man demnächst, wenn der Porreesame reif ist, einige kleine, wie Perlen glänzende, runde oder rund zugespitzte, oder plattrunde Zwiebeln von der Größe einer Linse oder einer Erbse, selten aber größer, finden. Ja, man wird dergleichen zu Zeiten so gar dann an den, nach geschehener Reifung des Samens, dörre gewordenen Porreestangen finden, wenn man auch gleich vorher keine Nebenschößlinge hat hervorgegrünen sehen; die sich aber, weil sie die äußerste Haut der Porreestande, unter welcher sie erwachsen sind, zerprengt haben, und nun so klein, und zum Theil noch kleiner, als eine Erbse, neben dem Mutter-

Stam-

Stamme liegen, bey dem Ausziehen der Samenstande leicht in der Erde vertieren, wenn man die Stande nicht sorgfältig aufnimmt. Auch vermittelst dieser, wenn man mit ihrer Einpflanzung nach der zuvor gegebenen Anweisung verfährt, kann man zu dem ordentlichen Perl-Lauche gelangen (*).

Der sogenannte Perl-Lauch ist also ganz offenbar ein Abkömmling des Porree; und wer Porree hat, kann denselben ohne Samen und Zwiebeln selbst erzeugen. Aus den Zwiebeln, mit denen er sich vermehrt, wird auch nie wieder Porree, sondern er bleibt immer Perl-Lauch. Ob indessen aus dem Samen des Perl-Lauches (denn die gesetzte Mutterzwiebel desselben treibt mehrentheils einen Samenstängel, der dem vom Porree ganz ähnlich, nur etwas dünner und niedriger ist, und bringt reifen, dem Porreesamen ähnlichen Samen,) wiederum Perl-Lauch, oder Porree erwachse, kann ich nicht bestimmen. Ich habe den Samen nie weder aufgenommen, noch wieder gesät, theils, weil es, wenn Perl-Lauch daraus würde, eine eben so unnötige Mühe verursachen würde, Perl-Lauch aus dem Samen zu ziehen, als es eine unnötige Sache seyn würde, wenn man im Ernst die Kartoffeln aus Samen ziehen wollte, indem man ihn, durch seine Zwiebeln, selbst durch diejenigen, die kaum die Größe einer Erbse haben, ohne Mühe vermehren kann (**).

Da nun der Perl-Lauch ein Abkömmling des Porree ist, so erhellt hieraus zugleich, was für einen Gebrauch man von demselben eigentlich in der Küche machen könne, nämlich eben denselben, den man vom Porree macht.

(*) Nach dem, was ich in den beyden ersten Notizen dieses Aufsatzes aus dem Columella, Palladius und Elsholz angeführt, kann man den Perl-Lauch auch auf diese Art hervorbringen: Man schneide die versetzten Porreepflanzen im ersten Sommer oft ab, damit sie dadurch gezwungen werden, bald Zwiebeln auszutreiben; im zweyten Jahre lasse man den Porree nicht in Samen gehen, sondern schneide ihm den Samenstängel ab, sobald derselbe hervortreibt, u. s. w.

(**) Elsholz schreibt in der in der ersten Note dieses Aufsatzes angeführten Stelle: der Perl-Lauch, welchen er dabeist Alsch-Schnittlauch nennt, könne durch seinen Samen fortgepflanzt werden, man pflanze ihn aber durch seine Zwiebeln viel bequemer fort.

macht. Er vertritt also nicht die Stelle einer eigentlich so genannten Zwiebel, oder Lauches, z. E. des Fleisch- oder Jacobs-Lauches, der Schalotten, des Schnitt-Lauches, als welche sämmtlich hohle und röhrenförmige Schloten haben, sondern den Porree, dessen flachen Blättern auch seine Blätter völlig gleichen. Im Frühjahr, etwa im May, wird er zu der Zeit zur Speise brauchbar, da der Porree des vorigen Jahres in Samen geht, und zur Speise unbrauchbar wird. Er hat alsdann zwar noch keine förmliche runde, sondern nur dünne walzenförmige Zwiebeln, wie junge Porreepflanzen; man kann aber doch seine alsdann noch dünne Stangen, so weit sie in der Erde gestanden, statt des Porree, auch, wenn man will, sein zartes Laub an die Speisen gebrauchen. Wenn er nach Pfingsten Zwiebeln angelegt hat, kann man diese bis zu der Zeit, da sich sein Laub zu verlieren anfängt, immer frisch aus der Erde, und wenn er gegen Jacobi trocken und reif ist, die aufgenommenen und in einer Schachtel verwahrten Zwiebeln zur Speise gebrauchen. Gegen Michaelis fängt er an zu treiben, und wird aufs neue eingepflanzt, und gegen die Zeit ist der neue Porree an seiner Statt essbar. Und so kann man mit ihm und dem Porree ein halbes Jahr um das andere abwechseln.“

Vom Verlauche, von Hrn. Imposicommisair Schulz in Lüneburg, st. in Hirschfeld's Taschenbuch für Gartenfreunde, a. d. J. 1785, (Kiel, 12.) S. 165 — 170.

Bemerkungen über vorübergehenden Aufsaß, von Hrn. Stein, in Halbes, st. im 35 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1786, Col. 553 — 560.

Hrn. Schulz Beantwortung darauf, st. im 51 St. dess. v. e. d. J. Col. 811 — 816.

Hrn. Stein Fortsetzung der Beobachtungen über die Entstehung des Verlauchs, st. im 103 St. dess. v. e. d. J. Col. 1637 — 1644.

Hrn. Schulz Zusätze zu seiner Abb. vom Verlauche, st. in Hirschfeld's Taschenb. für Gartenfr. a. d. J. 1787 und 1788, S. 160 — 168.

Hrn. Stein fortgesetzte Beobachtungen über die Entstehung des Verlauchs, st. im 30 und 31 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1788, Col. 473 — 488.

Hrn. Schulz Fortsetzung seiner Abb. vom Verlauche, st. im 53 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1789, Col. 843 — 848.

Eb. Dess. letzte Zusätze zu seiner Abb. im Gartenkalend. 1785 und 1788, st. in Hirschfeld's Taschenb. 2c. a. d. J. 1789, S. 190 — 193.

3. Schnitt-

3. Schnitt-Lauch, Binsen-Lauch, Brisch-Lauch, Gras-Lauch, Kleiner Sohl-Lauch, Schnittling, Spalt-Lauch, Nieders. Beesloß; Porrum sectivum uncinifolium (minus) C. B. Porrum sectivum Trag. Fuchs. Lonic. Porrum sectile Matth. Cepa sectilis uncinifolia perennis Moris. Porrum Tarentinum; Allium Schoenoprasum (Gethyllis, f. minus), scapo nudo, folia adaequante, foliis teretibus subulato-filiformibus Linn. Allium staminibus simplicibus, foliis radicalibus, teretibus scapi longitudine Hall. Französ. Cive, Cive d'Angleterre Civette; Engl. Cives; Schwed. Gräslök; Holland. Bieslooc; Dän. Puldg; eine Art des Lauches mit einem flachblättrigen Stamme, und zart gekerbten Blättern. Es ist ursprünglich eine Alpen Pflanze, und wird in der Schweiz, in Sibirien und Deland reichlich wachsend angetroffen. Die kleine, längliche Zwiebel treibt viele walzenförmige hohle Blätter und Stängel, welche einander ganz ähnlich und ungefähr 1 Fuß hoch sind. Die Blumenscheide ist weißlich, mit rötlichen Adern durchzogen, kurz, und spaltet sich von einander. Die Blumen stellen ein doldenförmiges Köpfchen vor, und sind aufwärts gerichtet. Die Blumenblätter sind eyförmig, zugespitzt, blaß-purpurfarbig, in der Mitte der Länge nach mit einer dunklern Linie bezeichnet, in 2 Reihen gestellet, und unterwärts fast mit einander verwachsen. Die 6 Staubfäden sind unterwärts mit den Blumenblättern und unter sich selbst verwachsen, und endigen sich nur mit einer Spitze. Die Frucht ist länglich, stumpf, und aus 3 rundlichen Klappen zusammengesetzt. Die Samen sind eckig und schwarz. Der starke und besondere Geruch macht die Pflanze leicht kenntlich, und wo dieselbe auf den Wiesen, wie in der Schweiz, häufig wächst, erhält Milch und Butter einen unangenehmen Geschmack.

In

In Deutschland wird dieser Lauch in Gärten gezogen, und kann im Frühlinge oder Herbste durch Zerteilung der alten Stöcke vermehrt werden, am besten aber im Herbste, weil er hernach im Frühlinge eher brauchbar wird, auf 3 Fuß breite Beete, etwa 6 Zoll weit ins Gevierte; in jedes Loch 3 bis 4 Stück seiner Zwiebelchen. Er nimmt fast mit jedem Orte im Garten fürlieb. Er kann an Einem Orte etliche Jahre stehen bleiben, ehe man eine Umpflanzung vornehmen darf; doch ist es besser, ihn alle 2 Jahr umzusetzen. Es bleibt dieser Lauch, Winter und Sommer über, an Einem Orte stehen, erfriert niemals, und die Wurzeln verderben nicht, außer wenn er gar so lange an Einem Orte gestanden hat, und durch die häufig angelegte Brut gleichsam erstickt wird. Er kann auch zur Einfassung kleiner Beete, 2 bis 3 Zoll weit in einer Reihe her gepflanzt werden, und macht dann binnen kurzer Zeit eine voll ausgewachsene Reihe aus; wenn man Blätter und Stängel zuweilen abschneidet, ist diese Einfassung schöner, als von Buchsbaum; unterläßt man aber das Verschneiden, und die Blätter wachsen zu hoch, so werden solche vom Wind und Regen aus einander getrieben, und bekommen ein verwirrtes Ansehen. Das Abschneiden muß aber nicht bei Regen-Wetter geschehen, weil das Wasser in die abgeschnittenen röhrenförmigen oder hohlen Stängel und Blätter eindringt und dieselben gelb macht, wiewohl es dem Gewächse an sich nichts schadet. Dieser Lauch läßt sich zwar auch aus seinem Samen ziehen, welcher im Jun. reif wird; da er aber weit geschwinder durch Zerteilung seiner Büsche, und durch Fortpflanzung seiner jungen Zwiebelchen sich erlangen läßt, so wird niemand leicht darauf verfallen, solchen Samen anzubauen, und die Vermehrung mit Samen ist ganz unnötig.

Der

Der Schnittlauch hat seinen Namen daher erhalten, weil er, wenn die Blätter noch zart sind, zum täglichen Küchen-Gebrauch abgeschnitten wird. Der Geruch und Geschmack ist beißender, als der Porree, jedoch milder, als der Geschmack der im Jul. zum Frühlings-Salat gesäeten Bollen und Winter-Zwiebeln. Dem ungeachtet muß man, wenn man ihn genossen hat, und eine Person, die ihn nicht genossen hat, küssen will, nach *Martialis* Rathe, mit geschlossenen Lippen küssen (*).

Wenn man den Schnitt-Lauch in die Küche brauchen will, muß man ihn nicht mit den Händen abreißen, sondern mit einem scharfen Messer gleich und sauber abschneiden, und auf die Stumpfen oder Stängel, Sand oder trockne Erde streuen, damit die natürliche Feuchtigkeit sich nicht zu viel ausziehe, und die eindringende Nässe des Regens keine Fäulung verursache. Er läßt sich in Suppen, Salat, Eyer-Kuchen, und zu andern Speisen mehr (s. ob. S. 709, f.) gebrauchen; man muß sich aber doch desselben mäßig bedienen. Das Federvieh, zumahl die Truthühner, gedeihen vortreflich darnach.

Eine Varietät des Schnitt-Lauches ist: der Johannis-Lauch, oder Jacobs-Lauch (**), Fleisch-Lauch,

(*) *Fila Tarentini grauius redolentia porri*
Edisti quoties, oscula clausa dato.

Martial. L. 13. epigr.

(**) Weil dieser Lauch um Jacobi (d. 25 Jul.) aus der Erde genommen wird, wird er Jacobs-Lauch, und dessen Zwiebel die Jacobs-Zwiebel genannt; und diesen Namen verdient er mit mehrern Rechte, als den Namen Johannis-Lauch, weil er in etwas kalten und schweren Boden erst um Jacobi, hingegen um Johannis noch keiner reif wird, außer nur der, welcher verkrüppelt ist, oder in dürrern Sand-Boden steht.

Lauch, großer oder süßer Zohl-Lauch, holländischer Lauch, Klump-Bollen, Gieben, Kleeven, gelbliche Winter- oder Schnitt-Zwiebel, welche keinen Samen bringt, *Porrum sectivum iuncifolium* (maius) *C. B.* *Porrum Getium Geln.* *Porrum iuncifolium maius Elsh.* *Allium Schoenoprasum* (Getium s. maius) *Linn.* Fr. Ciboule vivace. Er ist zwar eine Art von Zwiebel, bekommt aber keine eigentlich runde Zwiebeln, sondern gelbe längliche Bollen, welche nie in Samen gehen, sondern, wenn sie ja in Samen gehen, welches doch nur selten geschieht, statt des Samens kleine runde grüne Zwiebeln tragen. Er wird hauptsächlich im Frühlinge, so lange die im Jul. gesäeten Bollen und Winter-Zwiebeln noch nicht brauchbar sind, an statt frischer Bollen und Winter-Zwiebeln gebraucht. So sehr derselbe ehemals im Gebrauche war, so ist er doch jetzt so selten, daß er nur wenigen bekannt, und kaum noch anders, als in botanischen Gärten, anzutreffen ist (*). Obgleich zuweilen aus einer oder der andern dieser Zwiebeln ein Samen-Stängel hervor schießt, der dem aus dem Porree und den Bollen hervorschießenden ähnlich ist, so erfolgt doch weder Blüthe, noch Samen, und er kann also nicht anders, als durch die Zwiebeln, fortgepflanzt werden. Man setzt die Zwiebeln dieses Lauches, gegen die Mitte des Augustes, in ein gutes, mürbes und fettes, aber nicht frisch gedüngtes Erdreich (**), nach der Garten-

Schnur,

(*) Die Londner Gärtner ersetzen seine Stelle mit einer andern Art Zwiebeln, nämlich mit Bollen, welche im Winter im Hause ausgewachsen sind, welche sie zeitig im Frühlinge pflanzen, deren Schloten dann in kurzer Zeit brauchbar werden, und welche sie hernach wieder aufnehmen, ihre äußere Haut ablösen, und sie, in Bündel gebunden, zu Markte bringen, und an statt Johannis-Lauches verkaufen.

(**) Wer ein Liebhaber eines recht stark und scharf schmeckenden Lauches ist, lasse im April, vermittelst der schmalen Hacke

zw

Schnur, in Reihen, worin sie so tief zu stehen kommen, daß sie, wenn die Reihe wieder zugeharkt worden ist, über der Erde nicht zu sehen sind, und also 2 bis 3 Zoll tief, $\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander, doch so, daß die folgende Reihe jedes Mal 1 Fuß von der andern entfernt ist. Setzt man diesen Lauch aber völlig 1 Fuß ins Quadrat, so erhält man einen desto köstlichen Lauch, besonders wenn man bald, nachdem er aufgegangen ist, die Erde an demselben sanft anscharret, und damit im Herbst sowohl, als im folgenden Jahre, fortfährt. In den künftigen Jahren nimmt man allzeit die kleinsten Zwiebeln zum Wiederpflanzen, und die größern gebraucht man zur Speise. Hauptsächlich wird dieser Lauch nur grün und frisch aus der Erde gebraucht, nämlich vom Frühlinge an, wenn der Busch etwa so dick ist, daß er die Hand, mit welcher man ihn umfaßt, füllt, welches er oft schon im May wird. Solcher Gestalt fährt man fort, ihn zu ge-

3 i 2

brau-

zwischen den Reihen des Lauches einen halben Fuß tiefe Furchen machen, diese Furchen mit ganz verfaultem Mist eben so tief ausfüllen, und dann mit Erde bedecken. Der Lauch steht alsdann ganz tief in der Erde; seine Zwiebel wächst bis an die Oberfläche der Erde herauf in die Länge, und wird ungemein dick, zugleich aber auch so stark riechend und schmeckend, daß man sich bey dem Abschneiden der Schloten des aufgenommenen Lauches entfernen muß, weil es die Augen stark anreizt; daß man auch in den ersten 14 Tagen in dem Zimmer, wohin er gelegt ist, vor seinem starken Geruche nicht aushalten kann. Alsdann aber hat er im Geschmack mit den Bollen fast gleiche Stärke. Viele Zwiebeln setzt er zwar, wenn er so tief steht, nicht an, aber die 4, 5 oder 6, die er ansetzt, sind alsdann auch so viel länger und dicker. Nur darf der bengelegte Mist den Lauch selbst nicht berühren. Wenn aber etwa im May oder Jun. eine Dürre einfiel, müssen die mit Mist ausgelegten Furchen, ab und an, durchdringend begossen werden. Dieses Verlegen des Mistes kann auch ganz unnöthig schon im Michaelis, wenn der Lauch einiger Maßen hervorgewachsen ist, geschehen. Letzteres wird im Jardinier François, S. 147, angepriesen: „de les bien farcier, biner, et si vous voulez fumer avant l'hyver.“

brauchen, bis seine Schloten, die wenn er fein einzeln und weitläufig steht, und fetten auch sonnenreichen Boden hat, oft eine Elle lang werden, gelb geworden sind, oder umfallen. Dies ist bey allen Arten von Zwiebeln, bey Bollen, Schalotten und Perl-Lauche, das Zeichen, daß sie reif sind. Und alsdann muß er aufgenommen werden. Versäumt man dieses einige Zeit, und wenn es auch nur 8 Tage wären, so wird der Haufe Zwiebeln, die sich jedes Mahl von Einer Zwiebel erzeugt haben, in der Erde leicht schimmelig, faul und unbrauchbar (*). Sind die Büsche aufgenommen, so werden die Schloten oberhalb der Zwiebeln abgeschnitten; die Zwiebeln selbst aber, deren zuweilen 15, bis 20, und mehr, eine an die andere gewachsen sind (**), werden aus einander gerissen, so daß jede nun vor sich allein ist; und dann werden ih-

nen

(*) Aus dieser Ursache muß er in manchen Jahren schon um Johannis, so frisch und grün er auch noch ist, aufgenommen werden. Denn in vor und nach Johannis feuchten Sommern nimmt man zuweilen um Johannis schon faulende Büsche wahr. Alsdann aber ist es Zeit, durch eingewandenes Aufnehmen das übrige zu retten; indessen ist die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß ein solcher früh aufgenommenener Lauch, weil er die Zeit seines Wachstumes noch nicht vollendet hat, auch, nachdem er aufgenommen ist, zu wachsen fortfährt, und man also genöthigt ist, ihn noch vor Jacobi wieder zu pflanzen, wozu es dann um diese Zeit manchemal an ledigem Lande fehlt. Doch kann man jenes Anfaulen ziemlich verhüten, wenn man den Lauch, welcher sich um Johannis aus einander drängt, und zwischen den Zwiebeln eine Höhlung macht, sofort aufnimmt, und ihn in einem Kreise herum, ohne daß er sich berührt, mit Erde bedeckt, bis die Schloten gelb sind und abfallen. Man macht es mit den Hyacinthen-Zwiebeln eben so, weil ihrer viele sonst, wenn man auf das völlige Gelbwerden des Laubes wartet, faul werden. Siehe Th. XXVII, S. 438.

(**) Je dünner die Zwiebeln dieses Lauches bleiben, desto stärker pflegt die Anzahl der Zwiebeln zu seyn; je dicker sie aber werden, desto geringer sind sie an der Zahl. Hr. Superint. Lueder versichert, ihn in manchen Jahren so stark und dick gehabt zu haben, daß ein Busch ihrer nicht mehr, als 5 bis 6, hatte, die aber an Gewicht mehr ausmachten, als wenn der

nen die Wurzeln, die oft mehr als einen Finger lang sind, so nahe unter der Zwiebel abgeschnitten, daß nur die Zwiebel selbst nicht beschädigt wird. Bey dieser Arbeit bröckelt die an dem Zwiebel-Büsche sitzende Erde von selbst ab. Dann läßt man sie auf dem Boden des Hauses, oder auf einer luftigen Kammer, einzeln ausbreiten, damit sie völlig trocken werden. Die großen, wenn man sie nicht bald als ein Gemüse speiset, kann man, ehe sie völlig trocken werden, (denn wenn sie ganz dürr werden, sind es nichts als Blätter, die eines über dem andern liegen,) noch in Bouillon-Suppen gebrauchen, welche von ihnen einen angenehmen Geschmack bekommen; einen Geschmack, der selbst denen nicht unangenehm ist, die sonst keine Freunde von Zwiebeln sind.

Wenn man diesem Lauche die Wurzeln nicht verkürzt, und ihn nicht aus einander reißet, sondern die Büsche selbst nur so auf den Boden legt, wie sie gewachsen sind; wenn man sie auch nicht ausbreitet, sondern auf einen Haufen wirft: so wachsen die Zwiebeln aus, und werden zur Speise sowohl, als zum Pflanzen, untüchtig. Der Erfahrung nach, erzeugt ein solcher Lauch, welcher vor dem Pflanzen schon ausgewachsen ist, hernach niemals so viele Zwiebeln, als derjenige, welcher noch nicht ausgewachsen ist. Indessen kann man das Auswachsen, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, doch nicht allezeit verhüten, besonders, wenn der Boden, oder das Zimmer, wo er aufbewahrt wird, sehr heiß ist, oder, wenn man ihn, aus Mangel eines ledigen Beetes, oder aus Verhinderung, etwas später gegen Michaelis pflanzt. Man thut daher wohl, wenn man ihn, nachdem er

33 3

auf:

der Busch 15 und mehr ordinaire Zwiebeln gehabt hätte. S. Dessen Briefe über die Bestellung eines Küchengartens, 1 Th. (Hannov. 1778, 8.) S. 84.

aufgenommen ist, sobald man kann, aufs neue wieder pflanzt.

Hr. Superint. Lucder hat eine besondere Wahrnehmung gemacht, die Freunden dieses Lauches, die denselben gern bis an den Winter frisch aus der Erde hätten, angenehm seyn wird. Er vergaß einstens den Johannis-Lauch zu pflanzen, und als er ihn hernach pflanzen wollte, war er sämmtlich so lang ausgelaufen, daß er ihn nicht mehr pflanzen konnte. Gegen das Frühjahr hatte er Gelegenheit, noch etwa ein halbes Schock Zwiebeln zu bekommen, die zum Theil noch gar nicht, zum Theil aber nur sehr wenig ausgewachsen waren. Er pflanzte solche d. 5 März. Sie kamen bald hervor; ihre Schloten wuchsen, wurden jedoch nur $\frac{1}{2}$ Schuh hoch, auch nur halb so dick, wie sonst; die Büsche selbst blieben dünn, so daß jeder kaum 3 bis 4 Zwiebeln ansetzte; (denn jede Zwiebel, die sich ansetzt, treibt ihre eigene Schloten hervor, welche sich etwa 1, auch wohl 2 Z. über der Erde in 2 oder 3 Hälften vertheilt;) sie blieben vorerst grün; endlich gegen Jacob, da der Johannis-Lauch gemeiniglich reif wird, fielen alle Schloten um, und, da sie nicht hoch und also auch nicht dick waren, so verschwanden in einigen Tagen alle seine Lauch-Büschel. Er bekümmerte sich vorerst nicht weiter darum, bis er kurz nachher, um die Zeit, da der neugepflanzte Lauch hervorzuwachsen pflegt, bemerkte, daß sein, seiner Meinung nach, vergangener Lauch hervordruckte, und zwar mit so vielen Schloten, und so stark und geschwinde, wie er es noch nie wahrgenommen hatte. Er ließ ihn also stehen, und um Michaelis und noch nachher konnte er grünen und frischen Lauch essen, der eben so große und starke Zwiebeln angesetzt hatte, wie der vor dem Winter gepflanzte. Im October mußte er ihn aufnehmen lassen, weil er um dieser einen Reife Lauches willen das ganze Beet nicht liegen

gen lassen konnte. Bewohnt man nun ein Haus, worin man den Johannis-Lauch so verwahren kann, daß er weder zu warm, noch zu feucht liegt, so kann man denselben auf diese Art, alle Jahr gleich nach der Zeit, da man keinen mehr zur Speise hat, frisch aus der Erde haben.

Die länglichen Zwiebeln dieses Lauches sind manchem eine angenehme Speise bey einem gekochten Stücke Rindfleisch, welches aber auch Viele gar nicht essen mögen.

Lauch, (Aisch-) s. oben, S. 702.

— (Vinsen-) s. oben, S. 719, fgg.

— (Briss-) s. eb. das.

— (Feld-) s. oben, S. 696.

— (Fleisch-) s. oben, S. 721, fgg.

— (Französischer) s. oben, S. 702.

— (Gauchgauch-) s. *Acetofella*, Th. I, S. 266.

— (Gras-) s. oben, S. 719, fgg.

— (Haus-) s. Hauslaub, Th. XXII, S. 390.

— (Hohl-) größer, s. oben, S. 722, fgg.

— (—) kleiner, s. oben, S. 719, fgg.

— (Holländischer) s. oben, S. 721, fgg.

— (Hunds-) s. oben, S. 696.

— (Jacobs-) s. oben, S. 721, fgg.

— (Johannis-) s. eb. das.

— (Italiänischer) s. oben, S. 702.

— (Perl-) s. oben, S. 710, fgg.

— (Schnitt-) s. oben, S. 719, fgg.

— (Spalt-) s. eb. das.

— (Spanischer) s. oben, S. 702.

— (Topf-) s. oben, S. 702.

— (Wilder) s. oben, S. 701.

— (Zahmer) s. oben, S. 702.

Lauch-Distel, *Eryngium*; s. Mammetreu.

Lauch-Farbe, L. Color porraceus, oder prasinus, eine gelblich grüne Farbe, welche ein wenig in das

Braune fällt, den Uebergang in dasselbe ausmacht, und der grünen Farbe des Knoblauchs gleicht. Sie ist dunkel, und gleichsam aus Grasgrün und sehr wenig Braun gemischt. Die Oliven-Farbe ist eine Abänderung derselben.

Daher lauchfarbig oder lauchgrün, diese Farbe habend.

Laucha, Lauche, eine kleine, nach dem großen Brande am 13 Apr. 1731 bis auf 20 Häuser, neu erbaute schriftsässige kurfürstliche sächsische Stadt, in einem angenehmen Thale an der Unstrut, in Thüringen, 1 Meile von Freyburg, deren Pfarr-Kirche seit der Zeit eine der schönsten im Lande ist, und deren Einwohner vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, aber auch einigen auswärtigen Handel mit wollenen und andern Waren treiben. Bey den dortigen 2 Jahr-Märkten wird allemahl Freytags und Sonnabends vorher Flachs- und Vieh-Markt gehalten.

Läuchel, Läuchel-Kraut, Knoblauch-Kraut; f. *Alliaria*, im 1 Th., S. 514, fgg.

Läuchel-Gras, *Poa bulbosa* Linn.; f. Zwiebel-Gras.

Läuchel-Kraut, siehe Läuchel.

Lauchhammer, bey Mückenberg in Sachsen, ist wegen der daselbst befindlichen gräf. Einsiedelschen Eisen-Fabrik, insonderheit Eisen-Gießerey, berühmt; f. im LIV Th. S. 382, f.

Lauchstädt, ein Amt im Hochstifte Merseburg, im ober-sächsischen Kreise, welches 2 Städte (Lauchstädt und Schaffstädt), 11 Schriftsassen mit 15 Dörfern, 13 Amtsdörfer, überhaupt 28 Dörfer, und ein kurf. Vorwerk in sich begreift.

Das schriftsässige Städtchen Lauchstädt, ist theils wegen seines heilsamen mineralischen Wassers, und der bewiesenen häufigen Proben seiner Wirksamkeit bey vielen sich jährlich daselbst versammelnden

Kran-

Kranken aus allen Gegenden Deutschlands und dessen Nachbarschaft, theils wegen der mannigfaltigen Verschönerungen und neuen Anlagen, womit es der jetzige Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III. seit mehrern Jahren bereichert hat, merkwürdig. Es liegt, nach v. Gersdorf 380 par. Fuß über der Meeres-Fläche, in einer großen weiten Ebene, 4 Meilen von Leipzig, 1 Meile von Merseburg, $1\frac{1}{2}$ M. von Rosbach, 2 Meilen von Weissenfels, 3 Meilen von Naumburg und Eisleben, $1\frac{1}{2}$ Meile von Quesfurth, und eben so weit von Halle. Die Breite oder Pol-Höhe wird $51^{\circ} 31' 0''$, die Länge oder der Abstand vom Meridian $29^{\circ} 52' 0''$ angegeben.

Den Nahmen führt Lauchstädt ohne Zweifel von einem kleinen, die Stadt durchfließenden, Bache, die Lauche genannt. Nach einer, beyrn Reinhard, de Offic. Imp. Sax. S. 95, zuerst gedruckten, Urkunde, hat Kaiser Karl IV. zu Baunzen, am 18 Febr. 1350, die Land-Grafen in Thüringen mit der Pfalz-Gravischast Lauchstädt, und dem Reichs-Ober-Jäger-Meister-Amte, besteben. Es ist aber gewiß, und Schöttgen hat es, in der Vorrede zu seinen Invent. dipl. Hist. Saxon. sup. S. 24, bereits umständlich bemerkt, daß diese Pfalz Lauchstädt ein Hirngespinnst gewesen sey, und die Kanzellen gedachten Kaisers die Land-Grafen mit deren Beleihung hintergangen habe. Zuverlässiger ist dagegen, daß Lauchstädt zu Anfange des 14ten Jahrh. zur Mark Landsberg gehört hat, von solcher an das Erz-Stift Magdeburg gekommen, und von diesem im J. 1370, zuerst an das Stift Merseburg, dem damahls Bischof Friedrich von Hoym vorstand, verpfändet worden ist. Letzterer vermehrte auch anfänglich den Pfand-Schilling, soll aber, wie ihm die merseburgische Bischof-Chronik, in Ludewig Reliq. To. IV, S. 437, beymißt, damit umgegangen seyn, nach erlangter erzbischöfl. magdeburgischer

Würde, Lauchstädt dem Stifte Merseburg wieder zu entreißen. Sein baldiges Ende vereitelte inzwischen alles Nachtheilige. Bischof Heinrich von Stollberg verstärkte im Jahr 1393 das Darlehn noch mit einer ansehnlichen Summe, bis es endlich im J. 1444 Erz-Bischof Günther von Liebenau und Scopau, an den Bischof Johann zu Merseburg und an dessen Stift erb- und eigenthümlich überließ, auch Papst Nicolaus V. im J. 1455 die nöthige Confirmation ertheilte. Und seitdem ist Lauchstädt unversückt bey dem Stifte Merseburg geblieben. Herzog Christian I. zu Sachsen: Merseburg bauete das noch vorhandene Schloß, auf welchem dessen Sohn Herzog Philipp, der 1657 geboren war, und als herzogl. braunschweigischer Obrister 1690 in der unglücklichen Schlacht bey Fleury, sein Leben einbüßte, seine Residenz hatte. Nach gänzlichem Abgange des Hauses Sachsen: Merseburg, kam Lauchstädt, nebst dem ganzen Stifte, im J. 1738 an das hohe Kur: Haus Sachsen.

Im dreyßigjährigen Kriege hatte dieser Ort das Schicksal mehrerer Städte; er wurde durch die Kaiserlichen, und besonders durch die Bannerische Armee, im J. 1636 theils geplündert, theils durch Feuer verwüstet; und kaum hatten sich die Einwohner von dieser Verheerung erhohlet, so wurden sie ihrer wiederhergestellten Gebäude und gesammelten Vorräthe durch öftere Feuersbrünste, in den Jahren 1657, 1699 und 1701, von neuem beraubet. Durch diese in so kurzer Zeit auf einander folgenden harten Schicksale schien dieser Ort von seiner ehemahligen Größe verloren zu haben, indem nahe vor der Stadt gegen Abend diejenigen Felder, welche den Nahmen der hohen Söfe führen, wahrscheinlich bebauet gewesen sind, wie aus dem noch hin und wieder vorhandenen Grunde von Steinen zu vermuthen ist. Während des

sie:

sebenjährigen Krieges (1756 — 1762), war Lauchstädt der Zuflucht: Ort vieler Familien aus den benachbarten Städten, die dort ihre Sicherheit fanden, weil Generale und andere Stabs: Officiere von der preussischen Armee zum Gebrauch des Bades fast beständig gegenwärtig waren, und wahrscheinlich diese Gegend mehr, wie andere, mit feindlichen Invasionen verschont wurde.

Der Ort ist nicht regelmäßig, und größten Theils in die Länge gebauet; die mehresten und besonders die neuesten Häuser aber sind bequem für die Bade: Gäste eingerichtet, und mit Gärten versehen. Seit der Aufnahme des Bades hat sich derselbe merklich wieder vergrößert; denn im J. 1786 waren nur 124, im J. 1790 aber 138 Feuerstätte vorhanden, und mit 57975 Thälern in dem Brand: Versicherungs: Catastro angegeben.

Unter diesen sind öffentliche Gebäude: 1. das kurfürstl. Schloß; 2. das kurf. Vorwerk, welches ehemals vor dem Schlosse stand, und 1786 vor dem merseburger Thore neu erbauet ist; 3. das Amt-Haus; 4. die Frohn: Wese; 5. die Pfarr: Wohnung; 6. die Schul: und Cantor: Wohnung; 7. das Rathhaus, welches 1715 neu aufgeführt worden ist; 8. das kurf. Back: Haus; 9. das Brau: und Malz: Haus; 10. die Kirche, die mit einem spizigen hohen Thurme versehen ist; 11. die Gottesacker: Häuser, worin bey Beerdigungen die Leichen: Sermonen gehalten werden; 12. das Hirten: Haus. Haupt: Straßen sind 5, wovon 3 ihre Benennung von den 3 Thoren, als: dem naumburger, merseburger und hallischen Thore, haben; die beyden übrigen sind vor dem naumburger Thore, und werden der Strohhof und die grüne Gasse genannt. Stehende Wasser und Moräste sind nicht vorhanden, daher athmet man in Lauchstädt eine so reine und gesunde Luft, daß auch diejenigen, die

die bloß zur Gemüths-Erhohung den dortigen Aufenthalt suchen, außerordentlichen Appetit und Munterkeit des Geistes spüren. Die Einwohner erhalten ihr Wasser aus Brunnen, deren Quellen wahrscheinlich mit der Saale und Geisel, einem kleinen Bache, der sich mit der Saale bei Merseburg vereinigt, in Verbindung stehen. Die Anzahl derselben ist in Verhältniß der Einwohner zu groß, indem hier 51 Privat-Brunnen und 8 Commun-Brunnen vorhanden sind, die zwar alle ein gesundes und leichtes Wasser geben, aber, weil sie, wegen der Menge, nicht hinlänglich ausgepumpt werden können, nicht durchgängig von gutem Geschmacke sind; diejenigen ausgenommen, die sich auf öffentlichen Plätzen befinden.

Mit der Vermehrung der Häuser ist auch die Anzahl der Einwohner gewachsen. Nach Frenzel's Angabe, waren im J. 1768, in Lauchstädt 537 Seelen; im J. 1790 aber waren, nach einer genauen Zählung, 713 Personen hier wohnhaft. Hierunter befanden sich:

1. Dem Alter nach,

| | Männl. | Weibl. | Summe. |
|-----------------------------|--------|--------|--------|
| Personen über 70 Jahr - - - | 9 | 9 | 18 |
| Von 15 bis 70 Jahren - - - | 221 | 273 | 494 |
| unter 15 Jahren - - - - - | 106 | 95 | 201 |
| | 336 | 377 | 713 |

2. Dem Stande und Gewerbe nach.

1 Prediger, der den Titel Senior hat; 1 Cantor; 1 Organist; 6 Rechtsgelehrte; 1 Arzt; 1 Apotheker; 3 Chirurgen; 1 Bader; 5 Kaufleute; 6 Musikanten; 3 Traiteurs; 1 Koch; 4 Wirthe und Gastgeber; 3 Persückenmacher; 17 Schneider; 11 Schuster; 2 Fleischer; 3 Bäcker; 2 Essigbrauer; 2 Tischler; 2 Zimmermeister; 2 Schiffsler; 1 Kürschner; 1 Beutler; 2 Wagner; 4 Sattler; 1 Nadler; 1 Glaser; 3 Böttcher; 3 Seiler; 4 Fein-

4 Feinweber; 2 Grobschmiede; 4 Maurergesellen; 39 Tagelöhner; 1 Hirt.

Diesemnach hat sich in den 21 Jahren von 1769 bis 1790 die Anzahl der Häuser um 14 vermehrt, und die Volks-Menge um 176 zugenommen. Auf jedes Haus kommen im Durchschnitt $5\frac{2}{3}$ Personen.

Verzeichniß aller Copulirten, Gebornen und Verstorbenen von 1700 bis 1789, um den Anwachß der Einwohner Lauchstädt's seit der Entdeckung des dortigen Gesund-Brunnens näher zu übersehen.

| Vom Jahr | copulirt. | geboren. | verstorben. |
|------------------------|-----------|----------|-------------|
| 1700 bis 1719 sind - - | 84 | 300 | 228 |
| 1720 bis 1739 - - - | 110 | 357 | 281 |
| 1740 bis 1759 - - - | 118 | 376 | 353 |
| 1760 bis 1779 - - - | 100 | 454 | 439 |
| 1780 bis 1789 - - - | 32 | 203 | 179 |
| Summe | 444 | 1670 | 1480 |

während diesen 89 Jahren sind also überhaupt 190 Personen mehr geboren, als gestorben.

In den ersten 80 Jahren sind 1467 Menschen geboren und 1301 gestorben; im Durchschnitt also jährlich $18\frac{7}{10}$ Personen geboren, und $16\frac{2}{5}$ gestorben.

In den letztern 9 Jahren aber sind 203 geboren, und 179 Personen gestorben; mithin im Durchschnitt jährlich $22\frac{1}{2}$ geboren, und $19\frac{1}{2}$ gestorben.

In den ersten 80 Jahren sind 412 Par copulirt; im Durchschnitt also jährlich $5\frac{3}{10}$ Par.

In den letzten 9 Jahren sind 32 Par copulirt; im Durchschnitt also nur jährlich $3\frac{1}{2}$ Par getrauet.

Bemerkungen.

Die stärkste Anzahl der Gebornen und Gestorbenen, ist vom J. 1760 bis 1779. Die Ursache hiervon ist die bekannte Erfahrung, daß gewöhnlich unmittelbar nach unglücklichen Epochen, als: Krieg und Theuerung, (von erstem wurde

Lauch-

Lauchstädt im J. 1760, und von letzterer in den Jahren 1771 und 1772 heimgesucht,) das Heurathen und Kinderzeugen lebhafter, als gewöhnlich, betrieben wird; vorzüglich aber die damahlige schon höher stehende Bevölkerung der Stadt.

Im Durchschnitt stirbt von Lauchstädt's Einwohnern ungefähre der $37\frac{1}{2}$ Mensch. Es ist dieses ein sehr vortheilhaftes Verhältniß, da gewöhnlich von 36 einer stirbt, und bekätigt das, was oben von der Gesundheit des Ortes gesagt ist.

Das Verhältniß der jährlich Gebornen und Gestorbenen ist seit jenen 89 Jahren sich gleich geblieben; der Verheirathungen aber werden in den letzten 9 Jahren weniger.

Ausser dem bürgerlichen Gewerbe und der Aufnahme der Bade-Gäste, besteht die meiste Nahrung der Einwohner im Ackerbau. Zur lauchstädter Flur werden 50 Hufen angebaueter Ländereyen, als: 1) 36 Hufen, Ein Viertellands und $3\frac{1}{2}$ Acker Erde, der Stadt gehörig, wovon 104 Bürger und 18 Auswärtige Besitzer sind; 2) 2 Hufen, Ein Viertellands und 2 Acker Erde zur Pfarr-Wohnung; 3) $\frac{1}{2}$ Hufe zur Cantor-Wohnung, und 4) $10\frac{1}{2}$ Hufe und 1 Acker Erde zum kurfürstl. Vorwerk, gerechnet, wovon jedoch 9 Acker Erde und 58 Ruthen in der derselben Flur liegen. Eine Hufe enthält gewöhnlich 36 Acker Erde; ein Acker Erde 180 Quadrat-Ruthen, und eine Ruthe 9 Ellen. Diese gesammten Ländereyen, werden ihrer Bestellung nach, in Winter-, Sommer- und Brach-Felder eingetheilt; selbige haben durchgehends einen ungemein fruchtbaren Boden, und im Durchschnitt ärndet man von 1 dresdn. Scheffel Ausfaat 10 bis 12 Scheffel wieder. Wiesewachs ist eben nicht überflüssig vorhanden, daher auch die Viehzucht nicht sehr stark ist. Bey der Stadt werden 4 bis 500, und beim kurf. Vorwerk 3 bis 400 Stück Schaafvieh gehalten. Pferde sind in der Stadt, die Post mitgerechnet, 39, und Rüge 84 Stück. Die Felder des kurf. Vorwerkes werden durchgängig durch Pferde- und Hand-Fröhpner von den frohnbaren Amts-Dörfern

fern und der Stadt Schaffstädt bestellet. An Holz würde Lauchstädt eigentlich Mangel leiden, wenn die kurfürstl. Holz-Plätze in Holleben und Merseburg nicht so nahe lägen, und die Einwohner des Ortes nicht, durch fleißigen Anbau auf den Aengern und Gemein-Plätzen, demselben in die Zukunft zuvor zu kommen suchten. Von Wildpret findet man in dortigen Fluren nur Hasen, Kaphühner, wilde Venten, Gänse und Trappen. Hirsche, Rehe, wilde Schweine und Fasane, werden den Einwohnern aus den kurf. Försten bey und um Merseburg, für festgesetzte Preise abgelassen. Mit Fischen versorgt sie ihr kleiner Bach, die Lauche, noch mehr aber die in der Nähe liegenden Teiche bey Merseburg, und besonders der Saal-Fluß.

Die Ober- und Erb-Gerichte über dieses Städtchen und dessen Flur, hat das kurfürstliche Amt zu verwalten. Der Rath besorgt die Polizen in der Stadt, ihm gehören die Erb-Gerichte im Rathhause; er ist schriftsässig, und hat daher Sitz und Stimme auf den Stifts-Tagen zu Merseburg. Er besteht aus 8 Personen, als: 2 Bürgermeistern, einem Schultheiß, einem Stadtschreiber, 2 Stadtrichtern und 2 Rämmerern, worunter die Bürgermeister, Stadtrichter und Rämmerer alljährlich in der Regierung abwechseln. Die guten Feuer-Anstalten gereichen der Polizen eben so sehr zur Ehre, als die aufmerksame Vorsorge für die Armen der Stadt ihr Ruhm erwirbt.

Von der unterirdischen Beschaffenheit dieser so gesegneten Gegend, und der eigentlichen Werkstatt des dortigen Mineral-Wassers, läßt sich nichts angeben, weil noch niemand die Mühe und Kosten auf sich genommen hat, eine so beträchtliche Teufe, als hierzu erfordert wird, abzusinken, sondern es lassen sich nur die Erd-Schichten angeben, welche man in

in den auf allen Seiten der Stadt befindlichen Steinbrüchen wahrnimmt, in denen sich aber doch die zur Erzeugung mineralischer Wässer nöthigen Bergarten entdecken lassen. Uebersteht man um Lauchstädt die große und gewiß seltene Ebene, so findet man, bey geringer Untersuchung, das oberste Erd-Lager oder die Damm-Erde allenthalben schwarz, locker und fett, wie auch an einigen Orten so reichlich mit Salpeter vermischt, daß man sie ehemals auf den Salpeter-Hütten zu Klein-Lauchstädt und Beuchlitz, die wegen Mangel an Holz eingegangen sind, mit Vortheil hat auslaugen können; ja, an manchen Orten fällt sie so schwarz und fett in die Augen, daß man mit der größten Wahrscheinlichkeit auf etwas Bergharziges schließen kann. Die Erfahrung hat auch diese bergmännische Muthmaßung vollkommen bestätigt; denn etwa 1 Stunde von Lauchstädt, in dem Dorfe Beuchlitz, findet man nicht nur gegrabenes Holz, (*Lignum fossile bituminosum*), an welchem Rinde, Adern, Aeste, kurz, alle Kennzeichen des Holzes, wahrzunehmen sind, sondern man hat auch, nach Henkel's Bericht, nahe bey Lauchstädt ein wahres Steinkohlen-Lager angetroffen, welches mit dem zu Wettin, im Saal-Kreise, wo nicht zusammenhängt, doch wahrscheinlich einerley Entstehungs-Ursache hat. An dieses schwarze Erdreich schließt sich ein märgelartiger Letten an, unter dem sich ein weißer reiner Sand befindet, der an einigen Orten ganz flach liegt, an andern aber sich mehr senkt; und je tiefer dieses geschieht, desto mehr wird er thonartig, und formirt am Ende ein wahres Thon-Lager. Dieser Thon ist in St. Ulrich und in der Nähe von Merseburg so häufig, rein und gut, daß ehemals in Lauchstädt, und noch jetzt in Merseburg, Ofen-Aufsätze und Töpfe davon gebrannt werden. Auf diesen folgt (welches merkwürdig ist,) gegen Abend, Morgen

gen und Mitternacht, ein weißer Sandstein, der in einigen Gegenden locker, an andern fester ist, und häufig zum Hausbauen gebraucht wird. Gegen Mittag ist dieser Stein durchaus röthlich, eisenschüssig und fester, daher er auch mehr zu Straßen und Pflastern genutzt wird. Diese Steinlager sind in Schichten oder Bänke abgetheilt, und werden jedes Mal durch ein Thonlager geschieden, in welchem man oft die schönsten Gyps-Drusen entdeckt. Zerspaltet man diese Steine, so bemerkt man sowohl in ihrem Innern, als auch auf ihrer Oberfläche, besonders bey auffallenden Sonnenstrahlen, viele hellglänzende Punkte und Blättchen. Auf diese Sandsteine folgt eine rothgelbe Erde, welche kleberig ist und den Mund zusammenzieht.

So merkwürdig die jetzt beschriebene unterirdische Beschaffenheit des Bodens ist; eben so bemerkenswerth ist es, daß Lauchstädt fast von allen Seiten mit Salz-Quellen umgeben ist. Gegen Abend, etwa 3 Stunden von der Stadt, auf dem Wege nach Eisleben, ist bey dem Dorfe Erdeborn ein See, der eine Meile lang und über $\frac{1}{2}$ Meile breit ist, und durch einen Bach, die Salza genannt, in die Saale fließt. Der Geschmack dieses Wassers ist auffallend salzig, und eine Kanne desselben giebt, wenn es abgedampft wird, 3 Quent reines Küchen-Salz. Gegen Mitternacht sind die allgemein bekannten Salz-Quellen zu Halle, und gegen Mittag die ergiebigen Salzwerke zu Dürrenberg.

Mitten in dieser fruchtbaren und an Mineralien so reichen Gegend befindet sich das mineralische Wasser, und zwar die Haupt-Quelle ungefähr 300 Schritt von der Stadt, gegen Mittag, in dem sogenannten Brunnen-Garten. Auf der Mittags-Seite ist das Erdreich um die Quelle überall ockerartig, und allenthalben schweben kleine Mineral-Quellen.

Des. technol. Enc. LXV Th. A a a ten

len hervor. Ausser diesen kleinen Quellen kam schon seit einigen Jahren auf der kurfürstl. Wiese, hinter der Kastanien-Allee, eine stärkere Quelle zu Tage, die ungemein viel Ocher absetzte, und dadurch des jezigen Bade-Medici, Hrn. D. Koch Aufmerksamkeit erregte. Er ließ derselben im Jahr 1788 nachgraben, und fand 2 sehr starke, und 3 schwächer hervorkommende Adern, $2\frac{1}{2}$ Elle unter der Oberfläche des Bodens. Das Wasser, wie einige Versuche beweisen, weicht sehr wenig in seinen Bestand-Theilen von dem in der Haupt-Quelle ab, und es wird vielleicht von der nämlichen Beschaffenheit befunden werden, wenn die Versuche, von denen Hr. Koch zu seiner Zeit Nachricht zu geben verspricht, nach Fassung der Quelle wiederholt werden können.

Das Alterthum der Haupt-Quelle ist ungewiß. Nach Lincens Angabe, in den bresl. Samml., ist aus den bey der ersten Fassung ausgegrabenen Bauholz, Steinen und andern Materialien, wie auch aus dem vorgefundenen vielen mineralischen röhlichen Erdröcken um die Quelle, zu vermuthen, daß schon in den ältesten Zeiten dieser Brunnen gangbar gewesen ist, und Bewohner um denselben sich aufgehalten haben. Vielleicht, daß die vorigen fehdereichen Zeiten durch ihr Gefolge von Verwüstung ihn in sein Nichts wieder verwandelten, und daß nur nach und nach diese Quelle sich durch das verschüttete Erdröck wieder durcharbeitete, darauf an einem über das daran liegende Land erhabenen Hügel des ehemahligen Edelingschen, jezigen Brunnen-Gartens, zu Tage kam, und die Aufmerksamkeit des damahligen Besitzers, theils durch die Menge, theils durch die ausgezeichnete Reinheit des Wassers, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, erregte, und ihn veranlaßte, derselben nachgraben zu lassen. In den Amts-Acten findet sich einige Bestätigung dieser Vermuthung, und eine authent-

authentische Geschichte von der neuen Entdeckung der Quelle, die der Amts-Actuarius Edeling, ein Sohn des ehemahligen Amts-Schöfssers Edeling in Lauchstädt, nachgelassen hat, und folgender Maßen lautet.

„Obungefähr zu Ende des vorigen Säculi hat mein Vater, der ehemahlige Amtschöfsser, Barthol. Edeling, diese Quelle, welche in dem von ihm angelegten Garten schon lange Jahre hervorgequollen, als eine, seiner Meinung nach, gute frische Quelle von gemeinem Wasser ansah, und zu einem Fischhälter anlegen lassen, weil dazumahl gleich der hiesige Mühlteich sehr verschlammte gewesen. Da nun aber die Fische in diesen Teich gebracht, sind einige theils in kurzer Zeit, theils in einigen Stunden, erstarrt und abgestanden, und hat keine Sorte Fische in diesem Wasser stehen wollen. Daher denn die Quelle mit der ausgeworfenen Erde wieder zugeworfen, welche sich aber wie zuvor wieder geöffnet, und allezeit eine mäßige Oeffnung gegen den Graben zu behalten, worinne sie auch abgestossen. Da nun hierauf der berühmte Prof. Medicinā und nachmahlige Geheim Rath Hr. Hofmann aus Halle, zu meinem sel. Vater anhero gekommen, und ihm vorstehende Begebenheit erzählt worden, selbiger auch das Wasser probiret, ingleichen den ehemahls in solchem Garten zum Abfluß der überflüssigen Feuchtigkeit gewesenem Quergaben, so jezo zugeworfen ist, welcher überall auch eine gelbe Erde angelegt gehabt, wahrgenommen: so hat selbiger dahin sein Judicium eröffnet, daß solches Wasser mineralischer Art sey, das in Fieber, Geschwulst, Bleichsucht u. besonders aber als ein Bad zur Stärkung des Körpers, werde können gebraucht werden. Weil aber gedachter Geheim Rath Hofmann in kurzer Zeit darauf nach Berlin gerufen worden, mein sel. Vater auch 1709 verstorben, so ist diese Quelle in statu quo geblieben, jedoch hat mein und meiner Geschwister Informator, Ge. Reicke, nachmahliger Prediger zu Weste, nebst dem Müller Bertholden, denen des G. N. Hofmanns Judicium bekannt gewesen, dieses Wasser vielen Kranken mit gutem Nutzen angepriesen, auch letzterer eine Probe davon mit nach Merseburg genommen, und selbige dem damahligen kurfürstl. Leibarzte D. Strauß, nebst Erwähnung des Hofmannischen Judicii, zur An-

tersuchung übergeben. Da nun dieser alles das, was Hofmann davon gesagt, durch Versuche bestätigt fand, so wurde von Ihro hochfürstl. Durchl. der damaligen verwitweten Herzoginn von Sachsen Merseburg, Erdmutha Dorothea, gnädigst resolviret, die Quelle 1710 fassen zu lassen. Bobey noch zu gedenken, daß anfangs nur ein kleines hölzernes Haus gleich an der Quelle gebauet, und zwey große Linden vor demselben gepflanzt wurden.“

Unter der Regierung Herzogs Moriz Wilhelm wurde die Quelle, nebst ihrer Fassung, durch die drey Leib-Merzte D. Strauß, D. Streidel, und D. Grimm aus Leipzig, mit Zuziehung des Amtmannes in Lauchstädt, des damaligen merseburgischen Baumeisters, und des lauchstädter Müllers, aufs neue untersucht und besichtigt. Da nun die Aerzte die schon von D. Strauß 1710 gemachten Versuche bestätigten, die Quelle für sehr gut und wirksam in ihrem darüber erstatteten Bericht erklärten, und von den Bauverständigen einige Verbesserungen der äussern Fassung angegeben wurden, so erhielt ein Privat-Arzt aus Merseburg, D. Reineccius zuerst die Stelle als Brunnen-Medicus mit einem kleinen Gehalte und freyer Wohnung auf dem kurf. Schloß, und der Müller Berthold die Aufsicht als Brunnen-Meister. Darauf wurde ein großer Saal, 30 Ellen lang, 12 Ellen breit und 7 Ellen hoch, auf herzogl. Kosten mitten auf die Allee erbauet, und unter der Regierung Herzog Heinrich's der Edelingsche Garten gekauft; im J. 1735 die große Kastanien- und Linden-Allee angelegt, und hinter dem Brunnen gegen Mittag noch ein großer Pavillon aufgeführt.

Diese angezeigten Anstalten, unterstützt von der heilsamen Wirkung des Wassers, erfüllten bald die huldreichen Gesinnungen, welche die durchlauchtigsten Stifter dabey zur Absicht hatten. Lauchstädt's Ruhm vermehrte sich von Jahr zu Jahr, und sein wohltätiges

iges Wasser wurde von einer Anzahl fürstlicher und anderer hoher Standes-Personen häufig gebraucht.

Mit dem Jahre 1776 hebt sich die Periode der Verschönerung und des Glanzes Lauchstädt's an, den es jezt hat, und weshalb es mit den berühmtesten Bädern Deutschlands um den Vorzug streitet. Se. jezt regierende kurfürstl. Durchlaucht, nachdem Dieselben das Jahr vorher die Anstalten daselbst zu besehen sich entschlossen, auch von dem Nutzen und den Kräften des Wassers, sowohl bey Dero Frau Gemahlinn, als auch bey vielen andern gegenwärtigen Cur-Gästen, Sich überzeugt hatten, ertheilten den Befehl, alles, was die Länge der Zeit wandelbar gemacht hatte, auszubessern und zu verändern, desgleichen neue Anlagen zum bequemern und angenehmern Aufenthalte der Cur-Gäste zu machen, und alles zu veranstalten, was die Aufnahme des Bades befördern könnte. Um aber desto genauer zu zeigen, wie wichtig die Veränderungen und wie vielfältig die neuen Anlagen sind, die unter der Direction Sr. Exc. des Hrn. Oberkammerherrn Graf Marcolini durch den geschickten Stift merseburgischen Baumeister Hrn. Chryselius ihr Daseyn erhalten haben, so ist nöthig, daß ich die alten Anlagen und die ehemalige Beschaffenheit des Terreins um den Brunnen hier mit anführe.

Der mineralische lauchstädter Brunnen hatte ehemals seinen Abfluß gegen Morgen in den vorbeystießenden Lauch-Bach. Nach Entdeckung des Brunnens hatte man diesen Graben, der 5 Ellen tiefer, als die Allee, fließt, 13 Ellen lang überwölbet, unter dieses Gewölbe die eichenen Kasten zur Sammlung des Brunnen-Wassers gesetzt, und auf dasselbe ein kleines, 8 Ellen breites und 9 Ellen langes, hölzernes höchst unproportionirliches Gebäudchen aufgesetzt. Auf zwey hölzernen schmalen Treppen ging man

sowohl zur untern Fassung des Brunnens, als auch auf zwey dergleichen zu den hölzernen Wasser-Kasten. Die Einfassungs-Mauern der Vertiefung des Brunnens waren mit einem schlechten hölzernen Geländer versehen. Durch die vermehrte Aufnahme des Bades mußten die Wasser-Kasten, deren von Anfange 3, dann 5, und zuletzt 8 Stück waren, da sie nicht mehr Raum unter dem Gewölbe hatten, frey in dem Graben stehen, wodurch dieselben aller Verunreinigung muthwilliger Leute und Kinder ausgesetzt, und mehrmahl von dem durch starke Gewitter-Regen anlaufenden Bach mit Schlamm angefüllt, ja zuweilen durch die Gewalt des Wassers mit fortgerissen wurden. Desgleichen war der Raum für die Menge der Wasserabhöhlenden viel zu klein; es entstand dadurch große Unordnung, und gab Gelegenheit, daß ein Theil der Allee fast beständig mit Wasser besetzt und verunreinigt war. Ingleichen war der Brunnen aus schlecht gearbeiteten Steinen viereckig gefast, und bestand aus 10 Schichten Steinen, deren Fugen, so wie die Futtermauer um den Brunnen, wandelbar waren, und wildes Wasser durchließen. Das vor dem Brunnen gebauete hölzerne Haus wurde abgetragen, und statt dessen im J. 1776 auf der Morgen-Seite der Quelle ein Pavillon von Stein erbauet, in dessen gewölbten Souterrain ein steinernes Reservoir, welches 841 Kubik-Fuß Wasser faßt, angelegt ist. In dasselbe ist der Abfluß des Brunnens, der Abfluß des Reservoirs aber in den vorbeinfließenden Bach durch Röhren geleitet. Dieses Reservoir besteht aus 3 Abtheilungen, die mit 3 verschiedenen, verschlossenen und beweglichen Deckeln versehen sind, wodurch theils die Verunreinigung des Wassers, theils die willkürliche Abhohlung desselben, verhindert wird, indem der Bade-Medicus jedes Mal nach der Menge der Bade-Gäste, dem Brunnen-Knecht:

Knechte angiebt, 1, 2, oder alle 3 Deckel zu öffnen. Durch diese Veranstaltung kann jetzt alles Bade-Wasser, auch bey der stärksten Anzahl Bäder, höchstens von früh 3 Uhr an, bis nach 7 Uhr, frisch aus der Quelle erhalten werden, welches ehemals nicht möglich war, weil oft schon abends um 10 Uhr ein Theil der Bäder mußte gefahren werden, die durch das lange Stehen zum Nachtheil der Bade-Gäste von ihrer Güte verloren. Eine doppelte breite steinerne Treppe, mit einer steinernen Balustrade umgeben, führt zu diesem Reservoir, welches unten 3 Eingänge hat, damit das Wasser von den Badefahrenden, die vorher mit Zeichen von dem Brunnen-Medico versehen sind, und bey jedem abzuholenden Fasse eins abgeben müssen, um dadurch theils die tägliche Anzahl der Bäder zu bestimmen, theils auch die Verfälschung des Wassers zu verhüten, bequem und ohne die Allee zu verunreinigen, kann abgehohlet werden.

Das um den Brunnen ehemals befindliche hölzerne Geländer, nebst den alten 4 Wänden, wurde bis auf den Grund weggenommen, neu aufgeführt, mit einem gehauenen steinernen Sims belegt, und mit einer dergleichen Balustrade umgeben. Der Eingang geht aus der Mitte, auf einer steinernen Doppeltreppel zu der untern Fassung des Brunnens, wo der untere Raum um die Quelle nunmehr mit regulären Stein-Platten, die auf einem 6 Zoll hohen Ziegel-Pflaster auf Thon gelegt, und mit Schleusen für das wilde Wasser versehen sind, bedeckt ist. Die Fassung der Quelle, die ehemals viereckig war, ist bis auf dessen Krost abgenommen, und rund von gehauenen Steinen verfertigt worden; sie hat jetzt nur 4 Schichten, und jede Schicht nur 3 Fugen, welche alle in Kitt gesetzt, und mit geschlagenem Thon umgeben, folglich vor dem Eindringen des wilden Wassers gesichert sind.

Der, unter Herzog Moriz Wilhelm von Holz erbaute Tanz: Saal, welcher äusserst hauffällig, und für die von Jahr zu Jahr sich mehrende Anzahl der Cur: Gäste zu klein war, wurde weggerissen; der von Herzog Heinrich, dem Brunnen gegen Mittag, aufgeführte, und mit vielen Inschriften versehene Pavillon, auf Sr. kurf. Durchl. Befehl, zum Andenken des durchlauchtigsten Stifters, am Ende der Kastanien: Allee, auf das neue Gewölbe über der Lauche verlegt, und, statt des erstern, ein großer steinerner Saal, 41 E. lang, 23½ E. breit, und 13½ E. im Lichten hoch, mit 2 Reihen Fenster über einander, nebst 6 Thüren zum Eingange erbauet. In demselben sind unten 2 Cabinete zum Spiel, und Schranken für die Zuschauer, in der Höhe das Orchester, und in dem Mansarden: Dache, nebst einer kleinen Küche und einem Behältnisse zu einer Ketrade, 9 Sommer: Stuben angebracht, davon jede mit der andern Communication, zugleich aber auch auf einen breiten und hellen Corridor einen besondern Ausgang hat. Dieses prächtige Gebäude, welches der Kunst des Bau: Meisters Ehre, und dem Geschmacke des Malers, bey jedermann Ruhm erwirbt, weihten die durchlauchtigsten Landes: Herrschaften, in höchst eigener Person, am 27 Jul. 1780, mit einem großen Souper und darauf folgenden Ball, gleichsam zu seiner Bestimmung ein.

Zur Rechten dieses Saales ist ein großes Wirth: schafts: Gebäude aufgeführt, worin auf der einen Seite die Wohnung des Speise: Wirthes, nebst einer sehr geräumigen Küche, und auf der andern Seite die Gärtner: Wohnung, nebst Gewächs: Haus und Wache, befindlich sind. Bey der ehemahligen Einrichtung fehlte die Anlage zu Douche: Bädern gänzlich; daher ein zweyter Pavillon, dem Brunnen gegen Abend erbauet und zu diesem Behuf bestimmt wurde.

Diese

Diese Bäder, von deren Gebrauche ich weiter unten ausführlicher handeln werde, haben, wegen ihrer Einrichtung, ihrer Vollkommenheit und ihres ausgebreiteten Nutzens, kaum irgendwo jezt ihres gleichen, und würden schon allein den Ruhm des durchlauchtigsten Stifters verewigen, wenn auch bey den übrigen Anlagen weniger Fleiß, Dauerhaftigkeit und Nützbarkeit angewandt worden wäre. Hier ist alles Mögliche veranstaltet, den Kranken, welche diese Bäder nöthig haben, dieselben angenehm, bequem, leicht und wirksam zu machen. In diesem Pavillon sind unten 2 gut meublirte Zimmer, mit Kamin: Des: sen versehen, angelegt, worin der Kranke seine Kleider wechseln, seine nöthige Ruhe haben, sich erwärmen, und die schwachen Glieder reiben kann. Aus diesen Zimmern führen einige Stufen in zwey Bäder, wo man entweder in Wannen oder steinernen Bassins baden, und die Douche empfangen kann. Um das Wasser gleich von der Grund: Quelle zu diesen Bädern zu bringen, ist eine Wasser: Maschine unten an dem Brunnen angebracht, welche es durch drey metallene Stiefel, vermittelst einer dreyfach gekröpften Kurbel: Bewegung in dem Brunnen, unten an der Grund: Quelle, ansaugt, und, ohne an die freye Luft zu kommen, in den Pavillon treibt. Diese Maschine dient zugleich mit dazu, daß man sowohl unten am Brunnen, durch Aufschließung eines Hahnes, das Wasser aus der Grund: Quelle zum Trinken bekommen, als auch, durch Aufschließung eines andern Hahnes, es in die Reservoirs treiben, und dieselben in 7 Stunden anfüllen kann. In die Douche: Bäder wird es durch den Brunnen: Knecht, der diese Maschine in Bewegung setzt, in eine Wärm: Pfanne getrieben, aus welcher es erwärmt durch Hähne, links und rechts in die Bäder kann gelassen, und durch zwey andere Hähne mit dem nöthigen kalten Wasser vermischt

Uaa 5

wers

werden. Sind diese Hähne verschlossen, so geht es bis in das obere Dach, 49 Fuß hoch, in eine andere Wärm-Pfanne; aus dieser läuft es erwärmt in ein kupfernes Reservoir, wo es durch eine besondere Röhre mit kaltem Wasser vermischt, seinen Abfall, 28 Fuß, zur Douche findet. Die Röhre, durch welche das Wasser hinunter fällt, theilt sich in zwey, davon jede, bereits erwähnter Maßen, in ein zum Douchen bestimmtes Cabinet geht, und sich in einer beweglichen Röhre endigt, die wieder mit verschiedenen Ausgüssen, wovon jeder sein bestimmtes Gewicht Wasser giebt, deren Berechnung unten bey dem Gebrauche der Douche, näher angezeigt wird, verwechselt werden kann.

Sig. 3950 ^a) bildet die jetzt beschriebenen Gebäude und Gegend vor dem Brunnen ab.

Aber nicht bloß durch diese kostbaren und nützlichen Gebäude, ist Lauchstädt's Ruhm und Schönheit vermehrt worden, sondern die großen Veränderungen, welche an den Alleen, mit dem Zwinger-Graben um das Schloß herum, und dem Kohlberge, einem freyen Plaze an dessen Nord-Seite, vorgenommen sind, gewähren eben so viel Nutzen als Vergnügen, und verdienen erwähnt zu werden.

Die Haupt-Allee, welche mit Kastanien-Bäumen bepflanzt, 436 Schritt lang, ist, und zu einem langsamen Spazier-Gange auf und nieder 10 bis 15 Minuten erfordert, war, von der Mühle bis an den Brunnen, ehemals ungefähr 20 Ellen breit; auf der einen Seite, von dem Mühl-Graben und dem sonst irregulären Teiche, und auf der andern Seite von dem Lauche-Bache so eingeschränkt, daß man nur auf Brücken und Stegen in den sogenannten Brunnen-Garten kommen konnte. Dieser lag über 3 Fuß tiefer, als die Allee, und war beständig feucht, auch daher nicht möglich, bey der mindesten nassen Witterung in denselben zu gehen. Jetzt ist der Lauche-

Bach

Bach längst der Allee, so weit die Bürger-Gärten gehen, mit einer trocknen Futter-Mauer, 7 Ellen mit dem Grunde hoch, und 158 E. lang, eingefast, auf der andern Seite ein großes Stück des verschlammten Teiches nach gerader Linie ausgefüllt, und zu zwey neuen Alleen von Kastanien-Bäumen angelegt, wodurch die Promenade auf dieser Seite nicht nur 12 E. Breite gewonnen hat, und nunmehr durchgängig trocken ist, sondern auch durch die auf kurfürstliche Kosten daselbst erbaueten Kram-Buden, an der Zahl 29, verschönert ist. Diese Buden sind mit einem verdeckten Gange versehen, der unten mit Stein-Platten ausgelegt ist, und bey übler Witterung zum Spaziergange dient. Ueber dem Brunnen ist, vom Ende der vorerwähnten Mauer der Lauche-Bach, bis an den Ausgang der Allee, in einen überwölbten Canal, der 276 Ellen lang, $3\frac{1}{2}$ E. weit und 4 E. hoch ist, verwandelt, und auf Rost gesetzt; sowohl dieser Canal als auch der ganze Brunnen-Garten, ist mit der vom Kohl-Berge abgetragenen Erde, der Allee gleich gemacht, letzterer zu Promenaden, in allem 2118 Ellen lang, mit Hecken von Buchen umgeben, eingerichtet, und mit Linden besetzt; die dazwischen liegenden Partien sind durchgängig mit der besten Garten-Erde erhöht, und mit nußbaren Obst-Bäumen und Küchen-Gewächsen bepflanzt; die Gänge und der große Raum um den Tanz-Sahl mit Kies und Sand überschüttet, die Nasenstücke vor den Pavillons mit Linden, im Garten aber mit Acacien eingefast, und mit Nischen und Ruhe-Bänken versehen. Das Schloß und das ehemahlige Vorwerk waren durch tiefe Wasser-Gräben geschieden und mit Mauern umgeben, darüber steinerne Brücken in das Schloß führten, die den Weg so verengten, daß kaum 2 Wagen gegen einander ausweichen konnten. Durch Abtragung des gegen Mitternacht hinter dem Schlosse ge-

lege:

legenden Kopsberges, der jetzt in einen Schneckenberg verwandelt ist, und eine vortreffliche Aussicht auf die Linden- und Kastanien-Allee und auf das freye Feld gewährt, sind theils sämmtliche Wasser-Gräben, die sowohl durch ihre Ausdunstung, als auch durch die dabey sich aufhaltenden Insecten, im Sommer sehr beschwerlich waren, völlig dem Horizonte gleich, 560 Ellen lang, und 34 Ellen breit, ausgefüllt, mit Garten-Erde überfahren, auf beyden Seiten 3 steinerne Treppen, jede $5\frac{1}{2}$ Elle breit zum Eingang angelegt, und mit Terrassen versehen, die dem Schlosse gegenüber mit breiten Linden-Alleen besetzt, und auf beyden Seiten mit Brust-Hecken von Kornel-Arbschen, in einer Länge von 1800 Ellen eingefast; theils die vorher abgetragenen Brücken vor dem Schlosse überschüttet, wodurch diese Straße vom Amt-Hause vor dem Schlosse vorbei, die, vorgedachter Maßen, ehemals nur 8 Ellen breit war, jetzt 34 Ellen breit geworden, und mit vier Reihen Linden in drey Alleen besetzt ist. Eine dieser Alleen führt vom Schlosse ab, gerade auf den Brunnen und Tanz-Sahl, mithin auf die Mitte der Haupt-Promenade, und giebt einen angenehmen Prospect, indem linker Hand, wo noch vor einigen Jahren das alte Vorwerk stand, ein Theil des Bodens zur Erweiterung des nunmehr 13570 Quadrat-Ellen, oder $\frac{1}{4}$ Acker 32 Ruthen in sich fassenden Teiches genommen, ein Theil aber mit dem Zwingergarten verbunden, und urbar gemacht ist.

Fig. 3950 ^b), stellt die Kastanien-Allee vom hintersten Pavillon dar.

Alle diese Veränderungen erhalten dadurch noch einen größern Werth, daß einige hundert Untertanen dieser Stadt und Gegend, die noch über die traurigen Folgen der in den Jahren 1771 und 1772 gehaltenen Theuerung seufzten, sich von ihrem Untergange retteten, indem alle hierauf verwandte Kosten unmittelbar

bar aus der kurfürstl. Chatouille bezahlt, und dabey keine sonst gewöhnliche Hand- oder Pferde-Frohner gebraucht wurden.

Durch die jetzt erwähnten neuen Anlagen und Verschönerungen sind nun alle Vorwürfe, die man Lauchstädt ehemals wegen Einförmigkeit und Mangel an Veränderung machte, gänzlich gehoben. Denen, welche lärmende Vergnügungen lieben, und Zerstreuung und Bewegung des Körpers im Geräusch der Gesellschaft suchen, giebt die erweiterte und mit neuen Gängen versehene Kastanien- und Linden-Allee, das auf der erstern befindliche Chor Musikanten, die tägliche und stündliche Gelegenheit zum Tanz und Spiel in den dazu bestimmten Sahl und Pavillons, die auf der Kastanien-Allee mit allen ersinnlichen Bedürfnissen angeführten Kram-Buden mit ihrem verdeckten Gange, wie auch das in dieser Gegend angelegte Carroussel, die Montags und Donnerstags gewöhnlichen Dejeunés, die wöchentlich fünfmaligen Schauspieler's Bellomo, in dem dazu erbaueten Hause, wie auch die öfters des Abends angestellten Erleuchtungen der Allee, und die Feuerwerke auf der Wiese, nebst der außer den Cur-Gästen sich täglich hier findenden Menge Menschen aus der Nachbarschaft, hinlängliche Gelegenheit. Hingegen gewährt der an der Linden-Allee befindliche Schneckenberg, der schöne an den Seiten mit Blumen besetzte Weg um den Teich, der gut angelegte Brunnen- und Schloß-Garten, mit seinen schattigen Gängen, mit seinen anmuthigen Bänken und Nischen, mit seinen in nachlässig scheinender Ordnung hingepflanzten Ruchen-Gewächsen und Frucht-Bäumen, stilles Vergnügen, Ruhe und Kühlung. Was die Kunst in Rücksicht der Spaziergänge um und bey der Quelle gethan hat, hat die Natur außer dem Birkel der Allee in noch reichem

cherem Maße gegeben, und dafür gesorgt, daß auch diejenigen, welche an Spiel und Tanz nicht Theil nehmen wollen und können, und denen das einfache ländliche mehr, als das gesellschaftliche Geräusch gefällt, in nahen und entfernten Spaziergängen ihre Unterhaltung finden. Gleich vor dem Ausgange der Kastanien: Allee, auf der Abend: Seite, zeigen sich mit dem schönsten Gras und Kräutern prangende Wiesen. An dem sanft daher rieselnden Lauch: Bach führt ein anmuthiger Weg unter Linden und Weiden zu dem ganz nahe gelegenen St. Ulrich, welches vermöge seiner angenehmen Lage und besonders fruchtbaren Bodens, wegen seiner Steinbrüche und Thon: Grube, die Aufmerksamkeit und das Vergnügen des Kenners erregt. Zur Linken desselben bieten sich dem Auge die reizenden, mit Buchen und hohen Rüstern durchschnittenen Pfarre: und Bürger: Wiesen dar; mehr rechter Hand erblickt man hin und wieder zwischen Gärten und Büschen zerstreute ländliche Häuser, und sieht entfernte Städte und Dörfer. Ein Hohlweg, der nach Schotterey führt, einem von St. Ulrich nur etwa 500 Schritt entfernten Amts: Dorfe; kleine mit Obst: Bäumen und Weiden bepflanzte Hügel, die bald hier bald dort aufstoßen, haben für das Auge eine ganz neue und unerwartete Abwechslung. Eine vorzüglich schöne und malerische Aussicht gewährt ein Kirschberg, welcher linker Hand, dem Dorfe gegen über, liegt. Geht man von hier zurück über die mit Frucht: Bäumen angebaueten Gemeinde: Plätze des Städtchens Lauchstädt, so enthüllet gegen Mittag, $\frac{1}{2}$ Stunde vor dem naumburger Thore, die unvermerkt zugenommene Anhöhe mit einem Mahle einen schönen Grund von anmuthigen Gegenden. Ein breiter Strich in einer geschlungener Land: Häuser, weitläufige Fluren und hohe Bäume machen gegen andere hin und wie-

wieder zerstreute Städte und Dörfer, um die das Gewühl des Fleißes sich sehen läßt; die schönsten Abwechslungen, und halten das Auge von Beschauung anderer Gegenstände lange zurück. Zwischen weitläufigen Gärten, fortlaufenden Gehölzen und Bächen, zwischen untermischten Auen unterhalten 4 Dörfer, nämlich: Ober: und Unter: Kriegstädt, Klein: Gräfendorf und Schadendorf, ihrer Lage und ihren Environs nach, einen gemeinschaftlichen Spaziergang, den man sich nicht reizender denken kann. Eben so angenehm ist es, auf der Morgen: Seite des Städtchens, unter einem kleinen Walde von Weiden, und auf blumigen Wiesen, nach den nahe gelegenen Dörfern: Klein: Lauchstädt, Nitzschkau und Bünsdorf zu wandeln. Außer dem Ländlich: schönen, den Knapendorfschen Teichen, die ehemals wegen ihres Aenten: Fanges sehr berühmt waren, und den mannigfaltigen Bequemlichkeiten, welche die bey jedem Dorfe befindlichen guten Wirths: Häuser darbiethen, findet man noch verschiedenes, welches Aufmerksamkeit und Untersuchung verdient. Besonders merkwürdig ist die mineralische Quelle zu Klein: Lauchstädt, und der daselbst häufig sich findende Hornstein, der, in Verbindung mit dem zu St. Ulrich gefundenen Thone, und der Eisen: Erde, die besten Materialien zu Stein: Gut geben könnte, zumahl wenn zu dessen Verrfertigung Erd: Kohlen gefunden würden.

Da Merseburg, die Haupt: Stadt des Stiftes, Lauchstädt sehr nahe liegt, so ist auf höchsten landesherrlichen Befehl von Seiten einer hohen Regierung daselbst, durch eine gute Polizey: Einrichtung eben so sehr für Bequemlichkeit und Sicherheit der in Lauchstädt sich versammelnden Menge der Fremden gesorgt worden, als Natur und Kunst sich vereinigt haben, die Wirkungs: Kräfte des mineralischen Wassers durch aufheiternde Zerstreungen und angenehme

nehme Spaziergänge zu unterstützen. Schon unter der Regierung Herzogs Heinrich zu Merseburg, wurden zur Bequemlichkeit der Bade-Gäste die Quartiere in der Stadt taxirt, und unter der Regierung des Kön. Prinzen und Kurfürsten zu Sachsen Friedrich Christian erhielten die Einwohner in Lauchstädt die Erlaubniß, in ihren Häusern die anwesenden Bade-Gäste zu speisen, und die in der Nachbarschaft wohnenden Kaufleute, Künstler und Handwerker die Freyheit, ihre Waren hier öffentlich auszusetzen. Unter der jetzigen Regierung des Kurfürsten haben diese guten Einrichtungen nicht nur ihre Bestätigung erhalten, sondern sind auch vermehrt und erneuert worden. Denn da durch die von Jahr zu Jahr immer stärkere Aufnahme des Bades, und durch die wachsenden Vermögens-Umstände der Einwohner, die Anzahl der Häuser zunahm, die Wohnungen erweitert, bequemer eingerichtet, und mit bessern Möbeln versehen sind, so ist im J. 1784 die Taxation der Bade-Logis von neuem geschehen, und darüber folgendes Avertissement bekannt gemacht worden.

I. Der wöchentliche Preis des Miethzinses von den Bade-Logis wird

bey der Classe sub A, oder für die besten, auf 2 Thlr. 8 Gr.

bey der Classe sub B, oder für die nächsten nach den besten, auf 2 Thlr. — Gr.

bey der Classe sub C, oder für die mittlern, auf 1 Thlr. 12 Gr.

bey der Classe sub D, oder für die geringen, auf 1 Thlr. — Gr. gesetzt.

II. Die nicht in die Classification gebrachten geringen Quartiere werden wöchentlich mit 16 Groschen bezahlt.

III. Es

III. Es wird

für die Betten

wöchentlich, und zwar

für ein einschläfriges Herrn-Bette . . . 8 Gr.

für ein zweyschläfriges dergleichen . . . 12 Gr.

für ein einschläfriges Domestiken-Bette . . . 4 Gr.

für ein zweyschläfriges dergleichen . . . 6 Gr.

für die Stallung

wöchentlich, und zwar

für zwey Pferde . . . 8 Gr.

für vier Pferde . . . 16 Gr.

und so weiter,

mit Ausschluß des für den Kutscher gleich den Domestiken besonders zu bezahlenden Bettes;

für einen Wagenschuppen

wöchentlich, und zwar

auf einen Wagen . . . 4 Gr.

und, wenn deren mehrere, für jeden eben so viel;

für eine Küche

wöchentlich, und zwar

für deren alleinigen Gebrauch . . . 12 Gr.

mit dem Wirth oder Andern für deren getheilten Gebrauch . . . 6 Gr.

für einen Keller

wöchentlich, und zwar

bey dessen alleiniger Innehabung . . . 8 Gr.

bey dessen mit dem Wirth oder Andern getheilten Innehabung . . . 4 Gr.

entrichtet.

Ueber diese Taxe zu gehen, ist den Wirthen bey 20 Thlr. Strafe untersagt, ihnen aber die Freyheit nicht benommen, es darunter zu geben; welches gewöhnlich zu Anfange und zum Beschluß der Curzeit geschieht, wenn die Frequenz nicht so groß ist.

Def. technol. Enc. LXV Th.

B 66

In

In Rücksicht des Tisches findet hier jeder Bade-Gast so viel Bequemlichkeit, wie er sie selten an einem andern Bade-Orte antreffen wird; denn außer dem, daß jeder Wirth die Erlaubniß hat, seine Bader-Gäste im Hause zu speisen, ist Gelegenheit bey dem Wirth der kurf. Küche im großen Saal an der Table d'hore zu essen, oder sich seine Speisen von den hier sich etablirten Speise-Wirthen auf sein Zimmer hohlen zu lassen, oder, da hier Ueberfluß von allen Virtualien ist, sich seine eigene Küche zu halten. An der Table d'hore, wo gewöhnlich 5 Schüsseln gegeben werden, bezahlt man täglich 10 Gr.; bey den Speise-Wirthen, nach der Zahl der Schüsseln, 8, 10 und 16 Gr. Der Küchen-Zettel dieser Leute ist jederzeit von der Beschaffenheit, daß sowohl Kranke, als Gesunde, eine ihrem Appetit, Lage, Bedürfnisse, und medicinischen Vorschriften gemäße Auswahl treffen, und mit der Güte der Speisen zufrieden seyn können.

Weine von allen Sorten, Kaffee, Thee, Chocolate, Gefrorenes, und allerley andere Erfrischungen, kann man theils auf der Allee, in den dazu bestimmten Pavillons, theils bey den dortigen Kaufleuten, und in der Apotheke, für festgesetzte und öffentlich angeschlagene Preise erhalten.

Fremde, welche Lauchstädt nur auf Tage und Stunden besuchen wollen, finden um billige Preise bequeme Logis, sowohl in den über dem Tanz-Saal angelegten gut meublirten, und wegen ihrer Aussicht und Lage angenehmen Zimmern, als auch in den wohl eingerichteten Gasthöfen: den drey Schwanen, Sonne, Mond und Sterne.

Eine der nützlichsten und die Bequemlichkeit der Fremden befördernde Anstalt, ist das dortige Postwesen. Täglich, den Freytag ausgenommen, kann man mit den in Lauchstädt abgehenden und ankommenden reiten

reitenden und fahrenden Posten, in alle Gegenden der Welt Briefe wegschicken, und wieder erhalten, auch stündlich Extra-Post und Lohn-Kutschen, sowohl zu Spazierfahrten, als kleinen Reisen nach den benachbarten Städten, bekommen. Die Wege sind dort durchgehends gut, und in der Nähe des Ortes mit den schönsten Post-Dämmen versehen.

Eben so nützlich ist die dortige privilegirte Apotheke; es sind in derselben beständig die besten und frischesten Medicamente, und den Sommer über auswärtige Brunnen, als: Pyrmont, Eger, Seltzer und Bitter-Wasser, zu bekommen.

Die Gerechtigkeits-Pflege ist in Lauchstädt eben so prompt und unparteyisch, als die Polizei genau und aufmerksam ist, den bequemen und angenehmen Aufenthalt der Cur-Gäste zugleich sicher und ungestört zu erhalten. Um letzteres mit mehrern Ernste und Nachdrucke zu bewirken, wird allemahl, den Sommer über, ein Commando Soldaten von der benachbarten Garnison hierher verlegt, welches auf der Allee seine Wach-Stube hat. Zugleich ist es niemanden erlaubt, mit Degen oder andern Seiten-Ge- wehren in die Allee zu gehen, oder auf derselben zu fahren oder zu reiten; denn zu letztern Behuf ist die Linden-Allee bestimmt und eingerichtet. So wie im ganzen Stifte Merseburg die Bettelen untersagt ist, so wird in Lauchstädt vorzüglich durch dazu angestellte Wächter dafür gesorgt, daß Fremde weder durch die dort sich aufhaltenden kranken Armen, noch durch auswärtige Bettler, angelausen und beschweret werden. Erstere werden durch die freywilligen Beyträge der Reichern, die das kurf. Amt wöchentlich durch einen Almosen-Einnehmer einsammelt, und durch das, was in den auf der Allee ausgesetzten Armen-Stöcken und Büchsen einkommt, in Bad, Logis und Arzneyen freygehalten; für ihren Unterhalt aber müs-

sen sie selbst sorgen. Jeder Religionsverwandte, und Ausländer sowohl als Inländer, können an dieser Wohlthat Theil nehmen, wenn sie mit einem Zeugnisse ihrer Armuth von der Obrigkeit ihres Ortes, und, wo möglich, mit einer Kranken-Geschichte von ihrem Arzte oder Chirurgo, versehen sind.

Berehrer des Gottesdienstes finden zur Feyer desselben sowohl in, als nahe um den Ort hinlängliche Gelegenheit. Lauchstädts Kirche hat von je her berühmte und erbauliche Prediger gehabt; auch der jetzige Herr Senior, Hempel, gehört mit allem Rechte unter diese Zahl. Bequem ist es, da der Gottesdienst in der Kirche, in welcher für die Fremden bestimmte Chöre eingerichtet sind, erst um 10 Uhr des Morgens seinen Anfang nimmt, und die Cur gewöhnlich in den Früh-Stunden geschieht, daß man ihren Gebrauch deshalb nicht aussetzen darf. Die Reformirten und Römisch-Katholischen aber finden ihre Glaubensgenossen und Kirchen in der nur anderthalb Meilen davon entfernten Stadt Halle.

Das lauchstädter Mineral-Wasser ist, seit seiner Entdeckung und Gebrauch, von je her der Aufmerksamkeit großer und gelehrter Aerzte gewürdigt, und dessen Bestand-Theile und Wirkungs-Kräfte von einigen, als: Reineccius, Friedel, Lichtenhain, Hofmann, Henkel, Frenzel, Barth und Börner, untersucht und beschrieben worden. Obgleich die Beschreibungen dieser Männer eben so nützlich, als gründlich, sind, und, in Rücksicht der Bestimmung der wesentlichen Bestand-Theile des Wassers, wenig von einander abweichen, so stützen sie sich doch alle auf die Kenntnisse ihrer Zeit, und nahmen den flüchtigen Schwefel-Geist als die Seele der Sauerbrunnen, und besonders auch des lauchstädter, an. Daß aber der wahre Schwefel-Geist nur sehr wenigen Quellen Deutschlands eigen ist, und daß das
ange:

angenommene Daseyn des flüchtigen Geistes desselben mehr als ein Product der Kunst, und nicht der Natur, anzusehen ist, haben die Entdeckungen der Neuern, womit sie die Natur-Lehre und Chemie bereichert haben, hinlänglich bewiesen. Auch der jetzige gelehrte Brunnen-Medicus, Hr. D. Koch, hat, in seiner Beschreibung des lauchstädter Gesund-Brunnens und Bades, mit vieler Gründlichkeit gezeigt, daß dasjenige, was seine Vorgänger, bey Angabe der Bestand-Theile dieses Mineral-Wassers, den sauren Schwefel-Geist nannten, nichts anders als Luft-Säure ist, und bey seinen Untersuchungen, zu mehrerer Gewisheit, die Auleitung des berühmten Westrumb, nach vorhergegangener Anzeige der physischen Beschaffenheit des Wassers, zum Grunde gelegt.

1. Das Wasser kommt 16 Fuß 11 Zoll tief unter der Fläche des Bodens, in einem mit Thon und Kieselsteinen vermengten Erdreiche zu Tage.

2. Es ist dasselbe vollkommen klar, und so durchsichtig, daß man bey hellem Wetter, ungeachtet die Wassersäule 9 Fuß 5 Zoll beträgt, die kleinsten Körper auf dem Grunde erkennen kann; diese Klarheit behält es auch dann, wann es in Gläser geschöpft wird, und einige Zeit steht.

3. Der Zufluß bleibt sich zu jeder Jahreszeit gleich, und leidet, weder durch den stärksten noch langwierigsten Regen, noch durch die größte und anhaltendste Hitze, den mindesten merklichen Zuwachs, oder auch den geringsten Abgang. Die Fassung der Quelle, welche 3 Fuß im Durchmesser hat, und 9 F. 5 Z. tief ist, enthält 5679 Pfund, und fließt in 1 Stunde und 28 Minuten voll; folglich giebt die Quelle, bey ihrem Abfluß, in einer Minute 64 Pfund und ungefähr 1½ Loth, und in einer Stunde 3843 Pf. Wasser. Doch ist hierbey zu bemerken, daß die

Quelle in der jetzt bestimmten Zeit noch weit mehr Wasser giebt, wenn sie sich selbst überlassen ist. Durch den Gegendruck der Wassersäule von 9 Fuß wird das Hervordringen des Wassers aus der Quelle langsamer. Hält man dieselbe durch vorerwähnte Maschine um 6 Fuß tiefer, so füllt sie die zum Bades Wasser bestimmten Reservoirs, die zusammen 841 Kubik-Fuß groß sind, und, den Kubik-Fuß zu 70 Pfund 10 Unzen gerechnet, 59570 Pfund 10 Unzen Wasser enthalten, in 7 Stunden voll, da sie, sich selbst überlassen, beynähe 16 Stunden hierzu nöthig hat.

4. In dem Brunnen selbst setzt sich gar kein Ocher ab, es müßte denn an dem obersten Rande der Einfassung seyn, wo das Wasser stille steht, und die Ausfluß-Röhre ist; an denen Orten aber, wohin es abfließt, als in die Reservoirs und in den Röhren, die das Ueberflüssige in den Bach leiten, legt es sehr vielen rothgelben Ocher ab.

5. Nimmt man die Bedeckung des Brunnens, des Morgens, ehe daraus geschöpft wird, hinweg, so bemerkt man einen sehr feinen Dunst, und die Nase empfindet einen etwas scharfen, doch nicht eigentlich zu unterscheidenden Geruch. Dieser Geruch wird merklicher, und dem der flüchtigen Schwefel-Leber ähnlich, wenn das Wasser in großen Quantitäten eine Zeitlang verschlossen gewesen ist, und nun geöffnet wird, wie in den Reservoirs, oder wenn man es erwärmt, und in Bewegung setzt, wie in der Douche.

6. Gleich nach dem Einfüllen in ein Glas, steigen unzählige Bläschen, wie kleine Perlen, von unten in die Höhe, und legen sich an die Seiten des Glases an. Weit häufiger und größer erscheinen diese Bläschen, wenn das Wasser im Glase stehen bleibt, und von der Luft oder durch das Feuer erwärmet wird. Im Schatten und in kalter Luft bleiben diese Bläschen einige Tage sichtbar, auf dem warmen Ofen aber und

in

in der Sonne verlieren sie sich innerhalb 24 Stunden. Läßt man es einige Tage stehen, so zeigt sich auf der Ober-Fläche desselben eine vielfarbige Haut; den zweyten, und noch mehr den dritten Tag fängt es an, in einer offenen Bouteille sich etwas zu trüben, und einige zarte gelbe Flocken fallen zu lassen; wird es aber gleich nach dem Füllen in Bouteillen verpicht, so bleibt es einige Monate klar und unveränderlich.

7. Die Quelle friert niemahls zu, und der Grad der Kälte bleibt sich in jeder Jahreszeit gleich. Zu Ende des 1788ten und Anfang des 1789ten Jahres fand Hr. D. Koch dieselbe allemahl, so wie in den heißesten Sommer-Tagen, etwas über 8 Grad nach Reaumur.

8. Der Geschmack des Wassers, wenn es frisch bey der Quelle, oder aus wohlverwahrten Bouteillen getrunken wird, ist etwas säuerlich und eisenhaft; hat es eine Zeitlang in offenen Gefäßen gestanden, oder sind die Bouteillen nicht gut verpicht gewesen, so verliert es zwar seinen säuerlichen Geschmack, das Eisenhafte aber bleibt mehrere Tage unveränderlich. Mächtig getrunken macht es einigen Personen Aufstoßen, andern, besonders denen, welche schwache Nerven und eine schlechte Verdauung haben, verursacht es eine Dürsterheit des Hauptes, die dem Schwindel nahe kommt, aber nicht lange anhält.

9. Die eigenthümliche Schwere des Wassers ist gegen den reinsten Schnee, oder gegen destillirtes Wasser, wie 1,001 : 1,000.

Wirft man mit unbefangenen Augen einen Blick auf die jetzt beschriebene physische Beschaffenheit des Wassers, so wird man den mineralischen Inhalt desselben nicht verkennen können; worin dieser aber besteht, lehren die mit demselben angestellten chemischen Versuche, und zwar:

A. mit gegenwirkenden oder sogenannten Ausscheidungs-Mitteln.

Erster Versuch. a. Lalmus: Tinctur 1 Quent zu 8 Unzen L. M. W. getropfelt, erhielt sogleich eine Purpur-Röthe. Diese Farbe blieb nach 24 Stunden unverändert, das Wasser hatte keinen Niederschlag, auf der Oberfläche aber die gewöhnliche Fett-Haut. Erst nach 43 Stunden nahm die Tinctur ihre blaue Farbe wieder an.

b. Dergleichen Papier wurde ebenfalls, aber weit später als die Tinctur, roth; nachdem es getrocknet war, erhielt es seine Farbe wieder.

c. Abgekochtes Wasser ließ die Farbe, sowohl der Tinctur, als auch des Papiers, unverändert.

Nach diesen Erscheinungen, a. b. ist in dem L. M. W. eine Säure, und zwar eine flüchtige Säure enthalten, die nach c. Luft-Säure ist.

Zweyter Versuch. Fernambuk: Papier.

a. Ganz frisches Mineral: Wasser veränderte die rothe Farbe dieses Papiers, nach 24 Stunden, in Violettblau.

b. Abgekochtes Wasser ließ die Farbe unverändert.

Aus b. erhellt, daß es frey von ungebundenem Laugen-Salze ist; also kann die Wirkung a. nur von luftgesäuerten Erden herrühren.

Dritter Versuch. Curcumä: Papier erlitt so wenig im rohen, als abgekochten Mineral: Wasser einigen Farben-Wechsel.

Hierdurch bestätigt sich, daß das L. M. W. völlig frey von ungebundenem Laugen-Salze ist.

Vierter Versuch. Starke Mineral: Säuren.

a. Die starke Bitriol: Säure, und

b. die

b. die starke Salpeter: Säure, entwickelten aus dem Wasser zwar kleine, aber zahlreiche Luftblasen, die auch noch nach 14 Stunden, wenn das Glas bewegt wurde, in die Höhe stiegen. Bey beyder Mischung blieb das Wasser klar, und hatte auch nach 22 Stunden keinen Niederschlag.

Das Aufsteigen der Luftblasen zeugt vom Daseyn der Luft-Säure, die Klarheit desselben und der Mangelf des Niederschlages bey a. daß es keine luftgesäuerte Schwer-Erde, und bey b. daß es keine Schwefelleber-Luft in sich enthält.

Fünfter Versuch. Geistige Galläpfel: Tinctur erregte a) in ganz frisch geschöpftem Wasser beim Hineinschütren eine angenehme Purpur: Farbe; diese ward nach 2 Stunden tiefer, und nach 24 Stunden dunkelroth, wie Cahors: Wein. Dieses Wasser hatte keinen sichtbaren Bodensatz, noch die ihm sonst gewöhnliche Fett: Haut.

b) Abgekochtes Wasser erlitt gar keine Veränderung.

Nach den Erscheinungen a. ist in dem L. M. W. fein aufgelöstes Eisen enthalten; nach b. ist dieses Eisen in Luft-Säure und nicht in Mineral-Säure aufgelöst.

Sechster Versuch. Geistige Auflösung der allicantischen Seife machte a) das rothe Mineral: Wasser milchend ohne Flocken und Bodensatz.

b) Abgekochtes Wasser nahm diese weiße Farbe nicht an, sondern ward nach 24 Stunden oben gelb, und verursachte einen häufigen weißen Niederschlag.

Aus beyden Erscheinungen folgt, daß sich in dem L. M. W. Luft-Säure und erdige Mittel-Salze befinden.

Siebenter Versuch. Zucker: Säure machte mit dem frischen Wasser sogleich eine weiße Wolke, und

B b 5

dar:

darauf einen weißen Niederschlag; das gekochte Wasser that es ebenfalls.

Hieraus folgt, daß nicht allein rohe oder luftsaure Kalk-Erde, sondern auch kalkerdiges Mittel-Salz im L. M. W. enthalten sind.

Achter Versuch. Die Auflösung der Schwer-Erde in Salz-Säure fällt sowohl aus dem frischen als dem abgekochten Wasser einen Schwer-Spath.

Es ist also Vitriol-Säure im Wasser, die, zufolge des Versuches mit Zucker-Säure, an Kalk-Erde gebunden, also Selenit seyn muß.

Neunter Versuch. Auflösung des reinsten Silbers in Salpeter-Säure. Durch Mischung desselben zum rohen L. W., wurde dasselbe getrübt, und nahm erst eine Perl-Farbe an, die nach 2 Stunden in eine schwache violette Farbe überging, und nach 24 Stunden einen feinen schwärzlichen Niederschlag verursachte. Eben dieses erfolgte auch durch Mischung desselben zum abgekochten Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß die erwähnte violette Farbe dunkler war.

Nach beyden Erscheinungen enthält das L. M. W. Salz- und Vitriol-Säure; die Farbe des Niederschlages aber rührt theils von der Entwicklung des Tages-Lichtes auf den Silber-Kalk, theils von dem im Wasser enthaltenen Extractiv-Stoff, oder den feinen brennbaren Theilen her, die das Wasser aus seinen unterirdischen Gängen mit sich führt.

Zehnter Versuch. Silber-Vitriol in heißem destillirten Wasser aufgelöst, und zum frischen L. W. gesetzt, machte sogleich eine weißliche Gerinnung, die nach einiger Zeit perlfarben und endlich schwärzlich ward. Gekochtes Wasser brachte ebenfalls einen weißen Niederschlag damit zuwege, der auch nach und nach dunkler ward.

Es

Es folgt hieraus, daß Salz-Säure in dem Wasser enthalten sey, die vermöge der übrigen Versuche gebunden ist.

Filfter Versuch. Kalt bereitete Auflösung des Quecksilbers in der Salpeter-Säure trübte das Wasser, und ließ nach 24 Stunden einen feinen weißgelblichen Bodensatz zurück.

Hieraus erhellt, daß in dem L. M. W. absorbirende Erden, Salz-Säure und Vitriol-Säure führende Mittel-Salze vorhanden sind.

Zwölfter Versuch. a. Essiggesäuertes Blei.

b. Salpetergesäuertes Blei. Beides, sowohl zu rohem, als abgekochten, L. M. W. getropfelt, erregte einen weißen Bodensatz, der bey dem rohen blendend weiß, bey dem abgekochten aber gelblich weiß ausfiel, und in Essig und Wasser fast gar nicht, und in Salpeter-Säure nur zum Theil auflöslich war.

Durch den Erfolg dieses Versuches wird die Gegenwart salzgesäuerter und vitriolgesäuerter Salze bestätigt.

Dreyzehnter Versuch. Wässerige Auflösung des äßenden Sublimates, und dergleichen Auflösung des Arseniks, erlitten beyde weder a. von rohem, noch

b. von abgekochtem L. M. W. einige Veränderung.

Dieses Wasser enthält nach der ersten Erscheinung kein ungebundenes Laugen-Salz, sondern mehr vitriol- und kochsalz-gesäuerte Salze; hierdurch werden die Resultate des 2, 3, 11 und 12ten Versuches bestätigt. Nach der zweyten Erscheinung ist nichts Schwefelleberartiges darin enthalten, wodurch das Resultat des 4ten Versuches bestätigt wird.

Vierzehnter Versuch. Auflösung des reinsten Bitter-Salzes erlitt so wenig durch frisches, als durch abgekochtes Wasser einige Veränderung.

Ein

Ein neuer Beweis für den Mangel des ungebundenen Laugen-Salzes in dem L. M. W.

Funfzehnter Versuch. Kalk:Wasser 1 Loth, zu 1 auch 2 Loth L. M. W. gegossen, trübte das Wasser, und machte nach 6 Stunden einen feinen leichten weißen Bodensatz, der sich unter Aufbrausen in Essig wieder auflösete.

Hierdurch bestätigt sich das Daseyn der Luft-Säure und der in derselben aufgelöseten Erden.

Sechzehnter Versuch. a. Kaustisches flüchtiges Laugen-Salz $\frac{1}{2}$ Loth zu 1 Pfund L. M. W. getropfelt, trübte das Wasser ebenfalls, und verursachte nach 18 Stunden einen ocherartigen Niederschlag.

b. Kaustisches Pflanzen: Laugensalz $\frac{1}{2}$ Loth zu 4 Loth L. M. W. gegossen, hatte nach 18 Stunden vielen leichten, weißgelben flockigen Bodensatz.

Nach beyden Erscheinungen ist in dem L. M. W. nicht allein luftsaure Bittersalz-Erde, sondern auch Kalk-Erde und Eisen, enthalten.

Siebenzehnter Versuch. Berlinerblau: Lauge 20 Tropfen a. zu 4 Loth frischem L. M. W. getropfelt, theilte dem Wasser während der Zumischung eine angenehme himmelblaue Farbe mit; nach 18 Stunden war ein feiner bläulicher Niederschlag, und das Wasser über demselben hell.

b. Dieselbe in eben dem Verhältnisse zum abgekochten und filtrirten Wasser gemischt, machte keine Veränderung.

Hierdurch bestätigt sich die Folgerung des 5ten Versuches, daß in Luftsäure aufgelöstes Eisen in dem L. M. W. enthalten ist.

Nach diesen Versuchen mit gegenwirkenden Mitteln zu urtheilen, enthält das L. M. W., dem 1, 4, 6 und 15ten Versuche zufolge, einen elastischen Stoff, der

der wahre Luft-Säure ist; dem 5, 16 und 17ten Versuche zufolge, Eisen, welches nach d. 5 und 17ten Versuch nicht in Mineral-Säure, sondern einzig und allein in Luft-Säure aufgelöst ist; dem 2, 6, 7, 8, 10 und 15ten Versuch zufolge, absorbirende mit Luft-, Vitriol- und Salz-Säure vereinigte Erden, die nach 7 und 16 Vers. aus Kalk-Erde, und nach dem 16ten Versuch aus Bittersalz-Erde bestehen; dem 8, 9, 10 und 11ten Versuch zufolge, vitriol-gesäuerte und Kochsalz-gesäuerte Mittel-Salze. Nach dem 9ten Versuch ist etwas Extractiv-Stoff, und nach dem 8ten Versuch Selenit darin enthalten; nach dem 2, 3, 13 und 14ten Versuch ist es völlig frey von ungebundenem Laugen-Salz; und nach dem 4 und 13ten Versuch ist nichts Schwefelleberartiges darin befindlich.

B. Versuch zur Bestimmung der in dem lauchstädter Mineral-Wasser enthaltenen Quantität Luft-Säure.

Die Quantität der Luft-Säure in den Mineral-Wässern nach den Winterschen und Amburgerischen Vorschriften, durch Zumischung des Kalk-Wassers zu bestimmen, ist eben so unzulänglich und trügerisch, als die von Hrn. Bergr. Abich angegebene Methode ihre Mängel und Schwierigkeiten hat. Es ist daher der Bergmannische Versuch, welcher nach dem Zeugnisse der Gelehrten, die sich mit Untersuchung der Mineral-Wässer in neuern Zeiten beschäftigt haben, der sicherste ist, hier nur allein genühet worden. Da Hr. D. Koch mit den hierzu nöthigen Geräthschaften nicht versehen war, so ersuchte er den Hrn. Prof. Gren in Halle, diesen Versuch zur Bestimmung der Quantität der in dem L. M. W. enthaltenen Luft-Säure anzustellen, welcher ihm auch denselben in Folgendem mittheilte.

„Ein

„Ein Pfund lauchstädter Wasser, zu 16 Unzen Medicinal: Gewicht, wurde in eine gläserne Tubulatur-Retorte mit einem sehr langen Halse, der zu diesem Behuf in seiner Mündung nach oben zu gekrümmt war, gegossen. Die Retorte wurde ins Sandbad eingelegt, und die Oeffnung ihres Halses unter dem Trichter der Wanne des pneumatisch-chemischen Apparates, die mit sehr heißem Wasser angefüllt war, gestellt. Das Wasser in der Retorte wurde nun allmählich zum Kochen gebracht, wobei die atmosphärische Luft in dem Halse der Retorte, und die Luft: Säure, die sich beim Kochen aus dem Wasser losmachte, übergingen, und in den mit kochendheißem Wasser ebenfalls angefüllten Cylinder, der als Vorlage diente, in die Höhe stiegen. Es wurde das Wasser so lange in starkem Kochen unterhalten, bis keine Luftblasen mehr übergingen. So wie das Kochen des Wassers in der Retorte aufhörte, stieg das Wasser der Wanne durch den Druck der äußern Luft in der Röhre der Retorte in die Höhe, und füllte diese ganz an, bis auf eine kaum merkbare Luftblase.

„In dem Cylinder war also nun nicht allein die Luft: Säure des Wassers, sondern auch die atmosphärische Luft aus dem übrigen Raume der Retorte und ihren Röhren enthalten. Durch die Hitze des Wassers, womit sie gesperrt war, war ihr Volumen freylich ausgedehnt. Um also den Raum, den sie bey der mittlern Temperatur von 60 Gr. Fahrenheit einnehmen würde, zu bestimmen, ließ ich sie schnell in einen andern Cylinder aufsteigen, der mit Wasser von dieser Temperatur gefüllt war. Ich bestimmte durch einen um den Cylinder fest gelegten Bindfaden genau den Raum, den sie darin einnahm; um aber nun die Luft: Säure des Wassers von der atmosphärischen der Retorte zu scheiden, ließ ich sie durch dünne Kalk: Milch in ein Gefäß aufsteigen, wodurch die Luft:

Luft: Säure absorbirt wurde, und die atmosphärische Luft allein übrig blieb. Ich ließ sie hierauf wieder in den zum Messen bestimmten Cylinder treten, und bezeichnete durch einen andern darum gelegten Bindfaden, den nun verminderten Raum. Die Verminderung dieses Raumes betrug so viel, als 3 Unzen 5 Quentgen destillirtes Wasser, von 60 Gr. Raumeinnehmen; denn so viel Wasser hatte ich genau nöthig, um jenen Raum im Cylinder zwischen den beyden Bindfäden auszufüllen.

„Ein rheinländischer Duodecimal: Kubikzoll reines destillirtes Wasser wiegt bey der Temperatur von 60 Gr. Fahrh. 284,87 Gran Medicinal: Gewicht; folglich nehmen 3 Unzen 5 Quentgen = 1470 Gran, einen Raum von 6,108 Kubikzoll ein.

„Es sind demnach in einem Pfunde lauchstädter Wasser, zu 16 Unzen Medicinal: Gewicht, enthalten $6\frac{108}{1000}$ Kubikzoll, nach rheinl. Duodecimal: Maß.“

C. Versuche zur Bestimmung der festen Bestandtheile in dem lauchstädter Mineral: Wasser.

Erster Versuch. Nach Westrumb's Anleitung, hat Hr. Koch 10 bürgerliche Pfund L. M. W. in bedecktem Gefäße binnen 5 Tagen zur völligen Trocknheit gelinde abgedampft. Der Rückstand war röthlich, hin und wieder glänzend, und wog 53 Gran.

Zweyter Versuch. a) Diese 53 Gran hat er mit 2 Loth wasserfreyen Weingeist 36 Stunden kaltedigert, und die Auflösung davon zu Krystallen gebracht; sie wogen $5\frac{1}{2}$ Gran mit dem darin befindlichen Krystallisations: Wasser, obschon die 53 Gr. nicht mehr als 2 Gr. von ihrer Schwere verloren hatten.

b) Diese $5\frac{1}{2}$ Gran Salz übergoss er mit rectificirter starker Bitriol: Säure; diese entwickelte salzsaurer Dämpfe. Nachdem es getrocknet und wieder mit destillirtem Wasser aufgelöst war, sonderten sich einige

ige harzige Theile ab, die, nachdem sie abgeschieden waren, 2 Gran betrug.

c) Die von dem Harze abgegossene Flüssigkeit lieferte einige bräunliche Krystallen, die, ihrer Wenigkeit wegen, nicht weiter untersucht werden konnten, aber nach ihrem bitteren und zusammenziehenden Geschmacke zu urtheilen, Bitter- und Kalk-Koch-Salz in sich enthielten.

Der Weingeist hatte also $3\frac{1}{2}$ Gr. Bitter- und Kalk-Koch-Salz und 2 Gr. Extractiv-Salz geschieden.

Dritter Versuch. a) Die wieder erhaltenen 51 Gr. Rückstand (Versuch 2. a) extrahirte er kalt mit 8 Theilen seines Gewichtes destillirten Wasser, filtrirte die Flüssigkeit, und trocknete den Rückstand gehörig, welcher 21 Gran von seiner Schwere verloren hatte. Die Flüssigkeit dünstete er bis auf einen gewissen Punkt ab; es schieden sich einige Selenit-Krystallen, die er behutsam absonderte, trocknete und wog, — sie hielten 2 Gran.

b) Zu der übrigen Salz-Lauge setzte er 2 Theile wasserfreien Weingeist, und erhitzte sie stark. Als er sie darauf erkalten ließ, zeigten sich zwar einige Krystallen; allein, als er die Tasse etwas neigte, um die Lauge von den Krystallen ablaufen zu lassen, trocknete es von selbst innerhalb 2 Stunden ein, und war so hart, daß er es mit Mühe von der Tasse losmachen mußte. Das Gewicht des Ganzen betrug 14 Gran; diese lieferten, bei näherer Untersuchung, $13\frac{1}{2}$ Gr. vitriolisches Bitter-Salz, und $\frac{1}{2}$ Gr. Extractiv-Stoff.

Vierter Versuch. a) Die von den 51 Gran erhaltenen 30 Gran Rückstand (Vers. 3. a.) übergoss er mit 4 Loth destillirten Wasser, 10 Tropfen Salz-Säure, und 5 Quent Salpeter-Säure, setzte sie in die Capelle, und ließ sie kochen. Nach dem Er-

kalten

kalten filtrirte er den Geist, und sammelte den Rückstand; dieser war weiß, wog 5 Gran, und ließ sich durch keine Säuren auflösen. Die Säuren hatten also überhaupt 25 Gr. Erden und Eisen aufgelöst, und 5 Gr. Kiesel-Erde zurückgelassen.

b) Die Auflösung selbst rauchte er wieder ab, sie gab noch 1 Gr. Selenit; zu den übrigen setzte er $\frac{1}{2}$ Loth kausisch flüchtiges Laugen-Salz, und erhielt davon einen Niederschlag, welcher Eisen-Gehalt und eine rothe Farbe hatte, und, nachdem er ausgefüßt und getrocknet war, $10\frac{1}{2}$ Gr. betrug. Diese enthielten, nach den damit gemachten Versuchen, 9 Gr. Eisen und $1\frac{1}{2}$ Gr. Bitter-Erde.

Dieser Reihe von Versuchen zufolge, enthält das lauchstädter Mineral-Wasser in 10 bürgerlichen Pfunden:

| | |
|---|-------------------|
| Eisen in Luft-Säure aufgelöst (V. 4, b) | 9 Gr. |
| Vitriolisches Bitter-Salz (V. 3, b) | $13\frac{1}{2}$ " |
| Bitter- und Kalk-Koch-Salz (V. 2, c) | $3\frac{1}{2}$ " |
| Kalk-Erde (V. 4, a) | 25 " |
| Bitter-Erde (V. 4, b) | $1\frac{1}{2}$ " |
| Kiesel-Erde (V. 4, a) | 5 " |
| Selenit (V. 3, a) (V. 4, b) | 3 " |
| Extractiv-Stoff (V. 2, c) (V. 3, b) | $2\frac{1}{2}$ " |

In allem 63 Gr.

Luft-Säure in einem Pfunde zu 16 Unzen Medicinal-Gewicht $6\frac{1000}{1000}$ Kubik-Zoll.

Daß Hr. Koch hier einige Gran an festen Bestandtheilen mehr berechnet, als er oben erhalten zu haben angab, darf niemanden befremden. Dort war die Rede von ganz trocknen und ihres Krystallisations-Wassers beraubten Salzen, hier aber von solchen die krystallisirt sind; ein Zustand, in welchem wir uns die Salze eines Mineral-Wassers, nach Westrumb's Erfahrung, denken müssen.

Def. technol. Enc. LXV Th.

Ecc Aus

Aus der ist beschriebenen physischen Beschaffenheit des Mineral-Wassers, und den damit angestellten chemischen Versuchen, erhellt ganz deutlich, daß der lauchstädter Gesund-Brunnen ein leichtes, klares, mit Luft-Säure, Eisen, Mittel-Salzen und absorbirenden Erden geschwängertes Wasser in sich enthalte, und daher einigen der berühmtesten Gesund-Brunnen Deutschlands in seinen Bestand-Theilen nicht nur gleich sey, sondern auch manche übertrefse. Nach dem Zeugnisse eines Hoffmann, Henkel, Frenzel, und des Hrn. D. Koch zehnjährigen Beobachtung, hat sich das L. M. W. seit beynahe einem Jahrhunderte, hauptsächlich in Stärkung erschlaffter Theile, Verdünnung zäher Säfte, und Eröffnung verstopfter Gefäße, berühmt gemacht, und im Allgemeinen diesen Effect, vermöge des innerlichen, noch häufiger aber vermöge des äußerlichen Gebrauches, durch seine reizende, zusammenziehende, harntreibende, und die Ausdunstung vermehrende Eigenschaft, hervorgebracht. Daß, in Rücksicht des äußerlichen Gebrauches, auf die Temperatur der Bäder vieles mit ankommt, und hierdurch die jetzt erwähnte Wirkungskraft vermehrt, vermindert, und, wenn sie unrecht angewandt wird, oft schädlich werden kann, sieht jeder wohl ein, der nur einige Kenntnisse der Physik und Medicin besitzt; denn ganz andere Veränderungen bringt ein heißes Bad, und ganz andere ein laues und kaltes in dem menschl. Körper hervor. Unter denjenigen Krankheiten, in welchen es sich durch seine gute Wirkung bisher ausgezeichnet hat, verdient die Schwäche der festen Theile, oder die erschlaffte Constitution, die in unsern Tagen eine so gewöhnliche Ursache der mehresten chronischen Krankheiten ist, erwähnt zu werden.

Erstreckt sich diese Schwäche auf die Blut- und Lymphatischen Gefäße unsers Körpers, so wird dadurch nicht

nicht nur der Kreislauf der Säfte mit einer zu geringen Thätigkeit betrieben, Verdickung, Stockung und Andringen derselben gegen einen Theil mehr, als den andern, verursacht, sondern auch die nöthigen Absonderungen und Ausleerungen werden dadurch in Unordnung gebracht, und geben zu eben so vielen Krankheiten der Haut, als der Eingeweide des Unterleibes, Gelegenheit. Die gewöhnlichsten dieser Art sind: Racherie, englische Krankheit, wässrige Geschwulst, Bleichsucht, rheumatische Zufälle, Gicht, Chiragra, Podagra, Gonagra, Hüftweh, Krätze, Flechten, Finnen, chronische Geschwüre, blinde und verstopfte Hämorrhoiden, verhaltene, unordentlich abgehende und schmerzhaftes monatl. Reinigung, Congestionen des Blutes, und daher rührendes Kopfweh, Zahnschmerz, Brausen vor den Ohren, Schwindel, Röthe der Augen, Brust Beklemmung, Herzklopfen, Magendrücken, Mangel des Appetites, Blähungen, Mutter-Blutflüsse, zu starke Reinigung, Harnfluß, gutartige Gonorrhoe, weißer Fluß, Pollutionen, Unfruchtbarkeit und Mißgebären. In den mehresten dieser Fälle muß der Arzt vorzüglich dafür sorgen, daß er die verdickten und stockenden Säfte anseuchte, verdünne und auflöse, die Schärfe mildere, durch Vermehrung der natürlichen Absonderungen aus dem Körper wegschaffe, und den Fibern der Gefäße die verlorne Festigkeit, Spannkraft und Thätigkeit wiedergebe, um dadurch eine gleichmäßige Bewegung der Säfte zu unterhalten, und Rückfälle zu verhüten. Diese jetzt erwähnten Absichten können durchgängig durch den Gebrauch des lauchstädter Mineral-Wassers, bey vorsichtiger Behandlung und gehöriger Vorbereitung erreicht werden, indem es wegen seiner Feinheit in die kleinsten Gefäße eindringt, die Säfte verdünnet, die Schärfe wässert, und hierdurch in Verbindung der absorbirenden Erden und des Extra-

ctiv: Stoffes die Salz: Theile stumpf macht, wegen seiner Mittel: Salze die Fähigkeit derselben auflöst, und sowohl vermöge dieser, als auch der Luft: Säure, durch vermehrte Ausdunstung und Urin: Abgang aus dem Körper wegschaffet, und wegen der in Luft: Säure aufgelöseten Eisen: Theile, die Gefäße gelinde reizt, zur Thätigkeit antreibt, und ihnen ihre verlorne Spannkraft und Festigkeit wiedergiebt.

Erstreckt sich hingegen diese Schwäche auf diejenigen Organe, durch welche Empfindung und Bewegung in dem Körper ausgebreitet wird, und die den Wirkungen der Seele untergeordnet sind, so entsteht daraus, wenn in diesen drey Stücken Unregelmäßigkeiten vorgehen, eine Menge von Nerven: Krankheiten, wodurch das Gemüth und der Körper so unendlich leiden. Selbige sind, wie bey der erschlafften Constitution, entweder von den Aeltern angeboren, oder werden durch alles das hervorgebracht, was die natürlichen Kräfte des Körpers schwächt. Hierher gehören: langwierige Krankheiten, zu häufige Ausleerungen, als: zu starker Abgang der monatlichen Reinigung, anhaltender Samenfluß, weißer Fluß, Nachtschweiße, zu öfterer Benschlaf und Onanie, heftige Gemüthsbewegungen, als: Schreck, Zorn, Betrübniß, quälende Sorgen, anhaltende Geistes: Arbeiten, zu große Sehnsucht nach Dingen, die nicht erreicht werden können, zu große Anstrengung der Kräfte bey Geburten, bey podagrischen Anfällen und heftigen Schmerzen; eine müßige sitzende Lebensart und der beständige Aufenthalt an einem niedrig gelegenen Orte, wo die Luft warm und feucht ist. Diese angeborne, oder von jetzt erwähnten Ursachen entstandene Krankheiten werden auch von den Schriftstellern Nerven: Krankheiten ohne Materie genannt. Das Nerven: System bey den damit behafteten Personen ist so empfindlich, daß auch geringe Ursachen, die in gewöhn-

gewöhnlichen Constitutionen nichts vermögen, schon große Unordnungen desselben bewirken, und auf diese Art bey manchem Subjecte durch traurige Erzählungen, Leiden anderer Menschen, durch besondere Gegenstände, gewisse Töne, Farben, Gerüche, unbedeutende körperliche Schmerzen, u. s. w. blasse Gesichtis: Farbe, Herzklopfen, Zittern, Zuckungen, ja oft Ohnmachten, zum Vorschein kommen. Alle übrige Zufälle der Nerven, die von offenbaren, und auch bey starker Leibes: Beschaffenheit hinlänglichen Ursachen herrühren, werden Nerven: Krankheiten mit Materie genannt. So können z. B. plötzlich zurückgetretene und unterdrückte Ausschläge der Haut, oder ein allzu geschwindes Zuheilen alter Geschwüre, gewisse Nerven: Zufälle hervorbringen, die sich so gleich wieder verlieren, wenn diese Ausschläge, oder der Ausfluß aus den Geschwüren wieder hergestellt wird. Auf eben diese Art folgen auch dergleichen Krankheiten auf gichtische Beschwerden, die ohne einen regelmäßigen Anfall des Podagra, des Chiragra &c. plötzlich verschwunden sind, und dann erst wieder gehoben werden, wann die arthritische Materie nach den Händen oder Füßen gebracht wird. Die Verstopfung der monatlichen Reinigung, ein plötzlich gehemmter Ausfluß der Hämorrhoiden, oder unterdrückte Ausdunstung, hat zuweilen gleiche Wirkung; und eben dieses gilt von der venerischen, scorbutischen und scrophulösen Schärfe. Außer diesen sind zwar auch noch andere Ursachen, welche diese Art Nerven: Zufälle veranlassen können, als: Diät: Fehler, angesammelte Schleim: und Gallen: Unreinigkeiten in den Verdauungs: Wegen, Würmer, Vollblütigkeit und organische Fehler, besonders im Gehirn und Rücken: Marke; da aber diese mit den Wirkungs: Kräften des L. M. W. nicht in genauer Verbindung stehen, so übergehe ich dieselben, und

Ecc 3 führe

führe nur diejenigen Nerven: Krankheiten an, welche von angeborener oder erlangter Schwäche, die gemeinlich eine zu große Beweglichkeit, Reizbarkeit und Empfindlichkeit nennt, oder von oben angeführten materiellen Ursachen zu entstehen pflegen, und bey denen sich das L. M. W., in sofern dabey ein durchdringendes, auflösendes, verdünnendes und zugleich stärkendes Mittel zuträglich ist, ungemein wirksam beweiset, besonders wenn es als Bad gebraucht wird; indem es durch seine angegebenen Bestandtheile nicht nur die materiellen Ursachen aus dem Wege räumt, sondern auch den verlorenen Ton der Nerven wieder herstellt. Man gebraucht es daher mit Nutzen in der allgemeinen Kräftlosigkeit, in Krämpfen überhaupt, besonders in Schlund- und Magen-Krampf, chronischen Schlucken, Krampf-Husten, spastischer Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Zittern des ganzen Körpers und einzelner Glieder, in Zuckungen, fallender Sucht, bey Schlagflüssen, Lähmungen sowohl des ganzen Körpers, als auch einzelner Theile, Schlassucht, Niedergeschlagenheit, Melancholie, Hysterie und Hypochondrie, in so fern sie von Schwäche und Erschöpfung entstehen.

Dem hier beschriebenen Effect, den das L. M. W. durch seinen innerlichen und äußerlichen Gebrauch, im Allgemeinen, leistet, bewirkt die Douche im Einzelnen noch mehr.

Obgleich die ältesten Aerzte, wie aus einigen Stellen des Galenus, Celsus und Mercurialis erhellt, schon von der Douche in unterschiedenen Zufällen des Körpers häufigen Gebrauch machten, so ist derselbe doch in neuern Zeiten, ich weiß nicht warum wieder vernachlässiget, wenigstens nicht allgemein geworden; denn ausser dem eingeführten Gebrauche bey Gesund-Brunnen wird man selten einen Arzt finden, der das Tropf-Bad zu Hause von gemeinem Wasser

Wasser anrathen sollte, da doch dessen Nutzen bey einiger Prüfung nicht verkannt werden kann, und dem von der Electricität sehr nahe kommt. Die Douche (*) ist das Begießen eines Theiles des Körpers von einer Höhe, welches vermittelst einer Röhre durch senkrechte Gänge bewirkt wird, die daselbst eine merkliche Erschütterung erregen. Dieses Begießen geschieht entweder in Einem Strohme, oder durch auf einander folgende Tropfen. Bey dem erstern geht die Wirkung ohne Absetzen und ununterbrochen fort; bey dem andern verfließt zwischen zwey auf einander folgenden Tropfen einige Zeit, in welcher der Theil gleichsam wieder in Ruhe ist. Letztere Art war in Lauchstädt schon ehemals, wiewohl sehr unvollkommen, vorhanden, und ist nunmehr gänzlich aufgehoben, da eine bewegliche Röhre, durch welche man das Wasser hin und wieder lenken kann, in den Stand setzt, beyde Arten durch einerley Einrichtung zu gebrauchen. Durch diese Einrichtung erhält die lauchstädter Douche, sowohl stärkere Wirkung, als auch mehrere Bequemlichkeit, und folglich Vorzüge vor andern, indem hier jeder Theil des Körpers berührt werden kann, und derselbe sich nur leidend zu verhalten nöthig hat, da hingegen bey andern der Körper sich nach dem Strahle bequemen, und denselben gleichsam auffangen muß.

Die Wirkung der Douche hängt theils von der Wärme oder Kälte des Wassers, theils von der ver-

Ecc 4

schie-

(*) Das Wort Douche stammt entweder vom deutschen Worte tauchen, ruchen, im Plattdeutschen daken; her; oder aber es ist das französische toucher, touche, und bedeutet so viel als das Berühren, die Berührung, hier durch den Fall. Auf alle Weise möchte es daher lieber Tondche geschrieben werden. Im Deutschen hat man es schicklich Gieß-Bad oder Tropf-Bad, im allgemeinen Verstande, genannt; es mag nun das Begießen wirklich tropfenweise, oder durch einen zusammenhängenden feinen Wasser Strahl, geschehen.

Von dem Tropf-Bade, s. auch Th. III., S. 407, f.; u. von dessen Nutzen in Lähmungen, im LVIII Th., S. 337, f.

schiedenen Erschütterung oder Ausdehnung, welche der Strahl verursacht, theils von den Bestandtheilen des Wassers ab. Durch die warme Douche, da nämlich das Wasser einen etwas höhern Grad der Wärme, als unser Blut, hat, wird die Spannung der festen Theile, der Reiz, der Schmerz und die krampfhafte Zusammenziehung vermindert; die Säfte dehnen sich aus, werden flüssiger und beweglicher, indem ihre Zähigkeit geringer wird. Ist der Grad der Wärme demjenigen, den unser Blut hat, gleich, oder wenig geringer, so ist die Wirkung auf die festen und flüssigen Theile verhältnismäßig. Durch die kalte Douche, wo die Wärme des Wassers weit geringer, als die Wärme unsers Blutes, ist, werden die Fibern unsers Körpers gereizet, zusammengezogen, verkürzt, die Schnellkraft der festen Theile vermehrt, und der Rückfluß des Blutes nach dem Herzen befördert. Wird die kalte Douche lange fortgesetzt, so verdicken sich die Säfte, die Gefäße werden enger, und die Wärme des Theiles, welcher der Douche ausgesetzt ist, nimmt ab. Alle diese Wirkungen vermindern sich zwar, sobald man aufhört die kalte Douche anzuwenden; die Zusammenziehung und Verengung der Gefäße aber dauern noch einige Zeit fort, und die forttreibenden Kräfte des Herzens, und der Arterien, die nach dem betropften Theile hingehen, nehmen zu, so wie sie mehr Widerstand finden; nach und nach überwinden sie denselben, und stellen den freyen Umlauf der Säfte wieder her. Das durch die verengten Gefäße vermehrte Reiben der in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten giebt den Theilen neue und mehrere Wärme wieder, und bringt den Schweiß hervor, der gewöhnlich nach der Douche zu erfolgen pflegt, wenn die Theile in warme wollene Tücher eingewickelt werden. Boerhaave's Erfahrung bestätigt dieses. „Wenn man,“ sagt er: „auf einen lahmen Arm, wo
„man

„man sonst alles umsonst gebraucht hat, kaltes Wasser gießt, dann wird der Theil sehr kalt; aber gleich wird er anfangen zu jucken, zu stechen, Schmerzen zu empfinden, dann wird er warm werden, und endlich sich in einen starken Schweiß auflösen. So wird oft,“ setzt er hinzu: „durch ein örtliches Fieber das Leben in einem Theile wieder erweckt. Die jetzt erwähnten Wirkungen der Kälte und der Wärme des Wassers, würden von den Wirkungen der gewöhnlichen Bäder wenig abweichen, wenn sie nicht durch die verschiedene Kraft des auffallenden Wasserstrahles, und den dadurch vermehrten Reiz verschiedenerly unterstützt würden. Diese Verschiedenheit der Kraft wird überhaupt theils von der Quantität des auffallenden Wassers, theils von der Höhe, durch welche es herab fließt, und der dadurch vermehrten Geschwindigkeit desselben bestimmt, und unterscheidet hierdurch nicht nur die Douche von den gewöhnlichen Bädern, sondern giebt ihr auch in vielen örtlichen Uebeln des Körpers, von denen ich weiter unten reden werde, noch Vorzüge vor denselben, indem das Wasser, vermöge der Flüssigkeit, sich in seinem Falle sehr genau nach der äußern Bildung des Theiles formet, ihn durch den Stoß des Strahles erschüttert, in die Zwischenräume der Fibern und die Poren der Haut mit Macht eindringt, und dadurch in Verbindung seines mineralischen Gehaltes, die zähen stockenden Säfte auflöst, verdünnet und beweglich macht, die Nerven reizt, und den festen Theilen ihren verlorenen Ton und Thätigkeit, die aufgelöseten Säfte fortzutreiben, wiedergiebt.

So wie aber in verschiedenen Personen bald die Nerven mehr oder weniger empfindlich, bald die stockenden Säfte leichter oder schwerer aufzulösen sind, so muß auch die Douche verhältnismäßig eingerichtet werden können. Zu dem Ende sind bey der lauch-

städter eils verschiedene Ausguß: Röhren vorrätig, deren Oeffnungen unterschiedene genau abgemessene Durchmesser haben, wodurch die Schwere des auf fallenden Strahles bestimmt werden kann, wenn das Maß des Durchmessers derjenigen Oeffnung, durch welche es fließt, mit sich selbst multiplicirt wird. Der Durchmesser der Oeffnung von der kleinsten Röhre ist 1 Linie eines leipz. Zolles; die der vierten mißt 2 dergleichen Linien, giebt also 4 Mahl so viel Wasser, als der Durchmesser der ersten. Der Durchmesser der neunten ist 3 Lin.; der Strahl giebt also 9 Mahl so viel, und die Fläche der Berührung ist 9 Mahl größer als die der ersten. Die zehnte ist 4 Mahl so groß, giebt also 16 Mahl, und die elfte, welche der ersten Maß 5 Mahl hält, giebt 25 Mahl so viel als die erste. Die zweyte giebt es doppelt; die dritte, dreyfach; die fünfte, fünffach; die sechste, sechsfach; die siebente, sieben-, und die achte achtfach.

Um noch bestimmter angeben zu können, wie stark der Stoß wirke, ist die Gewalt des aus den genau abgemessenen Röhren hervorschießenden Wasser: Strahles, auf eine zu diesem Versuche besonders verfertigte Wage durch Gegengewichte ins Gleichgewicht gesetzt, da sich dann die Richtigkeit des vorigen, indem jene Einheit 4 Loth beträgt, folgender Maßen beweiset, als das Wasser der Röhre

No. 1. deren Durchmesser 1 Linie ist, mit dem Zusatz 1. hält Gleichgewicht 8 Loth.

| | | | | | | |
|----|---|---|--------------------|---|---|------|
| 2. | — | — | $1\frac{4}{1100}$ | — | — | 12 = |
| 3. | — | — | $1\frac{7}{1100}$ | — | — | 16 = |
| 4. | — | — | 2 | — | — | 20 = |
| 5. | — | — | $2\frac{20}{1000}$ | — | — | 24 = |
| 6. | — | — | $2\frac{3}{1000}$ | — | — | 28 = |
| 7. | — | — | $2\frac{6}{1000}$ | — | — | 32 = |

No. 8.

No. 8. deren Durchmesser $2\frac{2}{1000}$ Lin. ist, mit dem Zusatz 1. hält Gleichgewicht 36 Loth.

| | | | | | | |
|-----|---|---|---|---|---|-------|
| 9. | — | — | 3 | — | — | 40 = |
| 10. | — | — | 4 | — | — | 68 = |
| 11. | — | — | 5 | — | — | 104 = |

Aus der Verbindung der Wirkungen von dem verschiedenen Grade der Kälte und der Wärme, des Stärkern oder Schwächern Strahles des Wassers und den Bestand: Theilen desselben, folgt, daß der Douche im Allgemeinen, erweichende, zertheilende, auflösende, schmerzstillende, reizende und stärkende Eigenschaften zugeschrieben werden können. Die besondern Fälle, bey denen die lauchstädter Douche, nach Hrn. D. Roch zehnjähriger Erfahrung, mit Nutzen gebraucht ist, und mit Vortheil entweder auf den leidenden Theil selbst, oder auf einen entfernten, woraus die Nerven entspringen, welche den leidenden Theil versorgen, applicirt wird, sind folgende.

Gemeiniglich läßt man den Wasser: Strahl auf die leidenden Gliedmaßen gehen, wenn nach einer Verrenkung, Quetschung und Beinbrüchen, einige Schwäche und Schmerz, entweder beständig, oder bey Veränderung des Wetters, oder bey Anstrengung des Gliedes empfunden wird; oder wenn nach der Cur der Beinbrüche, Verrenkungen, des Podagra, des Gliederfußes, der Lähmung, verwickelter Wunden, u. s. w. welche zu ihrer Heilung eine lange Ruhe nöthig haben, Steifigkeit der Gelenke und Krümmungen der Knochenverbindungen übrig bleiben; oder, wenn das Gliedwasser sich wegen einer zu langen, erzwungenen Ruhe, oder aus einem andern ähnlichen Grunde anhäuft, verdickt, vertrocknet, hart wird, und die diese Feuchtigkeit absondernden Drüsen verstopft werden, und daraus Gliedschwamm, weiße Geschwulst, oder wohl gar Verwachsung der Gelenke ent-

entsteht, wodurch die Bewegung des Gliedes gehindert und oft unmöglich gemacht wird.

In dem ersten Falle werden durch die Douche die zu sehr ausgedehnten Fibern wieder zusammengezogen, und die bey der Quetschung geschehene Verengung der zusammengedrückten Gefäße gehoben, so wie in dem letztern Falle die verdickten Säfte durch die Wasser-Theile, welche bis zu ihnen dringen können, verdünnet, und auf eine mechanische Weise durch Stöße und dadurch verursachte Erschütterung zertheilt, die geschwollenen Gelenkbänder und breiten sehnigen Häute geschmeidig gemacht, und ihnen ihre verlorne Spannkraft wiedergegeben werden, zumahl wenn der Kranke, um die erschlafften Muskeln an die wechselseitige Zusammenziehung und Ausdehnung zu gewöhnen, hiermit gemäßigte Bewegung, welche er, so gut er kann, sich selbst macht, verbindet.

Eine gleiche Wirkung erfolgt bey allen fixirten, rheumatischen und arthritischen Zufällen der einzelnen Theile des Körpers, und den daraus entstehenden Knoten an den Gelenken, besonders der Finger; wie auch bey der widernatürlichen geschwinden Abnahme oder Schwindung des Gliedes. Letztere setzt einen verminderten Zufluß nährender Säfte voraus, der entweder durch eine verminderte Reizbarkeit der Nerven, oder durch eine Verengung der zuführenden Gefäße verursacht wird. Durch die fortgesetzte Erschütterung und Empfindung des auffallenden Wasser-Strahles bekommen die Nerven ihre Reizbarkeit wieder, beyde vermehren den Zufluß der Säfte, und diese dehnen die Gefäße aus, wozu das warme Wasser vorzüglich behülflich ist. Eben so ist sie, nach Marteau's Erfahrung, das sicherste Mittel, die Schmerzen, die oft nach vielen Jahren in den alten Narben der Schuß-Wunden von neuem rege werden,

den, zu stillen. Die Douche öffnet sie wieder, wenn die Schmerzen von Splittern herrühren, da das Stossen des Wasser-Strahles, indem er beständig auf die rauhen Stellen und schneidenden Winkel des Splitters fällt und drückt, nothwendig einen Reiz, eine leichte Entzündung, und endlich eine Suppuration hervorbringen muß, wodurch die Decken dünner werden, und sich öffnen, damit der fremde Körper mit dem Eiter heraus falle. Wenn die wässrige Geschwulst der Füße und anderer Theile durch wiederhergestellte Flüssigkeit des Stockenden, durch vermehrtes Einsaugen der hierzu bestimmten Gefäße, und durch den stärkern Ton der festen Theile gehoben werden kann, so müssen diese Bäder sich hierin vorzüglich wirksam erweisen. Weder in diesen, noch in denjenigen Fällen, wo die Gicht-Materie wieder aufgelöst, zum Blute gebracht, und durch den ganzen Körper geführt wird, hat man zu befürchten, daß an einem andern Orte eine Versetzung hiervon erfolgen werde, weil die Douche sowohl durch erregten Schweiß, als auch durch vermehrte Absonderung des Urins, die aufgelösete Krankheit-Materie aus dem Körper wegschaffet.

Auf den entfernten Theil läßt man den Wasser-Strahl gehen, wenn der Sitz der Beschwerden vornehmlich in den Nerven ist. Daher muß der Strohm des auffallenden Wassers bey einer Lähmung des ganzen Körpers, oder irgend eines seiner Theile, sie sey als Folge von dem Schlagflusse anzusehen, oder von andern Ursachen entstanden, vom Nacken an, längst dem ganzen Rückgrath herab geleitet werden, damit der Ursprung aller Nerven, welche aus dem Rücken Marke kommen, erschüttert werde. Zu gleicher Zeit wird die Schulter und Hüfte mit berührt, damit auch diejenigen Nerven in Bewegung gesetzt

geseht werden, welche den Arm und Schenkel beleben.

Wenn durch Krämpfe oder Lähmung die Sprache fehlerhaft ist, oder krampfhaftes Ziehen die Bildung des Gesichtes verunstaltet, oder durch Nerven-Schwäche schweres Gehör veranlaßt wird, werden die Hals-Wirbel vom Kopfe an, vorzüglich berührt. Liegt der Grund einer schlechten Verdauung, als: Mangel des Appetites, öfteres Erbrechen, Drücken, Aufblähung und schwerer Athem nach dem Essen, u. s. w. in einer Schwäche des Magens, so läßt man den Wasser-Strahl auf den Theil des Rückens, welcher dem Magen gegenüber ist, gehen. Bey hypochondrischen Krämpfen ist der vorzüglichste Berührungspunct die Wirbelbeine der Lenden, aus welchen die Nerven des Gefäßes entspringen, welche sich in die Gedärme vertheilen. Wenn der unwillkürliche Ausfluß des Urins und Abgang der Excremente von einer Erschlaffung der Nerven herrührt, muß hauptsächlich das Kreuz und der untere Theil des Rückgrathes getroffen werden. Bey Schwäche, sowohl der innern als äussern Geburtstheile, und daraus entstehender Impotenz, Unfruchtbarkeit, gutartigem Samenflusse, Pollutionen, weißem Flusse, sie mögen nun als Folgen des zu häufigen Bey Schlafes, oder der Onanie, anzusehen seyn, wird der Wasser-Strahl ebenfalls auf das Kreuz und den untern Theil des Rückgrathes, besonders aber auch noch an das Mittel- oder Zwischenfleisch (Perinaeum) gelenket.

Weder Alter noch Geschlecht, ist von dem Gebrauche der Douche ausgeschlossen. Sowohl Kinder von 3 Jahren, als auch erwachsene Personen von 60 und mehrern Jahren haben sich derselben mit Nutzen bedient. Um erwachsene und verheirathete Frauenspersonen, wegen der diesem Geschlechte eige-

eigenen Schamhaftigkeit nicht in Verlegenheit zu setzen, wenn sie sich der Douche in der Wanne bedienen und ganz auskleiden müssen, verfertigt hier, nach Hrn. D. Koch Anweisung, eine Frau sogenannte Douche-Hemden von dichter Leinwand, Flanell oder Zwillisch, vermöge welcher der Körper vom Halse bis auf die Füße bedeckt ist; selbige sind in der Mitte wie ein Unter-Rock gemacht, und mit Bändern versehen, damit, nach Erfordern der Umstände, nur der Nacken, die Schulter, der Rücken, oder die Hüfte zu entblößen nöthig ist. Wird der Arm, die Hand, oder der Fuß gedoucht, so setzt sich der Kranke angekleidet hinter einen Schirm, und reicht nur den leidenden Theil entblößt, durch eine zu diesem Behuf angebrachte Oeffnung, dar. Die Application derselben geschieht unter Direction des Brunnen-Arztes, von einem dazu unterrichteten Chirurgo. Jedes Douche-Bad in der Wanne wird mit 8 Gr., ohne Wanne mit 4 Gr. bezahlt, und von dem Brunnen-Arzte der kurfürstl. Cassé berechnet.

Da die Application der Douche sehr selten länger, als eine Viertel-Stunde, ertragen werden kann, und zum Umkleiden eben so viel Zeit nöthig ist, so hat man für jeden Kranken eine halbe Stunde dazu bestimmt. Es wird zwar eines Jeden Willkür überlassen, von Morgens 5 bis Mittags 12 Uhr, und von Nachmittags 3 bis des Abends 7 Uhr, sich eine halbe Stunde zu wählen, die ihm von den unbeflegten gefällt ist; aber um die nachfolgenden nicht aufzuhalten, muß sich auch Jeder gefallen lassen, wenn er in der gewählten Zeit nicht eintrifft, dieselbe an diesem Tage zu verlieren, oder sie mit einem andern zu vertauschen.

Außer dem ausgebreiteten Nutzen, den das lauchstädter Wasser durch den igt angezeigten äußerlichen Gebrauch stiftet, werden die Wirkungs-Kräfte des-

selben durch den verschiedenen Neben-Gebrauch, da es nämlich bey Fehlern der Sprach-Organen, bey Erschlaffung der Speichel-Drüsen und Verlängerung des Zappens, zum Gurgeln; bey Schwäche der Augen, und daher entstehender chronischer Entzündung derselben, als Augen-Bad; bey schwerem Gehör und Ohrenzwange, als Dampf-Bad; bey hypochondrischen und hysterischen Krämpfen, Ausblähung und Hartleibigkeit, als Klystiere; bey Schwäche der Zeugungstheile und des Schließ-Muskels des Afters, als Bider (s. Th. XLI, S. 80); und bey Steifigkeit und Schwäche der Füße, als Fuß-Bad, angewandt wird, noch mehr unterstützt und befördert. Eben so nützlich ist die gelbe Eisen-Erde, oder der Ocher-Schlamm, der sich in den Reservoirs und bey den Abfluß-Röhren anlegt, von dem Brunnen-Knechte gesammelt, gereinigt, und theils getrocknet, in Form kleiner Kugeln verschickt, theils aber auch frisch, in Verbindung der Bäder, äußerlich gebraucht wird, indem er in offenen alten Schäden die Schärfe und Feuchtigkeit verschlingt, den Schmerz lindert, sie austrocknet, und macht, daß die offenen Gefäße eher einander berühren, und heilen; ausserdem reinigt und befestigt er die Zähne, macht das Zahnfleisch gesund und wachsend, stärkt die schwachen und blassen Augen, und verhindert die Entzündung und den Schmerz derselben, wenn sie von einer Schwäche der Theile, oder von Schärfe der Feuchtigkeiten, herrühren.

Herr D. Koch liefert folgendes tabellarisches Verzeichniß von einigen durch die Douche geschehenen glücklichen, und, um unparteyisch zu seyn, auch von einigen fruchtlosen Curen.

Krankh.

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|--|-------------------------------------|---|
| Schwäche der Zeugungs-Theile, nebst verhärteter Vorsteher-Drüse von Debauchen. | Das Mittel-Fleisch. | Vollkommene Wiederherstellung. |
| Schmerz im Unter-Fuße von Verrenkung. | Der leidende Theil. | Linder. des Schmerzes auf einige Zeit. |
| Geschwulst im Knie, unvollkommene u. schmerzhaftes Bewegung, von Erkältung. | Das Knie. | Vollkommene Genesung. |
| Schmerz und Geschwulst am Knöchel, von Verrenkung. | Der untere Fuß. | Völlige Befreyung. |
| Schmerz und Unbrauchbarkeit des Schenkels, nach einem Beinbruche. | Der leidende Theil. | Völlige Befreyung. |
| Schmerz und Steifigkeit beyder Arme, von der Gicht. | Schultern und Arme. | Befreyung der Schmerzen, und merklich. Beweglichk. |
| Geschwulst und Unbeweglichkeit beyder Hände und der Finger, von der Gicht. | Vom Ellbogen bis zum Finger. | Verminderung der Geschwulst u. ziemlich leichte Bewegung. |
| Rheumatismus am Arm und Schenkel, von Erkältung. | Die leidenden Theile. | Befreyung der Schmerzen, und Stärkung des ganzen Körpers. |
| Ein beängstigender Schmerz zwischen den Schultern, von Hypochondrie. | Der Rückgrath und die Hypochondria. | Ein häufiger Abgang von Blähungen hob den Schmerz. |

Def. technol. Enc. LXV Th.

Ddd

Krankh.

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|---|--|--|
| Große Schwäche an Händen und Füßen, u. Krümmung des Rückgraths, von unvollkommener Verrenkung der Wirbelbeine des Rückgraths. | Der Rückgrath. | Das Vermögen gerade zu gehen, frey zu sitzen, und mehrerer Gebrauch der Hände. |
| Schwäche des ganzen Körpers, von Onanie. | Der Rückgrath und das Mittelfleisch. | Merklliche Erhöhung und Munterkeit. |
| Lähmung der linken Seite und Unempfindlichkeit, vom Schlagflusse. | Vom Nacken bis zum heiligen Bein, u. die leidenden Theile. | Benige Bewegung, aber vermehrte Empfindung. |
| Krämpfe im Unterleibe, von Hypochondrie. | Der Rückgrath und die Hypochondria. | Ohne Erleichterung. |
| Lähmung und Unempfindlichkeit beyder Hände, von Bley-Dämpfen. | Die leidenden Theile. | Natürliche Empfindung, mehrere Beweglichkeit und Kräfte der Hände. |
| Schmerz, Kälte und schwacher Gebrauch der Hand, von Verrenkung. | Der leidende Theil. | Böhlige Genesung. |
| Schmerz und Geschwulst an beyden Füßen, von Sicht. | Die leidenden Glieder. | Linder. der Schmerzen, u. Verminderung der Geschwulst. |
| Undeutliche Sprache, Lähmung der rechten Hand u. Fußes, vom Schläge. | Der ganze Rücken. | Deutliche Sprache, gute Bewegung der Hand u. des Fußes. |
| Lähmung des rechten Armes, von Erkältung. | Rücken und Schulter. | Merklliche Bewegung. |

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|---|---------------------------------------|---|
| Steife den Schenkels, von Hüftweh. | Rücken, Hüfte u. Schenkel. | Vollkommene Hülf. |
| Unbeweglichkeit des Vorder-Armes, der Finger, u. schmerzhaft unvollkommene Bewegung des Ober-Armes, nach einer Schuß-Wunde, und Verlust 2 Zoll beyder Adhren. | Die Schulter u. die leidenden Theile. | Befreyung von Schmerz, u. merklicher Anfang aller Bewegungen. |
| Krampfhaftige Bewegungen der Gesichtsmuskeln, von nach und nach entstandener Schwäche. | Der Nacken u. Rücken. | Sehr merklliche Besserung. |
| Chronische Heiserkeit. | Der Nacken. | Ohne Wirkung. |
| Unvermögen den Urin zu halten, u. Krämpfe im Unterleibe, von Schwäche. | Das Kreuz und Zwischenfleisch. | Stillung der Krämpfe, und das Vermögen den Urin zu halten. |
| Schwäche und Schwindung des linken Schenkels, von Sichtreissen. | Der Rücken und die Schenkel. | Stärke und Zunahme am Fleisch des leidenden Theiles. |
| Nach und nach entstandene Lähmung des ganzen Körpers, von Sicht. | Rücken u. Arme. | Vollkommene Kraft und Bewegung. |
| Rheumatismus am Halse mit einseitigem Kopfschmerz, von Erkältung. | Der Nacken, Hals und Schultern. | Anscheinende Hoffnung zur Besserung. |

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|---|--|---|
| Abnahme des Körperpers, und sehr geringer Gebrauch der ganzen rechten Seite, von gehaltenen Blättern. | Der Rücken und die Glieder der rechten Seite. | Sehr deutliche Zunahme des Körperpers, und fertiger Gebrauch der Glieder. |
| Nebel curirter Schenkel-Bruch, davon der Fuß zu kurz und schwach war. | Der Rückgrath und leidende Schenkel. | Ohne Besserung. |
| Unwillkürlicher Abgang des Samens beim Reiten, von Onanie. | Das Mittel-Fleisch. | Völlige Befreyung. |
| Schmerzhafter Gang, von stockend. Gicht-Materie in den Fußsohlen. | Die leidenden u. benachbarten Theile. | Vollkommene Wiederherstellung. |
| Schmerzhafte Spannung in den Hoden und der Röhre, von Onanie. | Das Mittel-Fleisch. | Befreyung von der Beschwerde. |
| Große Gicht-Knoten am rechten Knie und beyden Achilles-Sehnen. | Die leidenden Theile. | Völlige Auflösung der Knoten, u. dadurch wiederhergestellte freye Bewegung. |
| Anhaltender Rücken-Schmerz, von blinden Hämorrhoiden | Der Rückgrath. | Befreyung von Schmerzen, ohne erfolgten Hämorrhoidal-Abgang. |
| Lähmung der Füße, nach gehaltenen bössartigen Blättern. | Der untere Theil des Rückgrathes und die Füße. | Berminderung der Lähmung, u. angehende Bewegung. |
| Rheumatismus des Halses mit schwachem Gehör, von gehaltenen hys. Fieber. | Der Nacken und die Seite des Halses. | Merkliche Besserung. |

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|---|--|---|
| Verhärtete Achsel-Drüsen und Steifigkeit des Armes. | Die leidenden Theile. | Ohne Erleichterung. |
| Häufige Pollutionen, von Schwäche. | Das Mittel-Fleisch. | Merkliche Besserung. |
| Schwäche des ganzen Nerven-Systems, von Fatiguen. | Der ganze Rückgrath. | Merkliche Stärkung. |
| Schwäche des ganzen Nerven-Systems, v. gutartiger langwieriger Gonorrhoe. | Der Rückgrath und das Mittel-Fleisch. | Befreyung von der Gonorrhoe, u. Zunahme der Kräfte. |
| Zittern des ganzen Körpers, und besondere Schwäche der Füße, von Onanie. | Der ganze Rückgrath und die Extremitäten | Berminderung des Zitterns, und vorzüglich mehrere Festigkeit im Gehen. |
| Krampfhaftes Ziehen der Hals-Muskeln und Zittern des Kopfes, von Erkältung. | Der Nacken und die leidenden Theile. | Ohne Besserung. |
| Krampfhaftes Ziehen des ganzen Körpers auf eine Seite, von Hämorrhoidal-Bewegungen. | Der ganze Rückgrath. | Merkliche Erleichterung während der Cur, u. völlige Befreyung nach einigen Monathen. |
| Lähmung des Rückgrathes, von sehr frühzeit. u. öftern Niederfunken. | Der Rückgrath und die Füße. | Vermögen wieder allein zu gehen, und Treppen zu steigen. |
| Contractur der Füße u. Gliederschwamm, von Gicht. | Die leidenden Theile. | Fast gänzliche Zerstörung des Gliederschwammes, und Vermögen mit Hilfe eines Stodes zu gehen. |

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|---|--|---|
| Anhaltender Schwindel, von Hämorrhoidal-Bewegungen. | Der Rückgrath. | Völlige Genesung. |
| Schwäche der Füße u. unsicheres Gehen, von öftern Blutflüssen. | Die leidenden Theile u. der Rückgrath. | Merkliche Zunahme der Kräfte in den Füßen. |
| Schwäche der Finger, von einer heftigen Ausdehnung. | Die leidenden Theile. | Vermehrung der Kräfte während der Cur, u. völlige Wiederherstellung nach einig. Wochen. |
| Hysterische Krämpfe im Unterleibe und Rückenschmerz, v. Hämorrhoidal-Bewegungen. | Der Rückgrath. | Völlige Genesung. |
| Hüftweh von heftiger Contusion. | Der Rückgrath und leidende Theil. | Völlige Wiederherstellung. |
| Steifigkeit des Knies von übel curirtem Beinbruch. | Der leidende Theil. | Bessere Bewegung des Knies. |
| Anhaltender Schmerz im heiligen Beine, Unvermögen ohne Hülfe aufzustehen und allein zu gehen; von einer langwierigen Krankheit. | Der leidende Theil und Schenkel. | Verminderung des Schmerzes, u. Ver-
mögen ohne Hülfe aufzustehen und zu gehen. |
| Schwindung des Armes, von einer Schuß-Wunde u. langwierigen Suppuration derselben. | Die Schulter u. der ganze Arm. | Ohne merkliche Besserung. |

| Krankheit. | Der gedachte Theil. | Wirkung. |
|---|----------------------------------|----------------------------|
| Contractur an Händen u. Füßen, von Sicht. | Die leidenden Theile. | Völlige Wiederherstellung. |
| Rheumatismus am Schenkel, vom Schlagfluß. | Der leidende Theil. | Keine Erleichterung. |
| Steifigkeit des Ellbogens, von Sicht. | Die Schultern und der ganze Arm. | Mehrere Bewegung. |
| Spastisches Asthma, von Quetschung des Unterleibes. | Rücken und Unterleib. | Ohne merkliche Hülfe. |

Um den vornehmsten Zweck, den man eigentlich beim Besuch eines Gesund-Brunnens, und vorzüglich des lauchstädter, haben sollte, zu erreichen, nämlich durch den Gebrauch desselben die von Gott erhaltene gute Gesundheit entweder zu befestigen, oder sich der durch Krankheit, Gemüths-Kummer, und andere widrige Zufälle verlorrenen, wieder zu erfreuen, sind einige Vorsichtsregeln vor und nach dem Gebrauche desselben eben so nützlich, als während dem Gebrauche nothwendig.

Es ist vor allen Dingen nützlich, daß Personen, sie mögen reich oder arm, wenig oder sehr krank seyn, ehe sie den Entschluß ausführen, sich des lauchstädter Mineral-Wassers zu bedienen, vorher einen redlichen, mit den Heil-Kräften des Brunnens, mit ihrer gegenwärtigen Krankheit und ganzen Constitution bekannten Arzt um Rath fragen, und auf dessen Entscheidung es ankommen lassen, ob, denselben zu gebrauchen, ihnen zuträglich sey, oder nicht. Nach dieser Bestimmung wird alsdann erfordert, da der lauchstädter Gesund-Brunnen mehr auflösend, verdünnend und stärkend, als laxirend, wirkt, daß Kranke, die zu Obstructionen geneigt sind, schwache Verda-

ung haben, und dadurch zu groben Cruditäten in den Verdauungswegen, oder gänzlichen Verschleimung des Körpers disponirt werden, sich vorher einiger, ihren Umständen angemessener, Reinigungs-Mittel bedienen, Vollblütige das überflüssige Blut durch Aderlassen oder Schröpfen vermindern, und trockne und abgezehrte Körper durch Milch-Curen und Fleisch-Brühen ihren Zustand zu verbessern suchen. In keiner Absicht ist aber eine längere und genauere Zubereitung nöthig, als wenn die zu befördernde Fruchtbarkeit beiderley Geschlechts der vornehmste Gegenstand der Bade-Cur ist. Ueberhaupt sind Bäder und Brunnen-Curen sehr oft aus keiner andern Ursache ohne Nutzen, ja wohl gar schädlich, als weil auswärtige Aerzte nicht hinlängliche Kenntnisse von den Wirkungs-Kräften der angerathenen Bäder und Brunnen haben, und daher weder diesen, noch der Krankheit des Patienten gemäße Vorbereitungen anwenden, oder, wenn sie auch passend sind, sie doch zu kurz anstellen, und den Kräften der Mineral-Quellen, in der gewöhnlich dazu bestimmten kurzen Zeit, von deren Schädlichkeit ich noch weiter unten reden werde, zu viel überlassen, ja oft mit dem unverantwortlichsten Leichtsinne, besonders bey langwierigen und unheilbaren Kranken, keine andere Absicht mit dem erteilten Rathe ins Bad zu reisen, verbinden, und zu ihrer größten Schande selbst laut sagen, als nur eine Zeitlang von den immerwährenden Klagen befreit zu seyn. Ein eben so großes Hinderniß ist das höchst schädliche Vorurtheil, welches sowohl Aerzte als Kranke haben, wenn sie glauben: mineralische Wässer, die nicht lazurend sind, und mehr äußerlich gebraucht werden, bedürfen weniger Vorbereitung, weniger Behutsamkeit, und weniger des Rathes eines der Sache kundigen Arztes, als solche, welche getrunken werden. Es ist gerade das Gegentheil, und es gehört in der That

That mehr Kunst und Kops dazu, eine Bade-Cur Jedem insbesondere vortheilhaft und nützlich einzurichten, als eine Trink-Cur. Nicht weniger hinderlich, unnütz, ja oft nachtheilig, sind nicht selten die Vorschriften, welche Kranke von ihren Aerzten mitbringen, nach denen sie sich während der Cur-Zeit richten sollen. Aber wie ist es möglich, künftige Dinge voraus zu sehen, besonders diejenigen, die dem Kranken auf der Reise begegnen können, oder durch die ersten Wirkungen eines ihm ungewohnten Mittels hervorgebracht werden? Nicht einmahl der am meisten mit der Mineral-Quelle bekannte Arzt ist im Stande, eine schickliche Verordnung, die keine Ausnahme leidet, und auf alle Fälle sicher paßt, zu machen; wie viel weniger derjenige, der oft nur die Bäder dem Nahmen nach kennt! Weit nützlicher wäre es, wenn Aerzte ihren Kranken, die sie in die Bäder verweisen, eine gute Nachricht von der Veranlassung zu der gegenwärtigen Krankheit, von den dagegen gebrachten Mitteln, und der vorhergegangenen Zubereitung, zum Unterricht des Bade-Arzt's mitgäben. Eben so nützlich ist es für Kranke, besonders für diejenigen, deren Krankheiten den Arzt zweifelhaft machen, ob sie die Cur ohne Gefahr und Nutzen gebrauchen können, — welche das erste Wahl einer Brunnen- und Bade-Cur sich bedienen; die mehr krank bey der Ankunft im Bade, als vor der Abreise, oder mit neuen, öfters durch die Reise selbst zugezogenen, Zufällen sich beschwert befinden, oder durch weites und beschwerliches Reisen und damit verknüpfte Fatiguen erhist und entkräftet sind, — diesen allen, sage ich, ist es nützlich, nicht gleich den andern Tag nach der Ankunft, wie es theils aus einer übertriebenen Oekonomie mit der Zeit, theils aus einem zu ungeduligen Verlangen nach Hülfe, oft geschieht, mit der Cur den Anfang zu machen, sondern durch

Ddd 5 Ruhe

Ruhe das erhitzte Blut zu besänftigen, und dem Körper ein Par Tage Erholung zu gönnen. Bey der Ankunft sollte die erste Sorge, wenn sie nicht schon vorhergegangen ist, um eine gute Wohnung seyn, und bey dieser Gelegenheit sollten Personen, die hier eine wählen können, nicht allein auf die Bequemlichkeit, sondern auch auf die Lage und Gesundheit Rücksicht nehmen; denn ein trockner und erhitzter Körper befindet sich in kleinen, niedrigen und der Mittags-Sonne ausgefekten Stuben nicht so wohl, als in großen und kühlen Zimmern. Ein finsterner, furchtsamer und mit der ganzen Welt unzufriedener Hypochondrist wird durch eine versteckte Lage und traurige Aussicht seiner Wohnung noch schwermüthiger; und wer nicht gut schlafen kann, wird es in einem lärmigen Hause, wo Tag und Nacht keine Ruhe ist, nicht lernen.

Was das Verhalten der Cur-Gäste bey dem Gebrauche des lauchstädter Mineral-Wassers betrifft, so wird dieses Wasser, bereits erwähnter Maßen, entweder zum Trinken, oder zum Baden allein, oder auf beyde Arten zugleich, gebraucht. Die Wirkung ist in jeder Rücksicht sich gleich, und daher sind die im Vorhergehenden empfohlenen und noch vorkommenden Vorsichtigkeits-Regeln in beyden Fällen anwendbar. Indessen, da dasselbe einen ausgetreiteten Ruhm vorzüglich durch den äußerlichen Gebrauch sich erworben hat, so bezieht sich das, was ich hier sage, hauptsächlich auf das Bad. Kranke, besonders diejenigen, denen Gott das Vermögen geschenkt hat, alles, was zur Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer Gesundheit gehört, anwenden zu können, sollten nothwendig den Ermahnungen ihrer Aerzte, zum Gebrauche des Bades bey diesen und jenen Zufällen des Körpers, eher Gehör geben, und, wie es gemeinlich geschieht, nicht erst den höchsten Grad

Grad der Krankheit einreißen lassen. Eben so nothwendig ist es, wenn man den wahren Nutzen vom Gebrauche eines Gesund-Brunnens, vorzüglich der Bäder, an sich spüren will, daß man sich keine gewisse und bestimmte Anzahl der Tage festsetze, oder nach dem schädlichen und der Ehre der Medicin selbst nachtheiligen Vorurtheile, eine allgemeine und abgemessene Cur-Zeit annehme. Viele glauben, alles gethan zu haben, wenn sie 14 Tage, höchstens 4 Wochen, die Cur gebrauchen, und lassen den Muth sinken, wenn in dieser verflossenen Zeit nicht alles gehoben ist, wovon sie Jahre lang gequält worden sind. Es ist nicht zu läugnen, daß bey geringen Uebeln, die noch nicht verjährt, oder bey denen die gehörigen Vorbereitungen vorangegangen sind, diese Zeit hinlänglich ist; aber man sollte es nur nicht zur allgemeinen Regel machen. Denn ohne zu gedenken, daß am Ende der Cur sich zuweilen Umstände eräugnen können, die eine besondere medicinische Aufmerksamkeit und einen längern Aufenthalt erfordern, fängt sich oft, besonders bey chronischen Krankheiten, die eigentliche Besserung nur erst selbst in den vorgesezten letzten Cur-Tagen an. Wäre es da nicht zum Nutzen des Körpers und zur Ehre des Bades besser, die Cur fortzusetzen, als dieselbe zu beschließen, weil die bestimmten 4 Wochen verflossen sind? In Ansehung der Jahreszeit darf der Kranke kein Bedenken tragen. Die Bestand-Theile und Heil-Kräfte der lauchstädter Quelle sind sich im Sommer und Winter gleich. Erfordern es daher die Umstände des Körpers, die Cur nicht zu verschieben, so hat man sich im Winter, Frühlinge und Herbst, wenn sonst die Witterung günstig, und besonders nur nicht zu feucht ist, so gut Nutzen davon zu versprechen, wie im Sommer. Kann aber der Kranke ohne seinen Nachtheil warten, so sind die Sommer-Monathe, vom May bis

bis zum September, einladender und der Cur günstiger. Nicht so gleichgültig, wie die Jahreszeiten, sind die Stunden des Tages, in denen man sich der Bäder bedient. Der Kranke muß in der Wahl derselben vorsichtiger seyn, und es sich vorzüglich zur Regel machen, nie mit einem von vielen Speisen und Getränken angefüllten Magen, oder mit einem, durch heftige Bewegung und wilde Leidenschaften erhitzten Körper sich in das Bad zu begeben, wenn er nicht die allgemein bekannten traurigen Folgen davon an sich selbst erfahren will. Die beste Zeit, die zum Trinken des Wassers und zum Baden angewendet werden kann, sind die Morgen- und späten Nachmittags-Stunden, wenn der Körper durch einen ruhigen Schlaf erquickt ist, der Magen die genossenen Speisen verdauet, und der zubereitete Nahrungs-Saft sich mit den übrigen Säften vereinigt hat. Aber nicht alle, wie die Erfahrung lehrt, können es mit nüchternem Magen, besonders in den Morgen-Stunden, im Bade aushalten. Personen, deren Nervensystem sehr reizbar ist, oder die viele Säure und Schärfe im Magen, und überhaupt eine schwache Verdauung haben, können daher ohne Bedenken vor dem Bade, ihr gewohntes Frühstück, als: Thee, Kaffee, Chocolate, mit etwas Zwieback, entweder ganz, oder die eine Hälfte desselben vor, und die andere Hälfte nach dem Bade, genießen. Ausser dem, daß dadurch Uebelkeit, Bedrückung, Herzklopfen, Schwindel, ja wohl gar Ohnmachten, abgewendet werden, hat es auch noch dieses Gute, daß diejenigen, die zu Nacht-Schweissen geneigt sind, sicherst gehörig vor dem Bade abkühlen können, oder daß dadurch die Natur gereizt wird, sich der in den Gedärmen befindlichen Exudatzen zu entledigen. Auf den letztern Umstand sollten wahre Kranke mehr Rücksicht nehmen, als gewöhnlich geschieht, und da, wo vor dem Bade

die

die Natur ihre Schuldigkeit nicht von selbst thut, oder durch den Genuß der warmen Getränke dazu angetrieben wird, durch Klystiere und andere Mittel zu Hülfe kommen.

Wie viel und wie lange man das Wasser trinken, und wie oft man sich der Bäder bedienen soll; ob es gut ist, täglich 1 Mahl, oder 2 Mahl, oder einen Tag um den andern, oder alle 3 Tage, zu baden; ferner, wie lange, wie tief man im Bade sitzen, und welchen Grad der Wärme es haben müsse; ob es heiß, lau, warm, oder kalt zuträglich ist; ob es nützlicher ist, sich nach dem Bade in das Bett zu legen, oder nicht? dieses alles läßt sich nicht durch gewisse und allgemeine Regeln bestimmen. Der Kranke muß hierüber den Arzt zu Rathe ziehen; und dieser muß, nach den Kräften des Patienten, und nach der Größe der Ursachen der Krankheiten, entscheiden.

Ein Jeder badet hier auf seiner Stube in dazu eingerichteten Bannen, für welche der Wirth sorget, das Wasser aus der Quelle hohlet, in die Wanne trägt, und nach geendigtem Bade wieder ausgießt. Ein solches Bannen-Bad wird mit 4 Gr., und das Fuß-Bad mit 2 Gr. bezahlt.

In dem Bade selbst ist es zuträglich und bequemer, den Körper von allen Kleidungsstücken zu entblößen, als mit einem Hemde, besonders von Leinwand, angezogen zu seyn, weil die Leinwand, wenn sie durchnäßt ist, sich zu sehr an die Haut des Körpers anlegt, dadurch beim Herausgehen aus dem Bade das Ausziehen desselben verzögert, und oft bey empfindlichen Personen zu Erkältung Gelegenheit giebt. Besser ist es, sich einen hier gewöhnlichen Bade-Mantel von Flanell anzuschaffen, der während des Bades, ohne in das Wasser zu kommen, über die Schultern gelegt, und mit dessen Ärmeln der Raum zwischen dem Deckel der Wanne und dem

Halse

Haße des Badenden ausgefüllt wird, damit der Dunst nicht unangenehme Empfindungen im Kopfe erzeuge, und das Wasser von seinen Kräften verliere. Außerdem hat es auch noch diesen Nutzen, daß diejenigen, die es nöthig haben, nach dem Bade in das Bett zu gehen, sich nicht mit Ankleiden warmer Wäsche aufhalten dürfen, sondern, statt dessen, diesen Mantel um sich schlagen, und sich damit niederslegen können.

Zur Beförderung der Wirkung des Wassers ist es gut, daß der Kranke sich mit einem Schwamme versteht, und damit, während des Bades, den ganzen Körper, besonders die leidenden Theile, gelinde reibt, und dieses Reiben auch noch eine Weile nach dem Bade mit trockenem Flanell fortsetzt.

Schwächliche und zu Ohnmachten geneigte Personen thun wohl, während des Aufenthaltes im Bade, sich den Magen mit einer Serviette zu bedecken, und alles das zu vermeiden, was den Antrieß des Blutes nach dem Kopfe befördern kann. Daher ist es oft von Nutzen, den Kopf mit Tüchern, die durch kaltes Wasser angefeuchtet sind, oder, wenn auch dieses nicht geschieht, doch jederzeit nur leicht zu bedecken, und nachtheilig, im Bade zu singen, anhaltend zu sprechen, zu lesen, oder wohl gar zu meditiren, in und gleich nach dem Bade zu schlafen, oder anhaltend Tobak zu rauchen, und denselben in Uebermaß zu schnupfen, weil letztere als narkotische und reizende Mittel nachdrücklich auf die Nerven wirken, und den Kopf einnehmen. Obgleich Kinder von sehr zartem Alter, Schwangere und Säugende alljährlich die lauchstädter Bäder mit größtem Nutzen gebrauchen, so haben dieselben doch immer mehr Behutsamkeit und Vorsicht nöthig, als alle übrigen, die sich der Cur bedienen. Gleiche Vorsicht ist auch dem andern Geschlechte während ihrer Reinigung, und Mannspersonen

nen bey starkem Hämorrhoidal: Abgange, anzurathen. Ob es gut sey, während des Blutabganges, oder nur die ersten Tage, oder gar nicht, die Bäder auszussetzen, dieses muß der Kranke nie nach seinem eigenen Dünkel, oder nach dem Beispiele einzelner, die keinen in die Augen fallenden Nachtheil, von dem während dieser Zeit fortgesetzten Gebrauche derselben gehabt haben, bestimmen, sondern es dem Arzte zur Beurtheilung überlassen.

Wie nothwendig unserer Maschine zur Erhaltung einer gesunden Existenz die Mäßigkeit des Besschlafes, und Schonung des Körpers zu jeder Zeit ist, sollte billig jedermann bekannt seyn, wenigstens denjenigen, die von Unmäßigkeit hierin, und von der schädlichen Onanie, die traurigen Folgen an sich selbst spüren, und, diesen Einhalt zu thun, sich der Bäder bedienen, da Aerzte so ausführlich darüber geschrieben haben. Aber leider predigt man hier tauben Ohren; und nur selten wollen diesen Fehlern ergebene Menschen sich überzeugen, daß Mäßigkeit und oft gänzliche Enthaltensamkeit im Genuß der ehestichen Freuden, bey dem Gebrauche der Bäder erfordert wird. Doch ist es diese Leidenschaft nicht allein, über welche man bey der Cur wachen muß; auch die übrigen, von denen der Mensch beherrscht wird, können eben so große Hindernisse einer erwünschten Wirkung der Bäder werden. Wem es oft einfällt, man erweise seinem Stande nicht genug Ehre, und lasse seinen Verdiensten nicht Gerechtigkeit widerfahren, der wird in Bädern selten sein Vergnügen finden, und Andere sehr oft in dem ihrigen stören. Wer aus Geiz, oder Noth, seine Amts- und Berufs- Geschäfte bey der Cur zugleich mit abwarten will, oder von den Gegenständen seines häuslichen Kammers und Verdrußes sich begleiten läßt, oder sich fast Tag

Tag und Nacht mit der Karte beschäftigt, der darf nicht hoffen, durch Wasser gesund zu werden.

Eben so geht es denen, welche glauben, eine regelmäßige Ordnung in Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, und der Bewegung des Körpers bey dem Bade, sey nur Chimäre des Arztes; zumahl wenn sie sehen, daß andern, die dagegen handeln, die nachtheiligen Folgen davon nicht gleich auf dem Fuße nachfolgen. Möchte man sich aber doch hierbey allemahl erinnern, daß Ausnahmen nur seltene Fälle sind, die keine Regel machen, und möchte man sich überzeugen, daß es, wie Hr. Marcard sagt, besser ist, in diesem Stücke lieber etwas pedantisch zu seyn, als ungebunden und leichtsinnig. Bey dem äußerlichen Gebrauche des Mineral: Wassers zu Bädern, ist dieses beynahe noch nothwendiger, als wenn es getrunken wird, weil durch letzteres die aus Diät: Fehlern entstandenen Cruditäten, vermöge ihrer Abführung, wieder weggeschaffet, durch erstern Gebrauch aber mehr in das Blut gelockt werden, und dadurch zu mancherley Beschwerden und Hindernissen bey dem Gebrauche der Bäder Anlaß geben. Will man diesem nicht ausgesetzt seyn, so muß man bedenken, daß bey der Cur auf den rechten Gebrauch des Wassers, auf ein gutes Verhalten und gewisse Einschränkung in Essen und Trinken, alles ankommt. Bekanntlich schaden sich die Menschen öfter durch die Menge und Verschiedenheit, als durch die Beschaffenheit der Speisen; daher ist die erste Regel: man esse und trinke mäßig und einfach, besonders des Abends, denn mit einem von vielen und verschiedenen Speisen und Getränken angefüllten Magen, schläft man selten erquickend, und badet des Morgens darauf nie ohne Gefahr. Die zweyte Regel ist: man mache eine seiner Krankheit und Constitution angemessene Auswahl der Speisen und des

Getränkes, und beobachte im Genuß derselben eine bestimmte Zeitordnung. Ein Jeder bedarf beynahe seiner eigenen Diätetik, die er nach und nach aus eigener Erfahrung entweder selbst muß kennen lernen, oder sich von seinem Arzte muß bestimmen lassen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht möglich, hier allgemein geltende Vorschriften in Ansehung der Auswahl zu geben; noch weniger ein kritisches Verzeichniß aller Nahrungs: Mittel und Getränke, die bey dem Gebrauche der Bäder gesund und nicht gesund sind, anzuführen. Schwerverdaulich und schädlich sind überhaupt alle zähe, trockne, gesalzene und fette Fleisch: Arten, ingl. mit haut gout und vielen Gewürzen zubereitete Suppen und Sosen, blähende grobe Zugemüse und getrocknete Hülsenfrüchte; zurträglich hingegen und leicht zu verdauen sind: alles junge, magere und weich gekochte Rind-, Schöpfen- und Kalb: Fleisch, junges Wildpret, Hühner, Tauben, Kapaunen, Fasanen, alle Arten von guten Vögeln, alle zarte Fische, junge Zugemüse, und die meisten Gattungen von Obst.

Die beste Essenszeit zu Mittage, ist ungefähr 5 bis 6 Stunden nach den Bädern, also gegen 12 oder 1 Uhr, und des Abends gegen 7 oder 8 Uhr. In Ansehung des Getränkes, ist es am besten, wenn ein Jeder bey dem bleibt, was er zu Hause zu trinken gewohnt ist. Wer Säure und Schärfe im Magen hat, oder Anfälle von Sicht spüret, und nicht zu Hämorrhoiden geneigt ist, wird sich bey dem weißen und rothen Franz: Weine besser befinden, als bey dem Rhein: und Franken: Weine; wer hingegen mit Blutsstockungen im Unterleibe behaftet, zu vielen Gallen: Unreinigkeiten und überhaupt zur Fäulniß der Säfte geneigt ist, dem sind letztere Sorten über Tische zu trinken anzurathen. Nach dem Essen kann Wasser und Wein, oder Limonade, auch von Einigen das

Lauchstädter Weißbier, oder das bekannte merseburger Braunbier getrunken werden. Wer des Kaffees gewohnt ist, und keine Beschwerden davon hat, dem ist es nicht schädlich, nach Tische ein Par Tassen zu trinken; den Mehrtheil bekommt er ohne Milch besser, als mit Milch.

Daß die Leibes-Bewegung bey Bade-Curen sehr nothwendig sey, ist wohl ohne Widerspruch; aber daß sie gewisse Bedingungen, Regeln und Einschränkungen haben müsse, und daß der wahre Nutzen von einem richtigen Gebrauche und Auswahl derselben abhänge, ist ebenfalls gewiß. Es giebt Krankheiten, bey denen starke Bewegung schädlich, und oftmahls Ruhe, oder doch nur wenige und sanfte Bewegung nützlich ist. Bey starken Ausleerungen, sie mögen als Krankheit mit ins Bad gebracht werden, oder während desselben sich von selbst einfinden, würde es eben so nachtheilig seyn, sich viel und heftig zu bewegen, als wenn man die zu große Empfindlichkeit der Nerven und die zu heftige Bewegung der Säfte zu mindern sucht, oder wenn die Verdickung derselben mit zum Plan einer Cur gehört. Denn eine übertriebene Bewegung greift die Kräfte des Körpers an, schwächt die Schnellkraft der Eingeweide, dehnt die Fibern aus, und löset die Säfte auf. Hingegen hat man bey Heilung der Krankheiten, der Verdickung der Säfte Einhalt zu thun, oder vorzubeugen. Sind die Fasern erschlaft, die Gelenkbänder steif und die Gelenke unbiegsam, soll endlich die natürliche Wärme wieder hergestellt werden, so ist kein Zweifel, daß eine etwas stärkere und anhaltende Bewegung nützlich ist. Aber es ist, bereits erwähnter Massen, nöthig, eine Auswahl der verschiedenen Arten der Leibes-Bewegung zu treffen. Wer seiner Brust nicht trauen kann; bleichsüchtige Frauenzimmer; diejenigen, welche verstopfte Drüsen und Eingeweide

haben, oder welche wegen eines verschlossenen Geschwüres verdächtig sind, oder welche von der Bewegung leicht und bald ermüdet, athemlos werden, oder schwitzen, müssen starke Bewegungen im Gehen, und Bergsteigen, besonders bey heftigem Winde, vermeiden, und solche Uebungen wählen, bey denen der Körper sich mehr leidend verhält, als: auf dem Caroussel, in einem bequemen Wagen fahren, sich in der Sänfte tragen lassen, mit flanelnten Tüchern reiben, und in angenehmer Gesellschaft langsam spazieren gehen. Denen, bey welchen der Sitz der Krankheit, oder doch die erste Ursache derselben, im Unterleibe ist, bekommen die Leibes-Uebungen, bey welchen der Körper mehr thätig ist, als: Bergsteigen, Reiten, Billard, Kegelspiel und Tanzen, besser. So heilsam aber diese Bewegungen, besonders die letztern Arten sind, so müssen sie doch immer zu rechter Zeit angestellt werden; denn kurz vor, und bald nach dem Essen, wie auch bey großer Sonnen-Hitze, ist es besser, sich ruhig zu halten, oder sich doch keine starke Bewegung zu machen.

Eben so nöthig ist es, nach geendigter Leibes-Uebung, vornehmlich, wenn dadurch Schweiß erregt worden ist, sich weder der gänzlichen Ruhe auf ein Mahl zu überlassen, noch den Körper durch kalte Getränke, Abwerfen der Kleider, oder durch Zug-Luft abzukühlen. Gemeiniglich ist jungen Frauenzimmern das Tanzen, als ihre liebste Bewegung, deswegen nachtheilig, und wird ihnen oft tödlich, weil sie diese Regeln der Vorsicht vernachlässigen. Aber nicht bloß diese Art Erkältung nach heftigen Bewegungen ist schädlich, sondern auch jede andere, die durch die im Sommer sich eräugnenden öftern Abwechselungen der Kälte und Wärme der Luft entsteht, kann Hindernisse in Fortsetzung des Gebrauches der Bäder verursachen, und bedarf eben so vieler Aufmerksamkeit.

merksamkeit, daher müssen Cur-Gäste jeden Tag und jede Tageszeit ihre Bekleidung nach der Witterung, und nach Beschaffenheit und Temperatur der Atmosphäre einrichten und verändern, und nicht nach der Mode, weil es Sommer ist, sich nur allein mit Sommer-Kleidern versehen. Am meisten sollte hier auf das andere Geschlecht Rücksicht nehmen, welches, wegen seines schwächern und empfindlichern Körperbaues, weit leichter der Erkältung unterworfen ist, als das männliche Geschlecht.

Wie nöthig ein ruhiger und erquickender Schlaf sowohl zur-Erhaltung, als Wiederherstellung unserer Gesundheit ist, weiß jedermann. Alle Ursachen also, die den Schlaf hindern, oder zu sehr verkürzen, ihn unruhig und weniger erquickend machen, muß ein Bade-Gast meiden, und dasjenige thun, was den Schlaf befördert, damit er am folgenden Morgen frisch und leicht sey, und mit heiterm Geiste seine Cur abwarten könne. Nachtheil ist es daher, den Körper durch zu langes Gehen in der späten Abend-Luft zu ermüden, und das Blut durch Tanz, Spiel und andere Debauchen zu erhitzen. Jeder Cur-Gast sollte billig nach 9 Uhr auf seiner Stube seyn, und spätestens um 10 Uhr zu Bette gehen.

Bei Befolgung der ize gegebenen Vorschriften, wird gewiß das lauchstädter Mineral-Wasser, wenn sonst die Krankheits-Ursachen den Heil-Kräften desselben entsprechen, seine Wirkung nicht schuldig bleiben, vornehmlich wenn der Kranke, auch nach geendeter Cur sich noch einige Zeit der bey der Cur beobachteten Lebens-Ordnung gemäß verhält, und nicht gleich wieder in diejenigen Fehler zurückfällt, wodurch er sich seinen kränklichen Zustand zugezogen hatte. Dieses ist um desto mehr nöthig, da oft bey hartnäckigen und tief eingewurzelten Krankheiten, die gewünschte Besserung nicht gleich während der Cur

Cur erfolgt, sondern oft erst in einigen Wochen, ja Monathen, nach der Cur gespüret wird. Kranke, die sich der lauchstädter Bäder zur Verbesserung ihrer Säfte bedienen, thun wohl, zum Beschluß der Cur, und etwa 3 Wochen nach derselben, ein Laxir-Mittel zu nehmen, oder noch einige Tage Eger- oder Bitter-Wasser zu trinken; Andern hingegen, die zur Stärkung des Körpers gebadet haben, ist es zuträglich, wenn sie nicht etwa mit anhaltenden Verstopfungen des Leibes geplaget werden, oder durch bewußte Diät-Fehler Beschwerden haben, daß sie durch vieles und unnöthiges Mediciniren, am allerwenigsten durch Abführungs-Mittel, die Wirkung des Wassers nicht stören. Sind Krankheiten durch den Gebrauch des L. Miner. Wass. gänzlich gehoben, so ist es gut, zur Befestigung der erlangten Gesundheit, die Cur im folgenden Jahre zu wiederholen; nothwendig aber ist es solches zu thun, wenn das erste Mal nur Erleichterung dadurch bewirkt worden ist, um durch den zweyten Gebrauch das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Des Lauchstädter Sauerbrunnens Art und Wirkung kürzlich doch gründlich entworfen, von Reineccius. (Ohne Druck-Ort und Jahrzahl.)

Friedels kurze doch gründliche Beschreibung von dem zu Lauchstädt vor etlichen Jahren bekannt gewordenen Gesund- und Sauerbrunnen. Naumb. 1719, 8.

Jo. Heintz. Linke Relation von dem Lauchstädter Gesundbrunnen, st. in den Dresl. Samml. 26. Aug. 1723, S. 129 — 195.

Diss. de fontibus medicatis Lauchstadiensibus. Praef. Frid. Hoffmann. Resp. Christ. Aug. Lichtenhain. Hal. 1723, 4. 5 u. e. h. v.

Fr. Hoffmanns kurzer doch gründlicher Bericht von der herrlichen Kraft und dem nützlichen, sowohl äußerlichen, als innerlichen, Gebrauche des Lauchstädter mineralischen Gesundbrunnens, nebst einer Anweisung, wie solcher gebührend zu gebrauchen, und einem Anhange einiger dadurch geschehenen Curen. Halle, 1724, 4.

Eb. Dess. Casus, sistens iudicium de aquis medicatis Lauchstadiensibus, st. in Dess. Medicina consultatoria, IV Th. (Halle, 1724, 4.) S. 339 — 344.

Ed. Dess. Abhandlung von den Bestandtheilen, Wirkungen und dem Gebrauch des Lauchstädter Brunnens, st. in No. 17 der wöchentl. Hallischen Anzeigen, v. J. 1747, und in Weber's Auszügen verschied. Abhandlungen aus den wöch. Hall. Anz. 1 B. (Halle, 1788, gr. 8.) S. 268 — 271.

Jo. Fr. Henckels Beihelsda portuola, das hülfreiche Wasser zum langen Leben, insonderheit in dem Lauchstädter Brunnenn bey Merseburg und in dem Schlackenbade zu Freyberg; mit neuen Entdeckungen nach der Historie, Chymie und Medicin anzuweisen. Freyb. und Lpz. 1726, 8.

Zweite Auflage, mit einer Verbesserung, Zusatz vieler sonderbarer Curen, und angehängter dienlichen Nachricht für Bade-Gäste, nebst einer Charte vom Stift Merseburg vermehret, von S. B. W. Lpz. und Halle, 1746, gr. 8. 10 B.

J. A. Gessners Beschreibung des lauchstädter Salzwassers, Stuttg. 1749, 8.

Die Natur und Wirkung des mineralischen Wassers zu Lauchstädt, durch Versuche und Erfahrungen bestätigt und beschrieben von Dan. Gottfr. Frenzel, Halle, 1768, 8. 15 B.

Jo. Fr. Zückert systemat. Beschreib. aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands, 2te Aufl. (Königsb. 1776, gr. 8.) S. 528 — 534.

Abhandlung über die Natur, den Nutzen und Gebrauch des Gesundbrunnens zu Lauchstädt, kürzlich entworfen von Ehr. Gottl. Barth. Lpz. 1768, 4. 4 B. st. auch in Karl Hammerdörfers Beyträgen zur innern Kenntniß und Geschichte von Sachsen, 1 St. (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 56 — 76.

Einige Anmerkungen, das Lauchstädter Bad betreffend, von B. r n e r, st. in Dessen pract. Werken von der Onanie, 3te Aufl. Lpz. 1780.

Weber Lauchstädt; aus dem Tagebuche eines Reisenden 1784, st. im Deutschen Museum, 5 St. 1785, S. 423 — 430.

Anhang zu den Malerisch-schönen Ansichten von der Stadt Leipzig, in vier Prospekten von Lauchstädt. Herausgegeben von H. B. Schwarze. Lpz. 1785. 4 illum. Blätter in längl. Format.

Bemerkungen auf einer Reise nach Lauchstädt, nebst einigen Nachrichten von dem dasigen Bade, im J. 1787. (in 3 Briefen, von W. L. v. P.) st. im Journ. von und für Deutschland, 3 und 4 St. 1788, S. 253 — 263.

Berichtigung dieser Briefe, st. im 9 St. dess. v. e. d. J. S. 221 — 223.

Lauchstädt, ein kleines Gemälde an Hrn. D. H. in J. 1787.

Jo. Gottl. Kühn systemat. Beschreib. der Gesundbr. und Bäder Deutschlands, (Wresl. und Hirschb. 1789, 8.) S. 402 — 409.

Der Gesundbrunnen und das Bad zu Lauchstädt; historisch, physikalisch, chemisch und medicinisch beschrieben von Jo. Ernst

Ernst Andr. Koch, der Medicin Doctor und Bade-Medicus. Nebst einer kurzen Topographie des Städtchens Lauchstädt. Lpz. 1790, 8. 8 B.

Easchenbuch für Brunnen- und Badaäste 1794, von Hofrath Zwierlein und D. Carl Gottlob Kühn. (Lpz. 12.) S. 130 — 132, nebst Abbildung des neuen Tanzsaales und Brunnens.

Lauch, ein Fisch; siehe 1. Lauge.

Laucke, ein Beynahme des möllenischen Bieres; s. im V Th. S. 30.

Laudanum, ein bey den Alten vorkommendes Wort, welches besonders Paracelsus unter den Merzten eingeführt hat, und worunter er überhaupt eine sehr gute, bewährte und vortreffliche Arzneien verstand; wie man denn auch ein Laudanum perlatum hatte. Heut zu Tage bedeutet das Wort allezeit eine äusserliche oder innerliche, zusammengesetzte, flüssige oder weiche Arzneien, die viel Opium hat, die Schmerzen stillt und den Schlaf befördert, womit man öfters auch noch andere Arzneien zu andern Absichten vermischt. Man findet daher in den Apotheken das Laudanum opiatum, completum und incompletum, Laudanum hystericum, Laudanum diureticum oder urinarium Michaelis, das Laudanum liquidum Sydenhami, und das Laudanum opiatum cydoniatum, oder Extractum opii cydoniatum &c. Siehe unter Opium.

Laudemial: Lehen, Feudum laudemiale; s. Lehen.

Laudemium, siehe Lehen-Ware.

Laudiren, eine gewisse Art der Zubereitung des Tuches bey dem Pressen; siehe unter Tuch.

Laudum, das von Schiedsrichtern gefällte End-Urtheil. Es trägt sich oft zu, daß bey Streitigkeiten der Staten, gütliche Vergleiche und Tractaten, wegen einiger über die Wichtigkeit und Gerechtigkeit seiner eigenen Sache vorgefaßten Meinung und Vorurtheile, unnütz und unwirksam werden; daher lassen die in Streitigkeiten gerathenen Staten nicht selten

ihre zweifelhafte Sachen von gewissen dazu erwählten Schiedsrichtern durch ein Compromiß untersuchen und entscheiden. Das von den Schiedsrichtern gefällte End-Urtheil, welches, natürlicher Weise, verbindlich ist, wird ein Laudum genannt.

Siehe auch Compromiß, im VIII Th. S. 298, 399.

Laue, eine Gattung Fische; siehe 1 Laugte.

Lauen, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, lau seyn. Siehe Lau, oben, S. 598.

Lauenau, ein Amt und Flecken an der Aue, in dem Fürstenthume Calenberg, im niedersächsischen Kreise. Das Amt Lauenau ist von den Bergen Deister und Sümtel fast ganz umgeben, und hat einen sehr bergigen Boden, von welchem der Regen die Erde leicht abspült, so, daß auf die Aecker von neuem gute Erde gebracht werden muß, wenn sie fruchtbar seyn sollen. Herzog Erich zu Braunschweig und Lüneburg gab seinem Schwager Otto V. zu Schauenburg, 1573 dieses Amt zum Manns-Stamm-Lehn, dagegen der Graf dem Herzoge seine Erb-Häuser Bokeloh und Mesmerode wieder zu Lehn auftrug. Als nun Graf Jobst Hermann, zu Schauenburg-Holstein 1635 mit Tode abging, wurde das Amt Lauenau, und als der letzte Graf zu Schauenburg, Otto VI., im J. 1640 den ganzen Mannes-Stamm beschloß, auch Bokeloh und Mesmerode an das Fürstenthum Calenberg gezogen.

Der in diesem Amte befindliche Flecken Lauenau, hat eine Pfarr-Kirche und 53 Feuer-Stellen. Es sind hier 2 landtagsfähige adeliche Güter.

1. Lauenburg, Sachsen-Lauenburg, ein Herzogthum im niedersächsischen Kreise, welches von dem Herzogthume Holstein, Bisthume Lübeck, Gebiethe der Stadt Lübeck, Fürstenthume Rakeburg, den Herzogthümern Mecklenburg und Lüneburg, und den zwischen den Reichs-Städten Hamburg und Lübeck gemein-

gemeinschaftlichen sogenannten Vier-Landen umgeben ist. Es ist größten Theils ein ebenes Land, dessen Erdboden von den Einwohnern, nach dem Unterschiede seiner Güte, in Weizen-Land, Gerst-Land, Sand-Land und Heide, abgetheilet wird. Ueberhaupt muß er fleißig bearbeitet werden, wenn er fünf bis sechsfältige Früchte tragen soll. Man bauet vielen Flachs. Die Holzungen sind ansehnlich und einträglich, und die Mast, welche die Eichen und Büchen in guten Jahren geben, ist erheblich. Man hat auch Torf. Die Viehzucht ist beträchtlich, und auf den adelichen Gütern sind eben so, wie in Holstein und Mecklenburg, die sogenannten Holländeren gewöhnlich. Ein Vieh-Pachter oder Holländer giebt für jede Kuh jährlich 5 bis 6 Rthlr. Pacht. Ein ansehnlicher Strich des Herzogthumes liegt an der Elbe. Die Bille macht die Gränze zwischen diesem Lande und Holstein, und geht bey Hamburg in die Elbe. Die Stecknitz verbindet die Elbe und Trave, und ist, vermittelst angelegter Schleusen, schiffbar gemacht worden. Eigentlich heißt der Fluß nur von Möllen bis Lübeck die Stecknitz, hingegen von Möllen bis Lauenburg die Delvenau, welche aus Vereinigung der Bäche Steinau und Linau entstanden ist. Die Wackenitz kommt aus dem Rakeburger See, ist gleichfalls schiffbar, und geht zu Lübeck in die Trave. Die größten Land-Seen sind der eben genannte Rakeburger See und der Schall-See, von welchem letztern die nördliche Spitze zu dem Fürstenthume Rakeburg, und die südliche zu dem Herzogthume Schwerin gehört. Diese Flüsse und Seen liefern mancherley Fische.

In dem ganzen Herzogthume sind 3 Städte, (Rakeburg, Lauenburg und Möllen,) 1 Flecken, und ungefähr 36000 Menschen. Die Land-Stände bestehen aus der Ritterschaft und den Städten. Es

sind zwar 27 adeliche Güter vorhanden; allein, 4 derselben sind nicht in die Landes-Vereinigung aufgenommen worden, und haben also auch nicht Sitz und Stimme auf den Land-Tagen, hingegen die übrigen 23, welche 13 adelichen Familien gehören, haben auf dem Land-Tage 25 Stimmen, weil 2 derselben jedes 2 Stimmen führen. Die feyerlichen Land-Tage werden zu Büchen gehalten, die besondern Versammlungen aber zu Ratzburg, in einem besondern Zimmer der Regierungs-Kanzellen. Das Land-Marschall-Amt des Herzogthumes besitzen die v. Bülow wegen des Lehn-Gutes Gudow, auf welchem es haftet. Der Land-Marschall ist zugleich erster Land-Rath, und auſſer ihm sollen noch 3 Land-Räthe seyn, es sind aber seit vielen Jahren 2 Stellen unbesezt. Die Ritter- und Landschaft hat ihren besondern Syndikus. Die Privilegien der Ritter- und Landschaft erbellen aus dem lauenburgischen Landes-Receſſe von 1702, welchen die Könige Georg I. und Georg II. in allen Stücken und Puncten beſtätigt haben.

Das ganze Land bekennet sich zur evangelisch-lutherischen Kirche. Ueberhaupt sind 35 Pfarr-Kirchen und Kirchspiele vorhanden, und sind der Aufsicht eines Superintendents anvertrauet, welchen der Landes-Herr verordnet. Bey General-Kirchen-Visitationen, welche aber selten gehalten werden, sind zugegen: ein Mitglied der Regierung, welches der Landes-Herr bestimmt, und dabey den Vorsiz hat; der Superintendent; derjenige von der Landschaft, welcher ein Mitglied des Consistorii ist; in den landesfürstlichen Pfarren der Ammann, in dessen Amt die Kirche gehört, in adelichen Pfarren aber der Patron, und in den Städten ein Deputirter von jeder Stadt. Die besondern Visitationen, welche seit vielen Jahren allein gewöhnlich sind, werden von dem

dem Superintendenten mit Zuziehung der Obrigkeit eines jeden Ortes angestellt. Sie geschehen in jedem Kirchspiele alle 3 Jahr 1 Mahl. In den Städten sind für die studierende Jugend lateinische Schulen vorhanden.

An Manufacturen und Fabriken fehlt es ganz. Die Ausfuhr des Landes besteht darin, daß jährlich ungefähr 1000 Last Rocken, etwa 200 Tonnen Butter, jede zu 224 Pfund gerechnet, ungefähr 450 Ctn. Käse, etwa 7000 Stein (70000 Pf.) Wolle, ungefähr für 20000 Rthlr. Bau- und Brenn-Holz, und für einige 100 Thaler Fische, ausgeführt werden.

Vor Alters ist dieses Land ein Stück von Slavia transalbina gewesen, und seine zu den westlichen Slawen oder Wenden gerechneten Einwohner sind, wegen ihrer Lage an der Elbe, Polaber genannt worden. Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen und Bayern, machte sich auch diese Polaber unterthänig, und besaß ihr Land als sein völliges Eigenthum. Die unbillige Aechts-Erklärung, welche über ihn erging, konnte ihn desselben nicht berauben, weil es kein Reichs-Lehn war. Nichts desto weniger suchte der neu verordnete Herzog zu Sachsen, Bernhard, sich auch dieses Land unterwürfig zu machen, und erbaute 1182, als Herzog Heinrich in England war, das feste Schloß Lauenburg aus den Steinen des von Herzog Heinrich verwüsteten Schlosses Erteneburg. Es zerstörten solches zwar die Grafen von Holstein, Schwerin und Ratzburg; sie mußten es aber auf kaiserlichen Befehl wieder aufbauen. Heinrich der Löwe nahm es 1189 in Besiz, und behauptete es, nebst dem ganzen Lande, wider den Herzog Bernhard. Als seine Söhne die väterlichen Lande theilten, wurde es zu dem Erbtheile Wilhelm's von Lüneburg geschlagen; es scheint aber nicht, daß er zum wirklichen Besiz desselben gelangt sey; denn Graf Adolph von

von Holstein machte sich bald Meister davon, und der Herzog und Pfalzgraf Heinrich belehnte ihn 1197 mit demselben, der Graf aber mußte es zu seiner Erlösung 1203 an den dänischen König Waldemar II. abtreten, welcher seiner Schwester Sohn, den tapfern Grafen Albrecht von Orlamünde, auch zum Statthalter von Lauenburg machte. Als aber derselbe in der bornhöveter Schlacht von dem Grafen v. Schwerin gefangen genommen wurde, gab er demselben 1227 Lauenburg zum Löse: Gelde für sich, und der Graf v. Schwerin überließ es an Herzog Albrecht von Sachsen, für den ihm in diesem Kriege geleisteten Beystand. Dieser Herzog hat also das Schloß und Land Lauenburg zuerst an sein Haus gebracht, und es ist ganz und gar kein Zugehör des seinem Vater vertriehenen Herzogthumes Sachsen gewesen. Da auch die Fürsten von Anhalt nicht von diesem Herzoge Albrecht, sondern von desselben Bruder, Grafen Heinrich dem Getren, abstammen, so können sie wegen Bluts:Verwandtschaft keine Erbfolge in den von Jenem neu erworbenen Ländern verlangen, wo sie nicht beweisen, daß sie von ihm in die Mit:Verlehnenschaft aufgenommen worden seyn. Dieses lauenburgische Land aber ist von der Zeit an, daß es an Herzog Albrecht gekommen ist, ein besonderes Fürstenthum oder Herzogthum gewesen, dessen Besitzer auch Herzoge von Nieder: Sachsen genannt worden sind. Das Haus Braunschweig und Lüneburg hat sich seines Rechtes auf dieses alte Eigenthum Heinrichs des Löwen niemals begeben; es haben auch die Herzoge Wilhelm und Magnus sich mit Herzog Erich von Sachsen: Lauenburg 1369 dahin verglichen, daß, im Falle der lauenburgische Stamm erlöschen würde, das Herzogthum an die Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg fallen solle; zu welchem Ende ihnen auch damahls die lauenburgische Landschaft die

Erens

Eventual: Huldigung geleistet hat. Als nun dieser Fall 1689 mit dem Absterben Herzogs Julius Franz erfolgte, nahm Herzog Georg Wilhelm zu Celle Besitz von diesem Herzogthume, und verglich sich hierauf 1697 mit dem Kurfürsten zu Sachsen, welcher, wegen der seinen Vorfahren vom Kaiser Maximilian I. darauf erteilten Anwartschaft, Anspruch daran machte, auch nach des letzten lauenburgischen Herzogs Tode zuerst den Besitz desselben ergriffen hatte. Die Anforderungen, welche die Herzoge zu Sachsen, ernestinischer Linie, die Fürsten zu Anhalt, die Herzoge zu Mecklenburg, das Kurfürstenthum Brandenburg, und die lauenburgischen Allodial: Erben daran machen, sind in den Vindictis iuris Brunsvicensis & Lunenburgensis in ducatum Saxo - Lauenburgicum, welche Phil. Fr. Strube, 1754, zu Göttingen, unter des Hofrathes Ayxer Vorßz verteidigt hat, gelehrt und gründlich bestritten worden. Nach des Herzogs Georg Wilhelm zu Celle Tode, fiel Lauenburg an den Kurfürst Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg, an den die fürstl. braunschweig: wolfsenbüttelische Linie 1706 ihre Ansprüche auf den Mitbesitz des Herzogthumes abtrat. König Georg I. erhielt 1716 zum ersten Mal die kaiserliche Belehnung über dieselbe, nebst Sitz und Stimme im Reichs: Fürsten: Rathe. König Georg II. brachte 1738 und 39 das Amt Steinhorst wieder an dasselbe.

Wegen dieses Herzogthumes hat der König von Groß: Britannien, sowohl im Reichs: Fürsten: Rathe, als bey dem niedersächsischen Kreise, eine fürstliche Stelle und Stimme. Der Reichs: und Kreis: Matrikular: Anschlag desselben ist 8 zu Pferde, und 30 zu Fuß, oder 216 Fl. Zu einem Kammer: Ziele giebt es 243 Rthlr. 43½ Kreuzer.

Das Herzogthum hängt zwar von dem kön. und kurf. Geheimenraths: Collegio zu Hannover ab, hat

aber

aber seine besondere Regierung, welche aus dem jedesmaligen Land: Drost, des Herzogthumes, und 3 Regierungs: Räten, besteht. Es hat ferner ein eigenes Hof: Gericht, welches aus einem Hof: Richter, 2 Land: Räten, 2 Hof: Räten, und 2 andern sonst nicht in landesfürstlichen Diensten stehenden Assessoren, besteht. Die Wahl des Hof: Richters, (woben die Landes: Herren ordentlicher Weise auf die einheimische Ritterschaft, und vornehmlich auf den jedesmaligen Land: Marschall gnädigst zu sehen versprochen haben,) der Hof: Räte und des einen Assessors, steht allein beim Landes: Herrn, die zwei Räte und der andere Assessor aber werden von Ritter: und Landschaft präsentiert, und von dem Landes: Herrn bestätigt. Von dem Hof: Gerichte wird an das Ober: Appellations: Gericht zu Celle appellirt, wo die Rechts: Sachen ihre letzte Entscheidung finden, nachdem Kur: Braunschweig, 1747, in Ansehung dieses Herzogthumes, ein uneingeschränktes kaiserliches Privilegium de non appellando erhalten hat. Endlich hat das Herzogthum auch sein besonderes Consistorium, welches aus dem jedesmaligen Land: Drost, als Präses, 1 Assessor aus der Ritterschaft, welchen dieser präsentiert, 1 Hof: Rath, dem Superintendenten, einem andern Prediger, den das gesammte Collegium präsentiert, und einem Assessor, den die Städte wechselweise präsentieren, und der demselben allemahl ein ganzes Jahr lang beywohnt, besteht. Alle diese Collegia sind in Rakeburg.

Die Ritterschaft und die Magistrate der Städte haben in ihren Districten die hohe und niedere Gerichtbarkeit. In Civil: Sachen geht die Appellation von den Stadt: Gerichten an die Regierung, wie von den landesfürstlichen Aemtern, aber von den adelichen Gerichten an das Hof: Gericht.

Die

Die unmittelbaren landesherrschaftlichen Einkünfte kommen von den Kammer: Aemtern, und Regalien. Die Ritter: und Landschaft (aber nicht ihre Leute, und die Bürger in den Städten,) sind vom Zoll: Brücken: Damr: und Wege: Gelde frey, doch muß das gewöhnliche Fahr: Geld zu Artelsburg und Dargau, und das Brücken: Geld zu Rakeburg, ohne Unterschied von jedermann erlegt werden. Die Contributions: Summe wird mit Einwilligung der Ritter: und Landschaft angelegt, welche auch bey ihren Anschlägen und der Eintheilung derselben bleibt. Das Verhältniß des Beytrages, welchen die Aemter, Ritter: und Landschaft zu der Contributions: Summe liefern, ist folgendes:

Wenn das Amt Lauen:

| | |
|-------------------|--------------------------|
| burg giebt | 92 Rthlr. 18 Sch. 5 Pf. |
| so giebt Rakeburg | 60 : 32 : — |
| — — Neuhaus | 58 : 34 : — |
| — — Schwarzenbeck | 52 : 8 : — |
| zusammen | 263 Rthlr. 44 Sch. 5 Pf. |

| | |
|--------------------|--------------------------|
| Die Ritterschaft | 109 Rthlr. 19 Sch. 7 Pf. |
| Die Stadt Rakeburg | 12 : — : — |
| — — Lauenburg | 8 : 42 : 8 |
| — — Möllen | 20 : — : — |
| zusammen | 150 Rthlr. 14 Sch. 3 Pf. |

Das neu erworbene Amt Steinhorst fehlt in diesem Anschlage. Von der Contribution befreit der Landes: Herr die Reichs: und Kreis: Steuern, auch andere zu des Landes Nothdurft erforderliche Kosten.

Die Haupt: Stadt Lauenburg ist klein, und liegt an einem Berge bey der Elbe und Stecknitz. Manche Häuser sind in der Tiefe dergestalt erbauet, daß das oberste Stockwerk mit den Straßen in Einer Linie ist; andere Häuser hingegen sind einige Ellen höher,

höher, als die Straßen, angelegt. Die Stadt hat von der Schifffahrt, und vom Getreide- und Holz-Handel gute Nahrung. Es werden hier viele auf der Elbe ankommende Güter niedergelegt, und auf der Steckeln nach Lübeck gebracht, auch ist hier ein wichtiger Elb-Zoll. Von dem auf der Höhe liegenden alten herzoglichen Residenz Schlosse, ist noch ein Flügel vorhanden, welcher der Sitz des Amtes Lauenburg ist, und eine sehr schöne Aussicht hat.

Von Verkoppelung der Dörfer im Herzogthume Lauenburg, s. im XLIV Th., S. 256, f.

Edict, die Verrufung einiger dänischen Münzen im Herzogthume Lauenburg betreffend, d. d. Ranzburg, d. 1 Aug. 1788, st. in den Annalen der braunsch. lüneburgischen Churlande, 3 Jahrg. 3 St. (Hannov. 1789, gr. 8.) S. 500, f.

2. Lauenburg, eine Herrschaft, Amt und Stadt, welche nebst Bütow zu West-Preußen gehören, und als ein eigener Kreis mit Hinter-Pommern vereinigt worden sind.

Die Lande Lauenburg und Bütow sind von je her vielen Veränderungen, und in den ältesten Zeiten bald den Königen von Pohlen, bald den Herzogen von Pommern, unterworfen gewesen. Im 14ten Jahrhunderte kamen sie, als ein Theil von Pommern, unter die Vormäsigkeit der Kreuz-Herren, bald nachher aber, im J. 1445, fielen sie mit einem großen Theile vom deutschen Orden ab, und ergaben sich mit besondern Vorrechten in pohlischen Schutz. Im J. 1455 erhielt sie der Herzog von Pommern Erich, wegen treu geleisteter Dienste, von dem pohl. Könige Casimir, doch ohne Lehns-Verbindlichkeit, hingegen von 1460 an haben die Herzoge von Pommern diese Lande als ein freyes Lehn der Krone Pohlen besessen. Die Krone Pohlen suchte zwar in den folgenden Zeiten die Herzoge von Pommern zu Lehn-

Dien-

Diensten zu bringen, diese aber bequeimten sich dazu nicht. Im J. 1526 wurden die Lande Lauenburg und Bütow, bey Gelegenheit einer Forderung an König Sigismund von Pohlen, mit allen ihren Zubehörungen, Nahrungen und Herrlichkeiten, auch mit der Befreyung von der Lehns-Pflicht und von allen Diensten und Abgaben, an die Herzoge von Pommern und ihre männliche Erben überlassen, und zwar mit der Verpflichtung, daß bey einer jeden Krönung eines neuen Königes von Pohlen, die Herzoge von Pommern entweder selbst, oder ihre Räte, die Lehns-Empfangniß suchen, und dieselbe alsdann ohne Entgelt erhalten, und diese Lande, nach Abgange des männlichen Stammes wieder an Pohlen zurück fallen sollten. Nach dem im J. 1637 erfolgten Tode des letzten Herzoges von Pommern Bogislaw XIV., wurden die Lande Lauenburg und Bütow, als ein eröffnetes Lehn, von dem Könige von Pohlen, Vladislaw IV., eingegeben, und der Wojwodtschaft Pommern einverleibet, und die Unterthanen mußten die Huldigung nebst der Eides-Pflicht leisten; allein, im J. 1657 wurden Lauenburg und Bütow durch den zu Wehlau geschlossenen und zu Bromberg (Bydgosz) bestätigten Vertrag, dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, und seinen männlichen Descendenten, als ein freyes Lehn, und unter eben den Bedingungen, wie dieselben von den Herzogen von Pommern besessen waren, von dem Könige von Pohlen Johann Casimir überlassen, und von dem Kurfürsten ohne Eidesleistung zu Lehn empfangen, worauf am 23 Apr. 1658 die wirkliche Uebergabe erfolgte. In diesem Verhältnisse mit Pohlen blieben die Lande bis zum J. 1773. Aber in diesem Jahre entsagten der König und die Stände von Pohlen und Litauen auf die bündigste Weise allem Lehn-Rechte, dem Rückfall-Rechte, und überhaupt allen und jeden

andern Rechten oder Ansprüchen, welche sie jetzt oder künftig auf die Districte von Lauenburg und Bülow machen könnten, und traten alle diese Rechte auf diese Landschaften dem Könige von Preussen ab. In eben diesem Vertrage wurde ausgemacht, daß die Katholiken alle ihre Besitzungen und ihr Eigenthum in Ansehung des Weltlichen behalten, in Ansehung der Religion in statu quo bleiben.

Nach der im J. 1662 entworfenen Land- und Appellations-Gerichts-Ordnung, hatte die Ritterschaft die erste Instanz vor dem Land-Gerichte, so wie auch unter der polnischen Regierung. Dieses Gericht bestand aus dem Land-Richter, 4 Besitzern und 1 Notarius, die alle von adelichem Stande und in diesen beyden Herrschaften angesessen seyn mußten; jährlich wurde es 3 Mal gehalten. Die Appellationen gingen an das für solche angestellte Tribunal. Von den Ansprüchen desselben, welches jährlich nur ein Mal gehalten wurde, fand kein weiteres Rechts-Mittel Statt.

Im J. 1773 wurden die seit alten Zeiten, unter dem Rahmen eines Grod- und Land-Gerichtes und Tribunales bestellt gewesenen Justiz-Collegien, wußt der bisherigen Oberhauptmanns-Stelle, aufgehoben, und dagegen die Districte Lauenburg und Bülow in Ansehung der Justiz-Verfassung und alles dessen, was nicht vor das Finanz-Departement gehört, mit der Provinz West-Preussen vereinigt, so, daß auch die westpreussische Regierung in Marienwerder seitdem das Ober-Landes-Justiz-Collegium ist. Anstatt der bisherigen zwey Justiz-Collegien in Lauenburg, nämlich des Grod- und Land-Gerichtes, und des Tribunales, wurde ein für diese beyden Districte und die darin vorfallenden Justiz-Geschäfte vollkommen hinreichendes Land-Vogten-Gericht in Lauenburg, auf eben dem Fuße, wie die in West-Preussen, be-

bestellt; die Städte Lauenburg, Bülow und Leba behielten zwar ihre bisherige innere Einrichtung, in allen zu der Kriegs- und Domainen-Kammer und dem Finanz-Departement nicht gehörigen Sachen aber wurden diese Städte und deren Magisträte auch der westpreussischen Regierung unterworfen; an diese müssen daher auch die Appellationen gerichtet werden. Die Domainen-Kämter Lauenburg und Bülow, wurden in Ansehung der zu dieser Aufsicht der Kammer und zum oekonomischen Zustande gehörigen Justiz-Administration, nach dem Rescript v. 8 März 1774, nicht zur Rechts-Pflege der westpreussischen Kammer geschlagen, sondern blieben nach ihrer vor-mahligen Verfassung in der Verbindung mit Pommern.

Im J. 1777, wurden die Lande Lauenburg und Bülow mit Hinter-Pommern vereinigt, so, daß sie 1) in allen öffentlichen Landes-Oekonomie- und Politiz-Sachen mit der Provinz Hinter-Pommern einen Körper ausmachen; 2) die ganze Ritterschaft und die Eigenthümer des platten Landes dieser Herrschaften genießen, von dieser Zeit an, alle Freyheiten, Herrlich- und Gerechtigkeiten, Privilegien, Gerechtsamen, Gebräuche und Gewohnheiten, auch Vorzüge, welche der Adel von Hinter-Pommern zu genießen hat; 3) zur Erhaltung dieser Gerechtsamen machen diese Herrschaften einen eigenen Kreis aus, und haben ihren Land-Rath; 4) so wie die ordentliche vierteljährige Steuer in Hinter-Pommern von 45,600 Rthlr. auf 17,350 Land-Hufen vertheilt ist, so wurde nach dem Hufenstande dieser Herrschaften, welcher 338,388¹/₂ Land-Hufen beträgt, die vierteljährige Steuer derselben auf 889 Rthlr. festgesetzt (*).

§ 2

Die

(*) Ausführlichere Nachrichten von dieser Verbindung, und von dem deshalb am 2 Apr. 1777 zwischen den hinterpommerschen

Die sämtlichen adelichen Güter des Lauenburg- und Bütow'schen Kreises sind freye Allodial- Ritter- Güter, und in beyden Districten sind keine Lehn- Güter vorhanden. Die Regalien, Privilegien und Gerechtsamen der adelichen Güter bestehen vornehmlich in der hohen und niedern Gerichtsbarkeit, der Brau- und Brannweinbrennerey: Gerechtigkeit, der Mühlen- Gerechtigkeit, der Jagd- Gerechtigkeit, dem Patronat- Rechte über die in den adelichen Dörfern belegenen Kirchen und Schulen, und bis zum J. 1783 auch im Strand- Rechte in ihren Gränzen, welches aber in gedachtem Jahre aufgehoben wurde (*).

Der Lauenburg- und Bütow'sche Kreis gränzt gegen Norden an die Ost- See, gegen Osten und Süden an West- Preußen, und gegen Westen theils an den rummelsburgischen, theils an den stolpischen Kreis im Herzogthume Pommern. Der Flächen- Inhalt des Lauenburgischen Districtes beträgt $21\frac{1}{2}$, und des Bütow'schen $8\frac{1}{2}$ Quadrat- Meilen. Der ganze Kreis enthält: 3 Städte, Lauenburg, Bütow und Leba; 2 königl. Domainen- Aemter, Lauenburg und Bütow, mit 56 Dörfern und Antheilen an solchen; 10 Amts- Vorwerke; 126 adeliche Dörfer und Antheile an solchen, auch 321 Vorwerke; desgl. 2 städtische Dörfer, und 4 dergleichen Vorwerke.

Die königl. Immediat- Stadt Lauenburg, in alten Urkunden Leuenburg, Lerwenburg, oder Leuenburg, L. Leoburgum, liegt, unter der Länge von

schen und den Lauenburg- und Bütow'schen Ständen geschlossen, und in Berlin am 15 May 1777 von Friedrich II. höchst eigenhändig bestätigten Reccess, findet man in Brügemann's Topographie von Pommern, 2 Th. 2 B. S. 1031, fgg.

(*) Verordnung wegen Aufhebung des Strandrechts an der See- Küste von Preussisch- Pommern, d. d. Potsdam, d. 25 Jul. 1783, st. im Journ. von und für Deutschland, 1785, 9 St. S. 232, f.

von $35^{\circ} 28'$, und Breite von $54^{\circ} 35'$, 3 Meilen von Leba und der Ost- See, 4 Meilen von Neustadt, 5 von Bütow, 6 von Stolpe, und 8 von Danzig, in einem Thale an dem Flusse Leba (*), welcher sich durch das sogenannte Mohr in den Leba- See, aus demselben aber in die Ost- See ergießt, und in welchem sie, nach dem Privilegio v. 1 Jan. 1341, die freye Schifffahrt in und aus der Ost- See und Fischereyen hat. Sie soll um das J. 1285 erbauet worden seyn. Sie gehörte, bereits erwähnter Maßen, ehemahls zu Pommerellen, und stand mit diesem Districte in den ältesten Zeiten wechselweise unter der Herrschaft der Könige von Pohlen, der Herzoge von Pommern, der Kreuz- Herren, u. s. w. Sie hat 2 Thore, das danziger und das stolper Thor, und überdem die Koppel- und die Schloß- Pforte.

Lauenburg war in ältern Zeiten, nach damaliger Art, eine gute Festung, wovon noch jetzt ihre hohe und starke Ringmauer zeugt, worauf sich im J. 1782, außer einem achteckigen Thurm, und 2 über den Stadt- Thoren erbaueten, noch 24 viereckige aus dem Grunde gemauerte Thürme befanden. Hier waren

| im Jahr | Häuser | | Summa. | Scheunen. |
|---------|-------------------------|------------------------|--------|-----------|
| | mit Ziegel-
Dächern. | mit Stroh-
Dächern. | | |
| 1782 | 236 | 2 | 238 | 38 |
| 1789 | 212 | 2 | 214 | 39 |
| 1791 | 229 | 2 | 231 | 39 |

Die Stadt stand im J. 1791, nach dem Feuer- Societäts- Catastro im Anschlage mit 71,451 Rthlr. 3 ff 3 In

(*) Von dem Flusse Leba, und der ehemahligen dortigen waldigen Gegend, hat die Stadt ohne Zweifel ihren Namen, Lebe oder Leve heißt im Wendischen ein Wald.

In der Stadt waren, im J. 1791, 33 publicke und Privat-Brunnen. An Feuer-Anstalten waren vorhanden: 2 metallene und 208 hölzerne Sprünzen, 12 Leitern, 208 lederne Eimer, 8 Haken, und 8 Wasser-Rufen.

Die Anzahl der Einwohner vom Civil-Stande betrug:

| | Summa
aller Einwohner. | Darunter
waren Juden. |
|--------------|---------------------------|--------------------------|
| im Jahr 1782 | 1380 | 30 |
| — 1784 | 1245 | |
| — 1786 | 1394 | |
| — 1789 | 1453 | |
| — 1791 | 1383 | 29 |

Vom Civil-Stande waren hier bey der lutherischen Gemeinde

| im Jahre | Getraute | Geborne | | | Gestorb. | | |
|----------|----------|----------|-------|---------|----------|---|-------|
| | | Getraute | Söhne | Töchter | Summa | Darunter waren uneheliche Kinder beyderley Geschlechts. | Summa |
| 1790 | 7 | 21 | 21 | 42 | 8 | 37 | 19 56 |
| 1791 | 3 | 23 | 16 | 39 | 10 | 15 | 20 35 |

Bei den katholischen Gemeinden zu Lauenburg, Bülow und den dazu eingepfarrten Dörfern, waren: im J. 1783, Getraute 6 Par; Geborne 21; Gestorbene 20. Im J. 1784, Getraute 9 Par; Geborne 58; Gestorbene 24.

Die Garnison in Lauenburg besteht aus 1 Escadron Husaren. Die Stadt gehört zum Canton des zu Greifenberg in Garnison stehenden Dragoner-Regimentes.

Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören:

1. Das Schloß, ein altes und festes Gebäude, welches der Herzog Johann Friedrich soll haben neu erbauen lassen. Es war ehemahls der Sitz des Ober-Hauptmannes der Lande Lauenburg und Bülow, und des Amtes Lauenburg (*). Jetzt werden in diesem Schlosse die Sitzungen des hiesigen kön. Land-Vogten-Richtes gehalten, dessen Director auch auf demselben wohnt.

2. Drey Kirchen.

a) Die evangelisch-lutherische Kirche zu St. Salvator, welche fast mitten auf dem viereckigen Markte steht, und unter welcher das Rathhaus, die Stadt-Schule und die Stadt-Wage angebracht sind. An dieser Kirche stehen 2 Prediger, (wovon der erste, seit 1775, zugleich Inspector über die lutherischen Stadt- und Amts-Kirchen des lauenburgischen Kreises ist,) welche unter den königlichen Landes-Collegien zu Marienwerder stehen.

b) Die römisch-katholische Kirche zu St. Jacob, welche hier die größte ist, und welche die Lutheraner der hiesigen kleinen römisch-katholischen Gemeinde abtreten mußten. Daran steht 1 Propst, welcher aber alles durch seine Diakonen sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, verrichten läßt.

c) Die reformirte Schloß-Kirche, an welcher ehemahls ein Schloß-Prediger stand. Jetzt wird der reformirte Gottes-Dienst nur vierteljährig 2 Mal von dem reformirten Prediger des 5 Meilen von hier entlegenen, westpreussischen Dorfes Krockow besorgt, und zugleich das Abendmahl ausgerichtet. Die reformirte Gemeinde gehörte ehemahls zur pommerischen, seit 1774 aber zur westpreussischen Inspection.

§ ff 4

3. Die

(*) Der Sitz des Amtes Lauenburg wurde nachher nach dem Vorwerke Neuendorf verlegt.

3. Die lateinische Stadt-Schule, welche 1 Rector und 1 Cantor hat; und zwei deutsche Schulen. Die Reformirten und die Römisch-Katholischen haben keine Schulen, weder in der Stadt noch auf dem Lande, und müssen daher ihre Kinder in den lutherischen Schulen unterrichten lassen.

Stiftungen sind hier: das St. Georgen-Hospital, und ein Armen-Haus. Es ist hier auch noch ein königl. Accise-Zoll- und Post-Amt.

Die Einwohner werden in 4 Stände eingetheilt, und nähren sich theils von 50 pommerischen Hufen Land, vom Bierbrauen und Brantweinbrennen, von 3 Kram- und Vieh-Märkten, und ihren Handwerken.

Der Magistrat, welchem das Wahl-Recht seiner Glieder zusteht, besteht aus 1 dirigirenden Bürgermeister, 1 Justiz-Bürgermeister, 1 Kämmerer, 2 Senatoren und 1 Secretarius; und hat die obere und niedere Gerichtsbarkeit. Ausser dem Magistrate ist hier noch ein besonderes Stadt-Gericht vorhanden, welches aus 1 Stadt-Richter und 4 Gerichts-Schöppen besteht, welche die aussergerichtlichen Handlungen, als: die Aufnahme der Testamente, Inventarien, Auctionen etc. versehen, und welche ebenfalls von dem Magistrate gewählt, und von der kön. Regierung bestätigt werden. Hiernächst werden auch von dem Magistrate 10 Bürger ernannt, welche die Stadt-Ordnung vorstellen, und in öffentlichen städtischen Angelegenheiten von dem Magistrate zugezogen werden. Die hohe und niedere Jagd kommt dem Magistrate zu.

Die Stadt steht in allen Justiz-, Kirchen- und Schul-Sachen unter der kön. westpreuß. Regierung zu Marienwerder; in Ansehung der Kammer-, Finanz- und Polizey-Sachen, so wie auch der Accise- und

und Zoll-Sachen, gehört die Stadt aber zu Pommern.

Das Wapen der Stadt, sind drei Thürme und ein aufgerichteter Löwe, welcher sich mit der einen Klaue an einen Thurm lehnt. Ausser der bey der Stadt liegenden kön. Schloß-Mühle, besitzt die Stadt noch eine Loh- und eine Walk-Mühle.

Die Lasten der Bürgerschaft bestehen in der kön. Accise, dem Zettel- und Plombage-Gelde, der Nachschuß- und Fabriken-Steuer nebst dem Servis und den übrigen gewöhnlichen Abgaben, welche jährlich gegen 8108 Rthlr. betragen.

Ausser den genannten Besizungen, und der Stadt-Ziegelen, nebst einem Kalk-Ofen, gehören zum Eigenthum der Stadt: das Dorf Cameiow, $\frac{1}{2}$ Meile von Lauenburg; 3 Vorwerke, Dzechen, Falken und Köpfe; 2 kleine Pächtereien; 17 Feuerstellen; 5 Bauern.

Das kön. Domainen-Amt Lauenburg begreift

a) 19 Dörfer und Antheile an solchen, worunter 2, seit 1740 angelegte Colonien sind; 4 Vorwerke, 2 kleine Pacht- und Holländereien, 1 Amts-Ziegeley, und 10 Erb-Wassermühlen.

b) 321 Feuerstellen, 2 lutherische Mutter-Kirchen, 1 Filial-Kirche.

c) 14 Frey-Schulzen, 143 Bauern; 2 lutherische Prediger, 8 lutherische Küster und Schulmeister.

Die Waldungen betragen ungefähr 4000 Morgen. Der kön. Beamte wohnt auf dem, $\frac{1}{4}$ Stunde von Lauenburg gelegenen, Vorwerke Neuendorf.

Lauenförde, ein kurbraunschweigisches Amt, an der Weser, mit einem Flecken gleiches Namens, wo ein Weser-Zoll entrichtet wird, im Fürstenthume Calenberg. Man findet daselbst große Waldungen.

Der Flecken hat vor Alters den Grafen v. Dassel zugehört. Zu der Pfarr-Kirche desselben halten sich auch die nächsten Lutheraner in dem benachbarten Bisthume Paderborn. Es hat dieses Amt vormals einen Theil des Amtes Mienover ausgemacht, ist aber von demselben getrennet, und denen v. Spiegel verpfändet worden, nach der Wiedereinlösung aber ein besonderes Amt geblieben, doch ist die Registratur desselben zu Mienover, wo auch die lauenfördischen Amts-Untertanen gerichtet werden.

1. Lauenstein, vor Alters Löwenstein, ein Schloß, Markt-Flecken und Amt, im Fürstenthume Culmbach oder Bayreuth, an den vogtländischen Gränzen, hat in der Nähe einen Kupfer-Hammer. Diesen Ort haben die Grafen von Orlamünd nach Absterben der Herzoge von Meran besessen, und dem fürstl. Hause zu Lehn aufgetragen, 1430 in dieser Eigenschaft an die Grafen von Gleichen verkauft, von denen er 1438 an die Grafen von Schwarzenburg, und von diesen auf die Grafen von Mansfeld gebracht worden ist, die ihn denen v. Thün als ein Aster-Lehen verliehen, von denen er zurück an den Ober-Lehns-Herrn gekommen ist.

2. Lauenstein, vor Alters Lawenstein, Leonstein, Löwenstein, eine Herrschaft und ein Vasallen-Städtchen an der Müglisth, im erzgebirgischen Kreise, in Meissen, mit einem altschriftsässigen Ritter-Gute und Berg-Schlosse, unweit Geyssing und Bärenstein, wo die Tiefbach und die Geyssingebach sich mit der Müglisth vereinigen. Es hat 69 Häuser; und im J. 1779 zählte man hier 96 Familien mit 226 Menschen über 10 Jahr. Zur Stadt gehören 2 Magazin-Hufen. Die Herrschaft Lauenstein fiel, bey der Landes-Theilung des Kurfürsten Friedrich II. mit seinem Bruder Wilhelm, auf des Ersten Portion, zu welcher Zeit sie Münzer aus Freyberg besaßen,

ßen, von denen 1490 Stephan Allepeck der Jüngere diese Herrschaft kaufte. Nach der Zeit kam sie an die v. Salhausen; 1515 nahm dieselbe Rudolph v. Büna zu Tetschen in Böhmen in Besitz, und brachte sie dadurch an die Bünausche Familie. Sie umfaßt ausser diesem Städtchen und Neu-Geyssing noch den Flecken Zinnwald und viele Dorfschaften. Die Herren v. Büna sind hier unter andern mit dem Berg-Regale über Eisen und Zinn beliehen, daher sie auch ein eigenes Berg-Amt unterhalten. Ueber der Stadt liegt ein uraltes Berg-Schloß, und unweit derselben wurde ehemals ein reichhaltiges Zinn- und Eisen-Bergwerk betrieben. Auch liegt hier ein Aspis-Bruch, wiewohl der Sprödigkeit des Gesteines wegen ungenutzt.

3. Lauenstein, ein Amt und Flecken im Fürstenthume Calenberg. Das Amt Lauenstein ist ungefähr 3 Meilen lang und 2 Meilen breit, und von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben. In einigen Gegenden ist der Boden gut und fruchtbar, in andern mittelmäßig, und in einigen schlecht. Die Waldungen sind ansehnlich, und sowohl in Ansehung des Holzes, als auch der Mast, beträchtlich. Zu Salz-Hemmendorf ist ein schönes Salzwerk, und am Osterwalde ein Steinkohlen-Bergwerk nebst einer Glas-Hütte, in welcher das schönste Glas vermittelst Steinkohlen verfertigt wird. Das steinerne Zeug, welches in Duingen verfertigt wird, ist von sehr guter Art. Es wird aus dem in diesem Amte gebaueten Flasse viel Garn gesponnen, und daraus Leinwand gewebet. Von dem daselbst angelegten Flasse-Magazin, wird im Art. Lein ein Mehreres vorkommen; und von einer Ruffabrikations-Anstalt daselbst, werde ich im Art. Ruff handeln. Die Saale, welche in diesem Amte fließt, entsteht bey Capellenhagen, bekommt aber ihren Namen erst bey Wallensen, nimmt

nimmt unterschiedene Bäche auf, und tritt 1/2 Stunde unter Elze, im Bisthume Hildesheim, in die Leine. Das Amt theilt sich in 2 Börden (Districtus); in die Nieder-Börde, welche 3 Flecken, 13 Dörfer, 1 landesherrschaftliches Vorwerk, und 2 besondere adeliche Güter begreift; und die Ober-Börde, welche 3 Flecken und 10 Dörfer enthält.

Der Haupt-Flecken dieses Amtes, Lauenstein, in Urkunden des 12 und 13ten Jahrh. Lauenstein, liegt zwischen Bergen und Klippen, und zeigt über sich die Ueberbleibsel des verfallenen Schlosses der edlen Herren v. Homburg; in demselben sind das Amt-Haus und die Gerichts-Stube, das bürgerliche Rathhaus, ein landesherrschaftliches Vorwerk, und eine Pfarr-Kirche. Ueberhaupt hat er 83 Feuerstellen, und ist nach der großen Feuersbrunst, welche er 1730 erlitten hat, besser als vorhin gebauet worden. Vormahls hat er eine Ring-Mauer gehabt. Er hat zwar einen Magistrat, steht aber unter dem Amte. An den bürgerlichen Freyheiten desselben nehmen die Einwohner auf dem Dämme, vor Lauenstein, kein Antheil; sie erwählen sich aber aus ihrem Mittel einen eigenen Bürgermeister. Es stehen hier 28 Häuser.

Es hat dieser Flecken vor Alters den edlen Herren v. Homburg gehört, welche auf dem hiesigen Schlosse ihre eigenen Burg-Männer hielten. Heinrich v. Homburg trug dieses Schloß 1247, an Herzog Otto das Kind zu Lehn auf, daher es nach Abgange der edlen Herren v. Homburg an das Haus Braunschweig und Lüneburg fiel. Nachher war das Schloß und Amt eine geraume Zeit an das Bisthum Hildesheim verpfändet, von welchem es wieder an die von Saldern versetzt wurde. Seit 1643 ist das Haus Braunschweig und Lüneburg im völligen und ruhigen Besitze desselben geblieben.

In

In dem an allerley Natur- und Kunst-Producten reichen Amte Lauenstein, befindet sich unter andern auch eine stark riechende Schwefel-Quelle. Sie ist nahe an dem Fuß-Wege der von Deilmüssen nach Heinsen führt; nicht weit vom erstern Orte, an einem kleinen Bache, der nahe an der Quelle herfließt, und worin sie sich ergießt. Der gedachte Fuß-Weg geht über diesen Bach, und die Quelle ist vom Wege ab linker Hand nicht weit davon. In warmen Sommer-Tagen kann man sie bey dem Uebergange über den Bach stark riechen; zu andern Zeiten ist der Geruch nicht so stark zu empfinden. Die Quelle verdiente wohl eine nähere Untersuchung.

1. Lauer (der), Lauer-Wein, Laur, in den Wein-Ländern ein geringes Getränk für das Gesinde, Arbeiter und Tagelöhner, welches aus den schon ausgepreßten Weintrauben (Weinträbern, Treßtern) durch Aufgießung frischen Wassers, und nochmalige Stampfung oder Pressung, bereitet wird; Gesinde-Wein, Nach-Wein, Träber-Wein, Trester-Wein, Wasser-Most; im gem. Leben Glaur, Leir, Leur, Lorke, Lurke, (mit welchen letztern Nahmen man auch wohl ein jedes schlechtes unschmackhaftes und kraftloses Getränk im verächtlichen Verstande zu belegen pflegt.) Im Lat. und Ital. Lora; Fr. Demi-Vin, Depense, Ginguet, Piquette.

Ohne Zweifel von lau, unschmackhaft, flau; siehe oben, S. 598. Das Suffixum er bedeutet ein Subject, ein Ding, von welchem etwas gesagt wird.

Man pflegt gemeiniglich, wenn die Weintrauben 2 oder 3 Mahl getrottet oder gepreßt sind, die Hälften oder Trester in etliche Fässer oder Bottiche zu schütten, und, je eher, je besser, gutes reines Brunnen-Wasser, so viel nöthig ist, (doch daß es nicht gar zu schlecht werde,) darauf zu gießen, und also die Nacht über stehen zu lassen, am folgenden Tage aber

Def. technol. Enc. LXV Th.

Ugg solche

solche Trester nochmalts auszupressen; was alsdann davon herab läuft, ist der Lauer oder die Lurke; wiewohl nicht aller Orten das Pressen geschieht, sondern das Wasser nur auf den Trestern eine Zeitlang stehen gelassen, und hernach in die Fässer davon abgezogen wird. Will man aber dem Gesinde zum Besten einen guten Lauer machen, so kann man vorher überschlagen und ausrechnen, wie viel etwa der rote Theil des Weines betrage, welchen man den ganzen Tag über getrottet und gemacht hat; alsdann gießt man so viel als der rote Theil ausmacht, frisches Brunnen-Wasser über die Trester, daraus man den Wein hat treten lassen; dazu wird noch der Schaum oder Gäsche von verjährtem Wein, nebst den Deusen, die noch in der Butte geblieben sind, gethan, und also läßt man es, nachdem die Trester vorher mit Stößeln von einander gestampft worden sind, die ganze Nacht durch einander beizen, und darauf am folgenden Tage, wenn alles noch wohl mit Füßen durch einander getreten worden ist, endlich gar pressen. Was alsdann heraus fließt, wird in Fässer gegossen, und wenn es gegohren hat, werden die Fässer verspündet, und hernach in den Keller gebracht. Einige lassen das Wasser, welches sie nach und nach über die Wein-Trester gießen, 2 oder 3 Tage darauf stehen, bis es die Kraft und Farbe an sich gezogen hat, nehmen hernach den Lauer heraus, und füllen ihn in die Gefäße, welcher oft bis wieder zur folgenden Wein-Lese gut bleibt; sodann gießen sie auf eben dieselben Trester zum andern Mal Wasser, und machen es wieder so, wiederholen auch den Aufguß zuweilen zum dritten Mal, wenn nämlich die ersten beyden Aufgüsse nicht zu stark gewesen sind. Den zuletzt gemachten Lauer muß man am ersten wegstinken, weil er nicht so dauerhaft ist, wie der erste. Der Lauer wird auch mit guten saftigen Birnen und

Aef-

Aepfeln, welche zerstoßen auf die Trester geschüttet und ausgepresst werden, noch besser und schmackhafter gemacht. Weil die Fässer und Böttiche, oder so genannten Butten, durch die Trester, wenn sie lange darin bleiben, sehr verdorben werden, und wohl gar bey künftiger Lese den Most schlechter machen, so muß man gedachte Trester, so bald der Lauer heraus ist, aus den Butten heraus thun, und solche mit warmem Wasser ausbrühen und auswaschen, und, wenn sie abgetrocknet sind, an einem lustigen Orte aufbehalten. Am besten ist es, wenn man besondere Butten und Gefäße hat, die man zu nichts als zu Lauermachen braucht; doch wollen auch diese reinlich gehalten seyn.

Auch aus den Aepfeln, wird, nach ausgepresstem Aepfel-Moste, ein solcher Lauer, oder Salb-Cider, auf ähnliche Art bereitet. Siehe Obst-Wein.

2. Lauer, (der) eine lauernde Person; siehe Lauerer.
3. Lauer, (die) von dem Zeit-Worte lauern, die Handlung, der Zustand, da man lauert, im gem. Leben; am häufigsten mit dem Vor-Worte auf. Auf der Lauer stehen. Jemanden auf die Lauer stellen. Ich bin hier schon fünf Tage auf der Lauer. Im Nieders. und Dän. Luur.

Bey den Jägern, heißt die Lauer oder Lausche, Fr. Affür, ein heimlicher und verdeckter Ort, wo man sich mit einer schußfertigen Flinte hinstellt, und erwartet, bis das Wild den Weg kommt. Man sagt: Es ist heute schön Wetter, wir wollen auf die Lauer gehen. Wo scharfe Gränzen an die Gehäge oder sonst gute Wildbahnen stoßen, da pflegen die Angränzenden das Wildpret vorher mit Hafer, Kraut-Stauden, wildem Obste, u. d. gl. anzukönnen; machen sich alsdann Gruben in die Erde, welche oben verdeckt und mit einem Schieß-Loche versehen sind, setzen sich des Nachts hinein, und lauern

so lange, bis das Wildpret an und zum Schuß kommt. Diese sogenannte Lauer-Gruben werden aber nicht überall gestiftet, sondern als eine nicht-weidmannische Sache für strafbar gehalten.

Auf Bergwerken heißt die Lauer stechen, Fr. gueter, wenn vorliegende Gewerke auf Forttrieb des Stoll-Ortes lauschen; ingleichen, wenn sie mit Abstattung der Stoll-Steuer (Zubusse) anhalten, und zusehen, ob die Sache in bessere Umstände kommt, oder wenn sie mit Feist und Feder hauen säumig sind, welches jedoch nicht zulässig ist.

Lauer-Grube, s. oben, auf dieser Seite.

Lauer-Wein, s. oben, S. 829, f.

Lauerer, (der) am häufigsten zusammen gezogen Lauerer, eine Person, welche lauert; Fr. Espion, Gueureur, Mouchard. Und sie hielten auf ihn und sandten Lauerer aus, Luc. 20, 20. Im gemeinen Leben, besonders einiger Mund-Arten, wird es häufig noch weiter in Lauer zusammen gezogen, einen tückischen, boshaften Menschen zu bezeichnen, wo es oft auch überhaupt ein allgemeines Schimpf-Wort ist. Bayern sind Lauren. Du Lauer, du bist ein vntrewer wicher, Ehenerd. Cap. 24.

Da Lauererinn im weiblichen Geschlechte das Geschlecht beleidigt, so braucht man der Lauerer am häufigsten von beiden Geschlechtern.

Lauern, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1. Schaff auf etwas sehen oder hören, um es zu Gesicht zu bekommen, oder mit dem Gehöre zu entdecken, und in weiterer Bedeutung, warten bis etwas geschehen ist. Auf etwas lauern, warten bis man es erblickt. An der Thür lauern, horchen. Auf eine bequeme Gelegenheit lauern, Fr. épier l'occasion. Gemeinlich braucht man es auch in dieser allgemeineren Bedeutung nur im Scherze oder nachtheiligen Verstande.

Daher

Daher ablauern, durch Lauern erhalten. Die Gelegenheit, den Vortheil ablauern. Einem einen Kunstgriff ablauern, d. i. heimlich absehen. Nieders. afluren. Stehe auch ablauschen, im Art. Lauschen.

Auslauern, auf etwas lauern. Einem auslauern, d. i. ihm heimlich nachstellen, im eigentlichen Verstande. Daher die Auslauernung, und der Auslauerner.

Belauern. 1. Auf etwas lauern. Jemanden belauern, d. i. seine Worte und Handlungen heimlich bemerken. 2. Hinterlistig betriegen, im gem. L. Beide Bedeutungen hat auch das Nieders. beluren. Siehe Belauschen, im Art. Lauschen.

Erlauern, durch Lauern erhalten, durch Lauern zu seinem Zwecke gelangen. Jemanden erlauern, ihn belauern und erhaschen. Die Gelegenheit erlauern.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, im Verborgenen zu eines Andern Schaden oder Untergang lauern; warten, bis einem andern Dinge ein Uebel wiederfahre, oder um demselben selbst ein Uebel zu zufügen; Fr. épier, gueter. Die Katze lauert auf die Maus, Fr. le chat guete la souris; der Fuchs lauert auf die Hühner. Wenn jemand Haß trägt wider seinen Nächsten und lauert auf ihn, und macht sich über ihn her, u. s. f. 5 Mos. 19, 20. Die Pharisäer lauerten auf Simson, Richt. 16, 2. Der Gottlose lauret (lauert) im Verborgenen wie ein Löwe in der Höhle, er lauret, daß er den Elenden erhasche, Ps. 10, 8. Jetzt lauret sie (die Buhlerin) an allen Ecken, Sprichw. 7, 12. Die Pharisäer lauerten auf Christum, und suchten, ob sie etwas erfagen könnten aus seinem Munde, daß sie eine Sache zu ihm hätten, Luc. 11, 54. Einem auf den Dienst lauern, im gem. Leben, ihm nachstellen, auf Gelegenheit lauern, ihm zu schaden.

Egg 3

Won

Von dem Unterschiede der Wörter lauern, lauschen, laustern und horchen, s. im Art. Lauschen.

Im Nieders. luren, gluren, Fukuluren, im Dän. lure, Schwed. lura, Engl. leer, Isländ. hlara. Es ist das Intensivum von dem noch in der Oberpfalz üblichen lauen, sehen, welches mit dem Oberd. lugen, sehen, genau verwandt ist. Es bedeutet also eigentlich, lange und scharf auf etwas sehen. Siehe Lugen. Es ist also zunächst von dem Sehen hergenommen, so wie das verwandte lauschen zunächst von dem Sinne des Gehöres entlehnt ist. Im Schwed. bedeutet Ljura, das Fenster, welches im Slavon. Djura heißt, woraus sich zugleich das Niedersächs. türen für lauern erklären läßt. Unser Lauern ist mit dem Nieders. luren, gluren, plieren, und Engl. leer und lowre, mit zusammen gedrückten Augen sehen, imgl. täuschlich ansehen, genau verwandt, indem solche nur besondere Arten der scharfen Bemühung zu sehen sind.

Lauern, für lauern, ist ein Fehler harter Mundaarten.

Das Nieders. luren hat noch zwey andere Bedeutungen, welche, allem Ansehen nach, von verschiedenen Stämmen sind. Es bedeutet auch 1. anlocken, anlocken, und figürlich, mit falscher Hoffnung betriegen, wo es mit dem Franz. leurrer und Engl. lure, einerley ist. Hier ist es ohne Zweifel aus dem Hochdeutschen ludern zusammen gezogen, indem die Niedersachsen das d zwischen zwey Vocalen in tausend andern Fällen zu verbeissen pflegen. 2. Träge, unlustig seyn, Engl. lark, wo es aus lau, faul, träge, entstanden zu seyn scheint. Im Schwed. ist Lurk, ein träger, fauler Mensch.

Lauerwigen, siehe Laurwigen.

Ende des fünf und sechzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.



Dritte Fortsetzung

des

Verzeichnisses

derjenigen

Bücher und Kupferstiche,

welche in der Buchhandlung

des geh. Commerzien Rath Pauli

zu Berlin

in Menge zu haben sind.

1794.

Hagen, E. V. von der, Historisch-genealogische Beschreibung des adelichen, nunmehr ausgestorbenen Geschlechtes derer von Uchtenhagen, welche die Stadt Freyenwalde, beynähe 250 Jahr im Besiz gehabt, zu mehrerer Erläuterung der Geschichte von Freyenwalde, aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten zusammen getragen, und mit Anmerkungen begleitet, als ein 2ter Theil zum vorigen zu gebrauchen, mit einem Kupfer, gr. 4to. 1784. 8 gr.

— Beschreibung der Kalkbrüche bey Müdersdorf, der Stadt Neustadt = Eberswalde, und des Finnow = Canals, wie auch der dasigen Stahl- und Eisen = Fabrik, des Messingwerkes und Kupferhammers. Ein Beytrag zur märkischen Geschichte, aus Urkunden und sichern Nachrichten zusammen getragen, mit vielen Kupfern, gr. 4to. 1785. 3 thl. 3 gr.

Halle, J. S. Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewendet worden, mit vielen Kupfern, 4 Theile, gr. 8. 1784 — 1786. 7 thl.

— Fortgesetzte Magie, 7 Bände, mit Kupfern, gr. 8. 1788. 1790. 13 thl. 8 gr.

Halle,

Halle, Leinenmanufactur, oder die vollständige Oekonomie
des Flachsbauers, nach allen seinen Zweigen, mit Kupfern,
gr. 4to. 1788. 1 thl. 12 gr.

— vollständige Tobacksmannufactur, mit Kupfern, gr. 4.
1788. 16 gr.

Jablonſki, C. G. Naturgeschichte aller bekannten in- und
ausländischen Inſecten, als eine Fortsetzung der Buffon-
ſchen Naturgeschichte, fortgesetzt von J. F. W. Herbst,
der Schmetterlinge 1ſter Band, gr. 8. mit 7 illuminirten
4to Kupfern, 1783. 2 thl. und 3 thl. 2 gr.

— Desselben Buchs 2ter Band, gr. 8. mit 14 illuminir-
ten Kupfern, in 4to. Tab. 7 — 20. 1784. Subscriptions-
Preis 3 thl. 4 gr. Ladenpreis 4 thl. 20 gr.

— Desselben Buchs 3ter Band, gr. 8. mit 32 illuminir-
ten Kupfern, in 4to. Tab. 21 — 52. 1788. Subscript.
Preis 6 thl. 4 gr. Ladenpreis 9 thl. 8 gr.

— Desselben Buchs 4ter Band, 1ſtes Heft, A — E, mit
14 illum. Kupf. Tab. 53 — 66. 1789. 2 thl. 18 gr. und
4 thl. 4 gr.

— Desselben Buchs 4ter B. 2tes Heft. F — O, mit
14 illum. Kupf. 4to. Tab. 67 — 80. 1790. Pränumera-
tionspreis 2 thl. 18 gr. ordinär 4 thl. 4 gr.

— Desselben Buchs 5ter B. 1ſtes Heft. A — G, mit
16 illum. Kupf. in 4to. Tab. 81 — 96. 1791. Pränume-
rationspreis 3 thl. 2 gr. ordinär 4 thl. 16 gr.

— Desselben Buchs 5ter B. 2tes Heft. H — P, mit
21 illum. Kupf. in 4to. Tab. 97 — 117. 3 thl. 22 gr. und
5 thl. 22 gr.

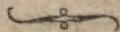
— Desselben Buchs 6ter Band, mit 36 illum. Kupf. in
4to. Tab. 118 — 153. 6 thl. 20 gr. und 10 thl. 8 gr.

— Desselben Buchs 7ter Band, mit 28 illum. Kupf. in
4to. Tab. 154 — 181. 5 thl. 12 gr. und 8 thl. 8 gr.

— Naturgeschichte aller bekannten in- und ausländ-
ischen Inſecten, fortgesetzt von J. F. W. Herbst, der Kä-
fer 1ſter Band, gr. 8. mit 6 illum. Kupf. in 4to. Tab. 1
bis 6. 1785. 1 thl. 20 gr. und 2 thl. 20 gr.

— Desselben Buchs 2ter B. 1ſtes Heft. gr. 8. mit 9 il-
lum. Kupf. in 4to. Tab. A. B. C. 7 — 12. Subscriptions-
Preis 1 thl. 22 gr. Ladenpreis 2 thl. 22 gr.

— Desselben Buchs 2ter B. 2tes Heft, gr. 8. mit 8 il-
lum. Kupf. in 4to. No. 13 — 20. Pränumerationenpreis
1 thl. 18 gr. ordinär 2 thl. 16 gr.



Th.



F. 3912. S. 110.





F. 3913. α. G. 330.



Oec. Enc. LXV Th.

F. 3913. β. G. 330.



Oec. Enc. LXV Th.

ſ. 3913. V. ſ. 333.



Oec. Enc. LXV Th.

ſ. 3913. D. ſ. 343.



Oec. Enc. LXV Th.

F. 3913. V. G. 349.



Oec. Enc. LXV Th.

F. 3913. V. G. 349.



Oec. Enc. LXV Th.

F. 3913. η. S. 349.



Oec. Enc. LXV Th.

F. 3913. D. S. 350.



Oec. Enc. LXV Th.

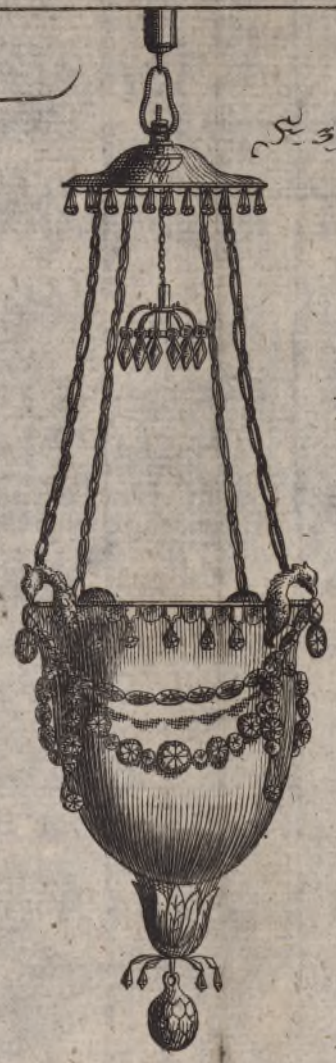
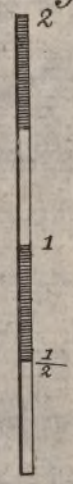
F. 3918. G. 367.

F. 3919. G. 368.

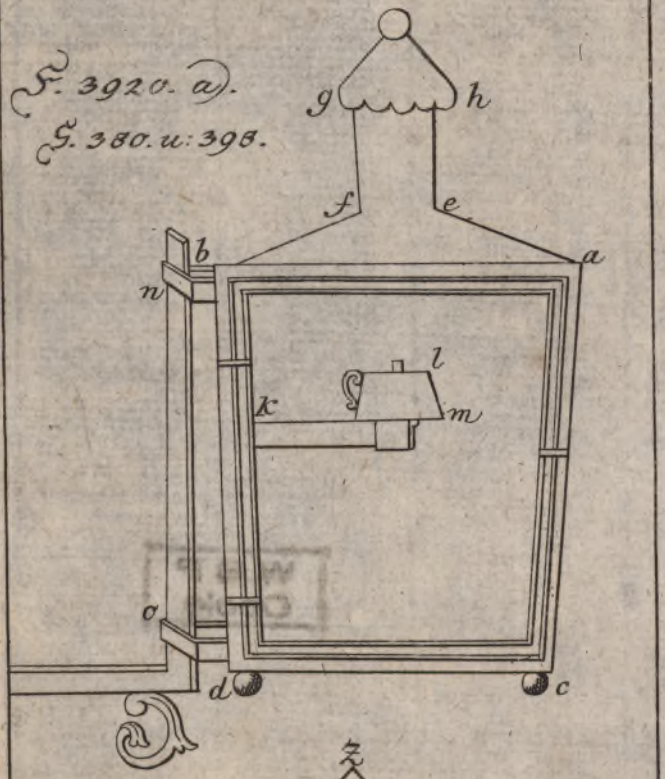
Paris: Fufs.



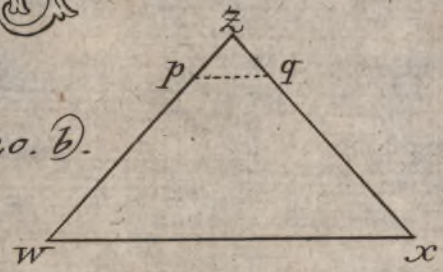
Paris: Fufs.



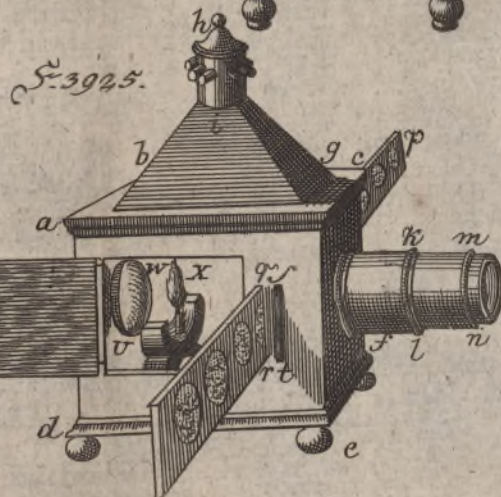
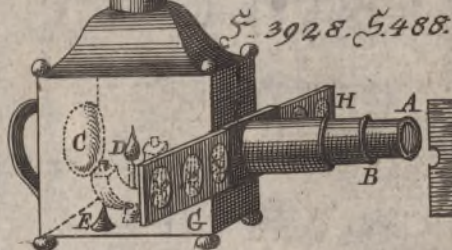
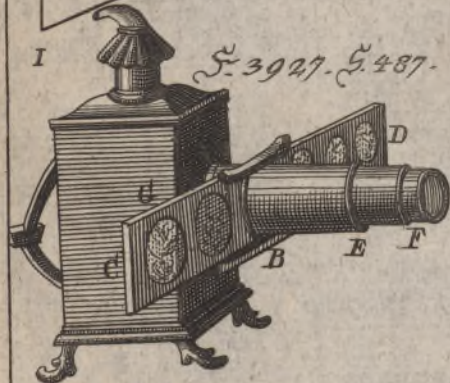
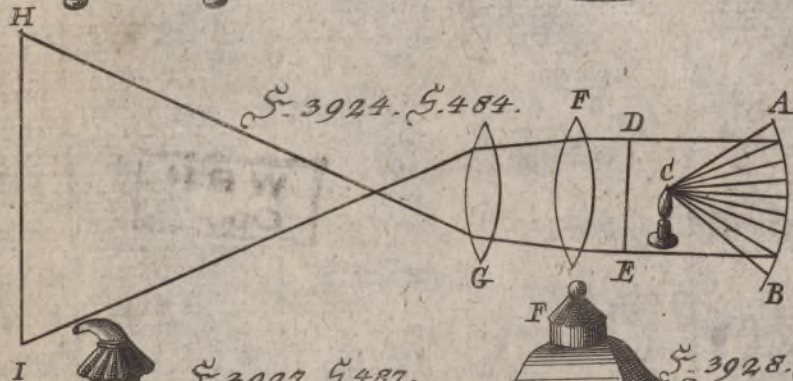
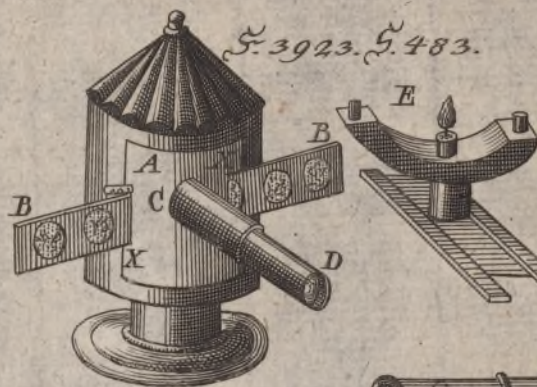
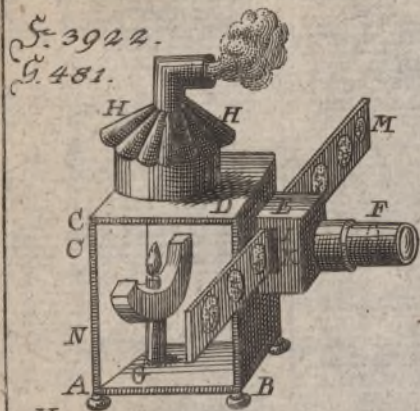
S. 3920. a.
S. 380. u: 398.

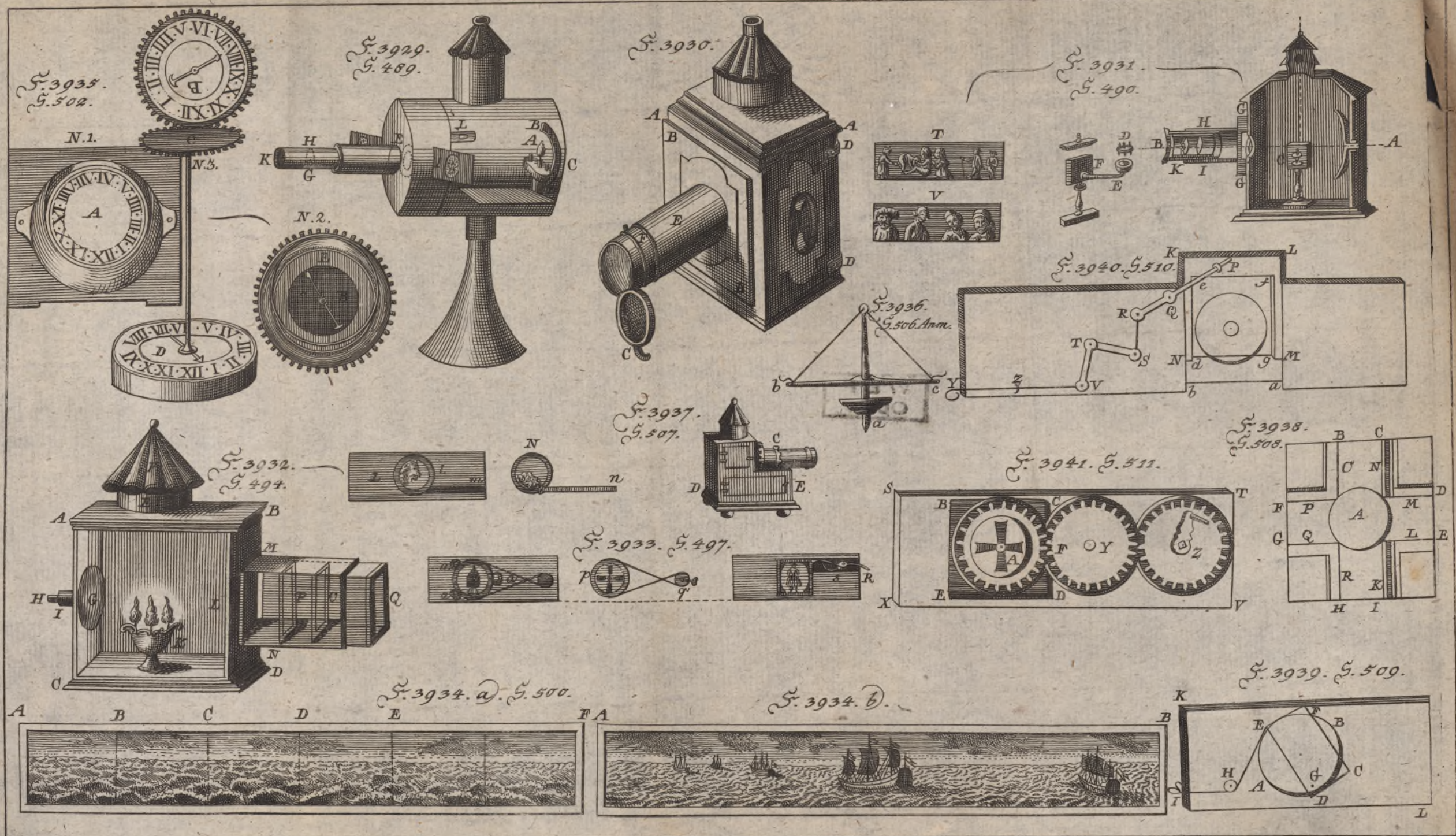


S. 3920. b.

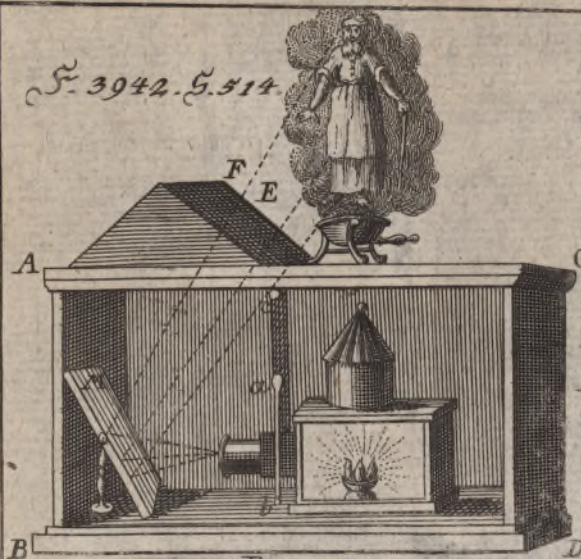


S. 3921. S. 414.

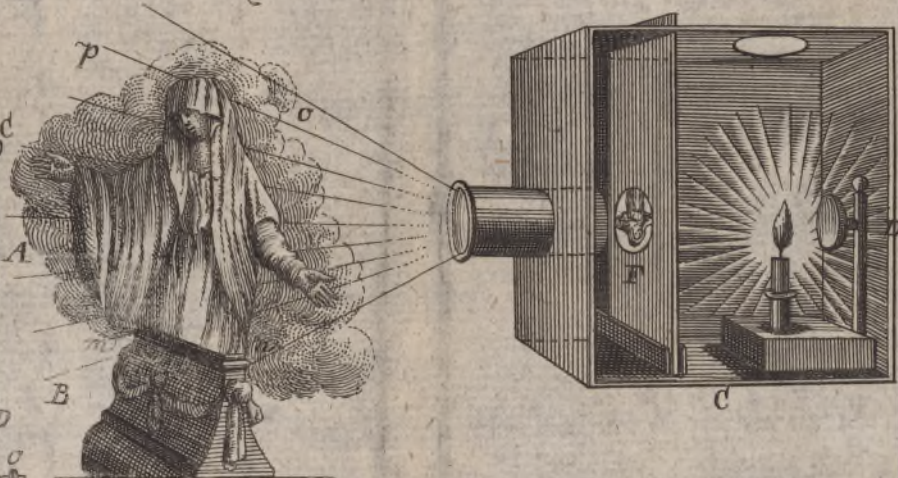




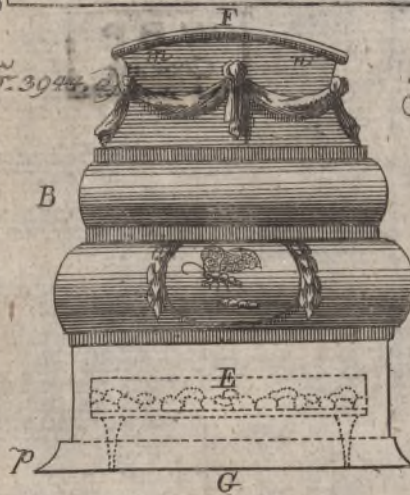
F. 3942. G. 514.



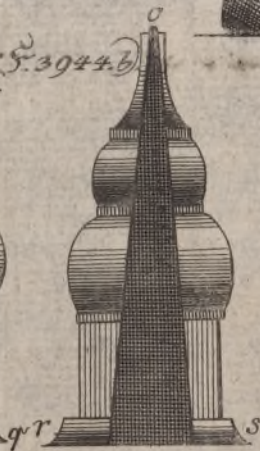
F. 3943. G. 517.



F. 3944. G. 518.



F. 3944. G. 519.



F. 3944. G. 520.



F. 3944. G. 522.

F. 3948. S. 519.

A



Fig. 3946. S. 519.

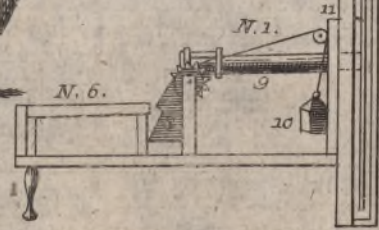
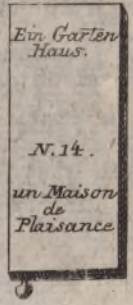
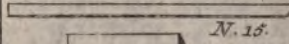
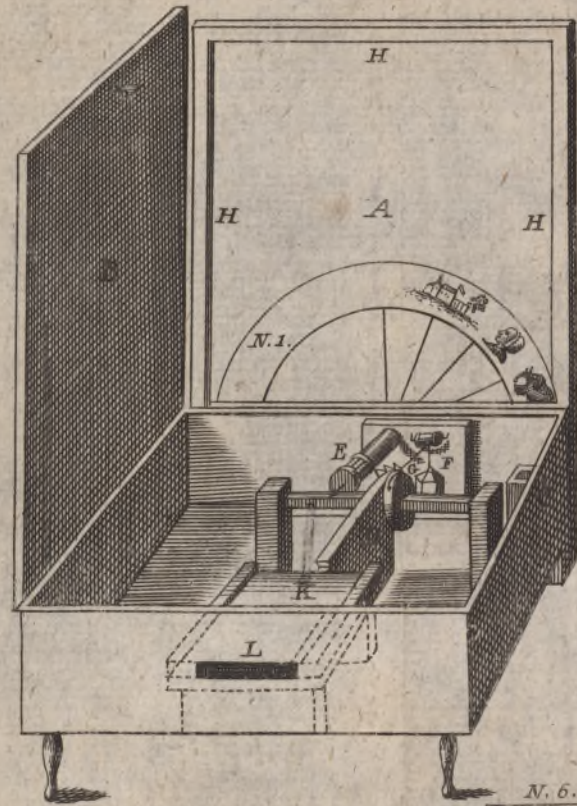


Fig. 3947. S. 520.

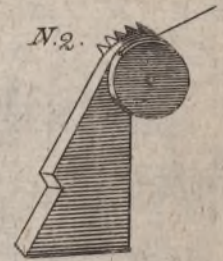
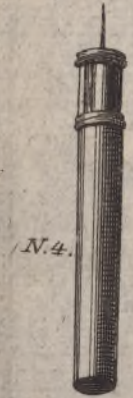
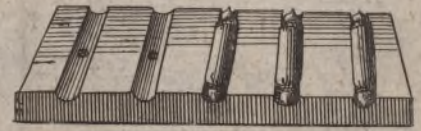


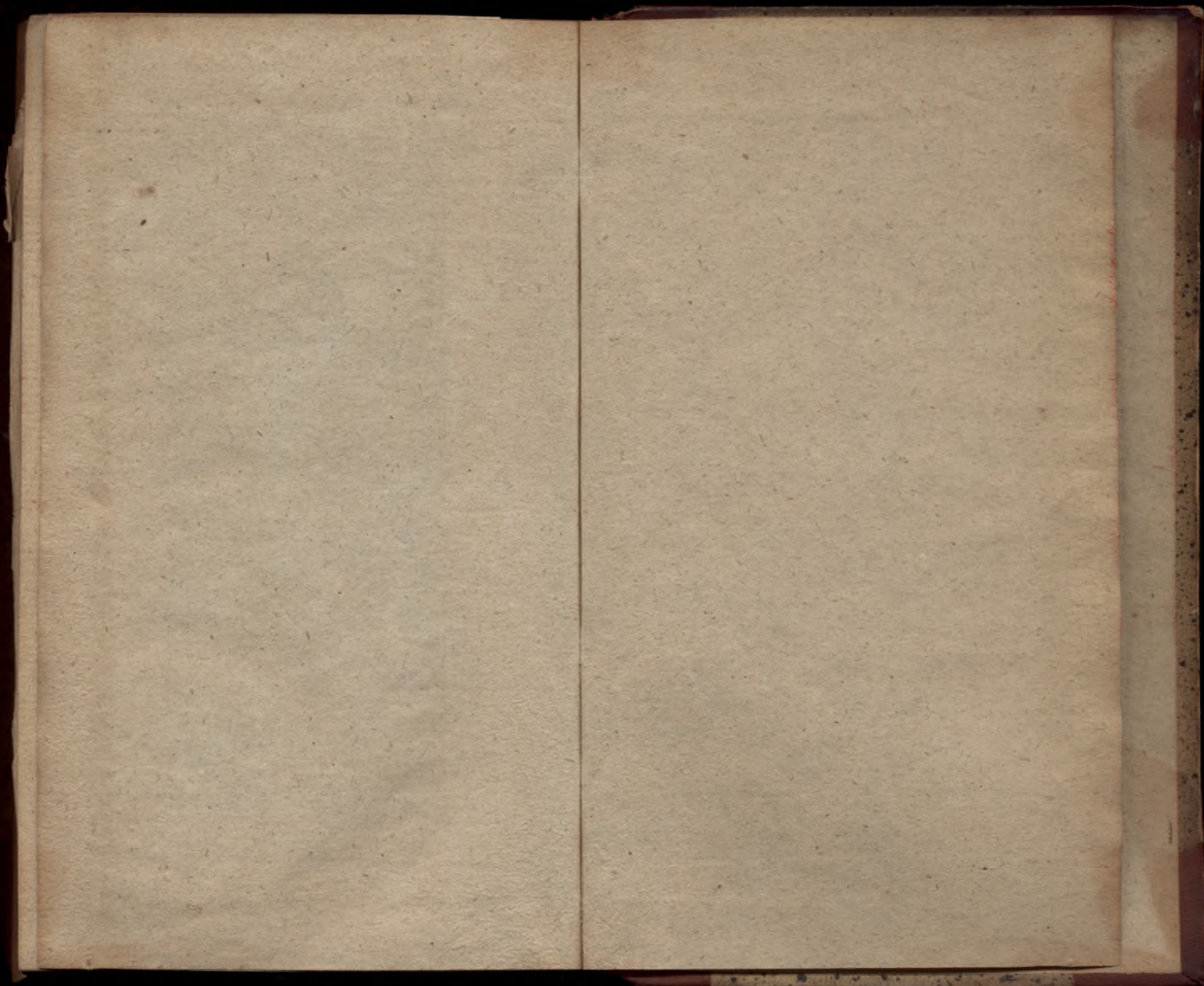
Fig. 3948. S. 552.

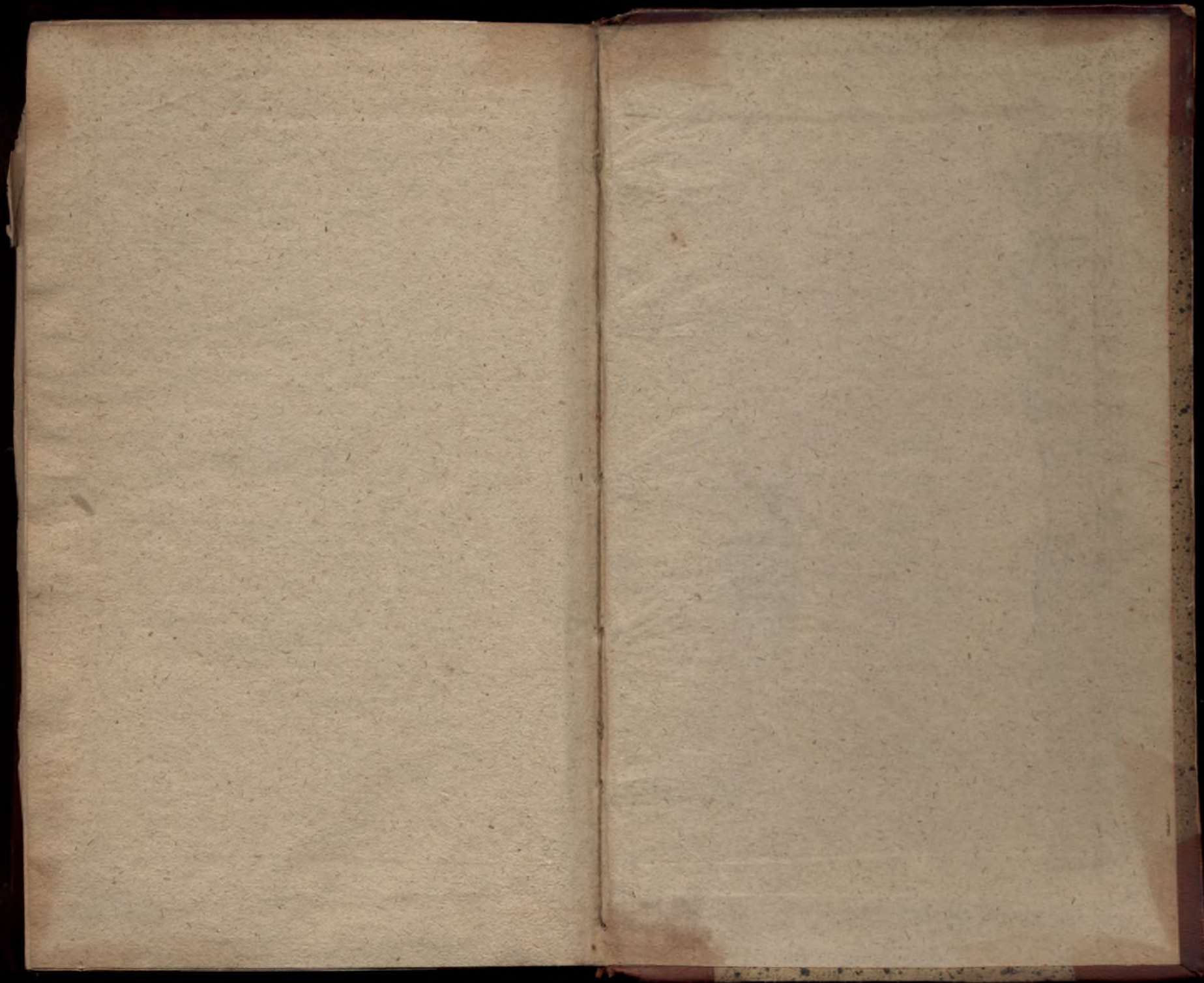












Krönig
Oekonomische
Encyclopädie



65. Theil.
von Lar bis Lauer



